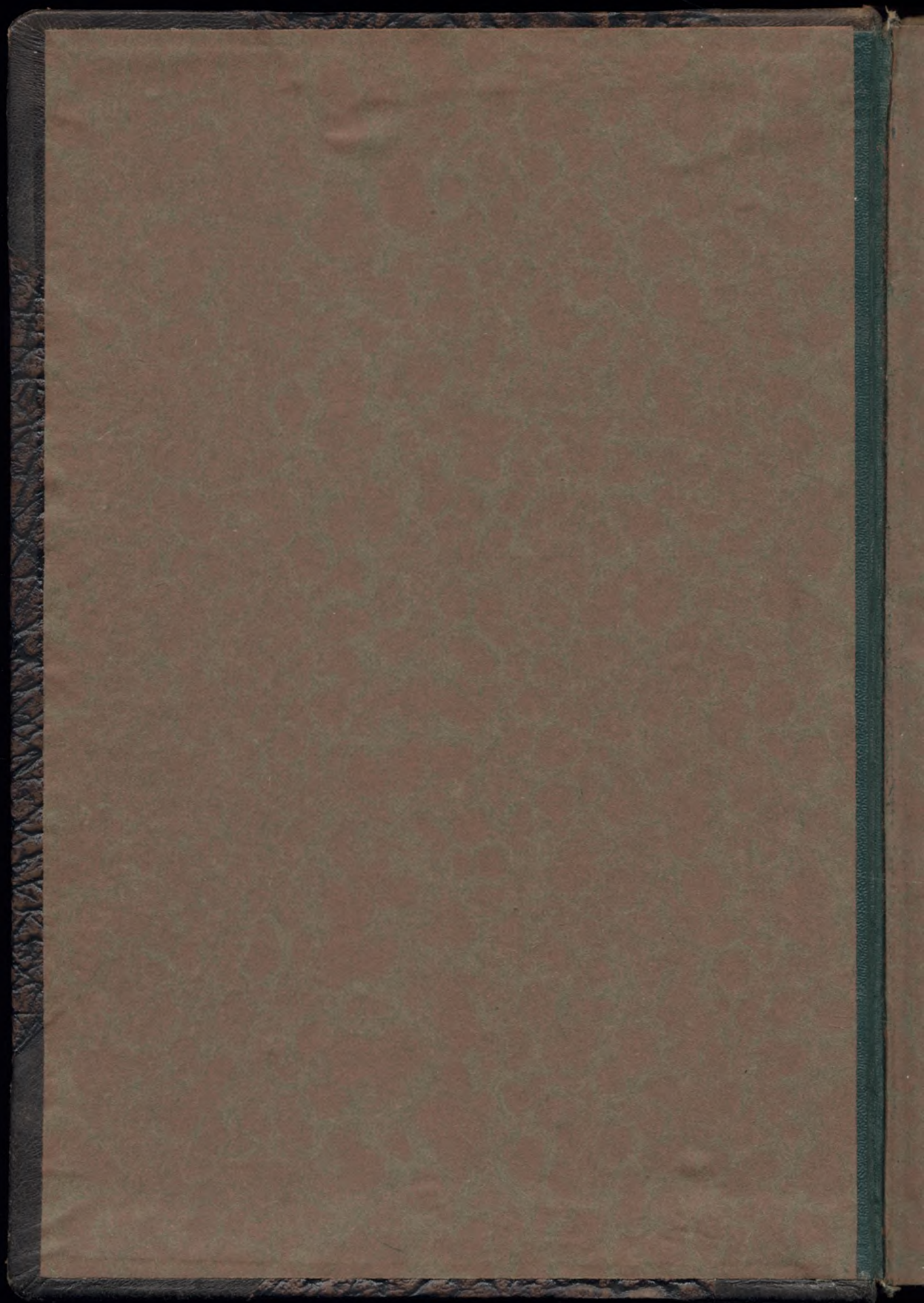
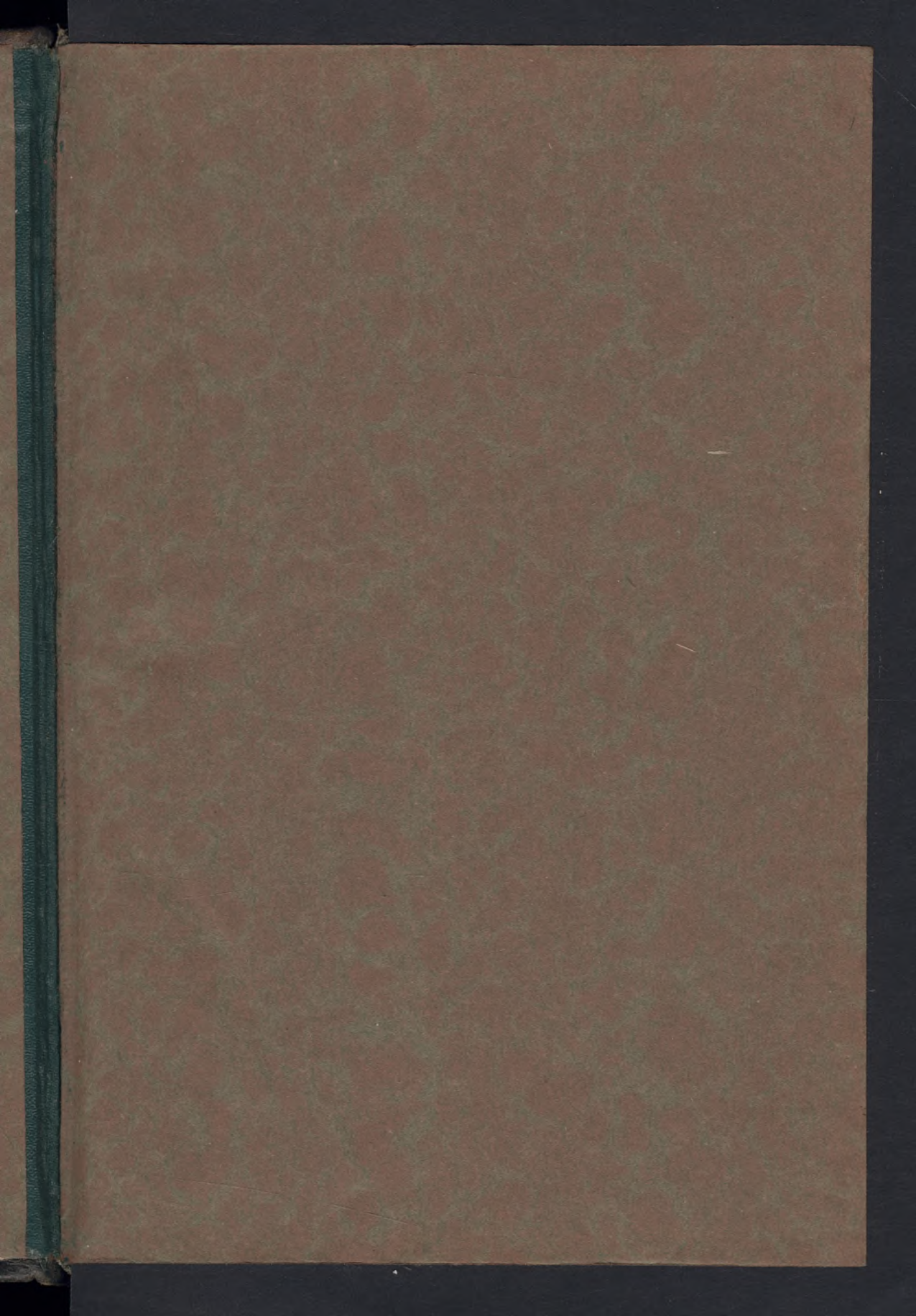


1032 K















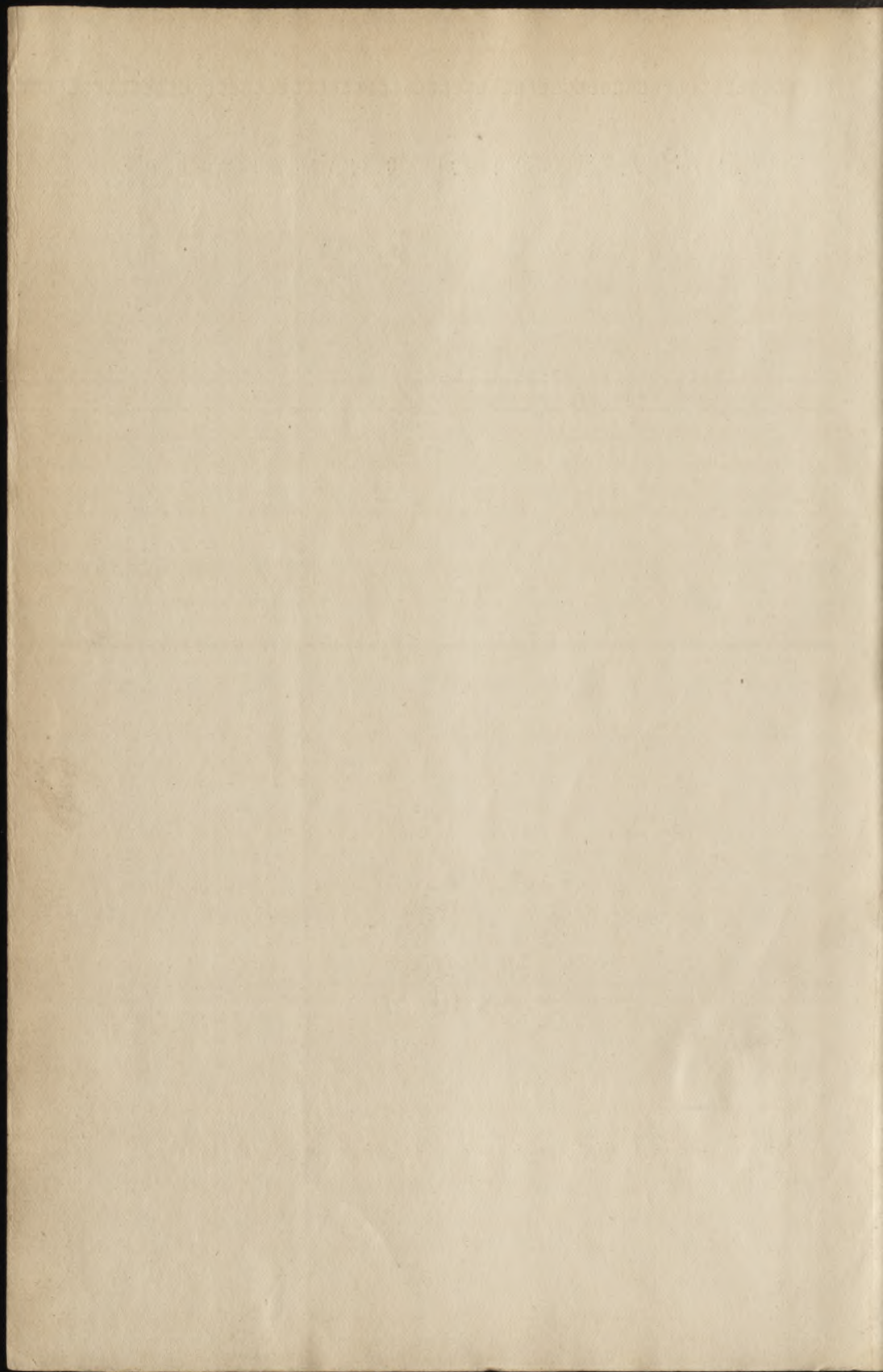
KÁROLYI / GEGEN EINE GANZE WELT

1875

SCHLOSS SENFTENBERG  
BÖHMEN.

1875 -







# GEGEN EINE GANZE WELT

VON

MICHAEL GRAF KÁROLYI

MEIN KAMPF  
UM DEN FRIEDEN



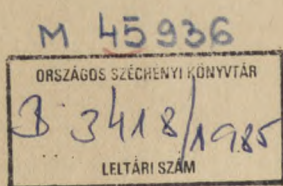
1 9 2 4

---

VERLAG FÜR KULTURPOLITIK MÜNCHEN



R  
2



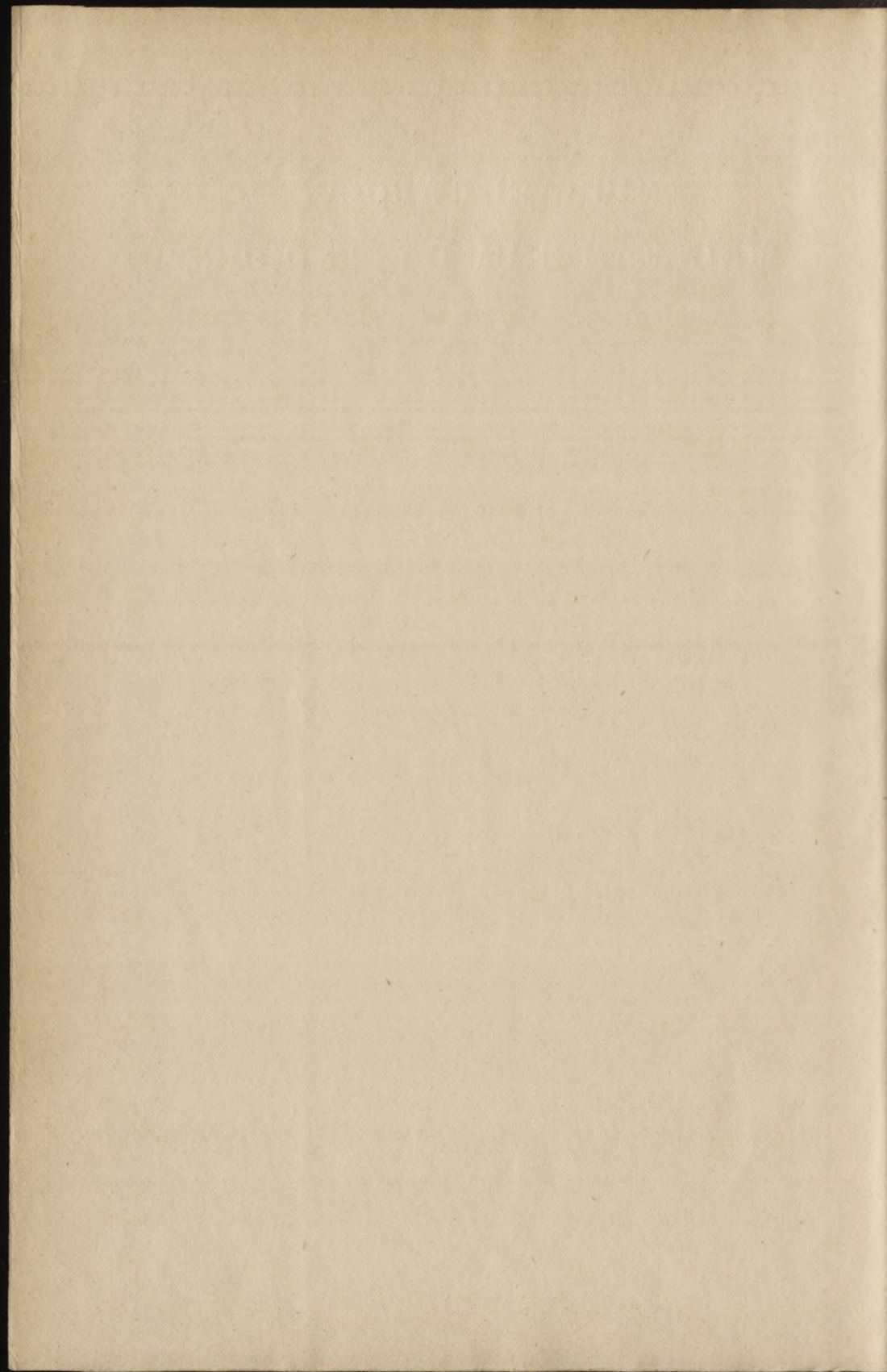
Copyright 1924 by Verlag für Kulturpolitik, München



MICHAEL KÁROLYI  
MEIN KAMPF UM DEN FRIEDEN

*Ora e sempre*

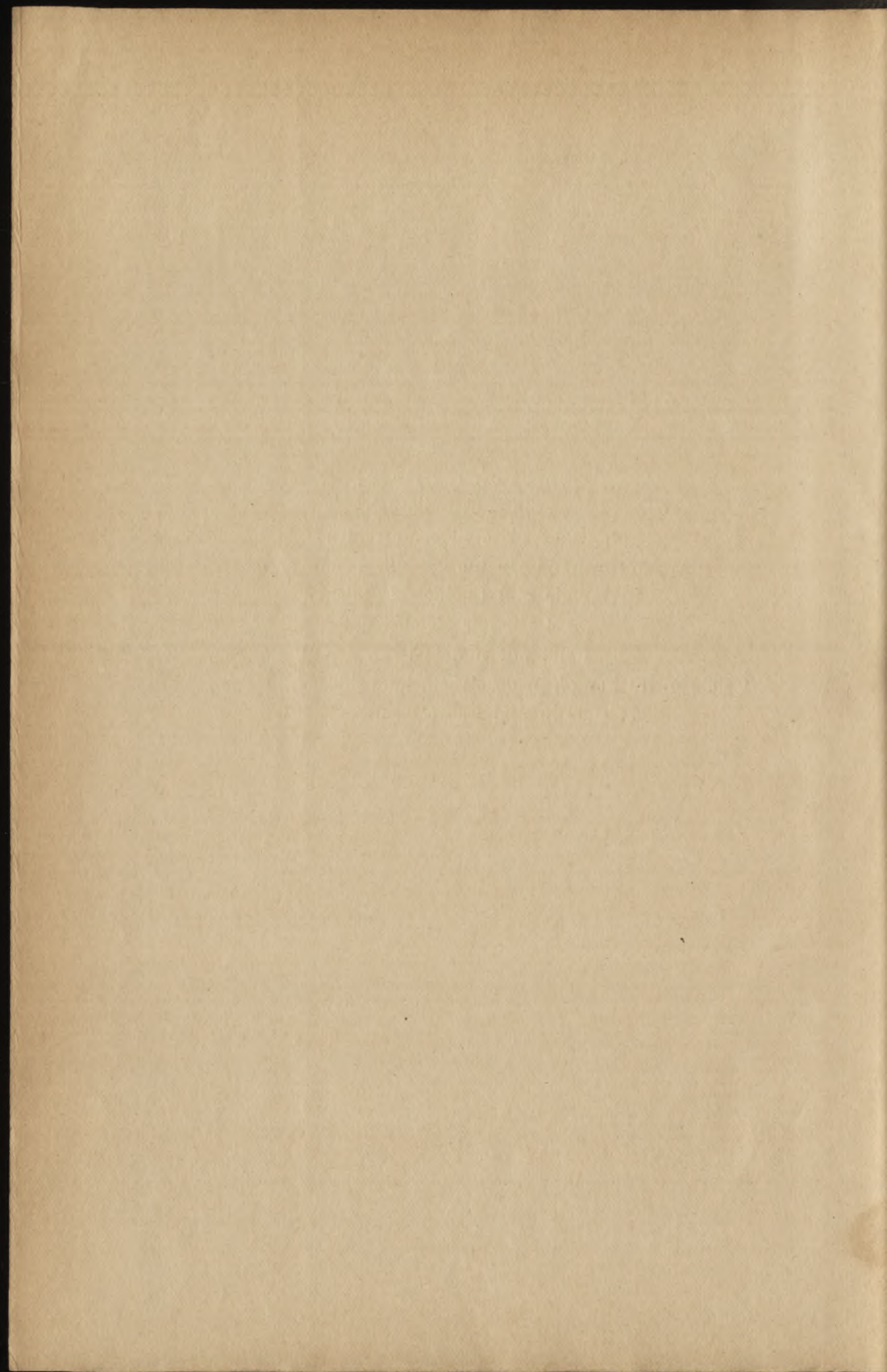






Dies Buch ist Dein,  
denn Dein waren die Jahre,  
von denen diese Blätter erzählen:  
denn mehr warst Du mir als nur meine Frau.  
In Freude und Unglück, in allem  
warst Du mir Gefährtin,  
warst mir und bist mir  
Gefährtin im Kampf, in der Arbeit, im Leiden, im Hoffen,  
Gefährtin und wahre Genossin.

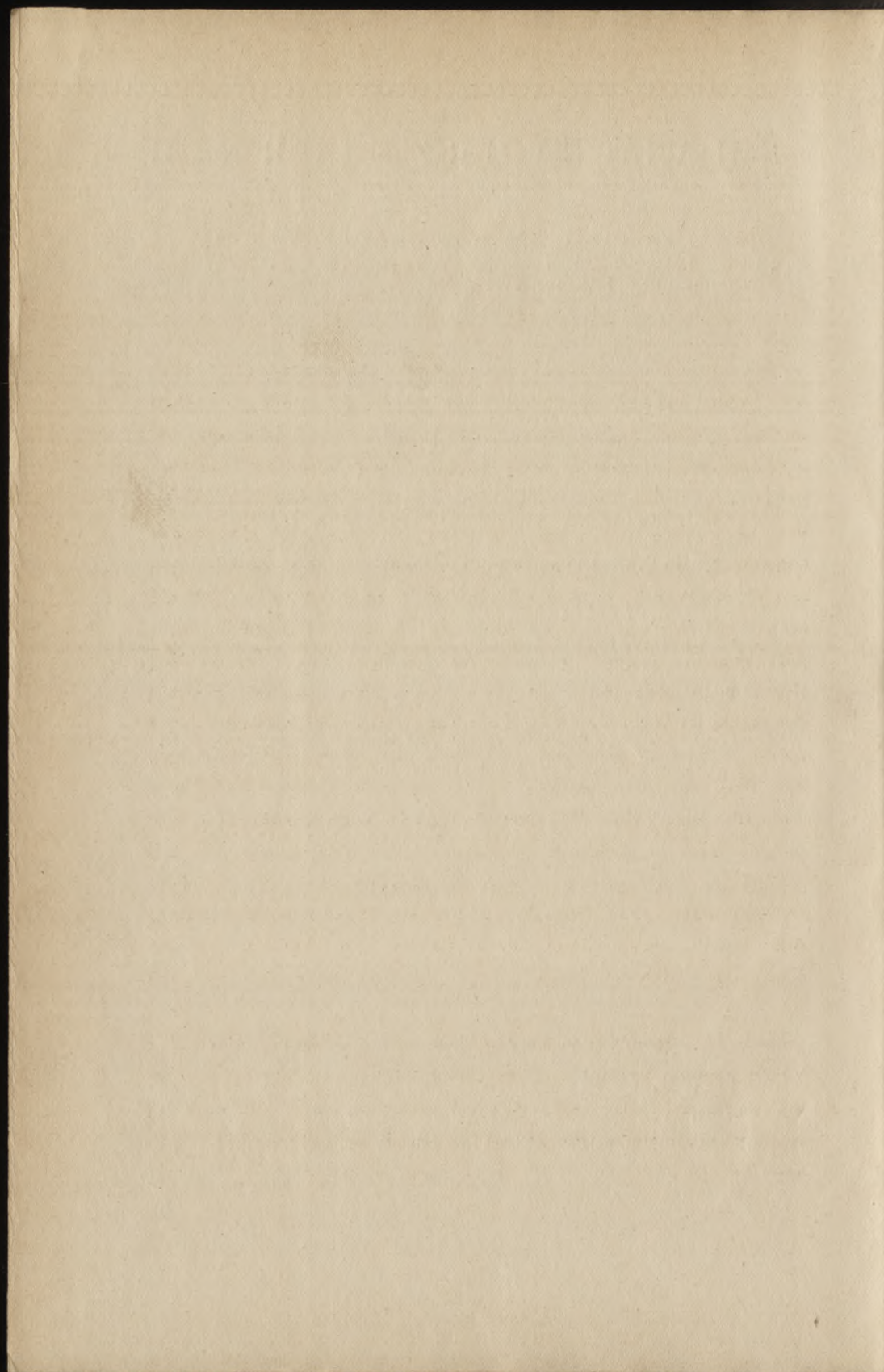




# I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

		Seite
	Vorwort . . . . .	XI
Kapitel	I. Vor dem Kampf . . . . .	1
"	II. Eintritt in die Politik . . . . .	29
"	III. Achtundvierzig und Siebenundsechzig . . . . .	39
"	IV. Justh und Apponyi . . . . .	55
"	V. Balkankrise und Demokratie . . . . .	69
"	VI. Mein Weg nach dem Quai d'Orsay . . . . .	79
"	VII. Unter den Ungarn Amerikas . . . . .	97
"	VIII. In französischer Gefangenschaft . . . . .	103
"	IX. Meine Frau . . . . .	125
"	X. Die Parteien und der Krieg . . . . .	131
"	XI. Meine Bemühungen, Italien vom Kriege fernzuhalten . . .	147
"	XII. Mitteleuropa . . . . .	157
"	XIII. Die Károlyi-Partei für den Frieden . . . . .	165
"	XIV. Neue Ära — Neue Menschen . . . . .	175
"	XV. Meine erste Audienz bei König Karl . . . . .	183
"	XVI. Tiszas Sturz — Wiederum beim König . . . . .	193
"	XVII. Die Bildung des Eszterházy-Kabinetts. Meine dritte Audienz	203
"	XXVIII. Eine peinliche Situation . . . . .	219
"	XIX. Czernin laviert . . . . .	229
"	XX. Meine Verhandlungen in Bern . . . . .	243
"	XXI. Das Scheitern der Wahlrechtsreform . . . . .	253
"	XXII. Vom Pazifismus . . . . .	267
"	XXIII. Die Krise des Sozialismus und seine Wiedergeburt aus dem Pazifismus. Stockholm und der Januarstreik . . . . .	283
"	XXIV. Die Kräfte des Fortschrittes . . . . .	297
"	XXV. Emmerich Károlyi und die Török-Affäre . . . . .	311
"	XXVI. Die Affäre Konsten . . . . .	327
"	XXVII. Zersetzung und Auflösung . . . . .	353
"	XXVIII. Die Jagd von Dubrin . . . . .	371
"	XXIX. Meine Verhandlungen mit den Slowaken, Rumänen und Süd- slawen . . . . .	383
"	XXX. Der Widerstand der Reaktion . . . . .	403
"	XXXI. Das Ende des Dualismus . . . . .	417
"	XXXII. Die letzte Sitzung des Abgeordnetenhauses . . . . .	439
"	XXXIII. Die Bildung des Nationalrates . . . . .	449
"	XXXIV. Die Revolution. Tiszas Ermordung . . . . .	485





## VORWORT

Nicht das Stück Weltgeschichte, dessen Werkzeug ich nach unerforschlichem Schicksalsschluß geworden bin, soll hier geschrieben werden. Ich verspreche weder die ununterbrochene Kette der Ereignisse noch die wesentliche Vertiefung in der Reihe der Ursachen. Diese Blätter sind meine Memoiren; sie zu schreiben, war meine Pflicht der Geschichte und mir selbst gegenüber. Der Geschichte gegenüber: weil ich Dinge weiß, die sonst niemand wissen kann; mir selbst gegenüber: weil ich inmitten eines Kugelregens von Anklagen stehe, die in mir das Andenken der Oktoberrevolution und, schlimmer noch, ihre lebendige Idee treffen wollen; die ich also abwehren und ablenken muß, soweit dies möglich ist. Die Oktoberrevolution ist der große Augenblick des ungarischen Volkes, in dem dieses sich selbst gefunden hat. Die Ideen dieser Revolution sind der Weg, auf dem dieses Volk zu sich selbst zurückfinden kann. Zwischen das Volk und seinen Weg haben seine Feinde, die auch die meinen sind, Wälle von Verleumdungen aufgeworfen. Ich will versuchen, zum ungarischen Volk zu sprechen. Ich will, vor allem vor mir selbst, die Triebfeder meiner Handlungen aufdecken. Ich fühle mein Gewissen rein. Mein Ton soll der Ton des Bekenntnisses sein, und der Leser wird fühlen, ob dieser Ton echt ist. Ich will gern glauben, daß, wenn nur hundert Menschen von denjenigen, zu denen ich sprechen will, meine Stimme vernehmen, meine Stimme, vereint mit der unbezwinglichen Stimme der Tatsachen, in die Wälle von Verleumdungen und in die dichte Vegetation böser Legenden, die seit vier Jahren diese Wälle überzogen hat, eine Bresche schlagen wird. Ich glaube dies deshalb, weil ich weiß,



daß die hundert Menschen, die mich gehört und verstanden haben, nicht schweigen werden. Früher oder später wird dem Lande die Wahrheit zuteil werden, auf die es ein heiliges Anrecht hat, und die es braucht wie einen Bissen Brot.

Vier Jahre haben meine Feinde gesprochen, und ich habe geschwiegen. Ich kann nicht länger schweigen. Wenn es dem ungarischen Volke zum Heil gereichen könnte, daß es mich als Sündenbock in die Wüste der Verleumdung, der Verbannung und Verkenntung hinaustreibt, wenn ich fühlen könnte, daß sein Glück oder auch nur seine Ruhe davon abhängen: ich wäre bereit, dieses Los zu tragen. Doch ich weiß, daß das ungarische Volk, wenn es vorwärtskommen will, nicht um ein Lot mehr Lügen zu ertragen vermag als ihm bereits aufgeladen wurden. Verfälscht man ihm auch die Wahrheit in meiner Sache, es würde diese Lüge mit einem Schaden an seiner Seele bezahlen, der ihm zum Verhängnis werden könnte. Wenn irgendein Volk, so braucht dieses die Wahrheit und darf sich keiner Selbsttäuschung mehr hingeben. Ich sehe die Sache Görgeys nicht ganz klar, klar aber sehe ich, welch arge seelische Verwirrung und welch zögernde Untätigkeit der Nation vielleicht gerade im entscheidenden Augenblick daraus entstand, daß der tiefe und tragische Sinn ihrer ersten großen Revolution, der Sinn von 1848 und, jawohl, von 1849 von rechts und links verfälscht wurde, und daß die Nation es duldete, dieses größte Ereignis ihrer neuzeitlichen Geschichte in ihrer Geschichtschreibung, ihrer Schule und ihrer Politik gröblich entstellt zu sehen. Es sei genug, daß die Ereignisse 1848 gefälscht wurden: noch leben unser einige, die dafür sorgen wollen, daß die von 1918 nicht verfälscht werden.

Ich schreibe die Erinnerungen eines verwundeten Menschen, eines gekränkten Mannes; das leugne ich nicht. Doch ich habe mit mir um Objektivität gerungen. Viel hatte ich zu vergessen, bis ich wieder so viel Seelenruhe, so viel Reinheit des Urteils in mir fühlte, um beginnen zu dürfen. Darum auch habe ich mit diesem Buche so lange



gezögert. Für mein Empfinden ist immer noch zu viel Bitterkeit darin. Aber ich glaube nicht, daß, hätte ich auch noch länger gewartet, die immer schärfer werdende Strenge meiner Selbstkritik irgendwann ganz die Bitterkeit aufwiegen könnte, die ich gegen gewisse Personen und Kreise noch empfinde. Was gegen mich gesündigt worden ist, könnte ich vergessen, was man Ungarn angetan hat, kann ich nie verzeihen. Mein Wesen schließt es aus, daß ich im wesentlichen sachlicher sei, als ich es heute bin. Meine Sache schließt es aus, daß ich schonungsvoller sei, als ich es hier bin. Aus Ranküne habe ich niemand auf die Feder gespießt.

Ich muß in meiner Erzählung weit ausholen. Muß erzählen, was ich von meinen Ahnen weiß, muß von meiner Kindheit erzählen und das Milieu zu schildern versuchen, in dem ich aufgewachsen bin: die ungarische Aristokratie. Viele Fäden, die mich an sie gebunden hatten, habe ich zerrissen, alle konnte ich nicht zerreißen. Das Buch von der ungarischen Aristokratie ist noch nicht geschrieben worden, und meine schwache Feder wird das Werk des großen Schriftstellers nicht ersetzen, der es einst schreiben wird. Ich möchte nur, daß der Leser wisse, woher ich kam. Ich habe einmal gesagt, ich hätte den Geist von Achtundvierzig mit der Muttermilch eingesogen. Darauf stand einer meiner Verwandten auf und nannte mich öffentlich einen Lügner, da meine Mutter gar nicht gestillt habe. Ich aber wollte nur sagen, daß ich aus einer Rebellenfamilie stamme und die großen Schatten der ungarischen Revolution meine Kindheit umweht haben. Diese Erinnerungen, mein Temperament, meine Erlebnisse und der Gang der Ereignisse — ich glaube wohl, daß auch meine ungeübte Feder den Leser überzeugen wird, wie wenig es Zufall war, daß ich Revolutionär geworden bin. Ich erwähne dann Dinge, die in Ungarn gewissermaßen Gemeingut sind oder es doch zumindest sein sollten, ich widme ein ganzes Kapitel der Erklärung des Verhältnisses der politischen Gedankensysteme von 48 und 67. Dieser Teil wendet sich mehr an das Ausland, das ohne ihn den Rest kaum verstehen würde. Es wird aber Momente geben, deren



Erklärung oder auch nur Erwähnung der mit den Ereignissen vertraute Leser in diesem Buche vergeblich suchen wird. Die Ursache liegt in den Umständen, unter denen dieses Buch entstanden ist. Meine Emigration war ein Wandern. Meine Bücher, mein Archiv, meine Dossiers waren in Ungarn geblieben und haben mich nur unter Schwierigkeiten, nicht vollständig und nicht auf einmal, erreicht. Denen, die sie mir mit Gefährdung ihres Lebens herausgebracht haben, kann ich nicht einmal öffentlich danken, denn ich will sie nicht Gefahren aussetzen, denen sie einmal schon glücklich entronnen sind. In der Tschechoslowakei begann ich mein Buch zu schreiben, und in Italien hoffte ich es zu vollenden. Als ich mit dem Sammeln der Daten fertig war, wurde ich ausgewiesen. Viel Stoff ist dort unten verlorengegangen. Als ich in Spalato den Faden der Arbeit wieder aufnahm, war ich vom wertvollsten Teil meiner Quellen und fast von allen gedruckten Hilfsmitteln abgeschnitten und mußte mich auf mein Gedächtnis verlassen. Immerhin konnte ich mich, in beinahe sämtlichen Kapiteln, auf zwei Fundamente stützen, auf die Tagebücher meiner Frau und auf die Protokolle der Ministerratssitzungen der Revolution. Die Tagebücher meiner Frau begleiten die Ereignisse vom Ende des Jahres 1914 bis heute und zeichnen sie fast immer mit der Frische des unmittelbaren Eindrucks auf. Ereignisse, wie etwa die Audienzen bei König Karl, habe ich ihr, sobald ich konnte, gewöhnlich selbst ins Tagebuch diktiert. Leider fehlt jede ununterbrochene und an Daten reiche Korrespondenz, die ich mit meiner Frau geführt habe; es fehlt meine Sammlung von Zeitungsausschnitten, die ich, seit Beginn meiner politischen Laufbahn, mit Sorgfalt und Übersicht zusammengestellt habe. Nichtsdestoweniger bin ich in der Lage, die meisten jener Behauptungen, die ich in diesem Buche aufstellen werde, durch schriftliche Dokumente zu erhärten.

Zur Aufarbeitung des großen Materials, zur Überwindung der durch die Entfernung vom Schauplatz der Ereignisse entstandenen Schwierigkeiten brauchte ich Helfer. In der Tschechoslowakei be-



gannen wir zusammen mit Adele Spady die Arbeiten für den ersten Band. In Florenz half mir Alexander Fazekas bei der Sichtung und Ordnung der Daten. In Spalato, wo die ganze Erzählung zum erstenmal feste Form bekam, ging mir Henry Simonyi an die Hand. Die endgültige Form gab ich meinem Buche in Ragusa unter Ernst Lorsys Mitwirkung. Allen viere danke ich hier für ihre hingebende Arbeit, durch die sie einer auch ihrer Ansicht nach guten Sache gedient haben.

Heißen Dank schulde ich noch einem Menschen, ohne den meine Memoiren nie das Licht erblickt hätten. In den langen Perioden der Verfolgung, da meine Stimmung so finster und schwer war, daß ich fast ganz jene Elastizität einbüßte, die nötig war, wenn ich mich über die zu schildernden Ereignisse erheben wollte, da war es Oskar Jászai, der den Mut und die Lust zur Arbeit in mir aufrecht erhielt. Da ich nun die Memoiren in die Welt hinausschicke, muß ich an seine gute freundschaftliche Anteilnahme denken, von der auch diesem Buche so viel zugute kam.

An die Arbeitenden Ungarns denke ich in diesem Augenblick vor allem, denn was ich schrieb, schrieb ich für sie. Ich sagte schon: ich glaube, wenn diese Zeilen morgen auch nur hundert Menschen erreichen, so ist dies genug. Aus den vielen dunklen Blättern, die ich schreiben mußte, wird, das glaube ich fest, einiges Licht ausstrahlen und den Nebel der Vorurteile durchdringen, der daheim noch immer so viele Geister gefangen hält. Ich glaube, man wird begreifen, was es bedeutet, wenn ich mich an den Vergehen, der man mich anklagt, unschuldig nenne, mich aber anderer anklage! Beschuldigt wurde ich fälschlicherweise, ich hätte, ein Freund der Entente, das Land verraten zu einer Zeit, da mein Volk Schulter an Schulter mit dem Hauptfeinde der Entente gekämpft habe: nicht beschuldigt wurde ich dessen, wessen ich mich nun selbst anklage, daß ich im September 1914 nicht in Frankreich geblieben bin und den Kampf für die Unabhängigkeit meines Landes nicht von dort aus aufgenommen habe. Beschuldigt wurde ich fälschlicherweise, ich hätte, heim-



gekehrt, durch Kundgebung meiner pazifistischen Ideen die Front unterwühlt: nicht beschuldigt wurde ich dessen, wessen ich mich nun selbst anklage, daß ich, ein Pazifist, freiwillig zur Armee eingerückt bin. Beschuldigt wurde ich fälschlicherweise, ich hätte eine Revolution vorbereitet, die die Grundlagen der alten Ordnung in die Luft gesprengt habe: nicht beschuldigt wurde ich dessen, wessen ich mich nun selbst anklage, daß ich, da ich bereits mit Herz und Hirn eingesehen hatte, daß die Welt des Ranges und des Wohlstandes, in der ich lebte, nicht meine Welt sei, nicht sofort die Konsequenzen zog und nicht spätestens im Sommer 1917 all jenen Vorrechten entsagte, die ich durch meine Abstammung genoß. Ich hatte mein Gewissen eingeschläfert; ohne daß ich mir ganz Rechenschaft darüber gab, glaubte ich, man könne für Grundsätze kämpfen, ohne sein ganzes Leben dem Kampfe anzupassen. Heute weiß ich, daß man es nicht kann.

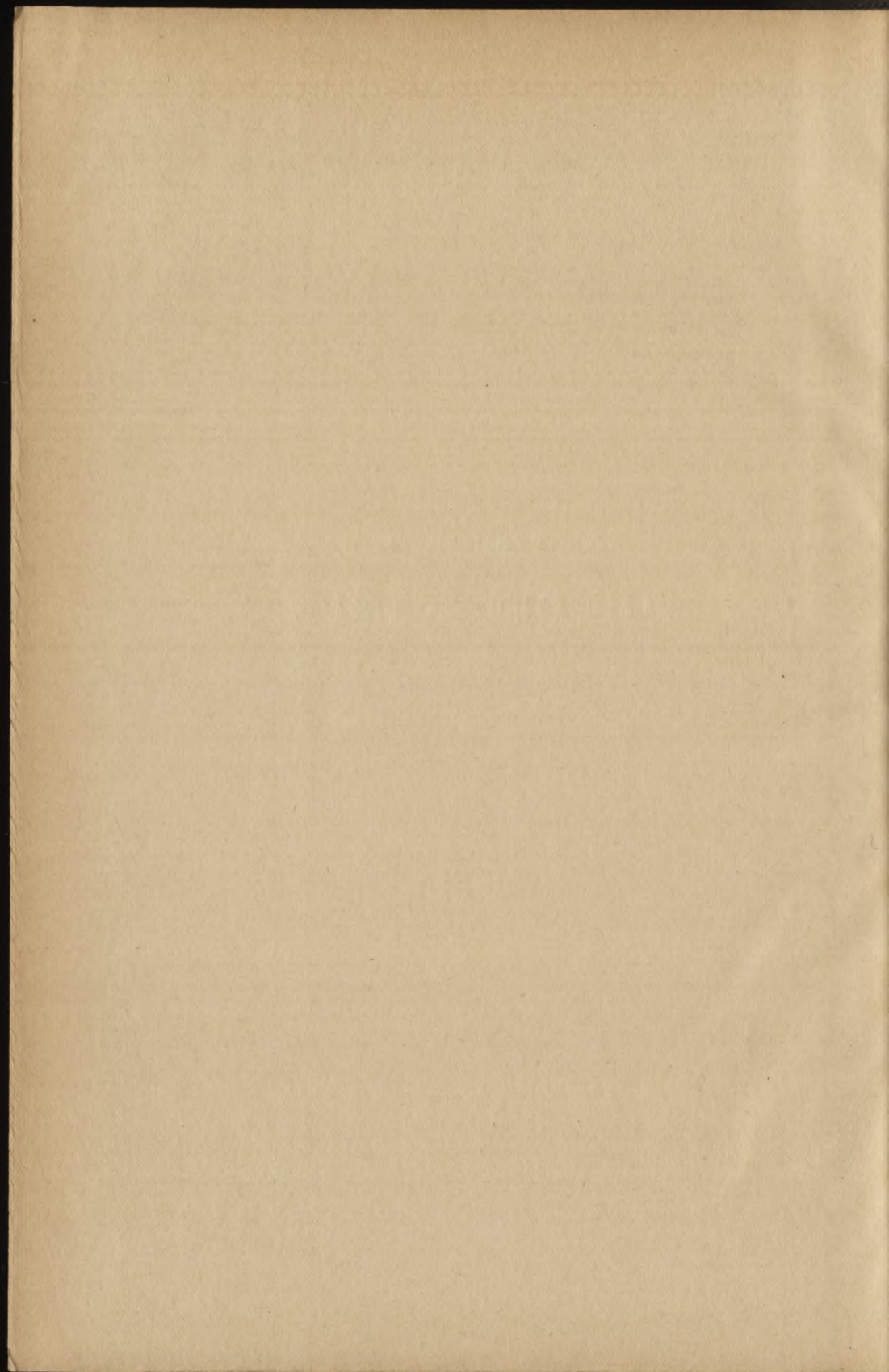
Ich habe mich von meiner Klasse losgesagt und habe mit reifer Erfahrung und geprüftem Herzen eine neue Gemeinschaft gewählt: die Arbeitenden Ungarns. Ihnen fühle ich mich unlösbar verbunden, Mit ihnen zusammen möchte ich noch einmal zum Bau einer neuen Welt die Bausteine herbeitragen. Durch die Ereignisse einer kämpferischen Vergangenheit blickt mein Buch dieser zuversichtlich erhofften, gemeinsamen, glücklichen Zukunft entgegen. Trotz allem, was ist, und nun erst recht!

Ragusa, 1. September 1922.

Michael Károlyi.

ERSTES KAPITEL  
VOR DEM KAMPF





Die erste Visitenkarte, die mein Geschlecht, mit der Grafenkrone geschmückt, bei der Geschichte abgeben durfte, trägt in einer Ecke die traurigen Worte: Friede von Szatmár, 1711. Es war der Friede, in dem sich die ungarische Nation nach langem und glorreichem Widerstande dem Hause Habsburg ergab. Diesen Frieden hatte einer der tapfersten und erfolgreichsten Feldherrn jenes Freiheitskrieges durch seine Waffenstreckung zustande gebracht. Dafür erhielt er vom Kaiser den Grafenstand und eine reichlich bemessene Donation aus den konfiszierten Gütern des Führers jenes Aufstandes, Franz Rákóczi II. Dieser Feldherr war Alexander Károlyi, mein Ahnherr. Ich denke oft an ihn.

Mein Ahnherr, der Rebelle, der Kurutze, der General des Fürsten, hatte also die Waffen gestreckt. Die Waffen, die er bis zu jenem Tage oft mit Glanz und immer in Ehren geführt hatte. Er streckte sie, wurde des Kaisers und nahm seinen Lohn. Und während seine Familie aufblüht, lebt der Fürst Franz Rákóczi II. im Exil, und um sein Sterbebett, dieses Sterbebett eines Tapferen, eines Würdigen und Ergebenen, steht ein kleines Häuflein von Emigranten, und das ungarische Volk weiß nicht, daß Rákóczi gestorben ist, und später weiß es nicht, wer in der Kirche von Rodosto ruht. Auch an diese Stunde muß ich jetzt oft denken.

Ich möchte so gern den Augenblick heraufbeschwören, in dem ich mir zum erstenmal bewußt wurde, daß ich das Leben meines Ahnherrn Alexander Károlyi nicht leben könne und niemals gelebt haben könnte. Die Erinnerung an diesen Augenblick verschwimmt. Ich mochte ein Junge von zwölf, höchstens von dreizehn Jahren gewesen sein, als ich in irgendeinem Buche, vielleicht war es in der Bibliothek von Főth, ein Blatt entdeckte, aus dem ich erfuhr, daß das ungarische Volk die Waffenstreckung auf der Ebene von Nagymajtény für eine Schmach empfinde und Alexander Károlyi für einen Verräter halte. Ich konnte und wollte zuerst nicht glauben, was ich las. Gierig stürzte ich mich auf die Argumente, mit deren Hilfe bezweifelt wurde, daß



das Furchtbare, was ich hier las, wahr sei. Ja, selbst später noch förderte ich selbst die Herausgabe von Werken, die sich die Widerlegung dessen zum Ziel gesetzt hatten, was meine Eitelkeit und später hin meinen Stolz so tief verletzte. Doch jene Werke konnten mich nicht überzeugen, und ich fürchte, die meisten ihrer Leser ebensowenig wie mich. Es blieb dabei: Rákóczis Sache war verloren; die Nation hatte, von Ludwig XIV. im Stich gelassen, vielleicht keine andere Wahl als die Gnade des Hauses Habsburg — der Mann jedoch, der dies erkannt hatte, durfte für seine traurige Erkenntnis und dafür, daß er die Nation deren Konsequenzen ziehen ließ, nie und nimmer eine Belohnung annehmen. Gewiß, es ist der Anfang des XVIII. Jahrhunderts, die Blüte des absoluten Herrschertums, und die Bayards sind tot. Mich aber schmerzte es, daß mein Ahnherr, der große Politiker, kein Ritter ohne Furcht und Tadel sein wollte. Dieses Gefühl durfte ich nicht verbergen. In einer der allerersten meiner öffentlichen Reden spielte ich darauf an, daß der Friede von Szatmár keine Ehre und die Belehnung, die er zur Folge hatte, zurückzuweisen war. Meine Familie verstand, wie es gemeint war, und ich erlebte die ersten heftigen Angriffe von seiten einiger Verwandten.

All dies liegt heute weit hinter mir. Ich habe reinen Tisch gemacht. Ich habe mein Teil an dem Lehen, das ich niemals angenommen hätte, zurückgelegt in die Hände dessen, dem es gehört: in die Hände des ungarischen Volkes und bin den Weg gegangen, den ich an Stelle meines Ahnherrn gegangen wäre: den Weg ins Exil. Mit dem Geringsten der Gefährten Rákóczis könnte ich tauschen; nicht aber mit dem klugen und glanzvollen Manne, der mit seiner Ehre für den Rang und den Reichtum gezahlt hat, den ich bis zu meinem 43. Lebensjahr genießen sollte.

Meine Kinderjahre sind bevölkert von Personen, die die Revolution von 1848/49 kämpfend und leidend noch miterlebt haben. Mein Großvater väterlicherseits, Graf Georg Károlyi, und seine Brüder gehörten zu den wenigen Magnaten, die im Jahre 48 mit ganzer Seele auf der Seite der Nation standen. Stephan Károlyi, Georgs jüngerer Bruder, stellte auf eigene Kosten das Károlyische Husarenregiment auf, in dem seine Söhne Alexander und Eduard dienten. Eduard Károlyi wurde mein Großvater mütterlicherseits. Die Brüder meines Vaters emigrierten und traten im Jahre 1866 in die Klapka-Legion ein. Ich



wurde 1875 geboren und kannte noch gut meine Großmutter väterlicherseits, Gräfin Georg Károlyi, geborene Gräfin Karoline Zichy, die bis zum Jahre 1882 in der Emigration lebte und 1903 starb. Diese Frau haßte die Habsburger mit der Kraft eines großen Temperaments. Sie haßte und verachtete namentlich Franz Josef.

Die beiden Schwestern Zichy, Antonie und Karoline, waren in ihrer Jugend berühmte Schönheiten. Antonie, später die Gattin des Grafen Ludwig Batthyány, war die kältere, klassischere, meine Großmutter die lebhaftere und kapriziösere von beiden. Sie steht lebendig vor mir, mit ihrer nicht sehr großen, ein wenig hageren Gestalt, ihrem dunklen Teint und den trotz ihrer Kurzsichtigkeit sehr ausdrucksvollen Augen. Sie hatte berühmt schöne Hände und Füße. Sie trug Bandeaux à la Winterhalter und sah ein wenig der Kaiserin Eugenie ähnlich. Sie hatte lange in Paris gelebt und bis zuletzt hatte ihre Erscheinung etwas Pariserisches. Wenn wir sie darum baten, spielte sie uns auf dem Klavier kleine Biedermeier-Lieder. Zu mehr langte ihre Fertigkeit nicht, obgleich in Paris in ihrer Mädchenzeit Chopin ihr Meister gewesen war. Wenn sie ihr Lorgnon an die Augen hob, hatte ihr Blick etwas Stechendes. Sie hatte die Gewohnheit, das Gespräch immer mit dem Unangenehmsten zu beginnen, das sie gerade auf dem Herzen hatte. Und sie nahm sich wahrlich kein Blatt vor den Mund. Ihre eigene Familie, die Zichys, nannte sie „Russenführer“ (weil sie mit anderen ungarischen Magnatenfamilien 1849 die Hilfe des Zaren Nikolaus I. gegen die Revolution angerufen und die Truppen des Fürsten Paskiewitsch wirklich durch die Karpathenpässe ins Land geführt hatten). Auch mit der politischen Betätigung ihrer Söhne Stefan und Tibor war sie wenig zufrieden. „Geht zu eurem Kaiser!“ habe ich selbst sie oft sagen hören. Wir alle wußten, daß ihr Lieblingssohn Gabriel Károlyi war, der in Paris eine Mésalliance geschlossen, den sein Vater deswegen enterbt hatte, den seine Brüder auch nicht gerade schön behandelten, und der mit der ganzen Familie in Feindschaft lag. Aber Gabriel Károlyi war Abgeordneter der Unabhängigkeitspartei, und saß auf der äußersten Linken. Das revolutionäre Librepenseurtum meiner Großmutter hatte sich in ihm zu einem beißenden Sarkasmus verbittert, der weder Religion, noch Überlieferung, noch Autorität schonte.



Meine Großmutter behandelte ihre erwachsenen Söhne wie Gymnasiasten. Wie konnte sie mit meinem Onkel Stefan schelten, wenn er auch im Sommer bei offenen Fenstern den Hut aufbehielt, weil er kahl war und den Luftzug fürchtete. Wie schalt sie uns, wenn sie Tabakrauch im Zimmer roch! Und dabei bliesen wir den Rauch immer in den Kamin, denn bei Großmutter Karoline durfte nicht geraucht werden. Außer dem Rauchen war im Schloß von Sasvár noch etwas streng verboten: die Uniform. Als ihre Enkel einer nach dem andern ihr Freiwilligenjahr abdienten, mußten sie Zivil anlegen, wenn sie die Großmutter besuchen wollten. Der Rock des Kaisers war verbannt aus ihrem Salon. Meines Wissens hat nur einer ihrer Enkel ein einziges Mal dieses Verbot übertreten. In den Park von Paráđ, den sie im Biedermeiergeschmack ihrer Jugendjahre angelegt hatte, hatte das Badepublikum freien Zutritt. Nur ein einziger nicht: Ladislaus Almásy, der in ihren Augen den Begriff des „Tisza-Huszaren“ verkörperte.

Diese Frau trug eine tiefe Wunde am Herzen, die nährte ein ganzes Leben hindurch ihren Haß. Sie trauerte um den Grafen Ludwig Batthyány, ihren Schwager, den ersten Ministerpräsidenten der Revolution, den der Kaiser hatte hinrichten lassen. Es heißt, daß meine Großmutter diesen strahlend schönen Mann, diesen großen „Mangeur des coeurs“ geliebt hatte. Ihr Haß gegen Franz Josef, Batthyánys Mörder, war jedenfalls von heißer Leidenschaft gefärbt. Sie nannte Batthyánys Hinrichtung einen Mord und Franz Josef den Henker. Mag sein, daß sie dieses Wort in der Lombardei aufgelesen hatte, wo die Menschen, weniger vergeßlich als bei uns, noch am Anfang des XX. Jahrhunderts denjenigen einen gekrönten Henker nannten, der — es war.

Von Ludwig Batthyány, der, wie bekannt, im Jahre 1849 in einem Salon meines Budapesters Hauses in der Universitätsgasse verhaftet worden war, wurde in meiner Familie viel gesprochen. Ich hörte oft, wie schnöde ihm mitgespielt worden sei, als er nach Innsbruck reiste, um vor dem endgültigen Bruch die Dynastie mit der Nation zu versöhnen, und der Hof, entgegen seinem festen Versprechen, Jellasics gegen ihn vorschob. Ludwig Batthyány stieß in Innsbruck auf dieselbe habsburgische Kopfflosigkeit und habsburgische Doppelzüngigkeit, die ich, in ebenso schicksalsschwerer Stunde, in Gödöllö und Wien kennenlernen sollte.



Ludwig Batthyány, obgleich er gerade genug Grund gehabt hätte, sich vor der Kamarilla zu hüten, hat den Kopf sozusagen selbst in die Schlinge gesteckt. Er floh nicht, als mit den Kaiserlichen die Gefahr heranzog, er blieb in Pest, ließ sich nicht einmal den Bart abnehmen. Er wußte sich unschuldig und glaubte, er habe selbst von den Soldaten Habsburgs nichts zu fürchten. Man weiß, wie sehr er irrte.

Nur wenige aber kennen die folgende Geschichte, die auf Batthyáns Seelenzustand und auf die Stimmung jener Tage ein grelles Licht wirft. Die Kaiserlichen brachten ihre Gefangenen nach Transdanubien, denn die Entsatzarmee der Honved drang in Eilmärschen gegen Ofen vor. Die Grafen Ludwig Batthyány, Ladislaus Želenski und Stefan Károlyi (den Älteren) führte eine kleine Militäreskorte durch die Gemarkung von Szabadbattyán, dessen Bewohner noch vor wenigen Monaten die Leibeigenen des Grafen Ludwig Batthyány gewesen waren. Die Bauern wollten die drei Gefangenen befreien. Da befahl der Kommandant der Militäreskorte den drei Grafen, sie möchten zur aufgeregten Menge sprechen und sie von ihrem Vorsatz abbringen, sonst wäre er gezwungen, sofort alle drei erschießen zu lassen. Die drei Grafen baten den Kommandanten, sich einen Augenblick miteinander beraten zu dürfen. Károlyi und Želenski meinten, der Kommandant, der einer großen Übermacht gegenüberstehe, werde keinesfalls wagen, seine Drohung wahr zu machen. Batthyány aber, der auf eigenem Grund und Boden stand und eine Autorität für seine Gefährten war, erklärte:

„Nein. Das hier sind meine Leibeigenen. Mich würde die Verantwortung treffen, und ich nehme sie nicht auf mich. Und vor allem: ich bin unschuldig.“

Und er sprach zu seinen Leuten, wiegelte sie ab, und die Soldaten zogen mit ihren Gefangenen unbehelligt weiter<sup>1</sup>. Von den drei Aristokraten, die dem weißen Terror von 1849 gegenüber in Szabadbattyán ihre Chancen abgewogen haben, hat nur ein einziger sein Leben lassen müssen. Es war Batthyány, der auf die Gerechtigkeit des weißen Schreckensregiments vertraut hatte.

<sup>1</sup> Wie viele ähnliche Szenen mögen sich im August und September 1919 gerade um Szabadbattyán herum abgespielt haben. Diese Gegend war die klassische Stätte der ersten Phase des weißen Terrors!



Auch von Stefan Károlyi nahm man lange an, daß er des Károlyi-Regimentes halber hingerichtet wurde. Allein er kam mit längerer Gefangenschaft in Olmütz und Kufstein davon. Den Dolch, mit dem sich Ludwig Batthyány eine tiefe Halswunde beibrachte, damit man ihn nicht hängen könne, sondern einfach erschieße, habe ich beim Grafen Elemér Batthyány gesehen, und eine getreue Kopie dieser Waffe war mir auf dem Schreibtische meines Onkels und Erziehers, des Grafen Alexander Károlyi, fast täglich vor Augen. Diesen Dolch hat der Erzieher Alexander Károlyis, ein französischer Abbé, dem Grafen Ludwig Batthyány — in einem Laib Brot — in die Zelle geschmuggelt. Die Aufzeichnungen Gabriel Károlyis nennen diesen Abbé Bourges, dem Historiker der Familie Károlyi, Gabriel Eble, zufolge hieß er Plante; ich aber hörte von meinem Onkel Alexander wohl hundertmal, daß der Abbé Pire-Elegnac hieß. Es war ein sehr scharfes Papiermesser, dessen Griff in reicher Barockplastik die Gestalten Adams und Evas mit der Schlange zeigte, und an dessen einem Ende der tiefsinnige Spruch Italia Giovanes „Ora e sempre“ eingraviert war.

Als Batthyány noch in Olmütz seinem Schicksal entgegensah, bat meine Familie Franz Deák, er möge die Verteidigung Batthyáns vor dem Militärgericht übernehmen. Deák war nicht nur Justizminister in Batthyáns Kabinett gewesen, sondern auch sein Freund, der seine gemäßigten Anschauungen teilte. Nachdem Deák mit dem Erzbischof Lonovics im Auftrag der Nationalversammlung den Gang zu Windischgrätz getan und der Generalissimus ihm geantwortet hatte: „Mit Rebellen verhandle ich nicht!“ — folgte er dem Revolutionsreichstag nicht nach Debreczin, sondern zog sich auf sein Gut im Komitat Zala zurück. Das Olmützer Militärgericht ließ für Batthyány keinen Verteidiger zu. Dies berichtet in seiner „Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes“ (Band III, S. 555; Genfer Ausgabe) Michael Horváth, der spätere Erzieher der Kinder der Gräfinnen Batthyány und Georg Károlyi. Was er aber nicht berichtet, ist, daß die Familie nachher an Deák mit der Bitte herantrat, er möge auf Grund seines juristischen und historischen Wissens für Batthyány, den man des Aktenmaterials, der Gesetzbücher und aller Hilfsquellen beraubt hatte, eine Verteidigungsschrift verfassen. Deák aber kam die Bitte der Familie Batthyány ungelegen. Er gebrauchte Ausflüchte und lehnte schließlich ab. Wenn in späteren Jahren meine



Großmutter Karoline von dem „Weisen der Nation“ sprechen hörte, verzog sich ihr auch im Alter noch schönes Gesicht zu einem bittern Lächeln. Weniger Weisheit, mochte sie denken, hätte nicht gezaudert, in der Stunde der Todesgefahr dem Freunde zu Hilfe zu eilen.

Vielleicht war Batthyány wirklich nicht zu retten. Es gab eine Legende — ich hörte sie aus dem Munde des alten Görgey —, nach welcher Erzherzogin Sophie, die Mutter des jungen Kaisers, die mächtigste Persönlichkeit jener blutigen Tage, Batthyány deshalb gehaßt und deshalb zu verderben gesucht hatte, weil dieser ihre Liebe zurückgewiesen habe. War das die Ursache, dann wäre selbst die Beredsamkeit eines Deák (die beim deutschen Plädieren an Schlagkraft eingebüßt hätte) an einen verlorenen Mann verschwendet gewesen. Dann mußte Batthyány sterben.

Ist es wahr, daß meine Großmutter Karoline am Sarge Ludwig Batthyáns jenen berühmten Fluch gegen die Habsburger schleuderte? Ich weiß es nicht. Man erzählt auch von einem andern Fluch, den die Witwe des Generals Damjanich nach Wien geschickt hätte, als sie in Arad am Fuße des Galgens neben der Leiche ihres Gatten stand. Hat ein Fluch gewirkt? Und welcher von den beiden? Oder welcher von den vielen? Nach den Schicksalsschlägen, die die Habsburger trafen, nach dem Tage von Mayerling, nach der Ermordung Elisabeths, habe ich meine Großmutter gesehen. Sie war schweigsam und kühl.

Viel, sehr viel hätte sie uns erzählen können. Wir baten sie oft, ihre Memoiren zu schreiben, aber da sagte sie immer, sie tue es nicht, weil sie die Wahrheit nicht schreiben könne und nicht lügen wolle. Es gab Jahre, da sie die Seele der Emigration gewesen sein soll. Jedenfalls war bei den meisten Unternehmungen der Emigration ihre Hand im Spiele. Der schöne Optimismus der ersten Phase der Emigration lebte in ihr bis zuletzt. Mein Großvater Georg Károlyi hat Kufstein und manchen anderen Kerker der Habsburger kennengelernt. Aber schließlich kam er nach Hause und hat seine Sache mit dem Kaiser ins Reine gebracht. Meine Großmutter verließ Pest nicht eher, als der kaiserliche Stadtkommandant, Susan hieß der Edle, ihr die Prügelstrafe für den Fall androhte, daß sie von ihrer Agitation nicht ablassen würde. Es war keine leere Drohung. Haynau hatte Frau Karl Maderspach öffentlich durch Rutenstreiche züchtigen lassen. An meiner Groß-



mutter hat die österreichische Soldateska ihre Auffassung von Ritterlichkeit nicht bewiesen. Sie hat die Bastonnade nicht erlitten, obwohl die Brüder Tharaud, die Liebhaber der grellen, aber schwer zu beweisenden Tatsachen, in ihrem Buche „Quand Israel est roi“ das behaupten. Meine Großmutter Karoline flüchtete von dem heißgewordenen Boden und verbrachte den größeren Teil der Emigration in Vicenza in Norditalien. Sie schätzte Kossuth unendlich hoch. Von den Führern der Emigration stand ihr vielleicht Klapka am nächsten.

Im Herbst 1860 bereitete sich ein neuer, mit einer allgemeinen ungarischen Erhebung kombinierter österreichisch-italienischer Krieg vor. Mein Vater, Graf Julius Károlyi, übernahm es, aus dem von Cavour dem Nationaldirektorium eröffneten Kredit die Summe von 100 000 Franken dem Zentral-Revolutions-Komitee zu überbringen. Den größten Teil des Geldes nahm er in Gold zu sich — 100 000 Franken wogen 33 Kilo — und gab Pulszky eine Quittung über „hunderttausend Zigarren“. Unterwegs wechselte er das Geld ein, und er erreichte auf großem Umwege die Grenzstation Oderberg. Doch die österreichische Regierung hatte überall ihre Spitzel, und mein Vater wurde verraten. Man nahm ihn in Oderberg fest. Er hatte so viel Geistesgegenwart, zu bitten, ihn vor seiner Einvernahme zu Mittag essen zu lassen. Als er dann an einem Tische saß, an dem bereits mehrere andere Platz genommen hatten, wandte er sich in einem unbeobachteten Moment mit dem Mute der Verzweiflung an seinen Nachbar und bat ihn, die bei ihm befindliche Geldsumme zu übernehmen. Der Nachbar erfüllte diese Bitte wortlos. Bei der hierauf erfolgenden Untersuchung fand die Grenzpolizei natürlich nichts, und mein Vater durfte weiterreisen. Der Unbekannte, der ihn gerettet hatte, war der Wiener Bankier Baron Nataniel Rothschild. Mein Vater erhielt das Geld bald zurück und konnte es an seinen Bestimmungsort gelangen lassen.

Als die Nachricht von der entscheidenden Niederlage der Österreicher meinen mütterlichen Großvater, den Grafen Eduard Károlyi, erreichte, ließ er dankerfüllt in der Kirche von Radvány eine Messe lesen. Bis zuletzt blieb er der Rebell, der im Mai 1849 den letzten Sturm auf die Ofener Festung so tapfer mitgemacht hatte. Die Keller seines Schlosses waren damals voll von Waffen, die den Insurgenten ausgeliefert worden wären.



Die Tochter dieses Eduard Károlyi war meine Mutter, Georgine Károlyi. Ich war drei Jahre alt, als sie starb. Was ich an ihr verloren habe, konnte ich nur später verstehen. Sie starb an der Schwindsucht. Georgine Károlyi war, nach der Schilderung aller, die sie kannten, eine wertvolle Persönlichkeit. Mein Onkel Alexander Károlyi sagte, sie sei eine hervorragende Frau gewesen. Auch sie hat von ihren Eltern die Habsburger hassen gelernt. Meine mütterliche Großmutter, die Gräfin Eduard Károlyi, geborene Gräfin Clarisse Korniß, erzählte uns, mir und meiner Schwester Elisabeth, oft, wie sie zur Zeit des Absolutismus mit Mann und Kindern, darunter meiner Mutter, an der bayerisch-österreichischen Grenze von österreichischen Soldaten verhaftet worden sei. Als meine Mutter, noch als junges Mädchen, mit ihren Eltern von einem Wiener Bahnhof zum andern fuhr, schloß sie die Augen, um die verhaßte Stadt nicht sehen zu müssen. Ein Zug aus ihrem Leben: Als sie an der italienischen Riviera weilte, fuhr sie eigens nach Nervi bei Genua, um ihre Schwägerin Amélie zu besuchen. Das war die Frau meines Onkels Gabriel, die er in Paris ohne Wissen seines Vaters geheiratet hatte. Es war eine Mésalliance, und meine Familie verkehrte nicht mit Tante Amélie. Die Nachricht, daß meine Mutter mit der Frau Onkel Gabriels öffentlich über den Korso gefahren war, erregte großes Aufsehen.

Nach dem Tode meiner Mutter kamen wir, meine Schwester Elisabeth und ich, zu meinen Großeltern mütterlicherseits nach Fóth, und meine Großmutter Clarisse ist unsere eigentliche Erzieherin geworden. Nach dem Tode meines Großvaters Eduard heiratete sie dessen Bruder Alexander Károlyi, denselben, der später auf meine geistige Entwicklung einen so entscheidenden Einfluß nehmen sollte. Mein Vater verheiratete sich in zweiter Ehe mit Gräfin Geraldine Pálffy. Dieser Ehe entsprossen vier Kinder. Meine Schwester Elisabeth und ich kamen seither nur besuchsweise zu meinem Vater nach Paráđ. Die Erinnerung meiner Jugend haftet vielfach an Fóth, am Park, am Schloß, an der Bibliothek. Nicht weit vom Schloß beginnt sandiger Boden, und es gibt schöne, lange Galoppbahnen. Die Kaiserin Elisabeth liebte dieses Terrain und kam vom nahen Gödöllő oft in die Gemarkung von Fóth. Eines Tages kehrte sie bei uns ein. Sie überwachte persönlich die Fütterung und Wartung ihres Pferdes, mischte ihm selbst das Trinkwasser, bis es die ge-



wünschte Temperatur hatte, und nahm stehend einen Imbiß, bestehend aus einem Glas Tokaier und einigen Stück Biskuit, die ihr ein Diener aus dem Schlosse gebracht hatte. Wir Kinder küßten ihr die Hand, doch sie widmete ihrem Pferde mehr Aufmerksamkeit als uns. Ins Schloß trat sie nicht ein. Ihre Erscheinung war wunderbar, ihre Stimme war dunkel timbriert und, wenn ich mich gut erinnere, lispelte sie ein wenig.

Ich war ein schwächliches Kind. Als ich vierzehn Jahre war, nahm Billroth in Wien eine Gaumenoperation an mir vor. Mein Vater war bis zum letzten Augenblick gegen die Operation. Er hing mit wahrer Affenliebe an mir und fürchtete, daß ich zugrunde gehe. Meine Großmutter Clarisse setzte es durch, daß ich doch operiert wurde und übernahm die Verantwortung dafür. Vor der Operation bereitete ich mich ernsthaft darauf vor, zu sterben. Ich lag schon auf dem Operationstisch, als ich bat, meine Schwester Elisabeth zu mir zu lassen. Ich nahm ihre Hand, und wir beteten lange. Während der Operation gab es einen Moment, da man glaubte, ich würde nicht aus der Narkose erwachen. Damals fühlte meine Großmutter das ganze Gewicht der übernommenen Verantwortung. Ich schulde ihr für ihre ungewöhnliche Energie tiefen Dank. Ohne sie wäre ich nie zu Billroth gekommen, und es wäre kein brauchbarer Mensch aus mir geworden.

Während der acht Tage, die ich dann stumm im Bett verbrachte, erfuhr mein religiöses Empfinden eine Vertiefung und Verinnerlichung. Ich segnete die Vorsehung, die mich die Operation überstehen ließ. Als ich genesen war, folgten enervierende Sprechübungen, die aber frühzeitig meinen Willen stählten und mich daran gewöhnten, erfolgreich gegen alle Verzagtheit anzukämpfen.

Den Winter verbrachten wir zumeist an der Riviera, den Sommer in der Schweiz. Mein Vater wünschte nicht, daß ich das Gymnasium absolviere. „Er soll jagen lernen“, war sein Votum. Die Großmutter Clarisse setzte dann doch durch, daß ich durch das Gymnasium geschwindelt wurde. Wir hatten regelmäßig sechs oder sieben, einmal sogar acht Lehrkräfte im Hause. Eine deutsche, eine französische, eine englische Dame waren ständig um uns. Wir erlernten spielend ihre Sprachen. Daß ich etwas Tüchtiges lerne, darum hat sich niemand gekümmert. Ich glaube nicht, daß irgend jemand einen vernünftigen Plan zu meiner Erziehung entworfen hat.



Als Kind war ich viel in Paris, wo damals mein mütterlicher Großvater, Eduard Károlyi, in der Rue d'Athènes im Quartier de l'Europe ein nicht gerade ansehnliches kleines Palais besaß. Eduard Károlyis Mutter war eine geborene Gräfin Dillon gewesen, die Tochter des berühmten Beau Dillon des XVIII. Jahrhunderts, von dem die Chronik verzeichnet, daß er Maria Antoinette, als sie einmal bei einem Gartenfeste in Ohnmacht fiel, das Mieder aufschnüren durfte. Durch die Dillons sind wir mit einem Teile des französischen Hochadels, z. B. mit den Polignacs, verwandt. Sie waren in einer der Emigrationen Gäste der Károlyis gewesen. In Paris habe ich den ersten Unterricht genossen, und mein erster Lehrer war ein französischer Abbé. Seine süßliche Art mißfiel mir sehr. Ich sehe mich als Knaben von fünf oder sechs Jahren, wie dieser Abbé mich durch die Straßen von Paris führte. Plötzlich sehen wir uns mitten in einem großen Volksauflauf. Was ist los? Nonnen werden aus einem Kloster vertrieben! Der Abbé verschafft uns Einlaß ins Kloster, und ich sehe erschrocken weinende Frauen. Von der Gasse aber tönt rhythmischer Gesang herauf:

Le — voilà — Gambetta,  
celle grande bête là — celle grande  
bête là —  
Le — voilà — Gambetta —

Es wird um 1880 herum gewesen sein.

Die vielen Reisen unterbrachen oft meinen Unterricht, der niemals systematisch gewesen war. Die Lehrer des Budapester Gymnasiums, an dem ich meine Prüfungen ablegen sollte, begleiteten uns einige Male an die Riviera, um sich mit mir zu beschäftigen. Sie beschäftigten sich mehr mit Monte Carlo. Die Prüfungen gingen in der Weise vor sich, daß mir die Fragen, die ich beantworten sollte, immer im voraus mitgeteilt wurden. Meine Zeugnisse enthielten keine andere Zensur als „Sehr gut“. Ich muß meiner Großmutter trotz allem dankbar sein, da sie es war, die durchsetzte, daß mir, wenn auch auf solche Art, der Weg zum Universitätsstudium freigemacht wurde. Als ich die Universität Budapest bezog, um Jus zu studieren, war ich wohl schlechter als die meisten vorbereitet. Ich warf mich mit Feuereifer aufs Studium und kam bald darauf, daß ich ungeheuer viel nachholen mußte, um hier etwas zu erreichen. Vor allem war



mir etwas unvertraut, was den meisten meiner Kommilitonen längst geläufig war, nämlich die Art, zu studieren. So wie ich erst sprechen lernen mußte, ehe ich daran denken konnte, meine Gedanken verständlich mitzuteilen, so mußte ich mit Anstrengung meiner Energien, der physischen wie der moralischen, um etwas kämpfen, was zahllosen anderen ohne besonderen Kraft- oder Gemütsaufwand natürlich, mechanisch zur Verfügung stand, was ihnen von Geburt auf eigen oder zugeflogen war. Nun, ich lernte sprechen und ich lernte lernen. Bis dahin hatte ich nur gelesen, drauflosgelesen, viel, wahllos, was mir in die Hand kam, und was mir gefiel.

In der großen Bibliothek des Schlosses von Fóth war es, daß ich der großen fremden Welt des Wissens zum ersten Male gegenüberstand. Ich war ein Kind, und jene Kinderjahre in der Bibliothek haben mir eine unverwischbare Erinnerung hinterlassen. Der Grundstock der Bibliothek geht auf meinen Urgroßvater, den Grafen Josef Károlyi, zurück und spiegelt den aufgeklärten Geist seiner Zeit. In zwei Empiresälen aus Mahagoni stehen vom Fußboden bis zur Decke auf offenen Regalen die Bücher. Nischen, Galerien, Treppen und Treppchen, die meiner Schwester Elisabeth und mir oft als Versteck beim Versteckspielen dienen. Wir kennen diese Säle seit jeher, und doch umgibt sie für uns eine Art Mystik. Als kleine Kinder vergnügen wir uns damit, am Geländer der Wendeltreppen hinabzugleiten. Als wir größer werden, machen wir eine Art Sport daraus, genau zu wissen, wo jedes einzelne der vielen Bücher steht. (Meine Schwester Elisabeth hat es mir in diesem Sport immer zuvorgetan.) Wenn ich an „Zu Hause“ denke, schwebt mir fast immer Fóth vor, und ich habe einen eigentümlichen Duft in der Nase, der etwas aus dem Geruch der Mahagonipolitur, des Wachses, mit dem man den stets spiegelblanken Parkettboden behandelte, und dem Geruche der alten Bücher gemischt ist: es ist der Duft jener Bibliothek. Hier war es vielleicht, wo Vörösmarty, der große, düstere Dichter der ungarischen Romantik, seine „Gedanken in der Bibliothek“ zu Papier brachte.

Ich griff zuerst danach, was durch seinen bunten Einband die Aufmerksamkeit auf sich zog, nach Jules Vernes Romanen. Ich las sie, ich verschlang sie der Reihe nach. Dann waren es Gaboriaus Detektivromane, die mich in ihren Bann schlugen. Bald aber entdeckte ich oben, wo die Großen des XVIII. Jahrhunderts, elegant



gebunden, in Reih und Glied standen, etwas, das mir zunächst durch seinen Umfang, durch seine ehrwürdige Uniformität imponierte und dank dem alphabetischen Einteilungsprinzip zugänglich schien: die große Enzyklopädie. Mein Flair führte mich gut. Der erste Artikel, den ich aufschlug, war der Artikel „*Dieu*“, der von Voltaire stammt. Wollte ich mich wirklich über Gott belehren, oder öffnete sich der Band an dieser Stelle, weil frühere Geschlechter sie oft gesucht hatten, ich weiß es nicht. Jedenfalls glaubte ich gut zu verstehen, was ich da las, und das Brillante der Ausführungen riß mich mit. Es war, nebenbei bemerkt, noch die Zeit, wo ich fast täglich ministrieren mußte. Zur großen Enzyklopädie zog es mich noch oft zurück, und die Stunden, die ich in ihrer Gesellschaft verbrachte, waren gut ausgefüllt. Auf alle Fälle war es die Gesellschaft geistreicher Leute, ein Titel, den die Verfasser unserer modernen Konversationslexika wahrscheinlich nicht für sich in Anspruch nehmen. Das Buch aber, das in der Bibliothek von Fódh den allergrößten Eindruck auf mich machte, das ich mindestens so aufgeregt wie meine Jules Vernes und Gaboriaus las, an das ich noch lange zurückdenken mußte, war die Geschichte der Französischen Revolution von Louis Blanc. Ich halte es auch heute noch für ein vortreffliches Geschichtswerk, in der Darstellung seines großen Gegenstandes eigentlich nur von Krapotkin entscheidend übertroffen. In der Bibliothek von Fódh lernte ich zuerst einige der geschichtlichen Werke Guizots kennen, und hier bekam ich zum ersten Male Fourier und Proudhon in die Hand.

Diese dilettantisch betriebene Lektüre hatte mich freilich auf das Universitätsstudium recht wenig vorbereitet, und es harrete meiner eine saure Arbeit. Es war mein Glück, daß ich, wie so viele junge Leute, sofort dem Charme des römischen Rechtes erlag. Die Klingenschärfe seiner Definitionen, die Eleganz seiner Beweisführung, die strenge Geschlossenheit seines Systems hatten es mir angetan. Ich hatte immer viel für Systeme übrig. Aber es war durchaus nicht nur die formale Seite dieser Disziplin, die mich gefangennahm. Auch zu dem Gegenstand des römischen Rechts fand ich ein persönliches Verhältnis. Betraf er doch Dinge, die den künftigen Majoratsherrn angingen, Verhältnisse, namentlich Besitzverhältnisse, deren tieferen Zusammenhang zu erfahren, mich reizen mußte. Weniger Interesse brachte ich der Verfassungsgeschichte und dem ungarischen Staats-



recht entgegen; ich dachte wahrlich nicht daran, daß ich hier das täglich zu gebrauchende Handwerkzeug des ungarischen Politikers erwerben konnte. Nationalökonomie studierte ich mit Eifer, obgleich mir die liberale Richtung des Vortragenden wenig behagte. In dieser Abneigung wird sich wohl schon der Einfluß meines Onkels Alexander Károlyi, des Begründers des Genossenschaftswesens in Ungarn, bemerkbar gemacht haben, dieses Mannes, dem ich auch an Anregungen und richtigen Ideen wahrscheinlich nicht weniger verdanke als der juridischen Fakultät.

Ich absolvierte meine Prüfungen rechtzeitig und ohne Anstände. Ein einziges Mal fiel ich durch, und zwar in Finanzwissenschaft, bei dem strengen Zensor Mariska. Das kam so: Ich hatte mich in Gesellschaft eines jungen Juristen nach Paráđ zurückgezogen, um zusammen mit ihm den gewaltigen Lehrstoff des bevorstehenden zweiten Rigorosums zu bewältigen. Mein Gefährte beschäftigte sich weit angelegentlicher als mit den Prüfungsgegenständen mit der Schnepfenjagd. Außerdem hatte er mir, und ich mußte ihm glauben, mitgeteilt, daß Professor Mariska den theoretischen Teil seines Faches bei den Rigorosen ganz in den Hintergrund treten lasse und es nur auf die praktische Kenntnis des Finanzrechtes abgesehen habe. Ich reiste zur Prüfung, und das Gegenteil des Erwarteten trat ein. Professor Mariska erklärte meine Leistung für nicht entsprechend. Ein ungarischer Universitätslehrer, der einen Grafen, ja einen Majoratsherrn durchfallen läßt: Daß es das gab! Dadurch stieg nicht nur der gestrenge Zensor, sondern auch die ganze Institution des Universitätsunterrichtes in meiner Achtung. Ich stürzte mich auf die Finanzwissenschaft, vertiefte mich in kurzer Zeit in ihre englischen und französischen Standardwerke und bestand dann die Prüfung, bei demselben gefürchteten Mariska, mit Auszeichnung.

Wenn es nach meiner Familie gegangen wäre, hätte ich mein Jus nicht beendet. Meine Leute wollten einen Provinzjunker aus mir machen, der auf seinen Gütern sitzt und sich außer der Jagd um nichts kümmert. Sofern sie etwas höher mit mir hinaus wollten, war es in der Richtung der Hippologie. Alag lag in der nächsten Nähe Fóths. Ich ritt manches Steeple-Chase und gewann manchen Preis. Ich verbrachte viele Morgen draußen, indem ich der Arbeit unseres Stalles zusah. Meine Familie wollte, daß ich mich auf diesem Gebiete zum Fachmann heranbilde, und veranlaßte Professor Plósz



von der Tierärztlichen Hochschule, daß er regelmäßig zu mir nach Fóth herauskomme und mir Vorträge über die Anatomie des Pferdes halte. Mein Interesse an der Pferdezucht ist seither wesentlich geringer geworden.

All das fiel bereits in eine Zeit, da meine Lebensumstände, das Betragen meiner Umgebung, mir das Gefühl geben mußten, daß ich alsbald der unbeschränkte Herr eines großen Fideikommissses sein werde. Mit fünfzehn Jahren habe ich meinen Vater verloren. Graf Julius Károlyi war ein Grandseigneur, Ritter des Goldenen Vlieses, Präsident des ungarischen Jockeyklubs; in seiner zweiten Ehe, unter dem Einflusse meiner Stiefmutter Geraldine Pálffy, war er ein eifriger Katholik geworden. In seiner Jugend hatte er große Reisen unternommen und war zum Beispiel in der Gesellschaft des jungen Grafen Béla Széchenyi (des Sohnes des großen Stefan Széchenyi) während des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten gewesen. Vor ihrer Einschiffung mußten die beiden jungen Leute meiner Großmutter Karoline den Schwur leisten, daß sie während der ganzen Dauer ihres Aufenthaltes in Amerika ihre ungarische Tracht nicht mit der landesüblichen vertauschen würden. Von den Erfahrungen, die mein Vater auf dieser Reise machte, ist mir eine sehr merkwürdige erinnerlich, die ich aus seinem Munde hörte: Die guten Menschen seiner Bekanntschaft, meinte er, hätten damals alle im Lager des Südens, also der Sklavenhalter, gestanden. Es handelte sich nicht um nette, sondern um gute Menschen. Mein Vater war ein Mann von seltener Schönheit. Es war eine Freundlichkeit, eine Vornehmheit in seinem Wesen, wie ich sie seither nicht oft zu finden vermochte.

Nach seinem Tode wurde mein Onkel Tibor mein Vormund in vermögensrechtlicher Hinsicht, während mein Onkel Alexander meine Erziehung in die Hand nahm. War ich schon als Kind der kleine Herr Graf, so hieß ich nun Hochgeborener Herr und nahm bei den Mahlzeiten, als der künftige Majoratsherr, den Ehrenplatz ein. Von manchen Seiten wurde früh viel dazu getan, um mich die Fülle der Rechte, deren Ausübung meiner harrte, kennen zu lehren. Ich möchte hier nur eine Geschichte erzählen, die, so sollte ich meinen, grell genug in den Aufbau des feudalen Ungarns jener Tage hineinleuchtet. Ich mochte sechzehn, höchstens siebzehn Jahre alt gewesen sein, als in einer der Pfarren, deren Patron immer der Älteste der Linie



Georg Károlyi war, eine Vakanz eintrat. Mein Onkel Tibor, der durch seine Frau, eine geborene Gräfin Degenfeld, Koloman Tisza nahestand, präsentierte dem Erzbischof von Erlau im Namen seines minderjährigen Neffen einen Kandidaten. Ich wohnte damals in Budapest. Eines Tages besuchte mich nun der Erzbischof von Erlau, Kardinal Samassa, und entwickelte mir in höchst interessanter Weise seinen Standpunkt, daß nämlich im Sinne des kanonischen Rechtes mein Vormund zu jener Präsentation nicht berechtigt gewesen sei; das Recht des Präsentierens, dozierte er, stehe vielmehr einzig und allein mir zu, da der Minderjährigkeitsbegriff des Zivilrechtes in das kanonische Recht keinen Eingang gefunden habe. Der Schritt des Kardinals Samassa erklärte sich dadurch, daß mein Onkel Tibor einen Kandidaten in Vorschlag gebracht hatte, der, sei es, daß er der liberalen Regierungspartei nahestand, sei es aus einem anderen Grunde, dem Erzbischof unerwünscht war. Ich weiß nicht mehr, ob die kirchenpolitischen Kämpfe jener Zeit in diese Personenfrage bereits hineingespielt haben; mit Sicherheit kann ich nur behaupten, daß ich gegenüber dem tiszatreuen Tibor Károlyi schon damals zu Alexander Károlyi, dem Kurutzen, mich hingezogen fühlte. Der außerordentlich kluge und energische Kardinal Samassa machte auf mich einen bestechenden Eindruck, und ich gab seiner Aufforderung, statt meines Onkels Tibor selbst mit meinen sechzehn oder siebzehn Jahren das Recht der Präsentation auszuüben, sofort nach. Mein Onkel Tibor war außer Rand und Band, als der Erzbischof-Kardinal ihm schriftlich mitteilte, daß er sein Präsentierungsrecht nicht anerkenne und seinen Kandidaten zurückweise. Es blieb ihm aber nichts übrig, als mich aufzusuchen und zu bitten, nun meinerseits jemanden zu präsentieren, und natürlich sollte es wieder sein Kandidat sein. Ich aber präsentierte einen anderen Kaplan, und der Kardinal ernannte ihn dann auch richtig zum Pfarrer. Ich bin mir nicht ganz gewiß, ob sich dieser Fall damals auch in einem anderen Lande so hätte ereignen können; in Ungarn aber fehlen auch heute noch die Bedingungen nicht, unter denen er sich wiederholen könnte.

Als ich die Universität bezog, wurde mir eine monatliche Apanage von 2000 Gulden ausgesetzt, soviel wie die monatlichen Bezüge des ungarischen Ministerpräsidenten betragen. Ich hatte von dieser Summe lediglich die Kosten meines Stalles zu bestreiten; die Pferde kamen aus meinem Gestüt von Nagyút. Die 2000 Gulden waren mein



Taschengeld. Mein Onkel Tibor veranlaßte mich in dieser Zeit, ich mochte neunzehn oder zwanzig Jahre alt gewesen sein, ein Pferd hoch zu wetten, das er dann für meinen Stall kaufen wollte. Ein anderer meiner männlichen Verwandten setzte sich in den Kopf, mich mit einer damals gefeierten Schönheit eines Budapester Operntheaters in Beziehungen zu bringen. Er wollte mich vor Krankheiten schützen, die meiner Unerfahrenheit drohten. Er schilderte mir lebhaft, wie die junge Schauspielerin, die mich bereits gesehen, Gefallen an mir gefunden habe, und als ich wenig Lust zeigte, ihre Bekanntschaft zu machen, fügte er als letztes Argument hinzu, daß alles schon abgemacht sei und die Sache mich nichts kosten würde. Dieser Eingriff in meine privatesten Angelegenheiten empörte mich; ich empfand Ekel und lehnte ab.

Lichtpunkte in diesen Jahren waren die Stunden, die ich mit meinem Onkel Alexander verbrachte. In ihm beobachtete ich zum ersten Male einen Menschen aus der Nähe, der sein ganzes Leben dem öffentlichen Wohle gewidmet hatte. Er war nicht brillant, aber er war tief, gescheit und ungemein fleißig. Den staatsrechtlichen Haarspaltereien, die dazumal unsere politischen Debatten beherrschten, war er abhold und vertrat die Meinung, daß Ungarn, wenn es ein großes und glückliches Land werden wolle, viel weniger der Separation als der wirtschaftlichen Erstarkung bedürfe. Das Kraftverhältnis der Klassen im Staate wollte er nicht von Grund auf ändern, er wollte vielmehr die historische Mittelklasse zur Führung im Staate tauglicher machen, indem er sie zur Arbeit aufrief und zur Arbeit zu erziehen suchte. Die Führerrolle der Aristokratie hielt er im Grunde für verspielt und unhaltbar. An der Spitze der Genossenschaften, die er errichtet hatte und noch plante, hatte er zwar der Aristokratie eine gewisse führende Rolle zugedacht und eingeräumt, aber er glaubte selbst nicht, daß sie ihre Posten dauernd würde behaupten können. Dem wachsenden Einfluß des Judentums suchte er, der methodisch vorgehende Antisemit, dadurch zu begegnen, daß er die Mittelklassen für den wirtschaftlichen Wettkampf besser ausrüsten wollte. Er drang auf die Verschärfung der Strafbestimmungen gegen Wucher. Eine wirtschaftliche Sonderbehandlung der Juden, wie sie heute in Ungarn geübt wird, hätte er abgelehnt.

Alexander Károlyi trachtete mich früh in den Kreis seiner Be-



strebungen einzubeziehen und mich seinen Ideen zu gewinnen. Unter seinem Einfluß nahm ich eine Entwicklung, in der ich für mich einen dauernden Gewinn sehe. Damals gerieten mir zuerst die Schriften Darwins in die Hand und revolutionierten mein Denken. Die Idee des Kampfes ums Dasein ergriff mich sehr, und ich glaubte gern, daß auch die menschliche Gesellschaft vom Kampf geregelt werde, und daß dies so in Ordnung sei. Ich las auch — eine so harte Nuß mir die trockene, exakte Darstellung auch aufgab — Herbert Spencers „First principles“. Doch diese Systematik zog mich schon damals und auch später immer wieder an. Von den liberalen Philosophen, mit denen die Bücherregale der Föther Bibliothek gefüllt waren, machte mir John Stuart Mills in seiner Art wohl klassisches „On liberty“ starken Eindruck. Und klopfenden Herzens las ich Renans „Vie de Jesus“.

Mein Onkel Alexander, dem ich mit dem Vertrauen des Kindes und des Schülers von meiner Lektüre und den durch sie geweckten Gedanken berichtete, war sehr betroffen. Nicht so sehr wegen meiner Abkehr vom Kirchenglauben, auch nicht wegen meiner Vertiefung in die Naturphilosophie, für die ja auch er sich interessierte, sondern weil er bei mir materialistische Allüren wahrzunehmen meinte, und unter dem Eindruck der Lektüre aus der Manchesterschule eine Glorifikation des freien Wettbewerbes zu erkennen glaubte. Er, der große Altruist, der Beschützer der Schwachen, haßte nichts heftiger, und das Wort vom freien Wettbewerb war für ihn ein rotes Tuch. Seine Religiosität sublimierte sich geradezu im Kampf gegen den freien Wettbewerb. Und so wollte er meine Seele retten. Daß ich von Darwin den Weg zu meinem Kinderglauben nicht zurückfinden würde, das fühlte er. Aber das wollte er auch gar nicht. Er mißachtete die Äußerlichkeiten der Religion zwar nicht, übte sie sogar aus politischem Opportunismus auch irgendwie aus, legte aber das Hauptgewicht auf die Betätigung der christlichen Tugenden. Seine ganze sozialpolitische Tätigkeit war derart von religiösem Eifer durchdrungen, und er schöpfte seine große Tatkraft aus der Überzeugung, daß er so auf wahrhaft christliche Art lebe. Er wollte mich vom Abgrunde des Materialismus zurückreißen, und erkennend, daß es unzeitgemäß war, mir Francois de Sales in die Hand zu geben, suchte er nach einem Autor, der die Manchesterleute auf ihrem



eigenen Felde schlage. Und brachte mir Marx' „Kapital“. Langsam, von Punkt zu Punkt fortschreitend, lasen wir kritisch den ersten Band. Mein Onkel kannte das Werk sehr genau. All jene Ausführungen, die von der Anarchie der kapitalistischen Wirtschaft sprachen, unterschrieb er. Doch er glaubte, in jener Genossenschaftsordnung, die er sich in idealer Vervollkommnung vorstellte, das Mittel in der Hand zu haben, mit Ausschluß des von ihm schädlich, ja unheilbringend genannten freien Wettbewerbes und unter Beibehaltung der ihm unersetzlich scheinenden individuellen Initiative, eine glücklichere und gerechtere Gesellschaftsordnung herbeizuführen. Er, der eigentlich den Theorien Schultze-Delitzsch' nahe stand, gab mir Marx in die Hand, um mir zu zeigen, wie ein System des freien Wettbewerbes in Wahrheit aussehe. Er vertraute darauf, daß Marx, der sich einen Materialisten nannte, in mir doch den Idealismus wecken oder doch stärken werde. Denn hier fände ich einen Materialisten, der lauter als irgendein anderer das Recht der Schwachen verkünde und dem unterdrückenden Stärkeren nicht recht gibt, bloß, weil er stärker ist. Ich glaube, jene Stunden dieser ersten Marxlektüre waren entscheidend für mein Leben. Ein undiszipliniertes, zügelloses Leben konnte die Erinnerung an jene Stunden verdrängen, doch nie löschen lassen. Und als eines Tages ein großes Erlebnis, der Anblick des Elends im Weltkrieg, jene Überzeugung in mir wiedererweckte, die ich damals über Alexander Károlyi hinweg aus Marx gewonnen hatte, die Überzeugung, daß die Selbstbefreiung der unterdrückten Klasse das Reich der Freiheit mit sich bringen müsse, da wurde diese Überzeugung zu einem leidenschaftlichen Gefühl und zum Motor meiner späteren Taten. Hätte Alexander Károlyi, mit dem ich damals Marx las, die Revolution erlebt, er hätte wahrscheinlich mein hartnäckiges Streben nach absoluter Gerechtigkeit verurteilt, aber er hätte seinen Schüler wiedererkannt und auch erkannt, daß ich auf dem Wege fortschreite, den ich damals, im Alter von zwanzig Jahren, unter seiner Führung beschritten. Und er wäre der einzige Angehörige meiner Klasse, der einzige Károlyi gewesen, der neben mir gekämpft hätte. Dies weiß ich gewiß.

Alexander Károlyi hatte seine festen, geschlossenen Ansichten und duldet kaum Widerspruch. Er war ein autoritärer Geist. Einer



solchen Kraft der Überzeugung war ich noch nirgends begegnet, und es konnte nicht ausbleiben, daß ich bald die Denkgewohnheiten meines Onkels annahm. Ich verhehlte mir aber nicht, daß etwas in mir von vornherein mit dem Kerne seiner Weltanschauung korrespondieren mußte, wenn sie mich derart im Sturme gewinnen konnte. Schon bei der Kritik, die mein Onkel an meinem bewunderten römischen Rechte übte, fühlte ich eine verwandte Saite in mir erklingen. Es war, als er den vollkommenen Egoismus als Grundlage dieses ungeheuren Ideengebäudes bloßlegte und die Forderung eines vom Altruismus gespeisten Rechtsgedankens erhob. Er griff das Eigentumsrecht heraus und setzte der Lehre vom absoluten Eigentum eine rechtsgeschichtlich begründete, auf dem Entwicklungsgedanken fußende Theorie des Eigentums entgegen. Sie gipfelte darin, daß die Gesellschaft im Laufe der Entwicklung immer mehr und mehr Elemente des Eigentums an sich ziehe und schließlich über alles Eigentum verfügen werde. Er stellte das nicht nur als unvermeidliches Ziel der Entwicklung, sondern gleichzeitig auch als wünschenswert dar.

Bald zog mich mein Onkel auch seiner praktischen Tätigkeit zu, und ich lernte das stattliche Werk kennen, das Dank seinen bahnbrechenden Bemühungen auf dem recht spröden ungarischen Boden gewachsen war: unsere großen Konsumgenossenschaften. Alexander Károlyis Absicht war, nicht nur mit einem Netz dieser Konsumgenossenschaften das ganze Land zu überziehen, sondern ihnen überall auch noch Kredit- und Produktionsgenossenschaften an die Seite zu stellen. Es berührte mich eigen, wie wenig die Wirklichkeit, die ich nun kennenlernte, jener Theorie entsprach, die ich soeben aus dem Munde desjenigen vernommen hatte, der als Schöpfer dieser Wirklichkeit galt und gelten konnte. Schon die Art, wie die kleinen Konsumvereine an den Peripherien ins Leben gerufen wurden, schien mir irgendwie im Gegensatze zur Genossenschaftsidee zu stehen: sie verdankten ihre Entstehung einem Oktroi der Zentrale. Also von oben nach unten ging die Richtung, während die reine Genossenschaftsidee die entgegengesetzte gefordert hätte. Auch schien mir in allen diesen Konsumvereinen der kapitalistische Einschlag in der Geschäftsführung viel zu stark. Nach meinem Dafürhalten wurde auch den Aktionären viel zu viel, als Rückvergütung an die Käufer viel zu wenig ausbezahlt.



Alexander Károlyi wollte die Waren unter dem Marktpreise, ich aber zum Marktpreise verkaufen lassen, weil ich Wert darauf legte, daß am Ende des Jahres eine beträchtliche Summe den Genossenschaftlern rückvergütet werde. Es war das ursprüngliche System von Rochdale, das mir vorschwebte. Auf dem Gebiete der Genossenschaftspolitik war es gleichfalls eine, wie ich sie heute sehe, tiefgehende Differenz, die uns akademisch entzweite. Alexander Károlyi wollte die Sozialdemokraten nicht in die „Genossenschaft der Genossenschaften“ mit hineinnehmen. Ich aber wollte unsere Bewegung nicht so sehr als Konkurrenzunternehmen gegen den Sozialismus, sondern mehr als eine Bewegung, die ihre Bemühungen mit den seinen vereint, aufgefaßt wissen. Gleich meine erste Vorlesung, zugleich mein erstes öffentliches Hervortreten, berührte die Frage, worin denn der Unterschied zwischen dem Genossenschaftler und dem Sozialisten bestehe? Ich legte Gewicht auf die Feststellung, daß beide gegen die Ausbeutung kämpfen.

Alexander Károlyi starb, ohne daß wir diese Differenzen anders als theoretisch auszutragen versucht hätten. Es gab Differenzpunkte zwischen uns, von denen ich aus Pietät öffentlich niemals gesprochen habe. Ich glaube, Alexander Károlyi war im Grunde ein konservativer Politiker, aber dann sicherlich der weiseste, den die letzte Generation Ungarns besessen hatte. Seine Politik floß aus dem tief moralischen Verantwortlichkeitsgefühl, von dem seine ganze Persönlichkeit durchdrungen war. Ich fühle mich tief in seiner Schuld, und in meiner öffentlichen Laufbahn, die ich, seinen Spuren folgend, betreten habe, habe ich getrachtet, seinen Ideen, soweit mein Gewissen und meine Kräfte es erlaubten, zu dienen.

Nach seinem Tode wurde ich Direktionsmitglied der großen Konsumgenossenschaft „Hangya“ („Die Ameise“), deren Präsident er gewesen war. Auch an der Gründung der Budapester Filiale der „Hangya“, „Házirtás“, („Hauswirtschaft“) habe ich lebhaften Anteil genommen. Das Komitat Heves, wo ich Einfluß hatte, überzog ich mit einem Netz von Konsumvereinen. In diesen Jahren studierte ich das Genossenschaftswesen dort, wo es in Blüte stand, und habe zu diesem Zwecke die Hauptstaaten Europas, namentlich Belgien, Frankreich, England, Italien, Deutschland und Österreich des öfteren bereist. Ich war ein regelmäßiger Besucher der Kongresse für Genossenschaftswesen und bin bei dieser Gelegenheit mit mancher hervorragenden



Persönlichkeit, darunter mit den Sozialisten Sidney Webb, Vandervelde und Leonida Bissolati bekanntgeworden. Ich mußte feststellen, daß von allen Genossenschaften diejenigen der Sozialisten überall, besonders aber in Belgien, am höchsten standen.

Das Studium der Literatur des Genossenschaftswesens, die Ergebnisse der Kongresse von Brüssel, Hamburg, Budapest, Newport und Cremona, meine Erfahrungen und meine eigenen Überlegungen brachten mich immer mehr jener Richtung der Genossenschaftsbewegung nahe, die sich das stolze, umfassende Ziel des Aufbaues eines neuen Staates von den Genossenschaften her gesteckt hatte. Waren es früher die Schriften Le Plays und Charles Gides, in denen ich zuerst starke Anregungen gefunden hatte, so war es nun ein Buch von Lavergne, das meinen Gedanken eine neue Richtung gab. Es führte den vielversprechenden Titel „La Coopertisation de l'Europe“. Lavergne gab mir auch persönlich interessante Aufklärungen über sein System. Dessen Ausgangspunkt war die Konsumgenossenschaft. Aus ihr entstehen bei fortschreitender Erstarkung Kredit-, Produktions-, Verwertungs-, Bau- und Transportgenossenschaften, bis sämtliche Bedürfnisse der Mitglieder auf genossenschaftlicher Basis Befriedigung finden. All dies geht auf dem Wege freier Vereinigung vor sich, aber die Genossenschaft bedrängt die Einzelunternehmungen so sehr, daß sie schließlich unmöglich werden. Das Privateigentum verbleibt, wird aber mit der Zeit von der Genossenschaft aufgesogen. Die meisten Bürger des Staates werden aus eigenem Interesse Mitglieder der Genossenschaft, und diese besorgt schließlich die höchsten und wichtigsten Funktionen des Staates. England, in dem jeder fünfte Mensch Mitglied einer Genossenschaft ist, steht, Lavergne zufolge, der Verwirklichung dieses Zieles nicht allzu fern.

Die Genüsse, die Budapest damals bieten konnte, habe ich bis zum Überdruß ausgekostet. Schon während meiner Universitätsjahre verlangte es mich nach einer Studienreise ins Ausland, doch wollten meine Verwandten nichts davon wissen. Als ich, vor Erreichung der gesetzlichen Volljährigkeit, großjährig erklärt wurde, benützte ich mein Vermögen und meine Freiheit, um die Welt kennenzulernen. Unter Welt verstand ich nicht unseren kleinen Weltteil Europa allein, den ich, einschließlich Rußlands, wiederholt bereiste. Wenn ich von einer Reise nach Amerika oder Ostindien



nach Hause kam, empfand ich Budapest und das Nationalkasino recht eng und kleinlich. Paris wurde meine zweite Heimat, und das reizende kleine Palais meines Onkels Ladislaus Károlyi auf dem Quai d'Orsay, das sein Vater gegen Besitzungen auf der Insel Martinique eingetauscht hatte, mein bevorzugter Aufenthaltsort.

Meinem Vetter, dem Marquis Melchior Polignac, verdankte ich meine Aufnahme in den Pariser Jockeyklub, in dem ich unter anderen mit einer Reihe von Erzroyalisten in Berührung kam. Der Verkehr hier ist von viel strengeren Formen beherrscht als in den englischen Klubs (denen unser Nationalkasino nähersteht). Man muß die Familienbeziehungen der auf ihre, zum Teil schon reichlich vergoldeten Wappen sehr stolzen Herren genau kennen, bevor man sich ihnen vorstellen läßt. Die schönen Traditionen der französischen Küche werden hier gepflegt. Man speist vorzüglich, man spielt mäßig und man langweilt sich herrlich. Die Herren schimpfen auf die französische Republik und alle ihre Einrichtungen. Ihr Leibblatt ist wahrhaftig jene „Action française“ der Herren Léon Daudet und Charles Maurras, welche die Dritte Republik als eine Art schimpflichen Übergangszustand behandelt. In der Großen Oper ist die Proszeniumloge den Herren vom Jockeyklub vorbehalten. Sie haben freien Zutritt hinter den Kulissen, wo sie sich von den Sternen des Balletts angezogen fühlen. Einmal sah ich den Jockeyklub auch in der Comédie zahlreicher vertreten. Es war die Uraufführung des unterhaltsamen Stückes von Bernstein „Après moi“, welche die *Camelots du roi* durch einen Skandal zu verhindern versprochen hatten. Bernstein war „refractaire“, also einer, der sich der Einrückung zum Militär entzogen hatte. Es war ein tumultuöser Abend.

Von meinen Ostreisen ist mir die Reise nach Ceylon unvergeßlich. Kaum war ich in Colombo, der Hauptstadt der Kolonie, in meinem Hotel abgestiegen, als mich ein heftiges Fieber niederwarf. Ich hatte die Ruhr, verbunden mit Wechselfieber, eine Krankheit, die unter diesen Himmelsstrichen besonders gefährlich werden kann. Ich versank in einen Dämmerzustand und erwachte erst, völlig apathisch, in einer Riksha. Das Hotel hatte mich abtransportieren lassen. Man trug mich in ein Bungalow, das mitten in einem Walde stand und ein kleines Privathospital war. Hier lag ich lange zwischen Leben und Tod. Eines Tages sagte mir der



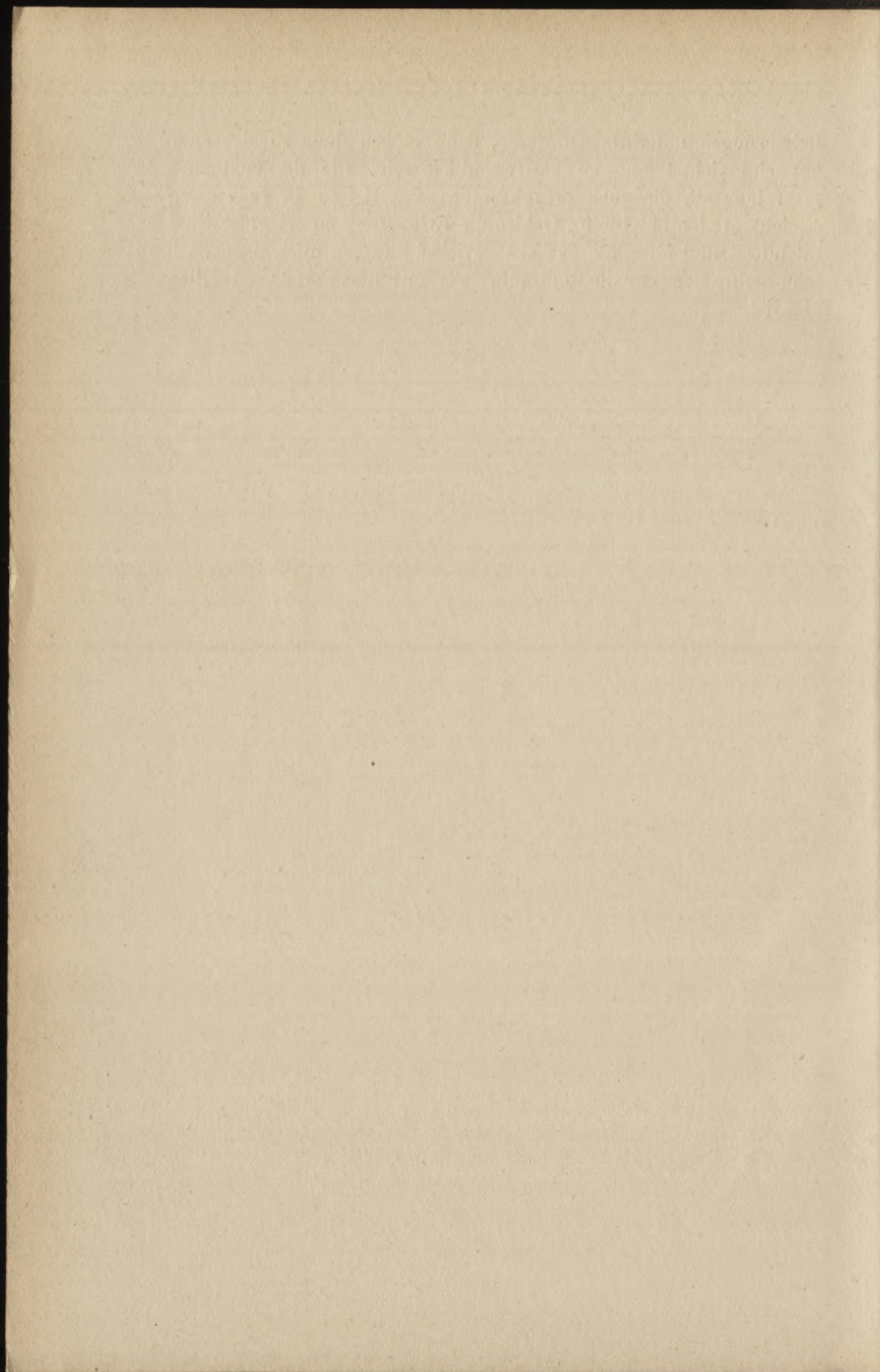
Arzt, ein sehr verständiger und wohlwollender Italiener namens Castellani, der sich um das Studium des Erregers der Schlafkrankheit Verdienste erworben hatte, der Platzkommandant von Colombo sei da und wünsche mich zu sprechen. Der Offizier, ein Oberstleutnant, trat ein und erzählte mir, daß er schon öfter nach mir gefragt hätte. Nachdem ich so weit hergestellt war, übersiedelte ich in das Gebirge Kandy, und im Hotel erwartete mich eine Einladung des Platzkommandanten, der seinen Wohnsitz mit der Gesellschaft von Colombo in dieser Jahreszeit auch bereits ins Gebirge verlegt hatte. Ich kam zum Tee; aber der Offizier machte ein enttäuschtes Gesicht und fragte, wo meine Koffer seien. Es stellte sich heraus, daß er mich zum Wohnen eingeladen hatte. Diesen Aufenthalt im Gebirge von Kandy machte mir ein nächtlicher Empfang beim Gouverneur von Ceylon unvergeßlich, der zu Ehren des Herzogs von Connaught, seiner Frau und seiner damals (1907) neunzehnjährigen Tochter Patrizia veranstaltet wurde. Zimmetgeruch schlug einem entgegen. Glühwürmchen von der Größe einer Orange leuchteten in der tropischen Nacht auf. Lady Patrizia, eine schöne und imposante Erscheinung, in weißer Seide, tief dekolletiert, stand auf der untersten Stufe einer Freitreppe und empfing die Huldigung der Stammeshäuptlinge von Ceylon. Die waren auf ihren Elefanten gekommen, mit reich gestickten Sätteln und goldenen Schabracken und, vor Lady Patrizia angelangt, ließen sie ihre Tiere einen artigen Knix machen. Das junge Mädchen aber reichte jedem Elefanten mit zierlicher Bewegung eine Banane, die diese mit ihrem Rüssel würdevoll ergriffen, um dann langsam abzutreten. Es war, als ob Asien Europa seine Huldigung dargebracht hätte.

In Ceylon überzeugte ich mich davon, daß Europa diese Huldigung zuweilen verdient. Diese Insel mit ihrer bezaubernden, unübertreffbar reichen und wechselvollen Vegetation gleicht mehr als irgendein Ort der Welt der menschlichen Vorstellung vom Paradiese. Aber inmitten dieser feierlich üppigen Natur und dieser gesegneten Fruchtbarkeit erhielt ich doch den stärksten Eindruck von den Leistungen und dem Geist englischer Kolonialpolitik. Lassen wir es überhaupt zu, im Paradiese Straßen anzulegen, dann sollen diese so gepflegt sein, wie die englischen Landstraßen in Ceylon. Und finden wir uns damit ab, daß der Urwald von menschlichen



Behausungen unterbrochen werde, dann mögen diese so sicher, so gut eingerichtet und so gastfreundlich sein, wie die englischen „rest houses“, die auch dem Fremden das Reisen in Ceylon so erleichtern. Ich brachte im Gehirn die Erinnerung an ein glückliches Eiland — und im Blute das Tropenfieber mit, das mich dann noch zehn Jahre lang quälte und mich oft mit unerwarteten Anfällen überfiel.



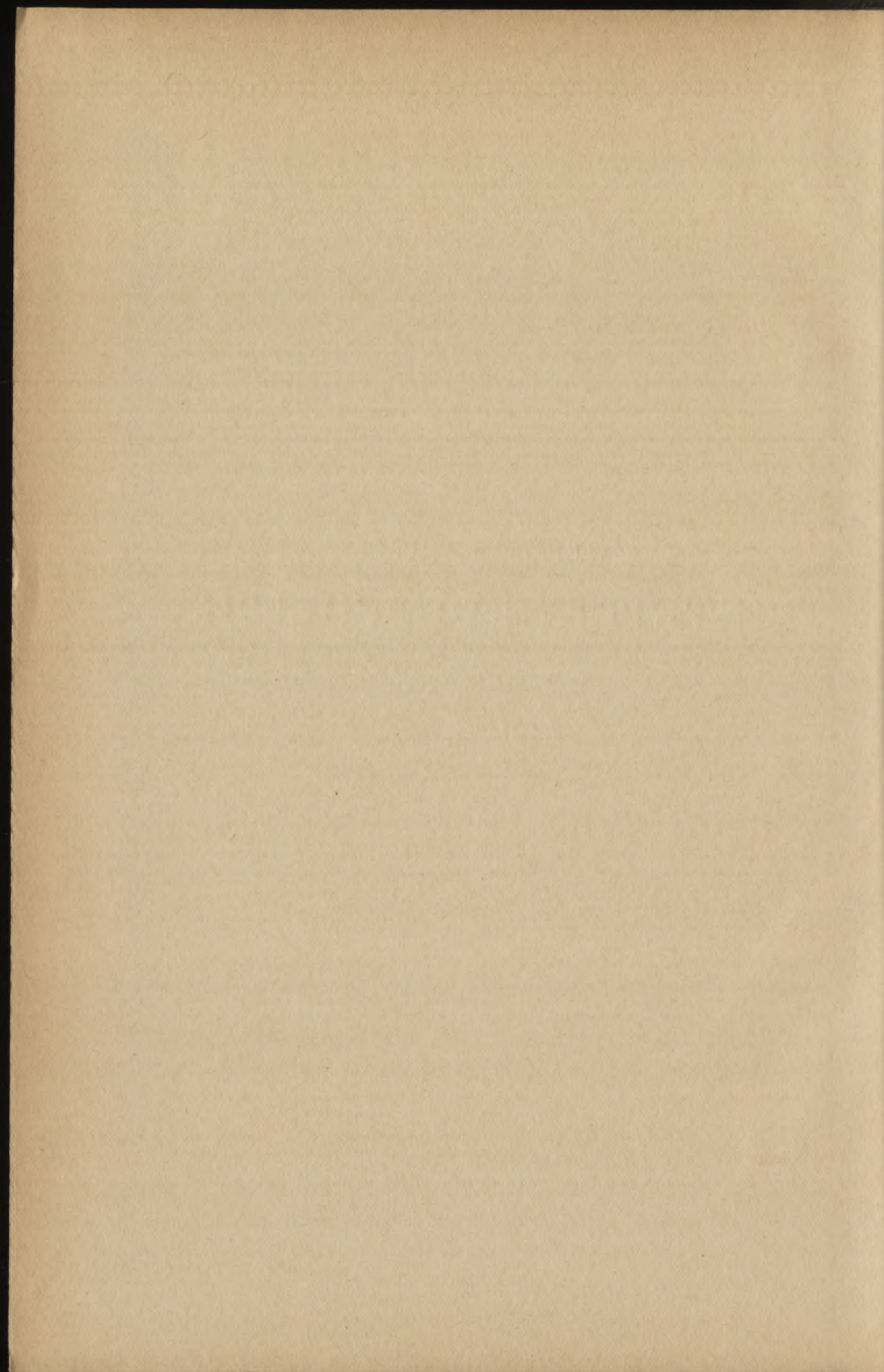




ZWEITES KAPITEL

# EINTRITT IN DIE POLITIK







Den Beginn meiner politischen Laufbahn setze ich in das Jahr 1909, da ich Präsident des „Omge<sup>1</sup>“ wurde. Schon 1902, bei den Széllschen Wahlen, habe ich in Zilah mit dem Programm der liberalen Regierungspartei für den Reichstag kandidiert. Graf Albert Apponyi, damals mein (und vieler jungen Aristokraten) Ideal, war der Regierungspartei beigetreten; doch war es bekannt, daß er in den damals entscheidenden Wehrmachtsfragen nicht lange die Wege Szélls gehen werde. Ich erblickte in Apponyi meinen Führer. Mein Gegenkandidat war Dr. Zoltán Lengyel von der Unabhängigkeitspartei, der, nachdem er eine stürmische Jugend auf dem improvisierten Faßpodium der Wahlkampagnen, in den Redaktionszimmern der Boulevardblätter, im Parlament als Champion der technischen Obstruktion verbracht hatte, schließlich als eine Stütze der Arbeitspartei Stefan Tiszas landen sollte. Mein armes Schwesterchen Geraldine, deren Schwindsucht 1902 schon so weit vorge-schritten war, daß sie mit hohem Fieber ständig zu Bette lag, betete Neuvinnes für den Sieg meines Gegners. Gery, so nannten wir sie, haßte die Österreicher inbrünstig, und als wir das arme Kind nach Heluan führten, wollte sie in Triest nicht das Lloyd-schiff betreten, das zur Abfahrt nach Alexandrien bereit war, weil dieses Schiff unglücklicherweise die „Habsburg“ war. Und nachdem wir sie schließlich doch überredet hatten, mit uns sich einzuschiffen, trat sie in den Hungerstreik. Als sie vor Schwäche endlich die ersten Bissen zu sich nahm, spotteten wir mit der Grausamkeit der Kinder: „Gib acht, du schluckst Österreichisches!“ Gery liebte mich und wünschte mit der ganzen Kraft ihres Herzens, daß ich unterliegen möge.

Ich weiß nicht, ob ich meine Niederlage ihren Gebeten verdanken sollte oder einem anderen Umstande. Koloman Széll hatte eben damals sein Gesetz zur Sicherung der Reinheit der Wahlen durchgebracht. Meine Wahlmacher bestürmten mich unten in Zilah

<sup>1</sup> Abkürzung für „Ungarischer Landes-Agrikulturverein“.



um „die verfassungsmäßigen Spesen“. Von solchen wollte ich nichts wissen. Ich glaubte an reine Wahlen. Von Zilah kam Depesche auf Depesche und verlangte „verfassungsmäßige Spesen“. Mit einem solchen Telegramm suchte ich den Ministerpräsidenten Kolo-man Széll auf und fragte ihn, was ich tun solle? „So zahl doch!“ antwortete der Urheber des Gesetzes gegen Wahlmißbräuche. Mir scheint, wir mögen unser nicht viele im Lande gewesen sein, die jenes Gesetz ernst nahmen. Ich nahm es ernst und — fiel durch.

Zum zweitenmal trat ich bei den berühmten Januarwahlen des Jahres 1905 mit dem Programm der oppositionellen Koalition auf. Ich wurde gewählt. Im selben Jahre bei den Sommerwahlen trat ich nicht auf, und an dem sogenannten nationalen Widerstand nahm ich nicht teil. Während des größten Teils der Dauer des Koalitionsregimes hielt ich mich im Auslande auf und lebte auch 1909 in Paris, als mich die Aufforderung erreichte, die Präsidenschaft des Landes-Agrikulturvereines „Omge“ zu übernehmen. Mein Onkel, Graf Aurel Dessewffy, der zu jener Zeit Präsident des Magnatenhauses und zugleich auch des Landes-Agrikultur-Vereines war, sah sich infolge eines merkwürdigen Zwischenfalles gezwungen, vom Präsidium des Omge zurückzutreten. Der Standpunkt dieses Agrikulturvereines war scharf börsenfeindlich, und Graf Aurel Dessewffy hatte selbst vom Präsidentsitze des Omge aus zu wiederholten Malen in schroffer und bestimmter Form gegen die Einrichtung der Börse Stellung genommen. Nun geschah es, daß in einer Sitzung des Magnatenhauses ein Antrag auf Abschaffung der Börse gestellt, daß darüber abgestimmt wurde und ein fataler Zufall Stimmengleichheit herbeiführte, so daß der Präsident durch sein Votum hätte entscheiden müssen. Stimmte auch er der Abschaffung der Börse zu, so versetzte er damit die Koalitionsregierung in eine überaus peinliche Lage. Aurel Dessewffy entschied nun durch seine Stimme zugunsten der Aufrechterhaltung der Börse und verleugnete also seine Grundsätze. Freilich mußte er dann dem Präsidium des Omge, mit dessen Prinzipien er in Widerspruch geraten war, entsagen.

Als ich zum erstenmal aufgefordert wurde, die Kandidatur für die Nachfolgeschaft Aurel Dessewffys anzunehmen, lehnte ich dankend ab. Ich wurde abermals kandidiert, und nun konnte ich nicht mehr ablehnen. Mein Gegenkandidat war der Graf Robert Želenski, der



konservativste der ungarischen Konservativen. Die Wahl wurde zu einem Kampf, in dem die Parteigänger Tiszas für Želenski, die ganze damals regierende Koalition für mich eintrat. Zur Abstimmung erschien auch der Ministerpräsident Wekerle und stimmte für mich, es erschien auch Tisza und stimmte für Želenski. Ich erhielt eine Mehrheit von 50 oder 100 Stimmen und nahm die Wahl nicht an. Das ergab eine neue Lage. Želenski, mein Gegenkandidat, trat zurück, und ich wurde nunmehr einstimmig gewählt. Nun konnte ich wirklich nicht ablehnen.

Ich war jetzt Präsident des Vereines der Großgrundbesitzer und ihrer Wirtschaftsbeamten, von dem nicht ohne Grund gesagt wurde, daß er das Land regiere. Aber ich war weit entfernt davon, die Überlieferungen des Omge ohne Revision als bindend für mich zu betrachten und fortzusetzen. Ich stürzte mich immerhin Hals über Kopf in die Agrarpolitik, und zwar mit dem Gedanken, daß ich sie ganz anders als meine Vorgänger betreiben würde. Dem Omge wollte ich vor allem eine breitere Basis geben. Der Verein hatte 1600 Mitglieder, 1600 Leute, deren Interessen, deren Gesichtspunkte sich bis zur Gleichheit deckten. Ich wollte neue, andere Schichten einbeziehen, wollte den Landes-Agrikultur-Verein mit dem von meinem Onkel Alexander gegründeten Bund der Landwirte vereinigen. Es gelang mir, die Zahl der Mitglieder des Omge auf 5000 zu bringen. Unter meinem Präsidium hat der Verein seine erste große Presseaktion durchgeführt. Schärfer als irgendwann wurde er damals angegriffen. In meinen Bemühungen wurde ich von Julius Rubinek, dem Direktor des Omge, diesem klugen und energischen Manne und guten Administrator, eifrig unterstützt. Er verstand meine Bestrebungen, und eben deshalb sagte er mir oft, daß „dieser Prozeß mit diesen Mitteln nicht gefördert werden könne“. Rubinek wußte, obschon ich ihm gegenüber nicht offen darüber gesprochen habe, daß ich den Omge zuerst demokratisieren, dann aber in den Dienst meiner Genossenschaftspläne stellen wollte. Die Fusion des Omge mit dem Bunde der Landwirte scheiterte an Personenfragen. Später erfuhr ich, daß Rubinek sich schon 1910 einem Freunde Oskar Jászis gegenüber folgendermaßen über mich geäußert hat:

„Die Herren kennen Károlyi nicht, er ist ein Revolutionär, ein Republikaner!“



Die Koalition war sang- und klanglos gefallen und von einer Regierung der auferstandenen alten liberalen Partei abgelöst worden. Ich setzte alles in Bewegung, um Mitglied des neuen Hauses zu werden. Ich stand außerhalb der Parteien. Meine ersten Schritte galten der Schaffung einer agrarischen Mitte. An dem Zollkrieg gegen Serbien war ich leider beteiligt, aber ich war schon damals bestrebt, seine Folgen gutzumachen. Jedenfalls trat ich dafür ein, Serbien einen Zugang zum Meere zu verschaffen.

In der so überaus wichtigen Frage des Wahlrechtes stand ich damals noch unter dem Einflusse der Argumente Tiszas, der überzeugt war und auch mich davon zu überzeugen vermochte, daß das Wahlrecht wo immer, nur in Ungarn nicht, allgemein sein dürfe. Fest stand ich jedoch auf der Forderung der geheimen Abstimmung. Ich forderte sie nicht nur, weil jede andere Art die Reinheit der Wahlen einfach vernichtete, mithin sich mit der öffentlichen Moral nicht vertrug, sondern ich forderte die geheime Abstimmung auch, weil ich als 48er in ihr das einzige Mittel erblickte, das 67er System zu Fall bringen zu können; war doch die Mehrzahl des ungarischen Volkes dem 48er Ideenkreise zugetan. Als der Omge sich mit dem Wahlrechte beschäftigte, lenkte ich die Verhandlungen derart, daß der Punkt der geheimen Abstimmung eine offene Frage blieb. Vom Präsidium und den Beamten des Vereines war ich der einzige, der seine Stimme für die geheime Abstimmung abgab. Dieser offene Gegensatz, in den ich zu meinen Klassengenossen geriet, erschütterte im Omge meine Position. Die Lage an der Spitze dieses Vereins war für mich aber auch innerlich höchst fragwürdig geworden. Ich verurteilte das System desto mehr, je besser ich es kennenlernte. Ich fing an, es in seiner gegebenen Form für unhaltbar zu erkennen. Die zwei Tendenzen, die sich in mir vielfach bekämpften, die 1848er Tendenz, die ich von den Traditionen meiner Familie bezog, und die kosmopolitische, zu der mich meine Studien und Reisen geführt hatten: sie trafen und verstärkten sich in diesem einen Punkte. Sie nährten in gleicher Weise meinen Glauben, daß das System, in dem wir in Ungarn lebten, schlecht fundiert und für das ungarische Volk voller Gefahren sei. Daß ich diesem Systeme auf keine Weise, selbst unter Vorbehalt nicht, dienen könne, daß vielmehr meine Kampffront ganz eindeutig und prinzipiell gezogen werden müsse, wenn ich meine Pflicht erfüllen sollte: diese Einsicht kam mir eingebungsmäßig,



blitzartig in einem denkwürdigen Momente, um mich nie wieder zu verlassen.

Es waren die Tage, da Tisza eine neue strengere Hausordnung mit Gewalt durchdrücken und die ihre Pflicht als Gesetzgeber erfüllenden Abgeordneten durch Schutzleute abführen ließ. An einem Vormittag hatte der Omge Sitzung. Ich eröffnete sie, trat aber den Vorsitz bald dem Vizepräsidenten ab und eilte ins Abgeordnetenhaus, das gleichfalls Sitzung hielt. Im Couloir begegnete ich dem Abgeordneten Julius Kovács, der sich in höchst aufgeregter Weise über Tiszas Vorgehen aussprach, darüber klagte, daß nichts dagegen geschehe, und versicherte, daß er, Kovács, nicht länger ruhig zuzusehen gesonnen sei. Bald nach diesem Gespräche eilte ich in die Sitzung des Omge zurück, übernahm den Vorsitz und meldete der Versammlung ganz unvorbereitet meinen Rücktritt an. In der Stunde, führte ich aus, da die Konstitution mit Füßen getreten werde, fühlte ich, daß mein Platz in der großen Politik sei. Ich zöge aus der Lage die Konsequenz und sei entschlossen, mich mit ganzer Kraft in den Kampf gegen das verderbliche System zu stürzen. Als ich diese Worte in der Omge sprach, hatte Julius Kovács im Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses seinen Revolver schon gegen Tisza, den Präsidenten des Hauses, abgefeuert.

Ich hielt Wort. Um das System, dessen Mittel und Ziele mir gleich unwürdig und gefährlich schienen, zu attackieren, begab ich mich auf eine Reihe von Volksversammlungen, die nicht nur gegen das Unrecht der Gewaltanwendung im Parlamente protestieren sollten, sondern auch immer stärker das Verlangen der Massen nach einem neuen, demokratischen Ungarn zum Ausdruck brachten, dem Tisza und sein System als starre Hindernisse im Wege standen. Es machte mir Mühe, im Freien vor einer großen Menge zu sprechen. Aber ich scheute diese Mühe nicht. Die erste Volksversammlung in der ich als Redner auftrat, fand in Miskolcz statt. Außer mir und anderen sprach dort Dr. Eugen Landler, der Führer der sozialdemokratischen Eisenbahner, der spätere Volkskommissär.

Blicke ich auf jene Tage zurück und stelle meinem Gewissen die Frage nach dem letzten entscheidenden Grunde, der mich ins Lager der Demokratie getrieben hatte, so muß ich mir sagen, daß dieser Grund Tisza war. Nicht die Person Tiszas; die Art war es, wie das ganze Parlament, wie jene Körperschaft, die sich die Volksvertretung



Ungarns nannte, der Gewalt Tizsas nachgegeben hatte. Ich wußte, daß Tizsas Zielsetzungen verhängnisvoll waren. Ich war entschlossen, alles zu tun, um das Parlament gegen ihn mobil zu machen. Wahrhaftig, schon Wochen bevor Tisza sich zu der Gewaltanwendung entschloß, die das Tischtuch zwischen ihm und dem ungarischen Volke endgültig zerschneiden sollte, setzte ich meine ganze Kraft ein, um zu verhindern, daß die Opposition irgendwelche Kompromisse mit dem Manne eingehe, mit dem ein Kompromiß nur unter Aufopferung der lebenswichtigsten Interessen des ungarischen Volkes zu schließen war. Als es offenkundig wurde, daß Tisza der die Klotüre bekämpfenden Opposition gegenüber zur Gewalt entschlossen sei, suchte ich ihn in seiner Villa in der Stadtwäldchenallee auf. Unsere Unterredung währte nur kurze Zeit. Ich fragte ihn, ob sein Entschluß, zur Gewalt zu greifen, unabänderlich sei.

Er antwortete: Unabänderlich.

Darauf setzte ich ihm auseinander, was mich dazu zwänge, ihm den schärfsten Kampf anzusagen. Ich setzte hinzu, daß unter diesen Umständen auch ich vor starken Mitteln nicht zurückschrecken werde. Worauf auch er seinen Entschluß motivierte und versicherte, daß es ihm schwer fiele, sich für die Gewalt zu entscheiden.

Ich fragte ihn, ob dies sein letztes Wort sei.

Tisza sagte: Sein letztes.

Dann trennen sich unsere Wege, gab ich zurück, und zwar nicht nur als Politiker, sondern auch als Menschen.

„Aber nicht wahr, was immer kommen mag, unseren guten Glauben ziehen wir gegenseitig nicht in Zweifel?“

„Gewiß“, bestätigte ich.

„Dann fällt mir der Bruch doppelt schwer“, sagte Tisza.

Nur ein einziges Mal sah ich ihn nochmals so bewegt, wie damals: am 17. Oktober 1918, in einer der letzten Sitzungen des alten Abgeordnetenhauses, als er erklärte: „Michael Károlyi hatte recht, diesen Krieg haben wir verloren.“

Nach dem parlamentarischen Putsch entstand in der unmittelbaren Umgebung des Grafen Andrássy der Gedanke, Tisza zu boykottieren.

Just in jenen Tagen kämpfte ich wieder einmal mit einem Anfall von Tropenfieber und ging abends übler Laune in einem



Zimmer des Nationalkasinos auf und ab, als Tisza eintrat und mich, als ob nichts geschehen wäre, begrüßte:

„Servus! Wie geht's dir?“

Ich reagierte nicht und setzte meinen Weg fort. Tisza wiederholte seine Frage.

Ich antwortete wieder nicht. Da kam er auf mich zu und fragte:

„Hörst du nicht?“

„Ich höre wohl, aber nach dem, was geschehen ist, nehme ich deinen Gruß nicht an.“

„So. Es ist gut.“

Noch am gleichen Tage suchten mich Tiszas Sekundanten auf, und tags darauf, um 5 Uhr nachmittags, fand das Duell statt. Für Tisza war Baron Alexander Vojnics, für mich Graf Johann Hadik leitender Sekundant. Ein Mitarbeiter des Abendblattes „Az Est“ bat mich, mich doch nicht für die Morgenblätter zu duellieren, aber diesen Gefallen konnte ich ihm nicht tun. Ich kam in übler Verfassung auf den Kampfplatz, das dreitägige Fieber hatte mein Physikum stark mitgenommen. Wir stießen vierunddreißigmal zusammen, und immer mußte ich angreifen — Tisza sah starr vor sich hin und stand wie ein Pflock. Beim vierunddreißigsten Zusammenstoß bekam ich endlich einen Hieb auf den Ellbogen, worauf die Sekundanten den Zweikampf einstellten. Nicht die Wunde, sondern meine Erschöpftheit ließ mich einwilligen. Das Duell hatte über eine Stunde gedauert. Eine Aussöhnung fand nicht statt.

Wie diametral unsere Wege auseinandergehen mußten, das erkannte ich erst nach dem Parlamentsputsch: denn als die Schutz männer Tiszas mich und meine Genossen mit Gewalt aus dem Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses entfernten und dennoch alles beim alten blieb, da enthüllten mir diese Ereignisse nichts Geringeres, als daß die ungarische Verfassung bloßer Schein sei, daß das Volk nichts oder so gut wie nichts mit ihr zu schaffen habe, daß es jedenfalls nicht hinter ihr stehe und sie nicht verteidige! Andrássys Leibpublizist Ignótus schrieb in jenen Tagen, daß „Stefan Tisza erst im Gesamtparlament in Wien aus seinem Traume erwachen würde, Ungarn gerettet zu haben“. Was mich anlangte, war ich überzeugt, daß, wenn nun ein Großösterreich oder ein militärischer Absolutismus errichtet werden solle, nur ein neuer



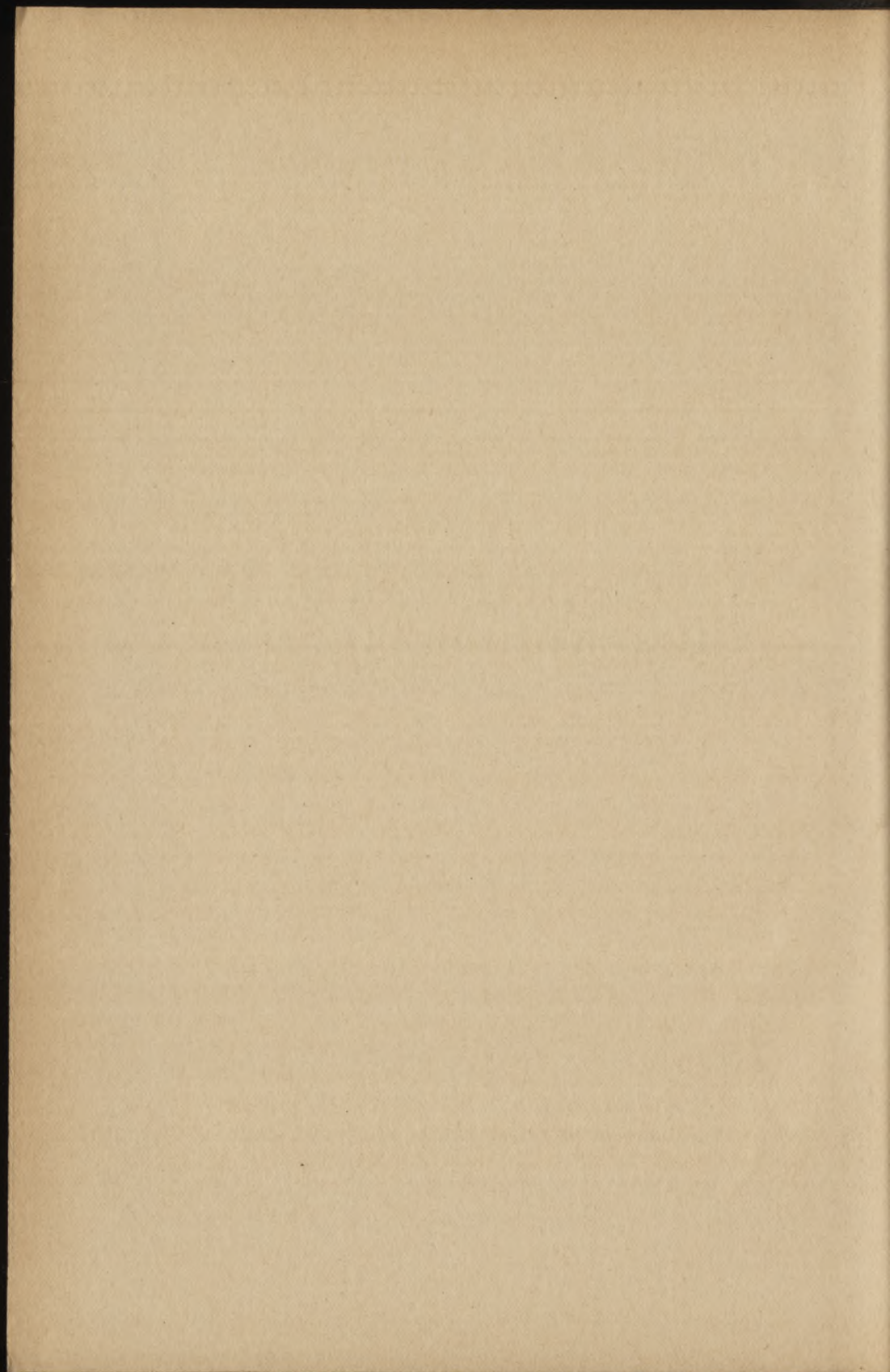
Tisza heruntergeschickt zu werden brauchte — dazu freilich wäre der alte nicht zu haben gewesen —: und dieses Parlament war zu allem bereit. Das Volk hatte dieses Haus endgültig preisgegeben, das im Mai 1912, als bei den Kundgebungen für das allgemeine Wahlrecht in den Straßen Budapests Blut geflossen war, so stolz und gläubig die Worte Tiskas nachgebetet hatte, „es sei kein Verein von alten Weibern und keine Wohlfahrtseinrichtung“. Nein, zum Schutze dieses Parlaments hätte das ungarische Volk niemals einen Finger gerührt. Die nationale Sache bedurfte eines Volksparlaments. Der Parlamentarismus in Ungarn war in seiner alten Form gestürzt, das heißt, sie war als eine Scheinform enthüllt worden. Nur die Heranziehung des ganzen Volkes konnte den Parlamentarismus noch retten. Die nationale Sache mußte mit der Sache der Demokratie vereinigt werden. Tisza stand beiden im Wege.



DRITTES KAPITEL

ACHTUNDVIERZIG UND  
SIEBENUNDSECHZIG







**D**ie nationale Sache mit der Sache der Demokratie vereinigen! Dieser Wunsch war bereits 1848 Ereignis geworden. Die Vereinigung der nationalen mit der demokratischen Forderung, mein Programm, war also auch so zu formulieren: Zurück zu 1848! Die 1848er Partei hatte die Überlieferungen des 1848er Jahres verfälscht: sie mußten in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt werden. Auf das reine 1848 antwortete die Massenseele noch immer mit kräftigem Widerhall. In der Tat, die beiden großen Ideen von 1848 lebten noch immer im ungarischen Volke. Es lebte die staatsrechtliche Idee von 1848, der Wunsch, die ungarische Unabhängigkeit, Ungarns Loslösung von Österreich zu erreichen, und es lebte die soziale Idee von 1848, die Befreiung des armen, ackerbautreibenden Volkes vom Joche der Feudalherren. Die erste Idee nährte sich von der Ideologie der vielen Aufstände, Freiheitskriege, Religionskämpfe der ungarischen Geschichte, die zweite nährte sich von der Ideologie des Jahres 1789. In der Seele der bauerlichen Massen lebte der staatsrechtliche Teil der revolutionären Idee von der Kraft des sozialen Teiles. Diese bauerlichen Massen begeisterten sich immer noch für Kossuth. Das hieß, sie erblickten noch immer ihren Erlöser in dem Manne, der ihre Großväter von der Knechtschaft der Feudalherren befreit, der den Robot, den Zehent und die Prügelbank abgeschafft hatte. War die Mehrheit des magyarischen Volkes kossuthisch gesinnt, und sie war es, so war das der Ausdruck des heißen Dankes für den Bauernbefreier und des Vertrauens auf die fortwirkende Kraft von Kossuths Ideen, die eines Tages die Vollendung der Bauernbefreiung erzwingen würden. Waren doch die Leibeigenen in Ungarn nicht ganz befreit, war doch die Leibeigenschaft nicht ganz aufgehoben worden. Der Kossuth-Kult der ackerbautreibenden Massen Ungarns war ein lebendiger Protest gegen die halbfeudale Struktur des Landes. So faßte ich die Kossuth-Treue der ungarischen Bauern auf. Diejenigen Nationen des Landes, die wir Ungarn mit einem außerhalb Ungarns nicht recht verständlichen Worte Nationalitäten ge-



nannt haben, und die wir heute, da wir sie verloren haben, nationale Minderheiten nennen — sie waren nicht kossuthisch: die Rumänen, die Slowaken, die Serben. Obwohl auch ihre Großväter Anno 1848 befreit wurden. Allein, diese Großväter kämpften für die Interessen des kaiserlichen Hauses gegen jene Revolution, deren Führer Kossuth, der Bauernbefreier, war.

Wie kam das? Der Radikalismus des Revolutionärs Kossuth war ein nationalistischer Radikalismus gewesen. Er gipfelte in einer affektbetonten Zuspitzung des Grundsatzes der ungarischen Nationalität. Es gibt aber einen zweiten Kossuth. Der Kossuth der Emigration hat diesen einzigen großen und wahrscheinlich entscheidenden Fehler seiner Revolutionspolitik, seine Herausforderung der nichtungarischen Völker des Landes, durchschaut und, indem er während der großen europäischen Konflagrationen der fünfziger Jahre die Chancen der Unabhängigkeit Ungarns abwog, baute er, mit der Spitze gegen Österreich, den Plan einer Donaukonföderation auf. Diese drei Momente: seine Tätigkeit vor 1848 als Agitator und Erwecker, seine Führerschaft in der Revolution und endlich seine Urheberschaft an diesem bedeutungsvollen Plane — sie gehören zusammen, und der würde die staatsmännische Größe Kossuths nicht richtig erfassen, der diese Tat — denn in ihrer Kühnheit war schon die Aufwerfung des Konföderationsplanes eine Tat — vergessen oder übersehen wollte. Der Gedanke einer Donaukonföderation war die geläutertste Form der ungarischen Unabhängigkeitsidee. Kossuth wollte Ungarn zum Mittelpunkt der um die Donau sich gruppierenden demokratischen Nationalstaaten machen. Er gedachte die Dauerhaftigkeit der Unabhängigkeit Ungarns durch die Art, wie diese Unabhängigkeit erkämpft wurde, zu sichern. Der Selbständigkeit Ungarns, seiner Herauslösung aus einem großen Staatskörper, kam nach Kossuths Idee nicht die Bedeutung zu, daß es vereinzelt und auf sich gestellt bleiben müsse, es hätte sich vielmehr mit einem Bunde gleichgearteter und ebenbürtiger Staaten umgeben: Ungarn war nach diesem Gedankengang zum Vorkämpfer der Befreiung Osteuropas und des Balkans berufen. Ein solches Ungarn, das jenseits seiner Grenzen die nichtungarischen Nationen befreien hilft, das mit den neuen Nationalstaaten einen demokratischen Bund errichten will, ein solches Ungarn wird auch bei sich zu Hause nur ebenbürtige Nationen kennen. Eine so geführte Politik konnte nicht gegen die



Slawen, nur im Vereine mit ihnen siegreich sein. Slawenfreundliche Politik: das ist die zweite Formel der Donaukonföderation Kossuths, die zweite Formel der in europäischen Zusammenhang gebrachten Unabhängigkeitsidee.

Antihabsburgismus, Antifeudalismus und Slawenfreundschaft: nur diese drei Richtungen zusammen können der ungarischen Unabhängigkeit ihre ideale Vollständigkeit geben. Ein staatsrechtliches, ein soziales, ein außenpolitisches Programm zugleich. Die ungarische Unabhängigkeitspartei nach 1867 hat, selbst im Mittagsglanz ihrer Erfolge, immer nur für das staatsrechtliche Programm gekämpft. Die staatsrechtliche Forderung der Unabhängigkeit gehört zwar zur Vollständigkeit der vitalen Interessen des Volkes, doch nicht so organisch, daß das Volk in ihr ein Unentbehrliches auf dem Spiele fühlen würde, etwas, für dessen Erlangung oder Erhaltung es alles andere zu opfern gewillt wäre. Jeder Erfolg, den wir auf staatsrechtlichem Gebiete erlangen mochten, mußte notgedrungen ein Scheinerfolg sein, und ihm war keine Dauer beschieden; denn auf den beiden anderen Gebieten, auf dem sozialen und dem außenpolitischen, war er durch nichts gestützt.

Demgegenüber war es der etablierten Gewalt, den Habsburgern und ihrem ungarischen Regierungssystem, gelungen, ihr staatsrechtliches, soziales und außenpolitisches System miteinander in Einklang zu bringen. Staatsrechtlich vertrat sie den Dualismus, der diesseits der Leitha der ungarischen, jenseits der Leitha der deutschen Herrenklasse — und den von ihr Rezipierten — über die nichtungarischen beziehungsweise nichtdeutschen Nationen die Hegemonie verbürgte. In sozialer Beziehung vertrat sie das Bündnis des Hochadels, des Hochklerus und der Hochfinanz zur Unterdrückung und Niederhaltung der besitzlosen Klassen, wobei der Dritte im Bunde die Tendenz zeigte, der schwächste zu scheinen und der stärkste zu werden. In außenpolitischer Beziehung vertrat sie das Bündnis mit Deutschland, das die militärische und dynastische Sicherung darstellt gegen die Freiheitsbestrebungen der Slawen und der übrigen nichtungarischen und nichtdeutschen Völker der Monarchie sowie gegen das Durchdringen westlicher demokratischer Ideen. Diese Haupttendenzen der letzten 40 Jahre, der zweiten, längeren Regierungshälfte Franz Josefs, ergänzten einander praktisch und theoretisch auf der ganzen Linie.



Die Politik der Opposition, die den Unabhängigkeitsgedanken von der Revolution geerbt hatte, besaß zwar ihre Theorie in Kossuths Schriften, doch ihre Praxis ermangelte der Vollständigkeit. Der Augenblick, da die etablierte Macht die Zeit gekommen sah und auch die blinden Werkzeuge fand, um zum Angriff überzugehen: dieser Augenblick mußte wahrlich die denkenden Männer im Unabhängigkeitslager über Natur und Ursachen ihrer Schwäche aufklären. Zugleich aber mußte notwendig auch die Absicht entstehen, diese Schwäche zu überwinden und die Wucht unseres Widerstandes durch eine scheinbar kühne Dreiteilung der Kräfte, indem wir den Kampf gleichzeitig an drei Fronten: an der staatsrechtlichen, der sozialen und der außenpolitischen aufnahmen, wesentlich zu verstärken.

1905 hatte die Dynastie den „nationalen Widerstand“ dadurch niedergerungen, daß sie dem ungarischen Volke, das heißt den Massen, die — wieder einmal ein eigentümlicher ungarischer Wortgebrauch — nur Teile des Volkes, nicht aber der „Nation“ waren, das allgemeine Wahlrecht versprach. Die Drohung griff durch, und die dem Kerne des Unabhängigkeitsgedankens, eben der Demokratie, entfremdeten Unabhängigkeitspolitiker beeilten sich, der Krone in allen entscheidenden Fragen nachzugeben. Ein Unabhängigkeitspolitiker von echtem Schrot und Korn hätte 1905 selbst die Fahne der Demokratie ergriffen, und wenn er so die Sache der Demokratie auf revolutionärem Wege mit der Sache der Nationalität vereint hätte, hätte er sicherlich beide zum Siege führen können. Vergessen wir nicht, daß 1905 das Jahr der ersten russischen Revolution war, und daß der Hof zur Annäherung an die Massen, die er sowohl in Wien wie in Budapest zeigte, wesentlich durch das gespenstisch unheimliche Gesicht der Petersburger Ereignisse veranlaßt wurde.

1905 hat die Dynastie den ersten Teil des 48er Gedankens, die Demokratie, gegen den andern Teil dieses Gedankens, die Unabhängigkeit der Nation, ausspielen können. Das durfte kein zweites Mal geschehen. Den Schlag, den man gegen uns zu führen gedachte, mußten wir in der vollen Rüstung der 48er Idee empfangen. Wollten die Kämpfer für den Parlamentarismus das Volk ihrer Sache geneigt machen, so mußten sie die Sache des Volkes zu ihrer eigenen erklären. Der ganze Entwicklungsgang der Unabhängigkeitsidee, der



selbst auf der scheinbar glänzendsten Station während der Koalitionsregierung ein Kalvarienweg war, hat die großen inneren Widersprüche der Unabhängigkeitsbewegung enthüllt. Diese Widersprüche mußten überwunden werden.

Wie ist denn die Unabhängigkeitspolitik in diese verhängnisvolle, verzwickte Lage gekommen? Die Antwort ist nicht leicht und ist nur aus der Geschichte der letzten fünfzig Jahre zu gewinnen.

Der Kampf, den die Habsburger seit hundertfünfundzwanzig Jahren um die Vorherrschaft in Deutschland gegen die Hohenzollern geführt hatten, schien 1866 endgültig zugunsten der preußischen Dynastie entschieden. Als die Preußen sich in diesem Kriege von der Einmischung Napoleons III. bedroht sahen, machte Bismarck am 14. Juli 1866 seinem König den Vorschlag, eine ungarische Legion aufzustellen. Klapkas Legion konnte nicht mehr erheblich in den Krieg eingreifen; denn die Österreicher stimmten bald den weitblickenden, milden Friedensvorschlägen Bismarcks zu. In den Jahren nach dem Prager Frieden war Franz Josef und seine Politik von dem Gedanken einer Revanche für Sadowa beherrscht. Dieser Revanchegedanke ist es, dem der staatsrechtliche Ausgleich von 1867 zwischen Franz Josef und Ungarn seine Entstehung verdankt. Es scheint heute historisch erwiesen, daß der Kaiser diese Regelung nur herbeigeführt hatte, jedenfalls aber dazu benützen wollte, um in einem Kriege gegen Preußen für Rückendeckung zu sorgen. Die Schöpfer des Ausgleiches, Julius Andrassy der Ältere und Deák, hingegen erblickten in dem Ausgleich nur die Basis, auf der etappenweise ein Zustand vollkommener Freiheit bis zur tatsächlichen und rechtlichen Unabhängigkeit des Landes aufgebaut werden sollte. An den in wesentlichen Dingen voneinander abweichenden Fassungen des ungarischen und des österreichischen Ausgleichsgesetzes werden die historischen Umstände, denen diese Gesetze ihre Entstehung verdanken, sowie die Absichten ihrer Urheber sichtbar.

Kossuth erhob aus der Emigration in flammenden Worten seinen Protest gegen die Tatsache des Ausgleiches. Sein Brief an Deák, dieses historische Dokument erster Ordnung, ist voll weiser Voraussicht. Manche Keime der späteren Katastrophen sind bereits in diesem Ausgleich und namentlich in der Politik der Jahre nach dem Ausgleich zu finden. Die Tatsache des Ausgleiches war paradox. So wie diesseits der Leitha der ungarischen, verließ er jenseits der Leitha



der deutschen Nation die Suprematie über die andern Nationen des Staates und sollte dennoch ein Instrument der Rache an der aufstrebenden neuen Großmacht der Deutschen sein. Dieser Widerspruch herrschte vier Jahre lang, von 1867 bis 1870.

Beust, der letzte Minister des Äußeren, der sich noch Kanzler nannte, trat nach dem Ausgleich im Labyrinth der Diplomatie Bismarck entgegen. Nach der Salzburger Entrevue warf sich Habsburg in die Arme Frankreichs, ein Bündnis, dessen kriegerische Auswirkung die junge deutsche Einheit brechen sollte. Der Kaiser und der überaus einflußreiche Erzherzog Albrecht setzten sich mit der vollen Kraft ihrer Persönlichkeit für dieses Bündnis und seine Ziele ein. Allein Spichern, Wörth und Mars-la-Tour versetzten der Macht Frankreichs nacheinander so schnelle und furchtbare Schläge, daß der Eingriff Österreichs in den Waffengang unterblieb. Die Schlacht bei Sedan war es, welche die Frage der Hegemonie in Deutschland endgültig erledigte. Sedan besiegelte Sadowa und trieb die Monarchie der Habsburger den Hohenzollern in die Arme. Das formale Bündnis ist von Bismarck und Julius Andrassy dem Älteren erst 1879 zustande gebracht worden, doch seine Konturen waren schon wesentlich früher deutlich sichtbar.

Graf Julius Andrassy der Ältere war der Hauptsache nach ein Staatsmann Ungarns. In der Revolution war er Kossuths Gesandter bei der Hohen Pforte gewesen, wurde, wie bekannt, vom Militärgericht des Kaisers zum Tode verurteilt und *in effigie* gehenkt, spielte dann als *beau pendu* in den Pariser Salons des zweiten Kaiserreichs eine Rolle. Ende der fünfziger Jahre nahm er die Gnade des Kaisers in Anspruch, kam nach Hause und ist der Hauptvertreter jener Politik geworden, die (durch den Ausgleich und das deutsche Bündnis) der ungarischen Herrenklasse den entscheidenden Einfluß in der Monarchie verschaffen wollte. Andrassy glaubte nach einer geglückten Revanche für Sadowa einen Anschlag der Habsburger auf den Ausgleich befürchten zu müssen. Aus diesem Grunde vor allem trat er zuerst für die Neutralität und dann für das deutsche Bündnis ein. Die Suprematie der ungarischen herrschenden Klassen in Ungarn war von einem Ausgleich mit der Dynastie bedingt. Hatte Königgrätz den Ausgleich herbeigeführt, so sicherte nun Sedan diesen Ausgleich und damit die Vorherrschaft der ungarischen Herrenklasse in Ungarn.



So schien es wenigstens. Das Minderheitsregime, auf das die Monarchie in beiden Reichshälften sich stützte, bedurfte augenscheinlich außerhalb seiner selbst einer Stütze; diese Stütze mußte die Anlehnung an einen Bundesgenossen sein. Das neue Deutsche Reich schien nun geeignet, den herrschenden Klassen der inmitten eines slawischen Meeres lebenden beiden Rassen, der deutschen und der ungarischen, die Herrschaft über die andern Rassen zu verschaffen. In innigem Zusammenhange mit dem deutschen Bündnis steht die Tatsache, daß in dem 1910 gewählten und bis zur Revolution zusammensitzenden ungarischen Abgeordnetenhaus, dem Parlamente eines Landes, von dessen Einwohnern 49 Prozent nicht das Ungarische zur Muttersprache hatten, unter 413 Mitgliedern nur zehn Serben, Rumänen und Slowaken waren. (Einen Sozialdemokraten gab es überhaupt nicht.)

Das deutsche Bündnis hat die Monarchie zum Vasallen der Hohenzollern gemacht. Innerhalb dieses Bündnisses blieb Ungarn die Kolonie Österreichs. Neben der Türkei war die Monarchie der zweite „kranke Mann“ Osteuropas. Demokratie wäre Gesundung gewesen. Solange das deutsche Bündnis bestand, konnte in Ungarn von wirklicher Demokratie und sozialem Fortschritte nicht die Rede sein. Die Unterdrückung der nichtungarischen Nationen, die für Ungarn verhängnisvoll werden sollte, war geradezu eine Forderung des deutschen Bündnisses. Dualismus und deutsches Bündnis bedingten sich gegenseitig. Als es bereits klar geworden war, daß die Monarchie nur durch das Aufgeben des Dualismus und durch eine Umgestaltung im Sinne einer Föderalisation gerettet werden konnte, mußten alle darauf gerichteten Bestrebungen an der festen Tatsache des deutschen Bündnisses Schiffbruch erleiden.

Nicht nur im Kriege hat es solche Bestrebungen gegeben, und die mit fortschreitendem Alter sich immer mehr verknöchernden Denkgewohnheiten Franz Josefs werden niemals ganz erklären können, daß kein ernster Versuch zur Vornahme der lebensrettenden Kur erfolgt ist. Immer stand das Gespenst des preußischen Einspruches drohend im Hintergrund. Die Hohenzollern hatten eben den Habsburgern die Rolle zugebracht, den Vormarsch der Slawen aufzuhalten, und hätten sich jedem Versuche einer Regenerierung entgegengestellt, der die Monarchie dieser ihrer Aufgabe hätte entfremden können.

Jene Politik des Zauderns, der Untätigkeit, des Nichtwählen-



könnens, die späterhin die unmittelbare Ursache des Sturzes der Habsburger werden sollte, war schon damals in den 70er Jahren von verhängnisvollem Einfluß auf die Ereignisse. Die großen Fehler sind zu jener Zeit begangen worden. Als die Habsburger die Partie gegen Preußen verloren hatten, 1866, spätestens jedoch 1870, hätten sie erkennen müssen, daß sie nun jeder westlichen Orientierung, jeder Art aktiver Politik im Westen ein für allemal zu entsagen hatten. Statt dessen und zum Ersatz dafür hätte die damals noch gar nicht so schwache Monarchie ihre Front entschieden gegen Osten kehren sollen. Ein Habsburger, der den Ruf der Geschichte vernommen hätte, hätte vielleicht die gegen sein Geschlecht gerichtete Spitze des großen Gedankens der Donaukonföderation abubrechen vermocht. Die ungarische Nation aber hätte, wenn ihre Führer sie mit dem Ausgleich nicht in gefährliche Illusionen gewiegt hätten, die Form und die elastische Kraft finden können, um sich in den Plan einer solchen Donaukonföderation ihrer Bedeutung als Nation entsprechend in führender Weise einzuschalten. Auch die Monarchie hätte einen solchen Frontwechsel, eine solche neue Politik nur mit den Slawen und für sie, also vor allem und unmittelbar gegen die Türken, dann in zweiter Linie gegen den östlichen Expansionsdrang des Deutschen Reiches gerichtet, durchführen können. Im Lande hätte man bald den Übergang zum Föderalismus finden und selbstverständlich auch jedem Versuch einer antislawischen Politik entsagen müssen. Die Dardanellen im Vereine mit Rußland zu öffnen: dieses Wagnis wäre vielleicht die große Formel einer solchen Politik geworden. Solche Bestrebungen waren der Politik der Monarchie nicht immer fremd. Aber zur Zeit des deutschen Bündnisses sind sie infolge der Fesseln des Ausgleiches und eben der Partnerschaft mit dem Deutschen Reiche immer nur furchtsam und zaghaft aufgetreten und waren eben deswegen im vorhinein zu Mißerfolg verurteilt.

In der zweiten Hälfte der Regierungszeit Franz Josefs war die Monarchie außenpolitisch sozusagen zur Untätigkeit verdammt. Im Westen legte sich Deutschlands Wille als große Barrikade vor den ihren, im Osten ermangelte sie, da sie auf der Suprematie der nichtslawischen Minoritäten begründet war, jeder Anziehungskraft. Gegen ihren Willen, aber unaufhaltsam, sank diese Politik so tief, daß sie sich schließlich ins Schlepptau eines Abdul Hamid begeben mußte.



Es fehlte eine politische Leitidee, welche die Völker der Monarchie verstehen und billigen konnten, und dieses Vakuum der Außenpolitik bot Raum für jenes krankhafte „In-sich-Politisieren“, das sich in den Raufereien der Ungarn, Slawen, Deutschen, Tschechen, Rumänen usw. erschöpfte. Die Außenpolitik war lediglich Sache des Herrscherhauses, ohne jeden Zusammenhang mit den Massen, deren Schicksal sie schließlich doch bestimmt. Was lange nur wenige geahnt hatten, war längst Tatsache: all unser Streben, alle unsere Erfolge im Lande waren im vorhinein entwertet durch diese verhängnisvolle, endgültig ihrem Negativismus verfallene Außenpolitik.

Überdies war diese Politik unkonsequent. Und zwar teils aus Schwäche, teils weil die Absicht, den Hader der einzelnen Nationen zu schüren, sie von ihrer ursprünglichen Richtung abtrieb und zu immer größeren Konzessionen an die Slawen zwang. Ihre Planlosigkeit untergrub das deutsche Bündnis und die Pfeiler des 67er Ausgleiches.

Wenn der Historiker die bedeutungsvolle und überraschende Tatsache zu erklären suchen wird, daß in diesem Teile Mitteleuropas, unter unseren Breitegraden, unter den gegebenen natürlichen Bedingungen, an bevorzugter Stelle des Weltverkehrs zwanzig Millionen Menschen den Weltkrieg und den Zusammenbruch erleben konnten, ohne die soziale Entwicklungsstufe der westlichen Staaten auch nur annähernd erreicht zu haben, ihn so erleben konnten, als selbst auf den Bänken der russischen Duma schon sozialdemokratische Abgeordnete saßen, während es im ungarischen Parlamente keinen einzigen Mann gab, der im Namen der Arbeiter seine Stimme erheben durfte; wenn der Historiker den Gründen dieser merkwürdigen Tatsache nachgehen wird, wird er nicht an dem außenpolitischen Faktor vorbeigehen dürfen. Dieser hat in der Tat die ganze Zeit hindurch bei der Herbeiführung unserer verhängnisvollen Rückständigkeit eine hervorragende Rolle gespielt. Andererseits wird der Historiker diesen Faktor nicht überschätzen dürfen. Es ist klar, daß der entscheidende Anstoß von innen, aus den Völkern, aus ihrem Willen zum Leben hätte kommen müssen.

Hier aber, an Stelle des Organs, das scheinbar eine Funktion ausübte, die darauf schließen ließ, daß es der Träger der Volkssouveränität sei, an Stelle der Parlamente wird der Historiker wieder auf jenen franzisko-josefinischen Negativismus stoßen, der den Organismus der alten Monarchie durch und durch erfüllt hat. In Österreich



gab es einfach keinen Parlamentarismus; dort wurde mit dem bequemen, allzu bequemen § 14 regiert. In Ungarn hingegen gab es einen Scheinparlamentarismus. Das Dekorum des Parlamentarismus wurde, so gut es eben ging, und so lange gewahrt, als er nicht mit dynastischen Interessen kollidierte. Der Sinn der Regierung, als Volksvertretung, ging verloren. Der vieltürmige gotische Bau Steindls, der Kaiser Wilhelms II. Beifall in so hohem Maße errungen hat, der an Ausdehnung Westminster gleichkommt und an grellem Prunk ihn übertrifft: Das ungarische Parlamentsgebäude war ein Sinnbild der ungarischen Verfassung: glänzende Fassade vor trister Wirklichkeit. Im ungarischen Westminsterpalais saßen Abgeordnete, die nur eine dünne Oberschicht des Volkes vertraten; unter der stolzen Kuppel dieses ungarischen Westminster tagten Körperschaften, die alles, was auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, des Kriegs- und Finanzwesens über ihre Köpfe verfügt worden war, einfach zur Kenntnis zu nehmen hatten; ins ungarische Westminster zogen (1906) bald nach der Einweihung stramme Husaren-Patrouillen ein und jagten die Volksvertretungforsch auseinander.

Dieses Parlament, und in ihm die Unabhängigkeitspartei, stand den wirklichen Hoffnungen des Landes unorientiert und ohne eine bestimmte Willensrichtung gegenüber. In Wien aber verknöcherte um den alten Kaiser herum immer mehr alle Politik. In seiner furchtsamen und unfrohen Mittelmäßigkeit entfernte der Herrscher alles, was nicht ganz und verlässlich mittelmäßig war, aus seiner Umgebung, und mit ihm zusammen versank die ganze Leitung unrettbar endgültig in die Details. Franz Josef hatte niemals große Erfolge erlebt (er hat im Gegenteil eine ganze Serie historischer Niederlagen erlitten), aber er hatte ununterbrochen kleine Erfolge. Der Krimkrieg, der Österreichisch-Italienische, der Preußisch-Österreichische, der Preußisch-Französische, der erste und zweite Balkankrieg, sie alle waren je eine persönliche Niederlage, ein Mißerfolg, eine Enttäuschung Franz Josefs. Dieser Mann hatte sein persönliches Erlebnis, seine fast schon körperliche Erfahrung — die Erfahrung, daß ihm eben nichts gelinge — auf die Monarchie übertragen, und es war die Devise seines mittelmäßigen, kleinzügigen Charakters, die über der Geschichte unserer letzten Jahrzehnte schwebte: das furchtbare Prinzip: *Quieta non movere*. Ein seelisch ungemein früh gealterter Mann hat die Monarchie unwahrscheinlich lange Zeit ab-





solutistisch regiert. Und der Absolutismus Franz Josefs war nicht ein Absolutismus der Tat und des Befehls, er war der Absolutismus der Untätigkeit und des starren Hindernisses vor allem Taten-drang. Wirklich, er hatte seinen fortschreitenden Marasmus auf die Monarchie übertragen; der Ruhezustand, der seiner Seele Bedürfnis war, und den seine Person zu verbürgen schien, war der eines langsam dahinfaulenden Organismus.

Niemals hat das ungarische Abgeordnetenhaus diese Politik Franz Josefs ernstlich zu hindern versucht. Die herrschenden Klassen, die sich durch die Parteien der Tisza vertreten ließen, haben sich mit Franz Josef im Grunde immer vorzüglich verstanden. 1867 hatten die ungarischen herrschenden Klassen nicht ohne Gegenleistung der Idee der Unabhängigkeit entsagt: sie hatten sich für die Preisgabe der Unabhängigkeit im Inneren des Landes freie Hand geben lassen. Oben in Wien wurde die ungarische Suprematie endlich anerkannt. Man willigte ein, daß die ungarischen herrschenden Klassen die nichtungarischen Völker unterdrückten. Das ungarische Volk durchschaute lange nicht den Betrug, der von ihm die Hinnahme, ja die Unterstützung der Beschränkung seines Wahlrechtes und eines Verwaltungssystems der Unterdrückung und Korruption mit der Begründung forderte, nur so die Suprematie des Ungartums für alle Ewigkeit sichern zu können. Das Volk durchschaute nicht, daß die herrschenden Klassen des Landes mit diesem Schlagwort der ungarischen Suprematie nicht nur die nichtungarischen Nationen, sondern auch ihre eigenen ungarischen Massen an ihrer Entwicklung verhinderten. Jener mäßige Grad von Verehrung, den die herrschenden Klassen Ungarns immerhin für Franz Josef übrig hatten, ihre Bereitschaft, über die blutige Vergangenheit einen Schleier zu breiten, hatte nur den Sinn ihrer Erkenntlichkeit dafür, daß ihre Macht durch diesen Herrscher garantiert wurde.

Franz Josef döste hin und um ihn herum schlief alles. Einen Kreis nur gab es, wo man wach war, eine streitbare konservative Richtung lebte in Wien, welche die ihrem Untergange entgegentorkelnde Monarchie vor dem Abgrund zurückreißen wollte, wenn es sein mußte, auch gegen den Willen Franz Josefs. Die sogenannte Belvederepolitik, die Politik Franz Ferdinands, war nur die letzte und konsequenteste Vertreterin dieser Richtung. Der Thronfolger wollte um jeden Preis föderalisieren. Er träumte von einem Großösterreich,



das (auf föderativer Grundlage) nicht nur die Monarchie umorganisieren, sondern mit der Zeit auch die benachbarten kleinen Staaten des Balkans in die Föderation eingliedern sollte. Diese Richtung mußte die Monarchie notwendigerweise einerseits von der Vormundschaft der Hohenzollern, anderseits von dem Einfluß der ungarisch-deutschen Suprematie befreien. Freie Bahn für die nicht-ungarischen und nichtdeutschen Nationen, Befriedigung der nord- und südslawischen Ansprüche durch eine föderative und klerikale Pseudodemokratie: das war das Ziel. Man wollte nämlich den Völkern zwar Autonomierechte verleihen, aber neben den Autonomien hätte ein Zentralparlament gewirkt, ungefähr nach dem Muster des durch die Februarpatente geschaffenen. Diese Konzeption hätte dem Kaiser und den Wiener Zentralorganen noch mehr Macht in die Hände gespielt. In entscheidenderem Maße als früher wäre nach ihr der Kaiser das ausschlaggebende Forum in den Fragen des Krieges, der auswärtigen und der Wirtschaftspolitik geworden.

Die dunkle und undurchdringliche Gestalt Franz Ferdinands, die Möglichkeit seines Regierungsantritts und damit dieser Plan schwebten ständig unheilverheißend über den kleinen Spielen der ungarischen Politik. Wir wußten, daß Franz Ferdinand nicht nur der mächtigste Feind des bestehenden Ungarns, sondern ein Feind der Ungarn überhaupt war. Alles andere: die Mittel, zu denen er greifen, die Grenze, bis zu der er sich vorwagen würde, konnte nur geahnt werden. Um die Macht der mit dem jüdischen Großkapital verbündeten ungarischen Feudalherren zu brechen, setzte sich der klerikale und konservative Erzherzog für das allgemeine Wahlrecht ein und benützte sogar die Sozialdemokraten in seiner Kampagne gegen die ungarischen Magnaten. In Österreich war der analogen Kampagne an einem entscheidenden Punkte der Erfolg beschieden. Jenseits der Leitha ist das allgemeine Wahlrecht zehn Jahre früher als in Ungarn Gesetz geworden. Dieser Vorsprung von einem Jahrzehnt hatte in unserer Geschichtsperiode, da die Ereignisse sich überstürzten, sehr viel zu bedeuten, und dieser Vorsprung ist es, der den verschiedenen Ablauf der österreichischen und ungarischen Revolution zum guten Teil erklären kann.

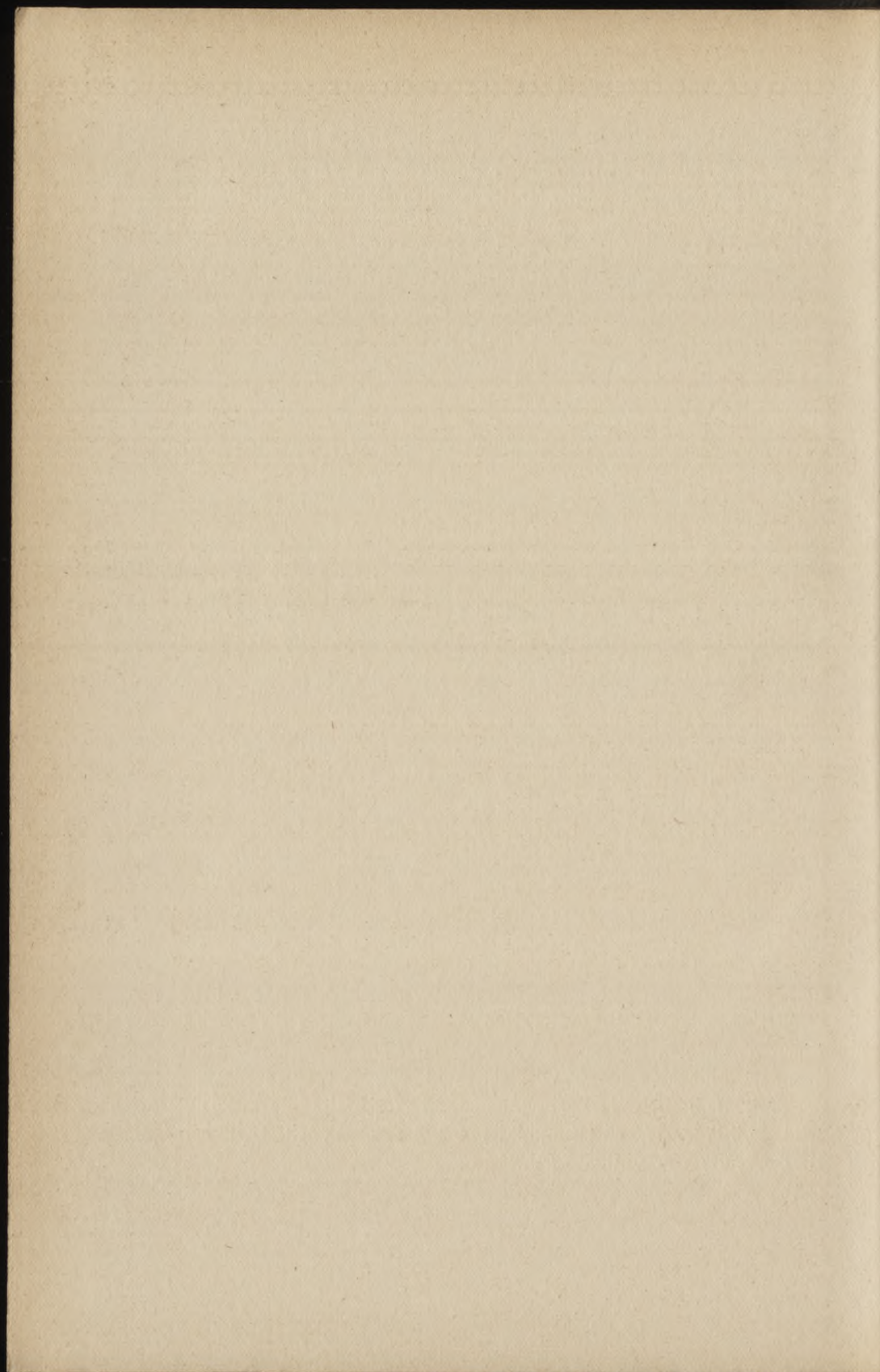
An den Ungarn war der Angriff der Belvederepolitik zuschanden geworden. Berlin, die Koalition und später Tisza hatten sich ihm entgegengestellt. Ungarn ist die eigentliche unbestrittene Sphäre des



franzisko-josefinischen Negativismus geblieben. Graf Julius Andrassy der Jüngere, der sich als Erbe der Politik seines Vaters fühlte und ihr Weiterführer sein wollte, trat erklärlicherweise der Belvederepolitik entgegen. Daß aber auch die Achtundvierziger Franz Kossuth und Albert Apponyi sich gegen den Gedanken der Föderation einsetzten und das allgemeine Wahlrecht zu Falle brachten, das ist wohl verwunderlicher und bezeichnend dafür, welcher Art von Männern die politische Erbschaft Ludwig Kossuths zugefallen war.

Die 48er Partei hatte sich im Laufe der Jahre immer mehr und mehr vom politischen Testament Kossuths entfernt. Sie hatte die außenpolitische Lehre Kossuths nicht so sehr im Stich gelassen als vielmehr vergessen. Die junge Generation verstand einfach die Grundidee der Donaukonföderation nicht mehr und hatte keinerlei seelische Beziehung zu deren demokratischem Inhalt. Seit 1867 trieb diese Partei des stetig sich verengenden Horizontes eine immer mehr sich selbst genügende, immer beschränkter werdende Politik des Chauvinismus. Dieses Niedergleiten von der Höhe des Unabhängigkeitsgedankens hat seinen Tiefpunkt unstreitbar in dem Augenblick erreicht, da Franz Ferdinand dem Lande das allgemeine Wahlrecht auf dem Servierbrett entgegenbrachte und die Unabhängigkeitspartei es aus taktisch-chauvinistischen Motiven verschmähte. Kann auch nicht gut bestritten werden, daß die Belvederepolitik in ihren Endzielen der Politik Ludwig Kossuths entgegenlief, und ist es auch unzweifelhaft, daß Franz Ferdinand das Wahlrecht nicht etwa ausdehnen wollte, um der demokratischen Entwicklung der Völker Raum und Luft zu verschaffen, sondern nur, um der Monarchie zum Bestand und der Dynastie zu noch mehr Macht zu verhelfen: so war es dennoch die Verleugnung des Geistes Ludwig Kossuths, wenn die von Franz Kossuth und Albert Apponyi geführte Partei im Vereine mit Julius Andrassy dem Jüngeren dem allgemeinen Wahlrechte ein Bein stellte. Die Unabhängigkeits-Partei hätte wissen und daran glauben sollen, daß das Wahlrecht stark genug sei, um schließlich die Politik Franz Ferdinands unwirksam zu machen. Einen einzigen Mann gab es, der die vom 48er Standpunkte einzig gebotene und korrekte Taktik sah und befolgte, einen einzigen, der mit dem Belvedere zusammenzugehen geneigt war, solange seine Politik der 48er Grundidee nur um einen Schritt weiterhalf. Dieser Mann war Julius Justh.



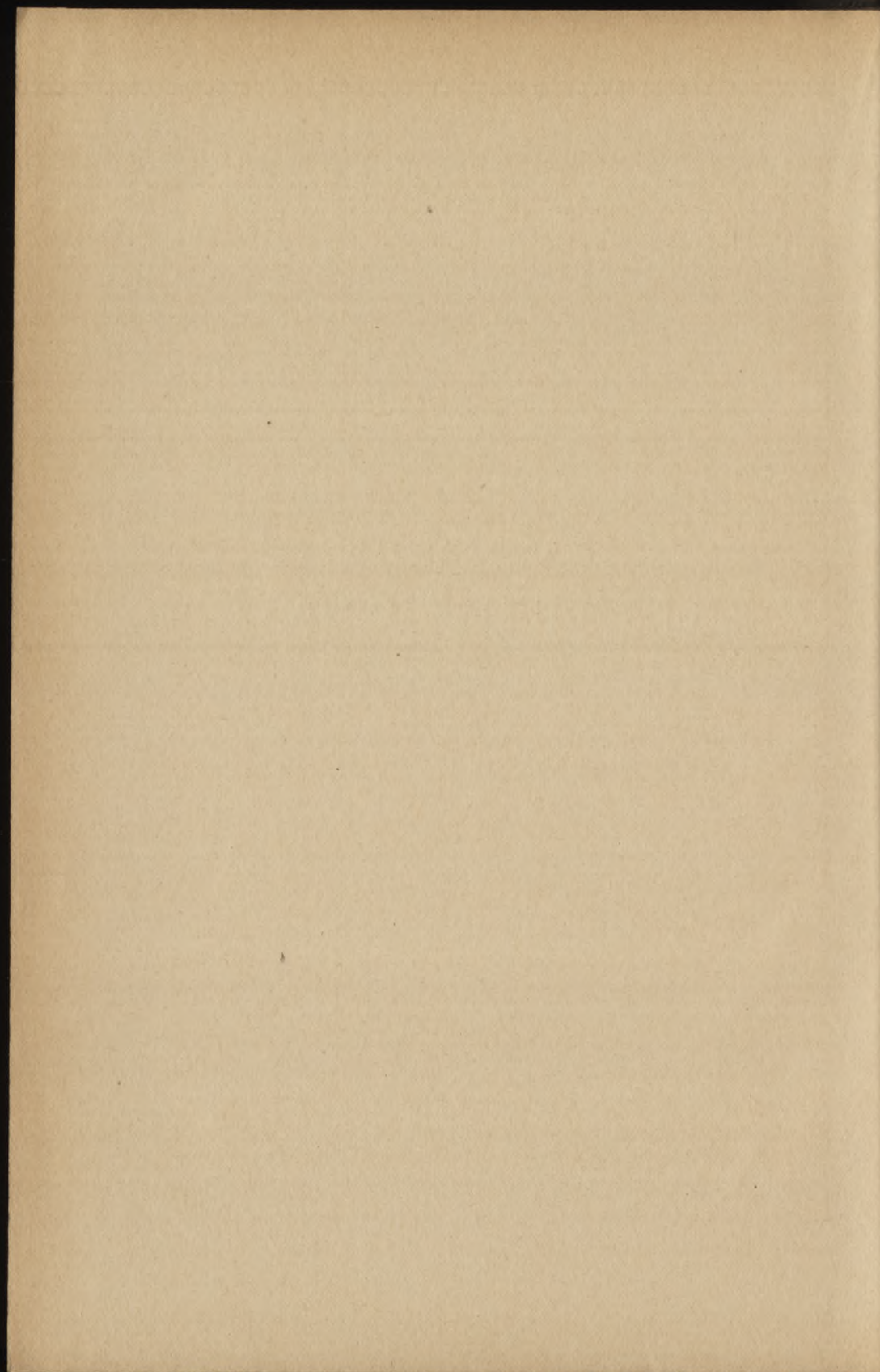




VIERTES KAPITEL

**JUSTH UND APPONYI**







Zurückblickend erkenne ich, daß Julius Justh die politische Lage in den wesentlichen Dingen, an den großen Wendepunkten immer richtig erfaßt hat. Er war nicht brillant; an europäischer Bildung blieb er hinter Apponyi zurück. Aber wie sehr übertraf er ihn an klarsichtiger Logik! In der ungarischen Politik kam keiner mit so wenig Phrasen aus wie er. Um ihn her waren selbst die Taten der Meisten Phrasen, bei ihm auch die Rede Tat. Vergewärtigen wir uns einmal seine Laufbahn: alle seine Schritte strebten mit klarer, eindeutiger Konvergenz einem Ziele zu. Er war tapfer und von schnellem Entschlusse. Wenn er die Notwendigkeit eines Schrittes einsah, tat er ihn bald und war rasch und scharf im Ziehen der Konsequenzen. Stand etwa nach seiner Ansicht den kroatischen Abgeordneten im Hause das Recht auf die Benutzung der kroatischen Sprache zu, so nahm er sie als Hauspräsident in Schutz, als sie dieses Recht in Anspruch nahmen. Den Angriffen, die ihn deswegen trafen, hielt er ruhig stand. Die geläuterte Unabhängigkeitsidee, zu der er sich bekannte, trieb ihn dazu, die Verständigung mit den Serben zu suchen, und er fand sie auch. Er ging weiter und näherte sich, allerdings ohne Gegenliebe zu finden, auch den Tschechen. Er suchte und fand, was wohl das Wichtigste ist, die Fühlung mit der fortschrittlichen ungarischen Intellektuellenklasse. Er mußte sie finden, denn die Demokratie, der sich diese Intellektuellen damals bereits verpflichtet hatten, war die natürliche Ergänzung und Folge des Unabhängigkeitsgedankens, und gerade er war es, der sie finden mußte, denn er allein unter den Politikern der Unabhängigkeitspartei war auf das Wesen bedacht. Das Wesen der Unabhängigkeitsidee war aber Demokratie. Immer war Justh ein Fürsprecher des Bündnisses mit der Sozialdemokratie. Er trat dem Reformklub bei! Das war zu jener Zeit nichts Geringes. Es war das Bündnis mit jüdischen und Freimaurerkreisen, die, das Falsche des nationalistischen Schlagwortes durchschauend, die Demokratie, die Demokratie ohne nationalistischen Aufputz, ernstlich



wollten. Er scheute selbst eine Verbindung mit dem Führer der liberalen Arbeitspartei Ladislaus Lukács, ja selbst mit dem während des Fejérváryschen Ex-lex-Regimes kompromittierten Josef Kristoffy nicht — denn ihm war es um die Sache zu tun. Jusths Zivilcourage ist in unserer politischen Geschichte der letzten Jahrzehnte unerreicht. Er war überaus sanguinisch veranlagt, und seine Fehler — auch er beging Fehler — waren Fehler des Temperamentes. Er war reich und unabhängig. Die guten Eigenschaften der Gentry vereinigten sich in ihm. Seine Stärke lag darin, daß er keinen persönlichen Ehrgeiz besaß. In seiner kleinen Partei hielt er eiserne Disziplin. Mit seinen paar Leuten machte er, als Obstruktion Pflicht war, eine Obstruktion von solcher Vehemenz, daß sie schließlich die ganze Opposition mitriß. Die Anwesenheit eines einzigen Menschen dieses Schlages verbessert die politische Atmosphäre und schließt gewisse Kompromisse von vornherein aus.

Julius Jusths Charakter weist einen überraschenden Kontrast zum Charakter Franz Kossuths, des Führers des andern Flügels der Unabhängigkeitspartei, auf. Dafür ein Beispiel: Franz Kossuth, Ludwig Kossuths Sohn, nahm das Großkreuz des Leopoldordens, dieses durchaus österreichischen Ordens, an und gefiel sich mit dem rot-weißen Band an der Brust, ja er ließ den Orden nachträglich auf eines seiner Porträts malen. Julius Justh, der als Präsident des Abgeordnetenhauses Geheimrat geworden war, warf diesen Titel dem Kaiser vor die Füße, da des Kaisers Mann, Tisza, die letzten Reste der Freiheit der Volksvertretung durch seinen Parlamentsputsch vernichtet hatte. Mich hatte Justh gebeten, seine Zurücklegung der Geheimratswürde persönlich in aller Form der Kabinettskanzlei anzuzeigen und die Ernennungsurkunde zurückzustellen. In der Begründung seines Schrittes führte er mit einigen stolzen Worten aus, daß er nicht länger der Rat eines Herrschers bleiben könne, in dessen Namen solches geschehen konnte. Freudig übernahm ich die Sendung und bekannte mich zur Solidarität, die ihre Übernahme bedeutete. Ich sehe noch heute das bestürzte Gesicht vor mir, das Herr von Daruváry, heute der Außenminister Horthys, damals der ungarische Sektionschef der Kabinettskanzlei, schnitt, als ich ihm den Brief Julius Jusths und die Ernennungsurkunde überreichte. Die Habsburger hatten spanische, vlämische, italienische, tschechische, polnische und ungarische Geheimräte ge-



habt. Ich habe die Frage nicht studiert, ich vermute bloß, daß unter allen diesen Geheimräten Julius Justh der einzige war, der seine Geheimratswürde in solcher Weise niedergelegt hatte.

1913 ist Julius Justh vom Schlage gerührt worden. Dies und sein früher Tod sind der Grund, warum er nicht die Führerrolle antrat, die ihm so natürlich zugefallen war, und der er bis zum Kerker treu geblieben wäre. Nichts weiß ich bestimmter, als daß er nicht auf halbem Wege stehen geblieben wäre. Er wäre ein unerschrockener Kämpfer gegen den Krieg, ein Champion der Oktoberrevolution geworden. Er hätte sich durch die Aussicht, seinen schönen Besitz in Torna dem Volke hingeben zu müssen, nicht im geringsten beeinflussen lassen. Ein Julius Justh konnte nur noch nach links gehen.

Zu diesem Manne mußte Graf Albert Apponyi notwendigerweise in Gegensatz geraten. Vertrat Julius Justh die Integrität des Unabhängigkeitsgedankens und wollte er die Politik Ludwig Kossuths auf der ganzen Linie fortsetzen, so stand Apponyi auf der ganzen Linie im Widerspruch zu den grundlegenden Prinzipien Ludwig Kossuths. Er war es, der den überaus schwachen Franz Kossuth in jene Politik hineinlockte, die sich die schlechthin unlösbare Aufgabe einer Versöhnung der Nationalitäten-Unterdrückung mit dem demokratischen Fortschritt und einer Versöhnung der Unabhängigkeit Ungarns mit dem Dreibund gestellt hatte. Diese Politik nannte sich noch eine 48er Politik, aber sie war es nicht mehr. Sie war voll Widersprüche, voll unauflösbarer Dilemmas. Um sie zu verstehen, müssen wir Apponyis Persönlichkeit kennenlernen.

Ich kenne Apponyi seit meiner Kindheit, ich stehe auch in verwandtschaftlichem Verhältnis zu ihm, und er war ein intimer Freund meines geliebten Oheims Alexander Károlyi. Apponyi: ein Gemüt von vollkommenem Gleichgewicht, lebenswürdig und glücklich. In Apponyi, dem Menschen, ist alles in Ordnung, ist alles aufs beste und endgültig geregelt und geordnet, seine Ruhe ist unerschütterlich. Der heitere Widerschein einer seligen Kindheit ruht auf dem Mann und auch auf dem Greise noch. Ein Mann der frühen und verdienten Erfolge, der die Verwöhnung, die ihm zuteil wurde, damit lohnt, daß er zu allen rings um ihn gut sein will und kann. Sein Charakter weist im besten Sinne kindliche Züge auf. Er ist tief und aufrichtig religiös. Wenige Leute erfüllen die Vorschriften



ihrer Religion so eifrig und gewissenhaft wie er. Er ist ein reiner, warmer Mensch von der triebmäßigen Gutmütigkeit der Glücklichen und Gesunden. Seine Lebensweise ist die regelmässigste und die einfachste. Er zieht sich immer früh zurück und ist nach gesundem Schlaf frisch und rosig, immer früh auf den Beinen. Galligkeit, Neid, Eifersucht sind ihm fremd. Sein Wesen erfüllt eine eigenartige Naivität. Er kann herzlich lachen. Er liebt jene Art des Humors, der ohne Bitterkeit ist, den ausgleichenden, gütigen Humor Dickens' und anderer Engländer. Er liebt die Kinder und kindische Menschen. Er kann stundenlang mit den Kleinen spielen, findet Vergnügen an jedem Jeu d'esprit und zeigt darin eine unerschöpfliche Findigkeit. Er hört, obgleich er ein Sachverständiger in der Musik ist, die Opern des Grafen Géza Zichy mit Genuß an. Es waren überaus ernste Tage im Parlament, als er mich einmal im Couloir anhielt und mit liebenswürdigem Lächeln fragte:

„Erinnerst du dich noch an den gemütlichen Kellner in Royal Crescent?“

Leider konnte ich mich nicht mehr erinnern. Vor zwanzig Jahren waren wir zusammen in Brighton gewesen, und dort hatte an der Table d'hôte ein Kellner sich darüber amüsiert, daß Apponyi die englische Bezeichnung für Ananas „pine apple“ nicht gewußt hatte.

Sein Seelenmechanismus funktioniert so glatt und so geölt wie nur bei wenigen Menschen. Seine Elastizität ist so außerordentlich, daß er sich geradezu verwandeln kann und sich völlig an den Geist fremder Sprachen und fremder Zuhörer anpaßt. Sein Gedächtnis ist beinahe beispiellos. Seine gut fundierte klassische Bildung unterstützt jenen Grundzug seines Wesens, der ihn immer das Allgemeine, das in möglichst weitem Kreise Gültige, das nirgends zum Widerspruch Reizende, das Gefällige suchen läßt. Sein Vortrag ist korrekt, schwungvoll, reich, wohlgegliedert, aber nicht sehr persönlich, das heißt das persönliche Moment wird in seine Reden, die gelesen leicht allzu allgemein wirken, erst durch den Zauber seiner Stimme und Erscheinung hineingetragen. Ebenso wie sein Ungarisch ist auch sein Deutsch (er spricht den leise wienerischen Dialekt der österreichischen Aristokraten), so sein Französisch, sein Englisch. Englisch hat er als Vierziger gelernt, so vollkommen, wie nur Kinder Sprachen lernen.



Wenn derjenige der wahre Redner ist, der ausdrückt, was in der Seele seiner Zuhörer lebt, dann gibt es wohl wenige so wahre Redner wie Albert Apponyi. Er will instinktiv gar nichts anderes ausdrücken. Mit erstaunlicher, oft ans Wunderbare grenzender Geschwindigkeit findet er den Rapport mit jeder Art von Zuhörerschaft. Mit großer Sicherheit fühlt er sofort das Grundmotiv, mit dessen Anschlägen er der Seele seines Publikums nahe kommen kann, und das einmal gefundene und erprobte Motiv versteht er meisterhaft fortzuführen.

Sein Talent und sein Publikum reißen ihn manchmal fort, besonders wenn er improvisiert. Da kann es vorkommen, daß er sich zu einem Ausflug auf Gebiete hinreißen läßt, die er ursprünglich gar nicht betreten wollte. Im Schwung des rhetorischen Fluges nimmt er dann mitunter auch Standpunkte ein, die im Widerspruch zu seinen bis dahin vertretenen Anschauungen stehen, und den einmal eingenommenen Standpunkt wird er immer verteidigen. Die häufige Änderung seiner politischen Parteistellung ist, abgesehen vom Fehlen eines großen leitenden Prinzips, offenbar auch auf diese Eigenheit zurückzuführen. Sicher ist, daß in Apponyi der Redner mit dem Staatsmann mehr als einmal durchgegangen ist.

Apponyi sucht den rednerischen Erfolg und ist stolz auf ihn. Er verdankt es seiner Rednergabe, daß man ihn im Ausland besser kennt als irgendeinen anderen ungarischen Zeitgenossen. Er ist der einzige Ungar, den in Europa und in Amerika zahlreiche Menschen leibhaftig gesehen und sprechen gehört haben. Auf internationalen Kongressen wird die Palme wohl immer denjenigen winken, die viele Sprachen beherrschen: von Ungarn Albert Apponyi, aber auch Rosa Schwimmer. Der Festredner ist von hundert Fällen neunzigmal der, der die meisten Sprachen spricht. Apponyi ist der geborene Festredner. Er spricht sogar slowakisch, wenn es sein muß. Er selbst hat mir erzählt, wie er zur Zeit des nationalen Widerstandes (1905/06) einen seiner größten rednerischen Erfolge mit einer slowakischen Rede errungen hat. Vierundzwanzig Stunden vor diesem Triumph wurde ihm mitgeteilt, daß er unbedingt slowakisch sprechen müsse. Man übersetzte ihm seine ungarische Rede, er lernte sie auswendig und brachte sie mit beinahe einwandfreier Aussprache, mit Unmittelbarkeit und warmem Gefühl heraus. Die Leute weinten vor Rührung.



Dieser wundervoll begabte, dieser erquickende, dieser puritanisch lebende Mensch war von verhängnisvollem Einfluß auf die Entwicklung der ungarischen Opposition und vor allem der 48er Partei. Obschon er den größten Teil seines Lebens in der Opposition verbrachte, machte ihn seine Persönlichkeit ungeeignet zum Führer der Opposition. Ihm fehlte dazu das vehemente Temperament. Er ertrug keinen Tumult, er vermied den Kampf, er suchte die Form, wenn es zu kämpfen galt. Es ist entscheidend für die Beurteilung seiner politischen Laufbahn, daß Apponyi im tiefsten Inneren niemals ein echter 48er war. Der Sohn des Grafen Georg Apponyi war in Wirklichkeit ein gemäßigter 67er, der glaubte, aus dem Lager der 48er erfolgreicher die Rückbildung des nach seinem Empfinden durchaus annehmbaren Ausgleichs verhindern zu können. Wer so dachte, war bei all seiner blendenden Begabung nicht der Mann, der 48er Politik neues Leben einzuhauchen; war ihm doch der Kampf um den 48er Gedanken nicht Lebensbedürfnis. Dies stellte sich immer heraus, sooft es zur Entscheidung kam, spätestens in dem Augenblicke, da die allgemeinen Tiraden verstummen mußten und die Lage Taten forderte.

Unleugbar hat die Gloire von 48, die einzige nationale Gloire, deren Glanz die Menge erblickt hatte, auch Apponyi bezaubert. Seine Rhetorik brauchte diese Gloire. Und man kann nicht leugnen, daß wenige sie so schön wie er zu feiern wußten. Dies war es, was er für sich dem Gedanken von 48 entnahm: eine glorreiche Erinnerung, die er nur heraufzuschwören brauchte, um im ganzen ungarischen Volke Widerhall zu wecken. Ein echter 48er rührt auch an die bitteren Lehren der großen Revolution und bezieht aus diesen Lehren die treibenden Motive zu den Kämpfen des Tages. Apponyi konnte niemals erfassen, daß der 48er Gedanke die Nation zum Kampfe und zur Entscheidung aufrief und wollte niemals anerkennen, daß der Maßstab von 1848, an das Wirken unserer verfassungsmäßigen Institutionen gelegt, an ihnen vernichtende Kritik übe. Er forderte die biologische Vollständigkeit des nationalen Lebens, und das wollte bei ihm nur sagen, daß er unsere vorhandenen Pseudofreiheiten und Pseudoinstitutionen durch noch einige Pseudofreiheiten und Pseudoinstitutionen ergänzt zu sehen wünschte. Seine biologische



Vollständigkeit des nationalen Lebens wäre höchstens die Vollzähligkeit und Fülle der Formeln, eine papierene Vollständigkeit geworden.

Apponyi hat unseren Pseudoparlamentarismus nicht nur nicht als unerträglich empfunden, sondern diente mit unverkennbarem Vergnügen dem Selbstbetrug dieses Parlaments und der Nation, dem „englischen Spiel“, bei dem man glaubte und glauben machte, daß die Schicksale des Landes wirklich von jenen 413 Herren in der Sándorgasse oder am Donaukai erledigt würden. Und dabei wurden sie nicht nur dort nicht erledigt, sondern nicht einmal auf dem St.-Georgs-Platz, im Ministerpräsidium, man erledigte sie vielmehr im Ministerium des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten in Wien, im Palais der Kaunitz und Metternich auf dem Ballhausplatz, wo sich bei wichtigen Anlässen das aus den beiden Ministerpräsidenten und den drei gemeinsamen Ministern bestehende Fünferkabinett versammelte (von dem zum Beispiel auch das den Weltkrieg entfesselnde Ultimatum beschlossen worden war). Und in diesem Parlament, bei dessen Beurteilung wir niemals vergessen dürfen, daß es schon aus dem Grunde nicht die Vertretung der nationalen Souveränität sein konnte, weil ja die Nation die Voraussetzungen der nationalen Souveränität gar nicht in der Hand hielt, in diesem Parlament konnte Apponyi mehrstündige Reden über die Lehren der englischen parlamentarischen Demokratie halten, ohne die geringste Anspielung darauf zu machen, daß die Anwendung dieser Lehren auf unsere armseligen Verhältnisse, von allem anderen abgesehen, schon durch unser schroffes Klassenwahlrecht und unsere Wahl- und Verwaltungskorruption unmöglich gemacht wurde. Für ihn war der Parlamentarismus Selbstzweck, die Aufrechterhaltung des Scheins einer parlamentarischen Regierung wichtiger als ihre Tatsache, die wir allerdings nur erreichen konnten, wenn wir uns entschlossen hätten, auszusprechen, daß Ungarn absolutistisch regiert werde. Das aber wäre eine Selbstenthüllung, ein Selbstbekenntnis gewesen, das Apponyis geschlossenes und sonniges Weltbild zerstört und verdüstert hätte, und das man deshalb von ihm nicht erwarten durfte.

Seit dem Jahre 1867 hatten Regierungsform (der Parlamentarismus) und Kräfteverhältnis zwischen den wirklich Regierenden (den Wienern) und den Regierten (dem ungarischen Volke) einander kaum entsprochen. Was von oben befohlen wurde, mußte geschehen;



aber das Parlament hielt vor dem Volke den Schein aufrecht, daß nur geschehe, was es selber wolle. Im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung mußte sich wiederholt die Lage ergeben, daß das Parlament bei diesem komplizierten Dienst versagte. Eine solche Lage versuchte einmal Stefan Tisza, seiner Natur entsprechend, durch Gewalt zu lösen. Apponyi, gleichfalls seiner Natur entsprechend, trug mit seiner Gefühlsrhetorik nicht zu der Lösung, sondern zu der Vertuschung solcher Situationen bei. Sein politisches Kredo, seine Stellungnahme in den letzten Dingen des nationalen Lebens stand denjenigen Tiszas eigentlich nicht fern. Auch er wollte das Ancien régime stützen. Sie hatten gemeinsame Ängste: beide zitterten vor dem Sozialismus und den nichtmagyarischen Nationen, Andrassy stand in diesem Punkte (und überdies in seinem doktrinären Dualismus) Tisza mindestens ebenso nahe wie Apponyi, Apponyi jedoch stand in gesellschaftlicher Beziehung immer in einem viel besseren Verhältnis zu Tisza als Andrassy. Ich glaube, ernstlich und anhaltend konnte er niemand böse sein.

Aus Reverenz gegen die Kossuthischen und Irányschen Überlieferungen der Unabhängigkeitspartei und in Nachfolge des Barons Josef Eötvös, den er hoch verehrte, vertrat Apponyi einen gewissen Liberalismus, der jedoch bei seiner Stellungnahme niemals den Ausschlag gab. Geriet dieser Liberalismus in Widerspruch zu jenen klerikalischen Überzeugungen, zu denen er infolge seiner religiösen Erziehung neigte (er war Schüler der Jesuiten in Kalksburg gewesen), blieb fast immer der Klerikalismus obenauf. Die Apponyische Demokratie ist ein recht charakteristisches Beispiel für die fünfzigprozentige, immer zu Kompromissen bereite ungarische Demokratie. Er war ein Verfechter der Theorie, daß die Demokratie in Ungarn unter Ausschaltung der Nichtungarn verwirklicht werden könne und müsse. Ein auch nur einigermaßen konsequenter Liberalismus hätte ihn wenigstens bis zum Nationalitätenprogramm des Barons Josef Eötvös führen müssen (der, zusammen mit Deák, 1867 ein gerechtes, leider nie durchgeführtes Nationalitätengesetz geschaffen hatte), aber der Wunsch nach Aufrechterhaltung der magyarischen Suprematie im Lande belastete in diesem entscheidenden Punkte seine Logik bis zur Verkrümmung. In grellem Widerspruch zum Geiste Ludwig Kossuths, aber auch noch unter Verleugnung des Geistes der Gesetze von Deák und Eötvös, vermochte dieser Staatsmann der 48er Partei



als Kultusminister jenes Schulgesetz zu schaffen, das unseren nicht-magyarischen Brüdervölkern soviel Leid und Kränkung, uns Magyarern aber soviel Unheil bereitete. Apponyi brachte es über sich, die nichtmagyarischen Völker vom Genuß der völkischen Rechte auszuschließen und konnte gleichzeitig noch von ihnen verlangen, daß sie sich für einen magyarischen Imperialismus begeistern, ja opfern sollten. Wie man sieht, erstreckten sich das einführende Verständnis, die hohe Gerechtigkeit, die ihm im engen Kreise in so hohem Maße eigen waren, nicht mehr auf dieses weitere Gebiet.

Begreiflicherwise wird ein so gearteter Politiker niemals die Klassengesichtspunkte betonen, obzwar er sie zweifellos empfindet. Die Politik Apponyis ist, obschon er in seinen Reden möglichst selten von dergleichen spricht, kaum weniger eine Politik des Großgrundbesitzes als die Politik Tiszas oder Andrássys. Er hat durch sein bezauberndes Beispiel eine ganze Gruppe von jungen Aristokraten in die Unabhängigkeitspartei hineingelockt und sprach unwillkürlich ihren Interessen das Wort. Die Aufrechterhaltung des Dualismus und das deutsche Bündnis waren das Interesse der Großgrundbesitzer. Apponyi kannte sehr wohl den Einfluß der deutschen Unterstützung auf die Stabilisierung der bestehenden Kräfteverhältnisse der Klassen, und das deutsche Bündnis konnte mit Sicherheit auf seine Unterstützung rechnen. Sein Kurutzentum war ein auf ein paar Äußerlichkeiten erpichter Evolutionismus, für den die bald bis zur Lächerlichkeit verwelkte Tulpe der „Schützt-das-heimische-Gewerbe“-Bewegung und das letzten Endes wenig ernstere rotweißgrüne Portepepe gute Symbole waren. Daß diese Abzeichen die ungarische Phantasie dennoch so stark packen konnten, daß diese, mit Apponyi zusammen, bei den Abzeichen stehen blieb und überhaupt nicht zum Wesen vordrang: daran ist wahrscheinlich eine geschichtliche Eigenschaft der ungarischen Seele schuld, die auch Apponyi teilt. Beide lieben es nicht, eine Sache mutig bis zur letzten Konsequenz zu Ende zu denken.

Wie allgemein bekannt, ist Apponyi Pazifist. Die Gedankenwelt der ersten, idyllischen Epoche des Pazifismus fand in Apponyis empfindsamem Gemüt eine verwandte Sphäre, und bald errang er seine schönsten Erfolge in diesem zweifellos dankbaren Themenkreis auf den internationalen pazifistischen und interparlamentarischen Kongressen. Das bißchen Heuchelei, das in der vom Palaste



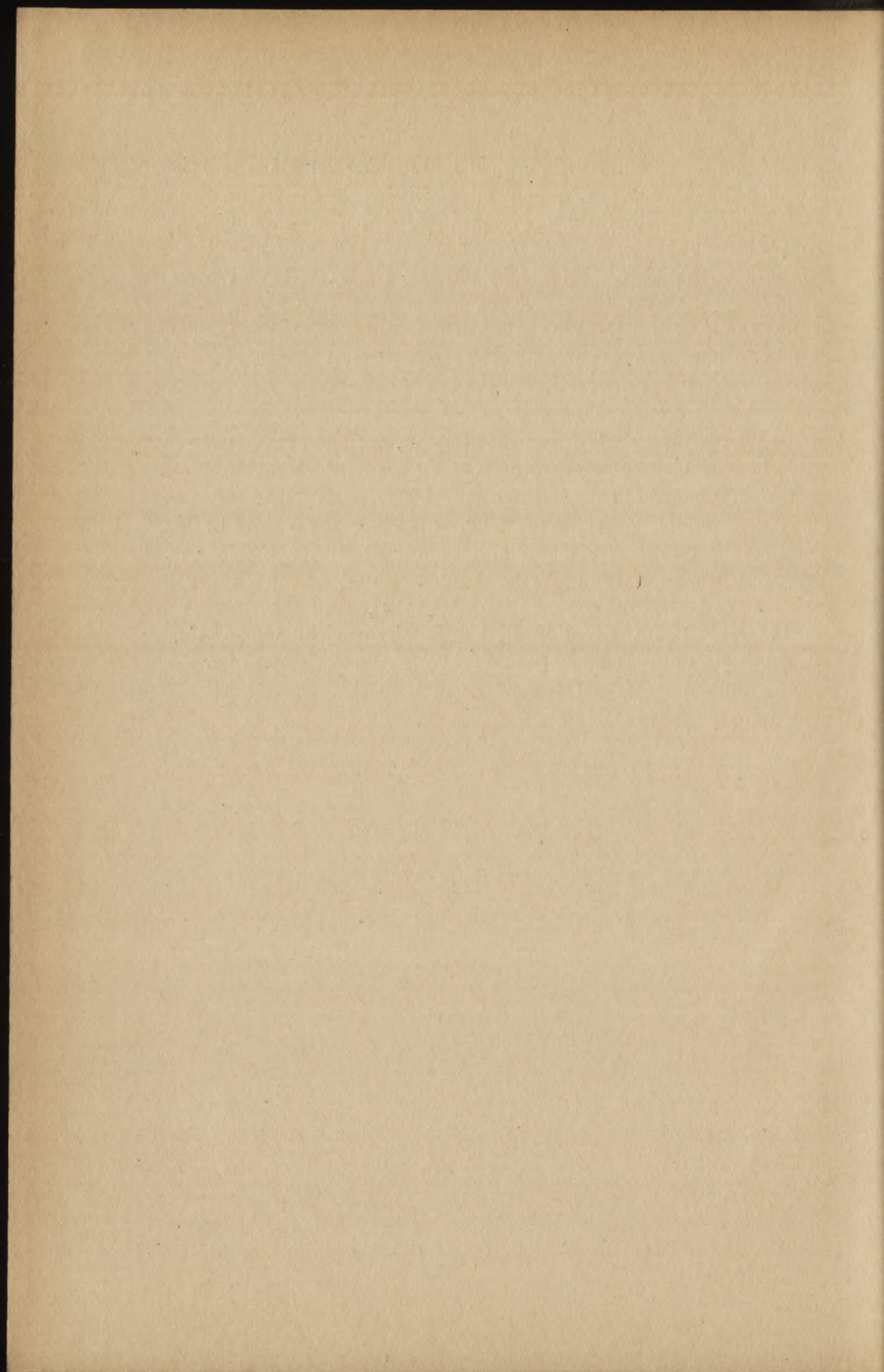
des amerikanischen Trustkönigs aus betriebenen Propaganda lag, störte Apponyi nicht weiter, ja, ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß er an diesen voraugustlichen Pazifismus ehrlich glaubte. Was konnte ihn also dazu bringen, den Ausbruch des Weltkrieges mit jenem bösen Ausruf, seinem berüchtigten „Endlich“ zu begrüßen? Ich weilte damals nicht in seiner Nähe, ich weiß es nicht. Aber er ist leider nie der Mann gewesen, der sich der Stimmung und den Wünschen seiner unmittelbaren Umgebung auf die Dauer zu entziehen verstanden hätte. Ich weiß nicht einmal, ob dieses Wort unseligen Angedenkens bei ihm Gefühlsausdruck war oder etwas anderes. Apponyi hat ein nur sehr wenig entwickeltes taktisches Gefühl, steht den einfachsten Fragen der Taktik oft völlig ratlos gegenüber und richtet sich auf diesem Gebiet häufig nach den Ansichten von Leuten, die tief unter ihm stehen. Vielleicht hatte man ihn zu überzeugen gewußt, daß es für den Führer der Unabhängigkeitspartei sehr angebracht sei, den im Parlament so volkstümlichen Krieg mit ausbrechender Begeisterung zu begrüßen. Die glänzende Form dafür zu finden — das konnte man Apponyi dann ruhig überlassen. Und nachdem der Rhetor sich erst einmal auf dem Standpunkt der seligen Entzückung festgenagelt hatte, mußte der Politiker seine ganze Begabung in den Dienst des Krieges, des deutschen Bündnisses und des Kampfes bis zum Äußersten stellen. Jawohl, leider ist auch Albert Apponyi mitschuldig nicht nur daran, daß die Nation über die Bedeutung des Krieges grausam getäuscht wurde, sondern auch an der Verlängerung dieses Krieges. So gehört er wirklich zu jenen, die dem alten Ungarn das Grab geschaufelt haben. Durch seine klerikalen und im Wesen undemokratischen Neigungen war er ein Hindernis für eine Erneuerung des Landes geworden, die diesem Kraft zum Aushalten im großen Sturme gegeben hätte. Seinem Standpunkt den nichtmagyarischen Nationen des Landes gegenüber hat er selbst Ausdruck durch eine Institution gegeben, deren Andenken auch später noch den auf richtigsten Versuchen zur Anbahnung einer gegenseitigen Verständigung den Weg verlegt hat. Durch seine ganze nebelhafte Politik wurde er zum Hemmschuh jener Entwicklung, die Ungarn hätte retten können.

Und dennoch sage ich: Apponyi, der Mensch, verdient Achtung. In einer bis ins Mark korrupten Gesellschaft ist er von seiner eigenen



Ethik keinen Zollbreit abgewichen. Er glaubte an seine Formeln, glaubte an eine Politik der Formeln und glaubte vor allem an seine köstlich geschwungenen, prachtvoll gegliederten, majestätisch ansteigenden und abfallenden Perioden. Und hat er gesündigt, so gibt es doch etwas, um dessentwillen man ihm verzeihen kann. In Trianon hat er die im Staube liegende Nation voll Würde vertreten und ist, seine vor gehässigen Kämpfen zurückschauernde Natur besiegend, dem mörderischen weißen Terror ein beredter Ankläger geworden. 1920 und 1921 gab dieser Greis den Jungen ein Beispiel der Tapferkeit. Aber 1922, in der Wiener interparlamentarischen Konferenz, finden wir ihn wieder unter den Verteidigern des schmachvollen Systems Horthys, das nicht zu verteidigen ist, hier muß er von der schlichteren Beredsamkeit eines Bernstein eine verdiente Niederlage erleiden. Die letzten Konsequenzen vermochte er also auch in einer Frage nicht zu ziehen, wo sein christliches Gewissen vor allem im Spiele war. Man sucht den Grund dieser Lauheit in der Tatsache, daß sein Sohn, Georg Apponyi, in den Augusttagen 1919 weißer Terrorist war. Brutus, der Konsul, hat in einem nicht ganz unähnlichen Falle nur das allgemeine Wohl im Auge gehabt. Aber das Römertum Apponyis hat Grenzen.



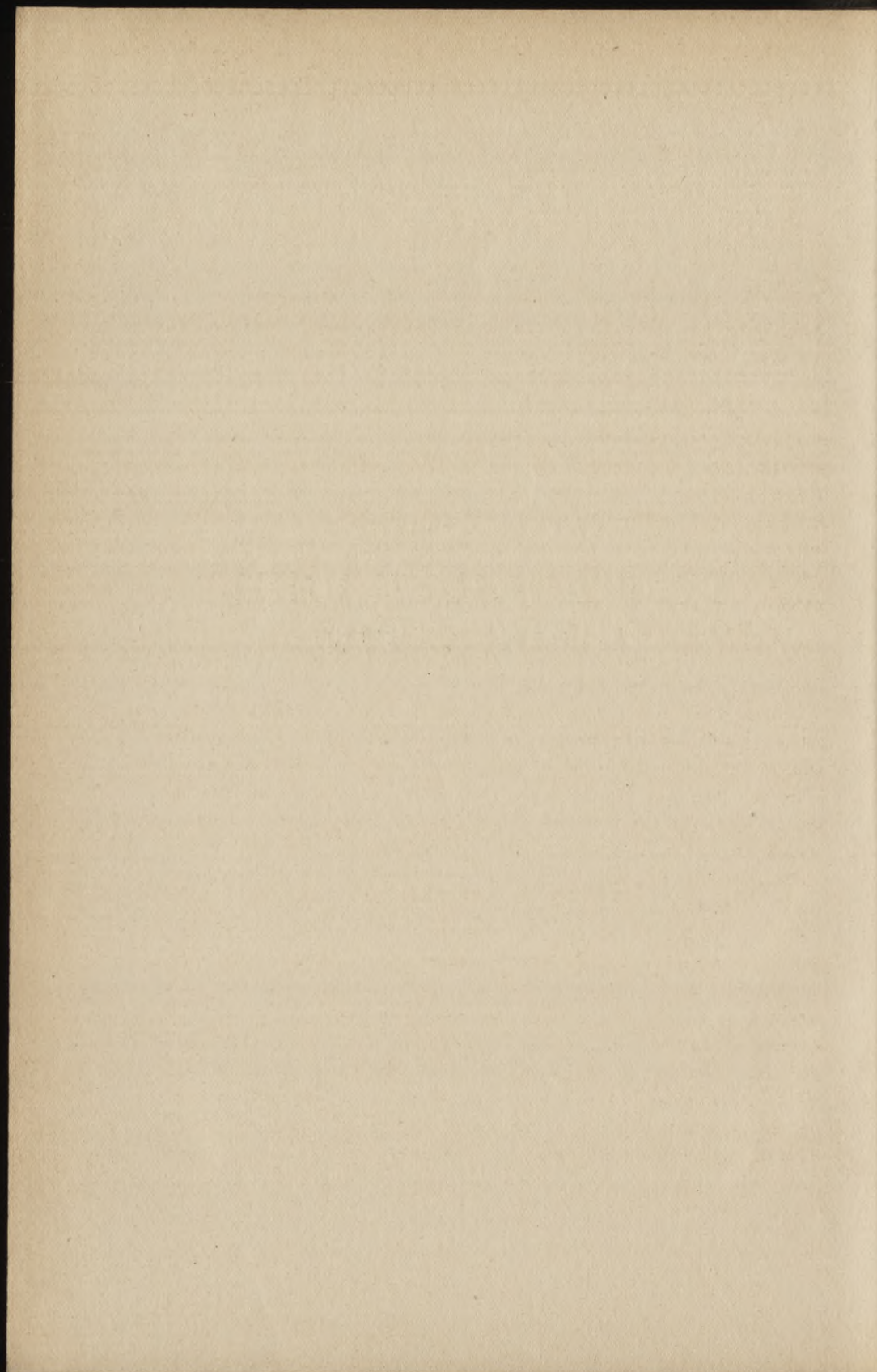




FÜNFTES KAPITEL

**BALKANKRISE UND  
DEMOKRATIE**







Die Charaktere der beiden Führer Justh und Apponyi prägten sich im Jahre 1912 in den beiden entgegengesetzten Richtungen innerhalb der Partei schärfer aus. Die eine Richtung widersetzte sich der wirklich demokratischen Lösung der Wahlrechtsfrage, vertrat im Nationalitätenproblem den ultrachauvinistischen Standpunkt und hatte überhaupt keine Außenpolitik, sondern richtete sich in diesem Punkte sklavisch nach dem jeweiligen Standpunkte Julius Andrássys. Dies war die Richtung Apponyis und Franz Kossuths. Die andere Richtung und ihre Gruppe wünschte die weitestgehende Ausdehnung des Wahlrechtes und verband sich zu diesem Zwecke auch mit den Sozialdemokraten, eine Minderheit näherte sich in der Nationalitätenfrage dem radikalen Programm, das Oskar Jászi verkündete, wollte in der äußeren Politik mit dem Dreibund brechen und eine europäische Konflagration zur Erringung der ungarischen Unabhängigkeit ausnützen.

Von allen diesen Gegensätzen wurde zuerst der außenpolitische aktuell, und zwar schoben ihn die Balkankriege in den Vordergrund. Die Politik des Dreibundes hatte sich auch auf dem Balkan an die Seite der Reaktion gestellt und unterstützte den türkisch-mohammedanisch-feudalen Despotismus gegenüber den aufstrebenden, jungen, christlichen, demokratischen Völkern des Balkans. Bekanntlich hat sich diese türkenfreundliche Politik — die nach der jungtürkischen Revolution auch in den Fehler der Inkonsequenz verfiel — zweimal unblutige, dennoch formidable Niederlagen geholt: zuerst beim türkischen, dann beim bulgarischen Zusammenbruch. Jedermann mußte fühlen, daß die Balkankriege auch für den europäischen Frieden äußerst gefährbringend waren. Ungeheures Explosionsmaterial war hier angehäuft. Wenn es nicht binnen kürzester Zeit gelang, es aus dem Wege zu räumen, so stand zu befürchten, daß der erste Funke, der von ungefähr daherstob, das Pulver in die Luft sprengen würde. Trieben doch nicht nur die Balkanereignisse die Welt dem Kriege



entgegen, ballten sich doch gleichzeitig auch im Westen und Osten die schwierigen und großen Fragen immer drohender zusammen. Am drohendsten gestaltete sich der wirtschaftliche Gegensatz zwischen den Deutschen und ihren Vasallen einerseits und den Völkern der Entente andererseits. Deutschland wollte das Osmanische Reich wirtschaftlich ausbeuten und den Weg von Berlin nach Bagdad militärisch gesichert wissen. Hier lag ein großer und anscheinend kaum überbrückbarer Gegensatz zu jenen Staaten, die sich schon früher ihren bequemen Platz an der warmen östlichen Sonne gesichert hatten.

Durfte die Monarchie blind einer Politik folgen, die ringsum so viel Feinde provozierte? Selbst von der vollkommensten, von der glänzendsten Verwirklichung der Konzeption Berlin—Bagdad hatte die Monarchie höchstens ein noch strafferes Anziehen der Fesseln zu erwarten, durch die sie an den deutschen Wagen gekettet war. Der Krieg hat es gründlich bewiesen. Wer aber wollte, konnte es schon längere Zeit vor dem Kriege recht plastisch sehen. Wir Ungarn gerieten solcherart in Widerspruch zu den Interessen großer Völker, bekamen die feindlichen Gefühle mächtiger Gruppen zu spüren und hatten nicht einmal Nutzen davon.

Wenn wir annahmen, daß der Krieg kommen würde — und welcher denkende Ungar durfte sich dieser Möglichkeit verschließen, da unsere Armeekorps sogar gegen Rußland schon mobilisiert waren? —, dann mußten wir, wenn wir nur ein wenig um uns blickten, gar bald bemerken, daß wir für die furchtbare Möglichkeit des Krieges, aus einem ganz bestimmten Grunde, besonders schlecht gerüstet waren. Unausgetragene Streitfragen, schwere Gegensätze trennten uns von unseren Slawen. Jene Außenpolitik, die uns die Russen zum Feinde gemacht hatte, hatte eine Folge- und Parallelerscheinung: jenen starren 67er Dualismus, der, solange er auf der Monarchie lastete, jede Verständigung, jede friedliche Regelung nicht nur mit den Slawen, sondern auch mit den übrigen nichtmagyarischen und nichtdeutschen Völkern verhindern mußte. Die Westentente hätte in jenem Zeitpunkt tatsächlich die Föderalisierung der Monarchie auf demokratischer Grundlage gern gesehen. Damit aber wollte sie damals keineswegs die Monarchie schwächen: sie wollte, daß die Monarchie kein blindes Werkzeug des deutschen Imperialismus bleibe. Und wenn sie in den Ungarn Feinde sah,



so war dies nur insofern und nur so lange der Fall, insofern und so lange gerade sie die Hauptpfeiler der germanophilen Politik der Monarchie waren.

Wer den Krieg kommen sah, wer wußte, daß sein Ausgang nur verhängnisvoll sein konnte, der hatte, wenn er Ungar war, keine Zeit zu versäumen. Wie hätten wir diesen Krieg vermeiden können? Die Antwort ist schroff: nur indem die Monarchie dem Bündnis der deutschfeindlichen Staaten beitrug. An diesem Sprung aus dem Dreibund hinderte uns die Fessel Dualismus. Wir mußten also föderalisieren, damit die Monarchie von dem preußischen Einfluß frei werde, und wir Ungarn mußten noch aus dem spezifisch ungarischen Grunde föderalisieren, weil wir uns im Wege der Föderalisierung der separatistischen, demokratischen und sozial gerichteten Politik Ludwig Kossuths nähern konnten. Uns hätte es zwar nicht geschadet, wenn die Föderalisierung auch Österreich gestärkt und gerettet hätte. Mit einem solchen Österreich hätte Ungarn weniger Reibungsflächen gehabt. Und da Ungarn seine Zukunft durch eine gesündere Außenpolitik sichern mußte, da ferner die Voraussetzung einer solchen Außenpolitik der Umbau der ganzen Monarchie auf neuer, föderalistischer Grundlage war, schien vom ungarischen Standpunkt aus alles erwünscht, was diese neue Außenpolitik zu fördern geeignet war. Eines war gewiß: wenn es ein Mittel gab, die Monarchie zu regenerieren, so konnte es nur die Föderalisierung sein.

Freilich steht die Frage offen, ob sie nicht auch schon in den Jahren 1912 oder 1913 zu spät gekommen wäre? Vom Standpunkt des ungarischen Volkes konnte man auch die Frage aufwerfen, ob der Föderalisationsplan nicht überflüssigerweise allzuviel von den erworbenen Rechten, von der verdienten und behauptbaren geschichtlichen Stellung des ungarischen Volkes aufgab? Nun, darauf möchte ich antworten, daß ein im wahren Sinne des Wortes demokratisches Ungarn, ein Ungarn, das bereits seit Jahrzehnten in demokratischer Hinsicht auf einer Stufe mit den westlichen Ländern gestanden hätte, vielleicht gar nicht an seine vollständige Umföderalisierung hätte schreiten müssen. Aber gerade diese Demokratie fehlte in Ungarn. Dieser Mangel war verhängnisvoll, weil die Demokratie nicht nur das Recht der unterdrückten Völker und der unterdrückten Klassen war (deren In-



teressen immer parallel liefen, da ja die herrschenden Klassen, wie schon öfter erwähnt, alle beide unterdrückten), sondern weil sie auch eine Forderung der Erstarkung des Landes und die erste Bedingung für seine Unabhängigkeit war. Nur ein stärkeres Land hätte seine Unabhängigkeit erfolgreich zurückfordern können, und stärker konnte eben nur ein demokratisches Land werden. Ich sage nicht, daß unsere Demokratie, wenn wir sie rechtzeitig verwirklicht hätten, wenn wir in den 70er und 80er Jahren nicht einen Koloman Tisza gehabt hätten, der, gleich seinen Zeitgenossen Bismarck und Taaffe, fünfzehn kostbare Jahre auf die Stützung des unrettbaren Feudalismus vergeudet hat, sondern statt seiner einen demokratischen Politiker, der während dieser Zeit, in Fortsetzung von Kossuths Lebenswerk, hier die Demokratie in ihren grundlegenden Institutionen ausgebaut hätte — ich sage nicht, daß diese Demokratie zentralistisch hätte bleiben können, daß sie imstande gewesen wäre, die Föderalisierung zu umgehen oder überflüssig zu machen. Gewiß nicht: wenn nicht in das erste, so doch jedenfalls in das zweite auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gewählte Parlament wären annähernd 49 Prozent nichtmagyarische Abgeordnete eingezogen, und dieses Parlament hätte die Autonomie der Nationalitäten verwirklicht, denn völkische Demokratie bedeutete in Ungarn eben Autonomie der verschiedenen Völker. Jawohl; dann aber hätten wir selbst diese Autonomien gewährt, freiwillig, ohne Zwang. Das ist ein gewaltiger Unterschied. Einmal mußte diese Autonomie doch kommen, und so erbärmlich und lächerlich die Vogel-Strauß-Politik war, die dies nicht einsehen konnte oder wollte, so weise und umsichtig wäre eine Politik gewesen, die das, was kommen mußte, wohlgerüstet und rechtzeitig selber aufgegriffen und verwirklicht hätte.

Im Jahre 1910, da ich in der Frage des Wahlrechtes noch unter dem Einfluß der leidenschaftlichen Argumentation Tiszas stand (und nur, wie erwähnt, die Forderung nach geheimer Abstimmung ihm gegenüber aufrechterhielt), setzte er mir einmal auseinander, daß zuerst die nichtmagyarische Hälfte der zwanzig Millionen ungarischer Staatsbürger magyarisiert werden mußte und erst, wenn dies verwirklicht war, in Ungarn von Demokratie gesprochen werden könne und dürfe. Das war allerdings ein konsequenter Standpunkt, obschon einer von offener Undurchführbarkeit. Ja, wie



lange wollte dieser Staatsmann des XX. Jahrhunderts die beinahe zehn Millionen Nichtmagyaren gegen ihre Wünsche und offenbar auch gegen ihre Interessen regieren? (Um von den zehn Millionen Magyaren, die auf Tiszas Demokratie geduldig hätten warten müssen, gar nicht erst zu reden.) Hätte Tiszas Wille gesiegt, so hätte es schon kraft dieses Programmes in Ungarn niemals eine Demokratie gegeben. Und doch war es unleugbar dieses Programm, das wirklich und wahrhaftig seine Schritte lenkte.

Aber war denn überhaupt die Hoffnung vorhanden, daß die nicht-magyarischen Völker binnen absehbarer Zeit magyarisiert werden würden? Die Assimilierungsfähigkeit der ungarischen Rasse ist in allen Zeiten, die historische Forschung uns erschließen kann, nicht eben groß gewesen. In unseren Tagen sehen wir, daß sie auf Deutsche und Juden Anziehungskraft ausübt, aber diese zwei Rassen sind überall geneigt, sich fremden Rassen anzuschmiegen. Andererseits sehen wir, daß zum Beispiel die Rumänen die vielen ungarischen Inseln und Inselchen in Siebenbürgen erstaunlich rasch zu verschlingen gewußt haben. Wenn wir Jászis großes Buch über „Die Entstehung der Nationalstaaten und die Nationalitätenfrage“ noch so eingehend studieren, werden wir darin kein einziges großes Beispiel für die wirkliche Assimilierung von Völkern in der Neuzeit finden. Die siebzig Millionen Deutschen waren nicht imstande, die eine Million Polen, ja nicht einmal die zweimalhunderttausend Dänen ihrem Volkskörper zu verschmelzen. Ein so mächtiges, nur mit den Maßen des römischen Imperiums zu messendes Reich wie Großbritannien konnte trotz der in der Praxis vollkommenen Spracheinheit das kleine Irland nicht aufsaugen. Frankreich hat die Elsässer zu gewinnen und auch ziemlich zu französisieren gewußt, weil es ihnen die großen demokratischen Einrichtungen und die unvergeßlichen Erinnerungen der Revolution brachte. Jede andere Amalgamierung von Völkern fällt in den Anfang der Neuzeit, als das Königtum in seinem Kampfe gegen den verfallenden Feudalismus zusammen mit den sprachlichen auch die nationalen Einheiten schafft. Nein: Tiszas Magyarisierungsplan war aussichtslos. Das einzige Mittel, mit dessen Hilfe man die Magyarisierung ohne absolut sichere Aussicht auf Mißerfolg hätte wagen dürfen, wäre völlige Demokratie gewesen; aber Demokratie geriet bei der Entwicklungsstufe, die die nichtmagyarischen Völker im letzten



Viertel des XIX. Jahrhunderts schon erreicht hatten, bereits in Widerspruch zu den Forderungen der Magyarisierung. Man hatte sich verspätet mit der Demokratie, darum hatte man sich auch mit der Magyarisierung verspätet. Völlig absurd aber war es, ohne Demokratie an Magyarisierung auch nur denken zu wollen!

Julius Andrassy und Albert Apponyi dachten in der Nationalitätenfrage genau wie Tisza. Aber Tisza war konsequenter als sie. Er sperrte sich schroff gegen jede Demokratie. Andrassy und Apponyi jedoch kokettierten mit ihr. Von ihrem Standpunkt aus war das ein Spiel mit dem Feuer. Für Apponyi zerfiel das Land in zwei Teile wie eine Torte: in Magyaren und Nichtmagyaren. Den Magyaren hätte er, namentlich theoretisch, auch jene Rechte bewilligt, die er den Nichtmagyaren glatt verweigerte. In diesem Punkte hatte selbst er, der Empfindsame, der Feinfühlige, der Taktvolle, den Sinn dafür verloren, worüber es sich laut zu sprechen schicke und worüber nicht, und er machte in seinen Reden durchaus kein Geheimnis aus seiner Absicht, die Hälfte der Bevölkerung des Landes ihrer völkischen Rechte zu berauben. Das war eine förmliche Verschwörung auf dem Forum, die Verschwörung gegen die Nichtmagyaren, aber die Verschwörer warteten nicht auf das Dunkel der Nacht, banden sich keine Masken vor und dämpften nicht einmal die Stimme; sie konspirierten mit unbedecktem Antlitz, am hellichten Tage, mit lautem Geschrei. Das läßt sich gar nicht anders erklären, als mit der Annahme, daß sie wohl jedermann mit ihrem Vorhaben einverstanden glaubten. Ein Jahr vor Kriegsausbruch, da man über den Tisza-Némethyschen Wahlrechtsentwurf verhandelt, was sage ich, mitten im Kriege, da man die feindlichen Kriegsziele schon genau kennen mußte, bei den Verhandlungen über den Vázsonyischen Wahlrechtsentwurf Anno 1917 und 1918, lange nach Wilsons Vierzehn Punkten, führte das ungarische Abgeordnetenhaus noch eine Sprache, als wäre es für die nichtmagyarischen Nationalitäten die pure Selbstverständlichkeit, daß sie zweitklassige Bürger dieses Landes seien und es in alle Ewigkeit bleiben mußten! Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit.

Julius Justh, der all dies klar sah, hatte sich wegen seiner Krankheit von der aktiven Führung der Unabhängigkeitspartei zurückgezogen. Durch seinen Rücktritt hätte der Unabhängigkeitsgedanke

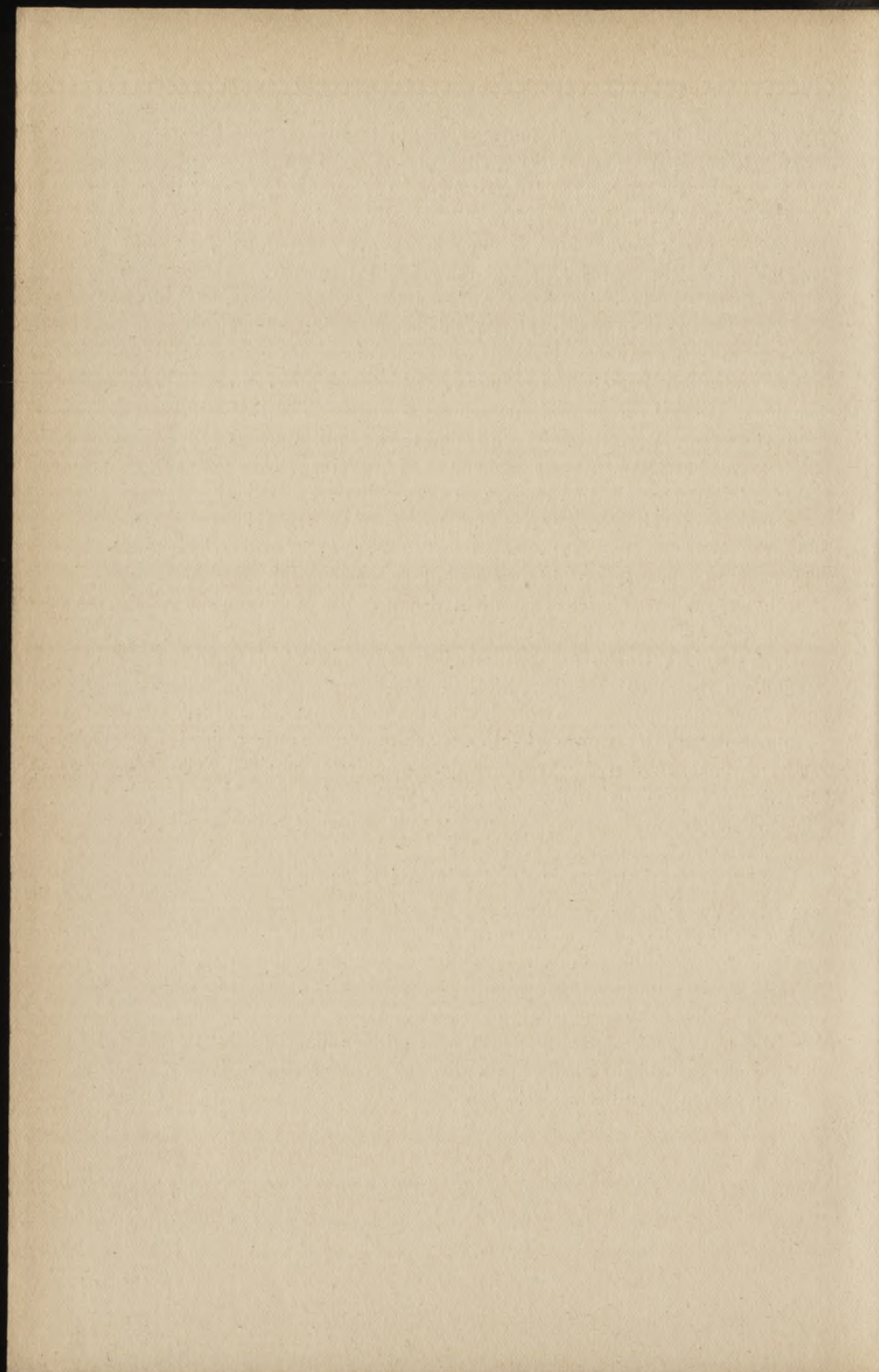


an Kampffähigkeit verloren, und der militante Flügel der Unabhängigkeitspartei wäre zu einer Zeit verlassen und führerlos geblieben, da der Parlamentsputsch vom 4. Juni 1912 uns keine Zweifel mehr über die Absichten der regierenden Arbeitspartei lassen konnte, und da sich schon die Sturmwolken jener großen europäischen Konflagration türmten, in der, daran glaubten wir, der Unabhängigkeitspartei eine historische Aufgabe harrte. In dieser Lage war es mein Bestreben, die in die verschiedenen Unabhängigkeitsparteien zersplitterten Anhänger des Unabhängigkeitsgedankens wieder in einer einzigen Partei zu vereinigen. Ob diese Vereinigung mit dem lauen Franz Kossuth und mit dem wandelbaren Albert Apponyi wohl richtig war? Hätte nicht ich die Fusion mit ihnen durchgeführt, so hätte Andrássy es getan, es wäre eine Fusion nach rechts, nicht nach links geworden, und daraus hätte zweifellos nicht der Unabhängigkeitsgedanke Nutzen gezogen. Als die Wiedervereinigung unabänderliche Tatsache geworden war, kam Apponyi zu mir, sank in einen Lehnstuhl und stöhnte:

„Ich weiß nicht, ob ich jetzt nicht den größten Unsinn meines Lebens begangen habe!“

Die Vereinigte Unabhängigkeitspartei wählte mich, trotz meiner Jugend, zu ihrem Präsidenten. Nie habe ich deswegen bei Apponyi auch nur eine Spur von Groll bemerkt. Mein Einfluß auf die Aktionen der Partei wurde ziemlich stark durch einen Präsidialrat beschränkt, in den die Vertreter der fusionierten unabhängigen Schattierungen proportionell zu den alten Parteiverhältnissen gewählt wurden: außer Justh, Apponyi und Franz Kossuth saßen noch Samuel Bakonyi, Julius Sággy und andere in diesem Rat. Mein Ziel war, kurz gefaßt, dieses: das Unabhängigkeitsprogramm durchzusetzen und ihm das Bündnis der unterdrückten Klassen und Völker des Landes zu verschaffen. Im Laufe des Kampfes mußte sich sein Schwerpunkt vom staatsrechtlichen Gebiet ganz von selbst auf das soziale und das außenpolitische verschieben. Es war die Zeit nach dem Frieden von Bukarest, und die ernsten Lehren der beiden Balkankriege drängten machtvoll das unerläßliche Postulat jeder Unabhängigkeitspolitik in den Vordergrund: unsere Befreiung vom preußischen Einfluß.



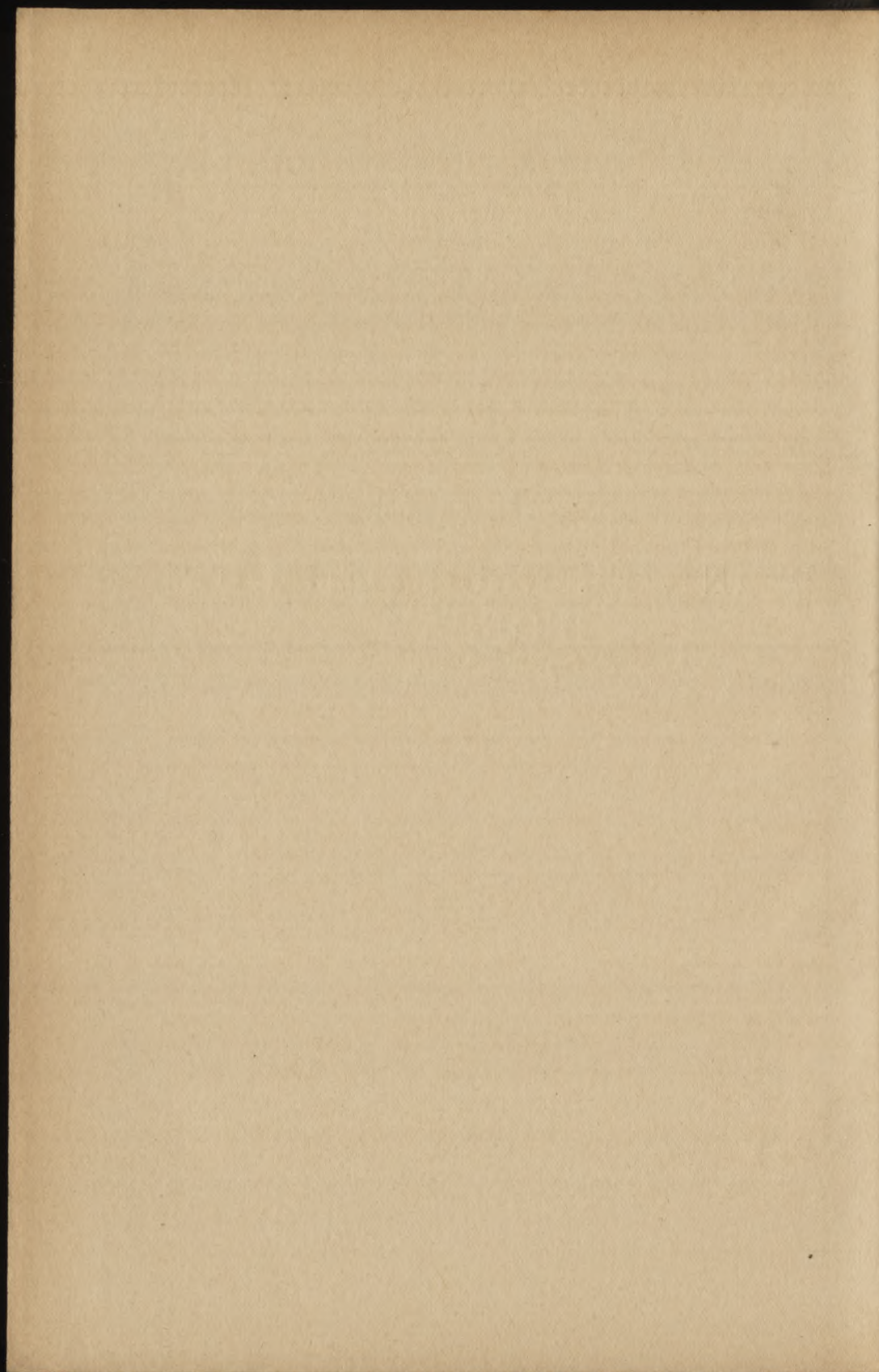




SECHSTES KAPITEL

MEIN WEG NACH DEM QUAI  
D'ORSAY







Im Herbst 1913 fühlte ich die Zeit gekommen und die Lage reif, ja allzureif, um die Annäherung der ungarischen Nation an jene Nationen zu versuchen, mit denen uns das preußische Bündnis eines Tages unausweichlich in Konflikt bringen mußte. Der Ballplatz hatte während der beiden Balkankriege eine geradezu feindselige Haltung gegen Serbien eingenommen, und Rußland hatte jedesmal Serbien unterstützt. Durch das drohende Auftreten Deutschlands konnte der Krieg dieses einmal noch verhütet werden. Allein das gedemütigte Serbien blieb unser Feind, und die russische Militärpartei lechzte nach Revanche. Wenn es überhaupt eine Partei gab, die die schwere Pflicht auf sich nahm, den durchaus friedlichen Willen des ungarischen Volkes, das nicht im Traum an Krieg dachte, zu verwirklichen, so mußte diese Partei den slawischen Führerstaat diese Absichten merken lassen. Es war durchaus nicht leicht für die Unabhängigkeitspartei, sich dem zaristischen Rußland zu nähern. Die Erinnerung an Világos<sup>1</sup> stand zwischen ihm und uns. Eine Verbindung mit irgendeiner der russischen parlamentarischen Parteien anzubahnen, war in einem so vorgeschrittenen Stadium schon deshalb nicht der gegebene Weg, weil ja Rußland trotz der Duma absolutistisch regiert wurde. Die Duma hätte den Krieg wahrlich nicht verhindern können.

Wie aber nach Petersburg kommen? Zur Zeit des Balkankrieges hatte Frankreich und besonders der französische Ministerpräsident Poincaré öffentlich einen mäßigenden Einfluß auf die russische Regierung ausgeübt, und sicherlich ist es teilweise ein Verdienst der vernünftig dämpfenden französischen Regierung, wenn es nicht schon damals zum Kriege kam. War Rußland jenes Mitglied des Zweibundes, dessen Interessen jetzt offenbar mit denen der Monarchie in Widerspruch standen, so machte auf der anderen

---

<sup>1</sup> Bei Világos streckten die ungarischen Revolutionstruppen 1849 vor der russischen Übermacht die Waffen.



Seite Frankreich ganz entschieden nicht gegen die Monarchie, sondern in erster Reihe gegen Deutschland Front. Zur Monarchie hatte es immer erträgliche Beziehungen zu pflegen gewußt.

Viele Traditionen unserer ungarischen Unabhängigkeitskämpfe wiesen nach Frankreich. Diese Kämpfe waren im XVII. und XVIII. Jahrhundert in die Kriege eingebettet, die zwischen Bourbonen und Habsburgern um die Vorherrschaft in Europa geführt wurden. 1795 starben die ungarischen Jakobiner auf der Ofner Generalwiese (die ungarisch „Blutfeld“ heißt), indem sie vom Schafott mit brechenden Augen nach Paris blickten. 1809 trat Napoleon I. auch darin (wie in soviel anderen Dingen) nur in die Fußtapfen Ludwigs XIV. und des Kardinals Richelieu, daß er in seiner unvergeßlichen Proklamation das ungarische Volk aufforderte, es möge sich auf dem Rákosfelde versammeln und einen nationalen König wählen. 1848 rechnete die unter dem Eindruck der Pariser Februarereignisse ausgebrochene ungarische Revolution lange auf französische Waffenhilfe und gab diese Hoffnung erst auf, als im Januar 1849 die niederschmetternde Nachricht eintraf, daß nicht Ledru-Rollin, sondern Prinz Louis Napoleon zum Präsidenten der Republik gewählt worden sei. Von Kaiser Napoleon III., mit dem Kossuth auch persönlich verhandelte, erwartete aber die Emigration lange Zeit hindurch sehr viel. Zur Zeit der dritten Republik versuchte der auf dem äußerst linken Flügel der Unabhängigkeitspartei sitzende Abgeordnete Gabriel Ugron mit dem politischen Frankreich Fühlung zu nehmen, freilich unter nicht eben glücklichen Auspizien.

Ich wollte meinem außenpolitischen Programm eine ernste Grundlage geben und wollte durch eine weithin sichtbare Demonstration den Ernst der außenpolitischen Wendung der Unabhängigkeitspartei betonen. Schon dadurch, daß ich die Unabhängigkeitspartei zu einer selbständigen und noch dazu zu einer der Richtung des Ballplatzes zuwiderlaufenden außenpolitischen Aktion bewog, hoffte ich ihr schwerer wiegenden Gehalt zu geben, hoffte sie dem Kirchturmhorizont ihrer bisherigen Politik zu entreißen. Den Krieg vermeiden oder, wenn das nicht ging, Ungarn vor ihm retten, und wenn auch das unmöglich war, es wenigstens davor bewahren, daß es gegen die eigenen Interessen Krieg führe: das war ein Ziel, so groß, daß es, wenn man es nur vor Augen hielt, den



immer mehr wankenden Reihen der Unabhängigkeitspartei neue Kraft und neuen Halt geben mußte. Nach soviel Mißerfolgen brauchte die Unabhängigkeitspartei einen Erfolg, und ich sah die Möglichkeit des Erfolges auf diesem Wege winken. Die französische Freundschaft war kein so fernes, kein so abstraktes Ziel, daß man dafür nicht unsere besten Kräfte hätte anspannen, von seiner Erreichung nicht die innere Kräftigung der Partei und, was ebenso nötig war, die Auffrischung ihrer Volkstümlichkeit hätte erwarten dürfen. Nicht nur zu den Russen, sondern, so unglaublich es klingt, auch zu unseren eigenen Slawen führte der Weg über Paris. Sie hatten dort Freunde, hatten moralischen Kredit, und sie hörten auch auf Paris. Auf die Serben und Tschechen übte die Kultur keiner einzigen Stadt soviel Anziehung aus wie die Kultur von Paris. In dieser Hinsicht blieb übrigens auch unsere junge Generation nicht hinter den Slawen der Monarchie zurück. Was den Ungarn meiner Generation Paris bedeutete, das hat Andreas Ady in seinen Pariser Gedichten — leidenschaftlichen Liebeserklärungen an diese Stadt — mit klassischer Geltung ausgedrückt.

So wollte ich also nach Paris fahren und auch die mir anhängenden Abgeordneten der Unabhängigkeitspartei nach Paris mitnehmen, um durch diesen politischen Besuch zuerst der Politik der Partei, dann der Politik des Landes eine Wendung zu geben.

Albert Apponyi erteilte diesem Plane seinen Segen nicht. Er lehrte noch immer, daß man die Unabhängigkeit Ungarns nur auf legalem, nur auf parlamentarischem Wege erkämpfen könne und dürfe. Dieser Satz war bei Apponyi zur starren Doktrin geworden; er war sicherlich auch schon in der Theorie falsch. Der Unabhängigkeitsgedanke war in bezug auf die bestehende Ordnung ein revolutionärer Gedanke, und daß seine Verwirklichung auf legalem, parlamentarischem Wege undenkbar war, das hat schon die Geschichte des Koalitionsregimes bewiesen. Eine auf legalem Wege zu erkämpfende Unabhängigkeit war in der Tat eine *Contradictio in adjecto*, war der berühmte „hölzerne Eisenring“.

Doch aus diesem paradoxen Standpunkt Apponyis folgte eben, daß die „ungarische Frage“ nicht aufgeworfen, die Sache des ungarischen Volkes nicht auf den Markt der europäischen Politik gebracht, die Agitation für die ungarische Unabhängigkeit nicht über



die Landesgrenzen ausgedehnt werden durfte, weil sich, so lehrte er, das ungarische Volk sonst selbst zu einer politisch rechtlosen Nationalität erniedrigt hätte. Nach Apponyi mußte man, ohne Rücksicht darauf, in welchem Verhältnis die magyarische Papiersouveränität zur tatsächlichen magyarischen Souveränität stand, nach außenhin immer betonen, daß Ungarn und Österreich in vollkommen gleichem Range stünden und Ungarn als Staat ebenso souverän sei wie Österreich. Nach außen hin durfte man, seiner Ansicht nach, nicht den geringsten Zweifel daran verraten, daß das gemeinsame Außenministerium und die gemeinsamen Missionen den ungarischen Staat ebenso vertraten wie den österreichischen.

Hat Apponyi etwa nicht gewußt, daß die Parität in auswärtigen Angelegenheiten wirklich nur formell und juridisch vorhanden war, in Wirklichkeit aber die ungarische Politik in diese auswärtigen Angelegenheiten herzlich wenig dreinzureden hatte? Niemand von uns wußte es besser als er. Aber es beeinflusste seinen Standpunkt nicht. Dieser Standpunkt hatte zur politischen, also zur praktischen Folge, daß, solange die ungarische Außenpolitik sich nur durch die gemeinsamen außenpolitischen Organe, also auf dem Umweg über Österreich, das heißt so gut wie gar nicht auswirken konnte, die Ungarn immer als germanophil gelten mußten. Nun, dagegen hatte Apponyi nichts einzuwenden. Mag sein, daß, wenn er selbst die aktuelle Außenpolitik der Monarchie, die Anerkennung der preußischen Vormundschaft, nicht gebilligt hätte, daß er dann weniger eifersüchtig über die staatsrechtliche Fiktion gewacht hätte. Vielleicht hätte er dann das Ausland nicht so eifrig glauben machen wollen, das ungarische Volk sei auch in außenpolitischer Hinsicht souverän, wo doch dieses Volk — und zwar gerade infolge der Aufrechterhaltung jener Fiktion — nicht nur an die Geltendmachung, sondern nicht einmal an die Äußerung, ja selbst an die Bildung seiner außenpolitischen Überzeugung nicht denken konnte. Wer, wie ich, befürchtete, daß das ungarische Volk in den Augen der vielen Feinde Deutschlands unwiderruflich als germanophil abgestempelt werden würde, der wollte natürlich auch dem Auslande beweisen, daß die Organe unserer auswärtigen Vertretung nur auf Grund einer Fiktion gemeinsame Organe genannt werden konnten, und daß die Stimme, die durch diese Organe zum Ausland drang, überhaupt nicht die Stimme des ungarischen Volkes war. Der Gegensatz, der mich in



diesem Punkte von Apponyi trennte, war scharf. Ich hielt es in der Tat für notwendig, daß die Unabhängigkeitspartei, die ohnehin nicht auf der Plattform des Ausgleiches von 67 stand, ihre Stellungnahme, ohne Rücksicht auf leere staatsrechtliche Fiktionen, einer außenpolitischen Taktik unterordne, wie sie der Unabhängigkeitsgedanke als Wirklichkeitsziel gebieterisch forderte. Die Tschechen, die Südslawen betonten gerade um jene Zeit ihren besonderen nationalen Willen nach außen hin überaus stark. Auch wir konnten keine anderen Methoden wählen und mußten eine Kooperation mit ihnen anstreben. Diese Kooperation lag auch in meinem Plane.

Im November 1913 reiste ich nach Paris, um die ersten Schritte zur Annäherung an Frankreich zu unternehmen. Bei diesen ersten Versuchen der Fühlungnahme unterstützte mich mein Verwandter, Marquis Melchior Polignac. Polignac war des öftern in Ungarn gewesen, in Gesellschaft seines Freundes, des bedeutenden ungarischen Romanciers Sigmund Justh, dem früh verstorbenen Bruder Julius Jusths, mit dem zusammen er in Makó eine Volksbühne nach antikem Muster entstehen lassen wollte. Polignac liebte das ungarische Volk, übersetzte Petöfi, und war mit unseren Verhältnissen einigermaßen vertraut. Indem ich meine alten Beziehungen auffrischte und mir neue in Finanz- und Pressekreisen schuf, versuchte ich schon damals jene, deren Ansichten und Einfluß ich für wichtig halten durfte, für den Gedanken einer französisch-ungarischen Annäherung zu gewinnen.

Ich schrieb dem Ministerpräsidenten Poincaré und bat ihn, mich zu empfangen, um über ungarische Politik im engen Bezug auf Außenpolitik mit ihm reden zu dürfen, da ich über diesen Gegenstand für Frankreich und Ungarn Belangreiches zu sagen hätte. Als ich diesen Brief schrieb, hatte ich Poincaré erst einmal gesehen, und zwar im Frühjahr desselben Jahres, bei einem Diner der österreichisch-ungarischen Botschaft. Der Ministerpräsident wußte von mir nur, daß ich einer der Führer der ungarischen Opposition sei. In meinem Briefe bat ich ihn, er möge sich, falls er über meine Person Näheres erfahren wolle, an meinen Verwandten Polignac wenden. Poincaré hatte früher einmal der Familie Polignac mit überaus wertvollen juristischen Ratschlägen zur Seite gestanden. Ich mußte jedoch, bevor ich noch Poincarés Antwort erhalten hätte, nach Budapest zurückkehren. Von Budapest schrieb ich an Polignac



über die politische Lage in Ungarn und ermächtigte ihn, meine Ausführungen, falls er es für richtig halte, auch dem französischen Ministerpräsidenten mitzuteilen. Ich schrieb ihm, ich könne selbst eine gewisse Zurückhaltung Poincarés mir gegenüber begreifen, denn schließlich konnte der französische Premier auch annehmen, daß man ihm eine politische Falle stellen wolle. Selbst sein Mißtrauen würde mich nicht kränken. Die Politik sei kein Ritterturnier, und wenn es irgendwo erlaubt sei, mißtrauisch zu sein, so gewiß in der Politik. Die außenpolitische Lage, so schrieb ich weiter, sei sehr gespannt. Die Reden des Reichskanzlers hätten die Wiener Kreise in eine sehr zuversichtliche Stimmung versetzt. Überdies versuche man einen Gesetzentwurf durchzupeitschen, der der Regierung für den Fall eines Krieges außerordentliche Gewalt verleihen würde. Sollte dieser Entwurf zum Gesetz werden und das Gesetz Anwendung finden, so bedeute dies die Aufhebung der ungarischen Verfassung. Der Gesetzentwurf gebe der Regierung nicht nur für den Fall des Krieges, sondern auch für den Fall drohender Kriegsgefahr außerordentliche Vollmachten; und wann die Gefahr eines Krieges drohe, das beurteile die Regierung selbst. In diesem Briefe teilte ich Polignac auch noch mit, daß ich im Januar (1914) drei Wochen in Paris verbringen wolle und dann, wenn der Ministerpräsident es wünsche, diesen besuchen könne.

Inzwischen war Poincaré zum Präsidenten der französischen Republik gewählt worden. Sein Einfluß war dadurch nicht kleiner, sondern womöglich noch größer geworden. Ich erhielt die Verständigung, daß der Präsident mich empfangen wolle, und fuhr nach Paris. Die österreichisch-ungarische Botschaft in Paris hatte irgendwie erfahren, daß ich von Poincaré empfangen zu werden wünsche und war darüber nervös geworden. Die Herren wollten mich glauben machen, der Weg zum Präsidenten der Republik führe ausschließlich über sie. Ich überraschte sie mit der Bitte, sich meiner wegen keine Mühe zu machen. Die Einladung hatte ich schon in der Tasche.

Am Abend empfing mich der Präsident im Elysée. Durch etwa sechs Säle und über mehrere Sekretäre gelangte ich in sein Arbeitszimmer. Er saß hinter einem riesigen, prachtvollen Schreibtisch. Die Äußerlichkeiten der Audienz waren königlich, ja ich darf sagen, es gab hier weit mehr Zeremonien als bei König Karl.



Ich führte aus, der Zweck meines Schrittes sei, mir Klarheit darüber zu verschaffen, was der Präsident von Ungarn halte und von der Rolle, die es augenblicklich im Dreibunde spiele. Ungarn durchlebe in diesem Augenblick eine große innerpolitische Krise. Diese Krise sei nicht ausschließlich von dem Parlamentsputsch vom 4. Juni hervorgerufen, dessen einziges eingestandenes Ziel anfangs darin gelegen habe, das Wehrmachtgesetz durchzupeitschen, es gewissermaßen in das Gesetzbuch hineinzuschmuggeln, sondern die Krise sei entstanden und bestehe weiter auch dadurch, daß die Urheber des Parlamentsputsches, nicht zufrieden mit diesem ersten Erfolg, die elementarsten Forderungen des Parlamentarismus auch weiterhin mit Füßen zu treten gesonnen seien. Vor allem aber hänge die Krise mit dem Balkankrieg zusammen. Ungarn sei an einem Wendepunkte seiner Geschichte angelangt, wo es sich entscheiden müsse, auf wessen Seite es sich schlagen wolle. Die Oppositionsparteien seien nun so weit, einzusehen, daß sie sich neu organisieren müßten. Als Graf Tisza seinen Parlamentsputsch ausführte, sei ich von den Ereignissen in den Vordergrund geschoben worden. Die Idee, die Oppositionsparteien in eine einzige Partei gegen die alle Regeln des Parlamentarismus mißachtende Regierungspartei zu vereinigen, sei die meine gewesen. Augenblicklich bemühte ich mich, eine neue Partei zustande zu bringen mit einem neuen Programm, das die Differenzen der verschiedenen Oppositionsparteien auflösen und sie tatsächlich zu einer einzigen Partei verschmelzen könnte.

Mein Wunsch sei, daß diese neue Partei gegen den Dreibund Stellung nehme und sich der Tripleallianz nähere. Ungarn dem deutschen Einfluß entziehen und die Verständigung mit den Balkanstaaten anbahnen: dies sei die Grundlage des geplanten neuen Programms. Dieses Ziel würde ich zuerst hauptsächlich durch Aufhebung der Zollunion zwischen Österreich und Ungarn zu erreichen versuchen. Die Zollunion möchten wir zu dem Zwecke gern aufheben, um freundschaftliche Handelsverträge mit den Balkanstaaten abschließen zu können. Diese Verträge könnten, von ihren wirtschaftlichen Folgen ganz abgesehen, später wichtige politische Folgen haben.

Das wäre der erste Schritt. Aber, um diesen ersten Erfolg zu erreichen und die neue Politik auch nur beginnen zu können, müßte



Ungarn sich auch finanziell von der Vormundschaft Österreichs befreien und in direkte Verbindungen mit Frankreich treten, von dem es das nötige Kapital erhalten könnte. Vor einigen Jahren wurden in dieser Richtung, durch den ungarischen Ministerpräsidenten Wekerle, bei Herrn Pichon schon Versuche unternommen; leider habe der Sturz Wekerles den Erfolg dieser Versuche vereitelt.

Die Partei, von der ich spreche, sei noch nicht zustande gekommen, auch ihr Programm hänge noch in der Luft. Ich könnte mich zu einem so wichtigen Schritt auch gar nicht entschließen, wenn mir von Frankreich und eventuell Rußland nicht eine gewisse Aufmunterung zuteil würde. Ich sagte dem Präsidenten, ich hätte mich, als ich zu ihm gekommen sei, nicht der eiteln Hoffnung hingegeben, er würde mir sofort eine endgültige Antwort geben; ich hätte durchaus begriffen, daß er mir diese nach der ersten Unterredung nicht geben könne. Es habe jedoch noch einen anderen Grund gegeben, weshalb ich ihn aufgesucht hätte, und der sei, daß ich über seine hochgestellte Person mit slawischen beziehungsweise mit russischen Politikern in Berührung zu treten gedächte. Warum ich diesen Umweg wählte, statt geradewegs auf das loszugehen, was ich erreichen wollte, das habe einen einigermaßen heiklen Grund, der dazu auch noch einigermaßen schwer für den zu verstehen sei, der die ungarische öffentliche Meinung nicht kenne.

Wir Ungarn könnten nicht vergessen, daß man uns im Jahre 1849 mit Hilfe der Russen besiegt habe. Wenn es bei uns eine Antipathie gegen die Slawen gebe, so sei ihr Ursprung hier zu suchen. Die Politik Wiens habe dieses Gefühl übrigens immer geschickt benützt, um die Slawen und Ungarn gegeneinander zu hetzen. Darum sei es sehr schwer für mich, mit welcher slawischen Partei Österreichs immer in Verbindung zu treten. Die öffentliche Meinung Ungarns würde dies heute noch nicht verstehen und vor allem nicht verzeihen. Darum könne ich nur auf dem Weg über Frankreich und später Rußland diese Verbindung suchen, die ich auf geradem Wege nicht erreichen könne, ohne daß die noch nicht genügend vorbereitete öffentliche Meinung Ungarns sich gegen mich wende.

Die allgemeine Spannung in Europa mache es immer wahrscheinlicher, daß wir vor einem großen europäischen Kriege stehen, in dem die Monarchie den deutschen Interessen dienen werde. Sollte Österreich oder, besser gesagt, der Dreibund in diesem Kriege siegen,



so würde Österreich-Ungarn noch mehr als bisher, wirtschaftlich und politisch, zu einer Filiale Deutschlands herabsinken. Nun bliebe aber der österreichischen Industrie bei solch gesteigerter wirtschaftlicher Abhängigkeit kaum ein anderes Absatzgebiet als Ungarn, was für die ohnehin unentwickelte ungarische Industrie verhängnisvoll wäre. Politisch würde Österreich uns völlig unterdrücken, endgültig uns unsere Verfassung rauben, womit es übrigens schon begonnen habe.

Da wir also vom Siege nichts Gutes erwarteten, seien wir Ungarn klipp und klar gegen den Krieg. Gelänge es uns, diesen Krieg zu vermeiden, so wollten wir uns mit der größten Energie auf eine Politik werfen, die uns von Österreich befreite. Dieser Politik diene auch das allgemeine Wahlrecht, das wir vor allem anderen forderten.

Unsere Rechnung sei einfach. Wenn wir uns wirtschaftlich von Österreich befreien und, vor allem, uns in politischer Hinsicht mit den Slawen verständigen könnten: dann hätten wir gewonnenes Spiel! Bisher hätten wir mit dieser Politik keinen Erfolg gehabt, und zwar gerade deshalb nicht, weil wir uns auf die Slawen nicht stützen wollten und auf uns selbst angewiesen zu schwach gewesen seien. In einer Donau- oder Balkanföderation würden wir Ungarn immer eine größere Rolle spielen, als wenn wir bei Österreich blieben.

Der Dreibund vermag vorläufig noch jene Kette der germanischen und der ihnen angeschlossenen Rassen über die Länder spannen, die von den Deutschen, den Deutschösterreichern, den Ungarn und den Rumänen gebildet werde, jene Kette, die die Vereinigung der Nord- und Südslawen verhindere. Man wisse in Berlin so gut wie in Wien, daß eines der wertvollsten Glieder dieser Kette die ungarische Rasse sei, die die Rumänen mit den deutschen Stämmen verbinde.

Falls Ungarn diese Kette zerreiße, so sei es Österreich unmöglich, einen Krieg gegen die Slawen zu führen. Dies wäre schon heute ein großes Wagnis, gehörten doch nicht weniger als 60 Prozent der österreichisch-ungarischen Armee slawischen Stämmen an; die ungarischen Truppen machten nur 20, die deutschen ebenfalls nur 20 Prozent aus.

Der Ausgleich von 1867 hätte auf dem Gedanken beruht, daß in Österreich deutsche, in Ungarn ungarische Politik gemacht werden



würde. Doch gerade das Gegenteil sei geschehen. Österreich habe bald begriffen, daß, wenn es den Ungarn eine freie Entwicklung gönne, der Schwerpunkt der Monarchie sich von Wien nach Budapest verschieben würde infolge der einfachen Tatsache, daß in Österreich nur 24 Prozent Deutsche lebten, während die übrigen 76 Prozent andern Völkern angehörten, 66 von den 76 Prozent aber Slawen seien. In Ungarn hingegen mache die ungarische Rasse 51 und die anderen Rassen zusammen genommen nur 49 Prozent aus. Der Grundgedanke des Ausgleichs also, in Ungarn möglich, war in Österreich überaus fragwürdig. Die Wiener Politik habe in ihrer Eitelkeit den Gedanken nicht ertragen können, daß der ausschlaggebende Teil der Monarchie in Ungarn sein sollte; ja sie habe noch die Entwicklung der Slawen gefördert, um in ihnen gegen den Einfluß Ungarns ein Gegengewicht zu haben.

Mit dieser sinnlosen Politik habe Österreich vollen Erfolg, mehr als Erfolg gehabt; sie sei ihm so gut gelungen, daß es augenblicklich einem unlösbaren Problem gegenüberstehe. Heute fiele es Österreich vielleicht nicht schwer, Ungarn zu unterdrücken, hingegen könne es nur überaus schwer die nationalen Forderungen der Slawen befriedigen. Und nun möchte es mit einer kühnen Wendung durch uns Ungarn seine Slawen unterdrücken lassen. Doch wir gingen ihm nicht auf den Leim.

All dies trug ich dem Präsidenten sehr einfach, sogar ein bißchen schematisch vor. Ich bat ihn, im Interesse der Sache geheimzuhalten, was ich ihm mitgeteilt hatte.

Die Audienz dauerte ungefähr anderthalb Stunden. Mein eigentliches Ziel hatte ich erreicht. Ich hatte dem Manne, von dem der Erfolg vielleicht am meisten abhing, meinen ganzen Plan vorgetragen, er hatte ihn verstanden und nicht mißbilligt. Poincaré machte mir einen bedeutenden Eindruck. Ich könnte von ihm sagen, er sei der Gegensatz zum Gascogner, ein richtiger Lothringer. Er spricht ungemein präzise und gewählt. Im ganzen Komplex der mitteleuropäischen Fragen zeigte er sich bewandert. Als ich ihn fragte, ob ich über den finanziellen Teil meines Planes mit dem damaligen Finanzminister, Herrn Caillaux, sprechen könne, meinte der Präsident, es wäre gut, Caillaux gegenüber nicht ganz offenherzig zu sein.

Nach dieser Audienz hing der Erfolg der ersten Etappe meines Planes praktisch davon ab, ob ich die französischen Politiker und



Kapitalisten gewinnen konnte. Es war unumgänglich notwendig, daß französisches Kapital nach Ungarn komme und allmählich die dort deutschen Interessen dienende Rothschildgruppe verdränge. Mein konkreter Plan ging dahin, der Stadt Budapest bei einer französischen Finanzgruppe eine größere Anleihe, etwa 100 Millionen Franken, für sozialpolitische Investitionen zu erwirken, die ausdrücklich als ein auf Intervention von Abgeordneten der Achtundvierziger-Partei gewährter Kredit gegolten hätte. Ungarische Provinzstädte sollten in gleicher Weise Darlehen in der Gesamthöhe von 240 Millionen Franken erhalten. Bei Aufnahme dieser Kredite wäre gleichzeitig eine Gruppe von Abgeordneten der Unabhängigkeitspartei nach Paris gereist, und sie wären dort die Gäste der Stadt Paris gewesen. An dem Hause, in dem während der ersten Jahre seiner Verbannung Franz Rákóczi II. gewohnt hatte, wollten wir eine Gedenktafel anbringen, und eine der Veranstaltungen zu Ehren des Empfanges der ungarischen Abgeordneten wäre die Enthüllung dieser Gedenktafel gewesen.

Graf Nikolaus Szécsen, der Pariser Botschafter der Monarchie, sowie die ganze Botschaft ärgerten sich nicht wenig über meine Audienz, die sie nicht zu verhindern vermocht hatten, und die die offizielle Diplomatie der Monarchie unter anderem auch deshalb peinlich berührte, weil die Berliner Blätter sich viel mit ihr befaßten.

Im März und im Juni verhandelte ich weiter mit französischen Volkswirtschaftlern, Publizisten und Politikern, und der Gesamteindruck der Verhandlungen war derart, daß ich ruhig behaupten kann, nur der Ausbruch des Weltkrieges habe das Gelingen des ersten wichtigen Teils meiner Pläne verhindert.

Ich verhandelte mit Philouse, der damals die volkswirtschaftliche Rubrik des „Le Journal“ leitete und Sekretär der radikal-sozialistischen Partei war, mit Paul Beauregard, dem Präsidenten der Progressistenpartei, Universitätsprofessor und Mitglied des Instituts, mit Raphael Georges Lévy, Generaldirektor des Credit Mobilier, Mitglied des Instituts, dem berühmten volkswirtschaftlichen Schriftsteller, mit Perchot, Obmann der radikal-sozialistischen Partei des Senats und Großunternehmer, mit Eugène Lautier, dem leitenden Redakteur für innere Politik des „Le Temps“, mit Senator Paul



Doumer, dem gewesenen Vizekönig von Indochina, der gewissermaßen Repräsentant der Schwerindustrie war, mit André Tardieu, dem außenpolitischen Redakteur des „Le Temps“, der später Ministerialrat im Ministerium des Äußern wurde.

Clemenceau suchte ich in seiner Wohnung auf. Er war lebhaft, gesprächig, wirkte nicht im geringsten alt. Er ließ sich durch mich sehr gründlich über die politische Lage in Ungarn unterrichten. Er war ein wenig skeptisch, wohl infolge seiner Erfahrungen in der Vergangenheit, und das Leitmotiv seiner Einwände war, das „Reirement“ könne mir nicht mehr gelingen, weil die Monarchie schon allzu fest in den Krallen Deutschlands sei. Auf seine zahlreichen und einer ganz intimen Kenntnis der Dinge entspringenden Einwände konnte ich ihm durch weitere Informationen erwidern, und am Schluß des Gedankenaustausches stellte er mir die Unterstützung seines Blattes „L'homme libre“ in Aussicht.

Mehrere Male traf ich, in seiner Wohnung sowohl wie im Finanzministerium, Joseph Caillaux. Selbstverständlich wollte ich mit dem französischen Finanzminister auf gutem Fuße stehen. In den Gesprächen mit ihm habe ich mir die dem Rat Poincarés angepaßte Reserve auferlegt, das aber hinderte mich nicht daran, ihm einen Gefallen zu erweisen. Dazu bewog mich übrigens auch ein besonderes Motiv aus dem Bereiche der ungarischen Politik. Der „Figaro“, der Caillaux wegen seiner radikalen Reform der Einkommensteuer heftig befehdete, kämpfte gegen ihn mit den verwerflichsten Mitteln. Er verschaffte sich alte Briefe von ihm und schonte die intimsten Details seines Privatlebens nicht. Frau Caillaux suchte Gaston Calmette, den Chefredakteur des „Figaro“, auf und erschloß ihn nach kurzem Wortwechsel. Der Prozeß, der sich vor den Pariser Geschworenen abspielte, war der Kampf Caillaux' gegen den „Figaro“. Er mußte die Methoden dieses Blattes enthüllen, mußte zeigen, daß sie nicht nur in seinem Falle skrupellos waren. Es war ein Kampf auf Leben und Tod.

Die ungarische Opposition kämpfte um dieselbe Zeit ihren heftigsten Kampf gegen Tisza. Wir hatten herausgebracht, daß so Tisza wie sein Vorgänger, Ladislaus Lukács, diese durch und durch deutschfreundlichen Politiker, die die ungarische Opposition mit Gewalt durch einen Parlamentsputsch an die Wand drücken und das Land noch fester an die deutsche Leine knüpfen wollten, durch stattliche Geld-



zuwendungen den ultrachauvinistischen, deutsch-feindlichen Pariser „Figaro“ gekauft hatten und diesen Handel dazu benützten, um ihrer eigenen Person Sympathien in Frankreich zu sichern.

Leopold Lipscher, Angestellter der Presseabteilung im ungarischen Ministerpräsidium, hat der ungarischen Regierung nicht nur „Le Figaro“, sondern auch das englische illustrierte Blatt „The Graphic“ verschafft und in diesen Blättern Artikel untergebracht, die die gewalttätige Politik Tiszas und Lukács' verherrlichten. Dem Geschmack der ungarischen Regierung entsprach es, daß Ladislaus Lukács, dieser wegen seiner Wahlpanamas durch das Urteil der Königlichen Tafel gebrandmarkte Politiker, mit Oliver Cromwell verglichen wurde.

Was die Beziehungen Lipschers zum „Figaro“ betraf, so war die Unabhängigkeitspartei in der Lage, dem Pariser Gericht im Wege des Verteidigers von Caillaux, Labori, einen Brief des toten Gaston Calmette an Herrn Lipscher überreichen zu können, der aus Paris vom 16. Juli 1913 datiert war und den Abschluß der Verhandlungen zwischen dem Pariser Blatte und dem ungarischen Regierungsagenten enthielt. In diesem Brief ernennt Calmette Herrn Lipscher zum Budapester Korrespondenten und gleichzeitig Inseratenagenten des „Figaro“ in Budapest. Am selben Tage teilt Herr Glaser, der Inseratenchef des „Figaro“, Herrn Lipscher in Beantwortung eines früheren Briefes mit, daß sein Offert auf Mitarbeiterschaft angenommen sei. Dann fährt er fort:

„Was den Vertrag betrifft, den wir abschließen wollen, so stellen wir fest, daß dieser Vertrag auf einer Grundlage von jährlich 30 000 Franken geschlossen würde und daß der ‚Figaro‘ für die Herausgabe jener ungarischen Bäderbeilage, von der wir gesprochen haben, die genau so beschaffen wäre wie unsere Beilage über Vichy und zu deren Text und Bildmaterial Sie die Unterlagen zu liefern hätten, noch besondere 10 000 Franken erhielte, eine Summe, aus der die Kosten für Papier, Druck und Porto bestritten werden sollen.“

Dann bietet Herr Glaser Herrn Lipscher im Namen des „Figaro“ 25 Prozent aller „Subventionen“ an, die er beschaffen würde, von dem Spesenbeitrag der Bäderbeilage würde er aber nur dann seine Prozente bekommen, wenn er nicht 10 000, sondern 12 500 Franken von der ungarischen Regierung zu erlangen vermöchte.



Es war Herr Glaser selbst, der den ziemlich eindeutigen Ausdruck Subvention gebrauchte. Der ungarische Staat besaß zwar Badeorte, die das Ackerbauministerium verwaltete, doch für deren Anpreisung schienen 10 000 Franken eine unverhältnismäßig hochgegriffene Summe. Doch sei dem wie immer: die 30 000 Franken waren als reine Subvention erbeten und bewilligt, und es wurde erwartet, daß der mit dieser Summe subventionierte „Figaro“ die deutschfreundliche Politik Tiszas unterstütze. Das war der Sinn der Verbindung.

Lipscher erhielt von der einen oder der anderen Seite offenbar nicht soviel wie er erwartet hatte und teilte die Einzelheiten seiner Beziehungen zur ungarischen Regierung und zum „Figaro“ der ungarischen Opposition mit. Die Briefe, deren Auszug ich hier mitgeteilt habe, bildeten im ungarischen Parlament den Gegenstand von geharnischten Interpellationen, und die ungarischen Abgeordneten der Unabhängigkeitspartei Martin Lovászy und Desider P. Abrahám begaben sich nach Paris, um dort die Tisza-Lipscher-Figaro-Angelegenheit als Zeugen aufzuklären. Zu ihrer Verhörung kam es nicht, denn der Krieg hing nur noch an einem Faden, und Labori, Caillaux' Verteidiger, hielt es im Interesse der Angeklagten für ratsamer, in diesen schwülen Minuten keine ungarischen Zeugen an die Barre treten zu lassen.

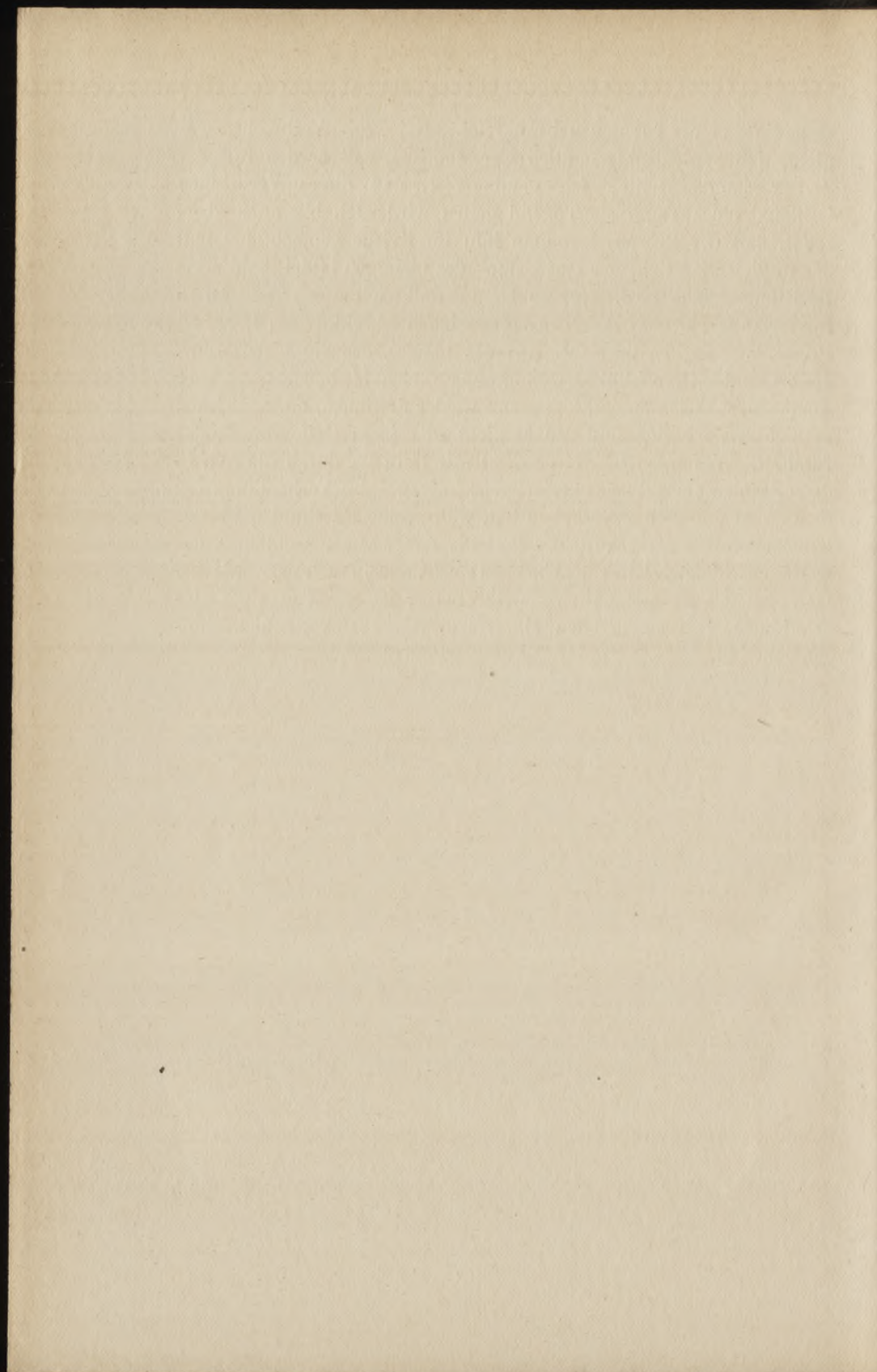
Der Zweck der Unabhängigkeitspartei war gewesen, vor einem französischen Gericht zu beweisen, daß die deutschfreundliche ungarische Regierung dem französischen „Figaro“ Geld gegeben und dieser es angenommen habe. Die Caillaux feindlich gesinnten französischen Kreise betonten an unserem Schritte begreiflicherweise nicht, was an ihm wichtig war — daß wir nämlich alles getan hatten, um die ungarische Regierung zu stürzen —, sondern nur, daß wir damals Caillaux zu Hilfe geeilt waren. Und das können sie mir bis heute nicht vergessen.

Im Gespräch bin ich Caillaux nähergekommen. Er ist lebhaft und gesprächig, im gewissen Sinne das Gegenstück Poincarés. Ich mußte später immer wieder staunen, so oft ich las, daß Caillaux ein Deutschenfreund sei. Er, der Frankreich schon einmal vom Kriege bewahrt hatte, brachte meinen Plänen das größte Verständnis entgegen und fand sofort ihre deutschfeindliche Pointe heraus. Mit Leidenschaft, strahlender Intelligenz und glücklicher Konzeption



verteidigte er die Interessen Frankreichs. Nein, sein Verbrechen war nicht, daß er deutschfreundlich war, sondern, daß er den Ruf der Zeit verstanden hatte. Ich glaube fest, daß dieses Verbrechen Caillaux' eines Tages als Tugend gelten wird. Ich bin auch überzeugt, daß der Prozeß, den man ihm im Kriege gemacht hat und der in vieler Hinsicht das Gegenstück des meinigen bildet, bald seine Revision erleben wird. Nur so kann Frankreich wieder den guten Ruf erlangen, den es durch den glorreichen Abschluß des Dreyfus-Prozesses erworben hat: den Ruf des Landes, das nicht eher ruhe, als bis es der Gerechtigkeit Genugtuung verschafft habe. Dann aber könnte Frankreich einen Staatsmann wieder gewinnen, dessengleichen es nicht viele besitzt und den es nicht zu seinem Heile vom Ruder fernhält. Was mich betrifft, so hat mir Caillaux durch die Art, in der er sich während seiner Gefangenschaft, bei der Verhandlung vor dem Senat und seither verhalten hat, völlig seine Unschuld bewiesen. Seine männlich feste Ausdauer läßt die Kraft seiner sachlichen Beweise unwiderstehlich erscheinen. Der Ton seines Buches „Meine Gefängnisse“ ist erstaunlich objektiv. Das ist der Ton eines Unschuldigen, den zu brechen alle Härte des Schicksals nicht hingereicht hat.

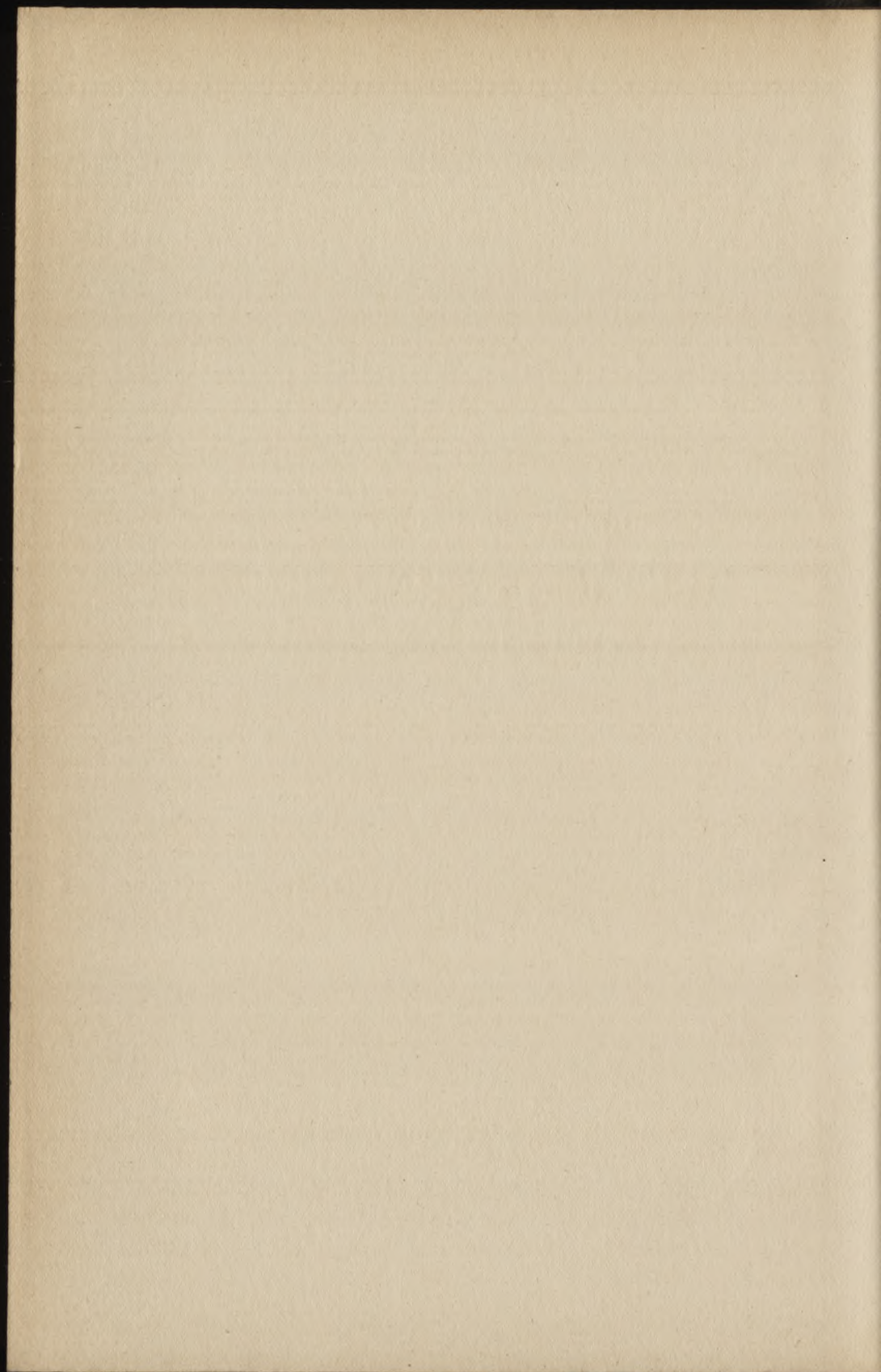






SIEBENTES KAPITEL  
UNTER DEN UNGARN  
AMERIKAS







Die Zeit zwischen meinen Verhandlungen in Paris war größtenteils mit Vorbereitungen zu einer Rednertournee in den Vereinigten Staaten ausgefüllt. Sie lag etwas weit ab von meinem Plan, der mich über den Quai d'Orsay zur Petersburger Sängerbrücke führen sollte, aber sie durchkreuzte ihn nicht, im Gegenteil. Unsere Politik war gegeben, ihre Etappen abgesteckt. Ihr konnten wir überall dienen, auch in Amerika. Und bei Lichte besehen, dort erst recht.

Wir waren genötigt, zu demonstrieren. Wir mußten dem Lande zeigen, daß die Politik der Unabhängigkeitspartei mit neuen Methoden arbeite, wir mußten die Machtfaktoren, die uns auch in der inneren Politik schon ein wenig als *Quantité négligeable* zu behandeln begannen, zwingen, auch in der großen Politik mit uns zu rechnen. Wir mußten aus dem Kirchturm-Horizont heraustreten und auf weithin sichtbare Art beweisen, daß wir die großen, die ernsten, die fernen Ziele nicht aus den Augen verloren hatten. Gerade dafür aber war Amerika die große Tribüne.

Der Budapester Besuch des Neuyorker ungarischen Bankiers Alexander Konta kam uns im Herbst 1913 gerade zurecht. Konta kam zu Apponyi, dessen alter Verehrer er war, und wollte ihn überreden, seine amerikanische Rednertournee zu wiederholen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, erzählte Konta, seien drüben jetzt angenehm, auch eine Sammlung zugunsten der Unabhängigkeitspartei müsse Erfolg haben. Apponyi hatte keine Lust zur Reise. Mich aber machte er im Hotel Pannonia mit Konta bekannt. Konta erzählte mir das gleiche wie Apponyi: unter welchen günstigen Bedingungen sich jetzt eine amerikanische Agitationsreise der Unabhängigkeitspartei abspielen könne. Ich erklärte sofort, daß ich mich den Strapazen einer solchen Reise gern unterziehen würde. Ich hielt die Verbindung mit Konta aufrecht und verschaffte mir bei ihm weitere Aufklärungen über die damalige Lage der amerikanischen Ungarn.



Bald kam und besuchte mich auch Redakteur Géza Kende, den David Berkó, der Herausgeber eines drüben erscheinenden ungarischen Blattes, aus Amerika geschickt hatte. Ich fragte Kende, was wohl die aus Ungarn nach Amerika ausgewanderten Nichtungarn zu einem Unternehmen, wie es die Agitationsreise der Unabhängigkeitspartei werden sollte, sagen würden? Er antwortete, was ich auf Grund meiner Korrespondenz mit Amerika und auch sonst erwarten mußte, daß jene sich uns nur dann nicht feindlich zeigen würden, wenn unsere Reise einen stark sozialdemokratischen Beigeschmack hätte. Diese Aufklärung berührte mich nicht nur nicht unangenehm, sondern entsprach im Gegenteil völlig meinen Absichten. Nichts war richtiger und natürlicher, als daß ich, der ich die nationale Sache auch daheim mit der Sache der Demokratie verknüpft hatte, der ich mit den Sozialdemokraten zusammen von Versammlung zu Versammlung gezogen war, auch in Amerika mit ihnen gemeinsam vorging. Die halbe Million der in Amerika lebenden Ungarn sind zum überwiegenden Teil Leute, die oder deren Väter durch unsere unerträglichen sozialen Verhältnisse über den Ozean getrieben worden sind. Wollte ihnen jemand von ungarischer Politik sprechen, so durften sie von ihm mit Recht erwarten, daß er sogar den Schein dessen vermeide, als ob er den sozialen Verhältnissen in der Heimat das Wort reden wolle. Und sie mußten dafür, daß er diese sozialen Verhältnisse bekämpfe, einen Beweis darin sehen, daß er mit den Sozialdemokraten, diesen Hauptträgern des Kampfes gegen die unerträglichen sozialen Zustände, Waffenbrüderschaft geschlossen hatte. Ich gehorchte nicht nur dem Ruf der Zeit, sondern auch einer inneren Stimme, als ich Siegmund Kunfi, einem der besten Köpfe und unbestritten dem besten Redner der ungarländischen Sozialdemokratie, den Vorschlag machte, mich nach Amerika zu begleiten und der Sozialdemokratischen Partei Ungarns fünfzehn Prozent der zu sammelnden Summe versprach. Apponyi sah es nicht gerne, daß ich in solch enger Gemeinschaft mit den Sozialdemokraten vorging, und ich, der ich anfangs die amerikanische Agitationsreise zur Sache der ganzen Unabhängigkeitspartei machen wollte, beschloß nun, die Frage dieser Reise gar nicht der Partei als solcher vorzulegen, sondern sie als ein Unternehmen einer Gruppe der Partei durchzuführen.



Im Februar 1914 fuhr ich mit Géza Kende nach den Vereinigten Staaten, um unsere Reise vorzubereiten. Wir hatten eine furchtbare Überfahrt auf der „Mauretania“, außer der Zeit der Äquinoktien hat es seit langer Zeit nicht so gewaltig gestürmt wie während unserer Reise. Schon in der Nähe der Küste fluteten uns auf drahtlosem Wege Haßwellen der amerikanischen Ungarn entgegen. Das eine Blatt telegraphierte, ich möge keinesfalls mit dem Bericht-erstatte des anderen Blattes sprechen, da dieses mich mit Beschlag belegen wolle. Bei der Ankunft im Hafen von Neuyork wurde ich großartig empfangen. Man hatte einen eigenen Dampfer gemietet, der schwamm der „Mauretania“ unter den Klängen des Kossuthliedes entgegen. Nur zankten sich leider die Herren schon auf dem Pier darüber, wer mir den Blumenstrauß überreichen sollte. Es ist nur natürlich, daß ich diesen gordischen Knoten dadurch entzweizuhauen versuchte, daß ich erklärte, ich gehöre hier niemandem an, es sei denn der Gesamtheit der Ungarn Amerikas. Das genügte natürlich an sich bei weitem nicht zur Schaffung einer Plattform, auf der man arbeiten konnte. Die Journalisten bestürmten mich, und ich stimmte die Interviews auf denselben Ton.

Die Journalisten waren sehr neugierig und sehr schlecht informiert. Was ich zu den Wolkenkratzern sagte? Ich hätte Lust gehabt zu antworten, die Wolkenkratzer seien sehr hoch. Denn in der Tat, als ich im Jahre 1905 und 1906 Amerika besucht hatte, da waren sie erst zwanzig Stockwerke hoch gewesen; jetzt sah ich schon fünfzig Stock hohe, und im Jahre 1930 werden sie vermutlich hundert Stockwerke hoch sein. Aber die Wolken empfinden das Gekratztwerden noch nicht. Die Unwissenheit der amerikanischen Journalisten in europäischen Fragen war größer, als ich erwartet hatte. Wenige Monate nach dem Balkankrieg und dem Frieden von Bukarest verwechselten sie häufig Bukarest und Budapest, und vom Deutschen Kaiser glaubten sie, er sei mein Souverän. (Fast hatten sie recht.) Über den Balkankrieg fragten sie unmögliche Dinge, in Geographie und Geschichte mußte ich erst das Elementarste klarstellen, bevor ich Wesentliches berühren konnte. Einer der Herren wollte Sicherheit haben, daß er die Bedeutung der Balkankriege richtig erfaßt habe und fragte mich zum Abschied noch rasch, ob es stimme, daß der König von Rumänien mit dem Deutschen Kaiser identisch sei? Seine ganze Konstruktion stürzte zusammen, als ich,



obgleich ich sein überzeugendes Argument, daß doch in Rumänien ebenso wie in Deutschland ein Hohenzollern herrsche, anerkennen mußte, doch nicht davon nachlassen konnte, daß nur der eine Wilhelm heiße, der andere aber Carol.

Kaum war ich im Hotel angelangt, als auch schon seitens der ungarischen Sozialisten von Kleveland ein Herr bei mir erschien, der erklärte, daß es einen Skandal geben würde, wenn ich den Vortrag, dem zuliebe schon eine Versammlung einberufen worden war, auch wirklich halten wolle, denn die Sozialisten wollten das Abhalten dieser Versammlung verhindern. Ich bat ihn, die Sozialisten möchten kommen und mich anhören. Meine ersten Worte in der Versammlung waren eine Bitte an die Sozialisten, sie möchten auf das Podium heraufkommen, und die gleiche Bitte richtete ich auch an die Polizisten, die von den Veranstaltern des Vortrags offenbar deshalb herbeigerufen worden waren, um die Sozialisten hinauszuerwerfen. Als Polizisten, sagte ich, seien sie hier überflüssig, doch wenn sie sich für ungarische Angelegenheiten interessieren, seien sie mir willkommen. Der Hagel von faulen Eiern, den man mir prophezeit hatte, unterblieb, und es wurde ein richtiger Erfolg.

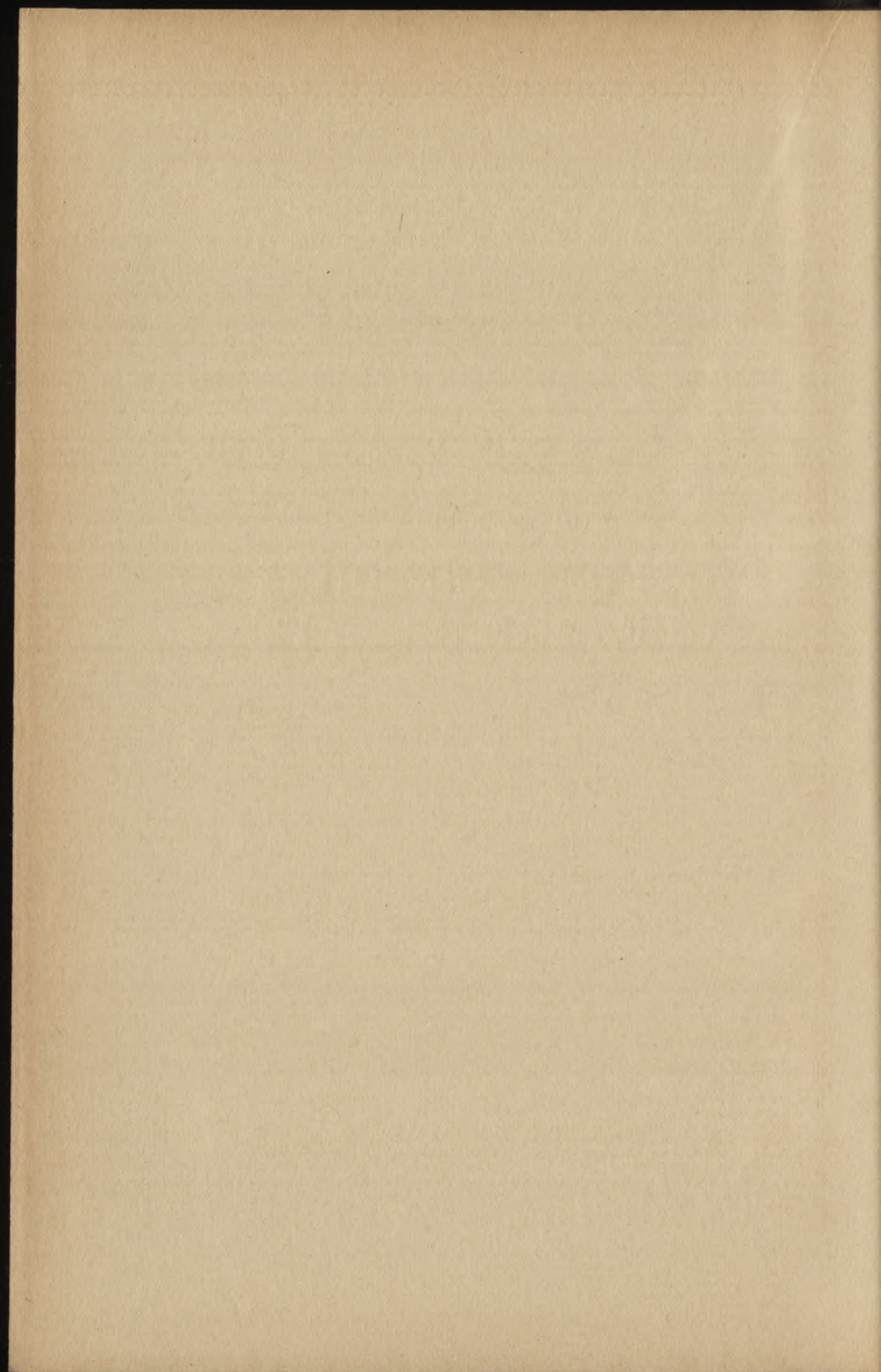
Im Februar 1914 verbrachte ich nur zehn Tage in Amerika. Während dieser Zeit bereitete ich unsere Tournee für den Monat Juni vor, auf die wir große Hoffnungen setzten. Zwischen die zwei Reisen fallen meine Verhandlungen in Paris im März und im Juni. Ich arbeitete in Paris gegen den Krieg. In Amerika wollte ich für die Demokratie arbeiten. Paris und Amerika ergänzten sich.



ACHTES KAPITEL

IN FRANZÖSISCHER  
GEFANGENSCHAFT







Am 29. Juli 1914 schifften wir uns auf dem Dampfer „La Savoie“ nach Le Havre ein. Das Schiff fuhr auffallend langsam, namentlich, als wir die Nähe des Kanals erreichten. Es war auch sonderbar, daß unsere Antenne keinerlei politische Nachricht mehr auffing. Das war natürlich bereits das Werk der Zensur, doch wir ahnten noch gar nicht, daß es eine solche gäbe. Wir rieten aufgeregt hin und her, was sich wohl drüben in Europa begeben mochte. Wir wußten, daß der Krieg bevorstand, doch wir fühlten ihn jetzt, da er sich tatsächlich näherte, noch nicht so nahe, wie er es schon war.

Am vorletzten Abend der Reise sichteten wir die englische Küste; fast sämtliche Passagiere waren an Deck, wir betrachteten alle die Sonne, die noch hell schien. Plötzlich kam das Kommando: Alle Passagiere in die Kabinen! Keine Erklärung oder Begründung. Doch ahnten wir schon, was vorging. Als ich meine Kajüte betrat, war ein Matrose eben damit beschäftigt, mein Fenster mit Teer zu verkleben. Es war verboten, Licht zu machen. Im dunklen Raum kroch die Zeit langsam dahin. Wir warteten: auf ein Ereignis, eine Nachricht, auf irgend etwas, auf einen Kontakt zwischen uns und allem, was zu Hause, was mit unseren Angehörigen geschehen war, seitdem wir das Meer befuhren. Es war schon später Abend, als ich, vor innerer Unruhe verzehrt, auf Deck schlich und überrascht sah, daß man alle Lichter des Dampfers gelöscht hatte. In tiefster Dunkelheit, mit Volldampf, eilte die „La Savoie“ durch den Kanal. Ich glaube, diese Nacht schloß sich an Bord kein Auge. In allen Herzen brannte quälende Sorge, nagte der Zweifel, die Ungewißheit, die Angst vor dem Unbekannten, dem wir entgegenfuhren. Die seltsamsten Hypothesen tauchten auf; in solchen Stunden ist man geneigt, den abenteuerlichsten Gerüchten Glauben zu schenken. Schließlich nahm ein Gedanke von der Einbildungskraft der meisten Besitz, der vielleicht der unwahrscheinlichste von allen war, doch eben deshalb glaubwürdig schien: Daß wir das grenzenlos weite Gebiet einer großen



Seeschlacht durchquerten, und daß deshalb jene ungewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln angewendet werden mußten.

Am 4. August, um 3 Uhr früh, aber sandte mir Kapitän Tourette seine Visitenkarte, auf der er mir die Wahrheit mitteilte: Daß der Weltkrieg ausgebrochen sei. Kurz nachher gesellte sich ein Geschwader von fünfzehn Kriegsschiffen zu uns, nahm die „La Savoie“ in die Mitte und eskortierte sie nach Le Havre. Am 5. August gegen Mittag landeten wir zwischen düsteren Kreuzern. Im Hafen wurden die Passagiere vor allem nach Nationen, Nationalitäten und anderen Kategorien gesondert. Hier begann die Arbeit der großen Maschine, die ich im Frieden nicht kannte, und deren Arbeit von aller Trübsal des Krieges vielleicht die trübseligste war: Man betrachtete den Menschen als Gegenstand, als Material, und behandelte ihn dementsprechend. Wir erfuhren keinerlei Grausamkeit, eigentlich nicht einmal Unhöflichkeit. Doch wir waren keine Menschen mehr; wir waren zu Nummern geworden. Jeder einzelne wurde durchsucht, jeder kontrolliert; dann begann man die Passagiere vom Schiff zu entlassen. Alle waren schon ausgeschifft, selbst die Köche und ihre Küchenjungen. Nur wir standen noch da, wir Ungarn, mit unserem Gepäck, und warteten. Endlich kam für uns der Bescheid: Wir dürften das Schiff nicht verlassen; wir seien Kriegsgefangene! Und nun sollten wir eine Erklärung darüber abgeben, ob wir unsere Gefangenschaft in einem Polizeigefängnis oder auf irgendeinem Schiff verbringen wollten. Ich hatte begriffen: Die Konsequenzen des Kriegszustandes machten sich geltend. Ich versuchte zu retten, was zu retten war, und bat, zum Stadtkommandanten geführt zu werden. Die Erlaubnis wurde mir erteilt. Ich trug dem Kommandanten die Bitte vor, man möge von unserer tatsächlichen Inhaftierung absehen und sich mit unserem Ehrenwort („sur parole“) darauf begnügen, daß wir uns nicht eigenmächtig aus unseren Quartieren entfernen würden. Der Stadtkommandant war geneigt, diese Erleichterung mir persönlich, nicht aber auch meinen Gefährten zu gewähren. Unter diesen Umständen konnte auch ich sie nicht annehmen. Daraufhin wurde uns ein Handelsdampfer, die „Chicago“, tags darauf die „Virginia“ als Aufenthaltsort zugewiesen. Man behandelte uns als Kriegsgefangene, jedenfalls im Widerspruch mit dem internationalen Recht, denn zwischen Österreich-Ungarn und Frankreich bestand damals noch kein Kriegszu-



stand. Ich telegraphierte deshalb dem Präsidenten der Republik, Poincaré, machte ihn auf diesen Rechtsbruch aufmerksam und bat ihn zu intervenieren, damit wir wieder in Freiheit gesetzt würden.

Am 6. August wurden wir auf freien Fuß gesetzt. Weshalb? — ich weiß es nicht. Weiß auch nicht, ob jemand zu unseren Gunsten interveniert hatte. Wir waren nun frei und wollten natürlich die kostbare Freiheit gut ausnützen und möglichst Hals über Kopf heimreisen. Vielleicht war noch etwas zu retten. Drei Tage lebten wir in Le Havre, frei, aber untätig, wir konnten nicht abreisen, dazu bedurfte es einer Sondererlaubnis. Diese aber war sehr schwer zu beschaffen. Endlich erhielten wir sie: doch mit Einschränkung. Ich wollte über Paris reisen, aus der Empfindung heraus, daß es in Paris für mich noch möglich sei, etwas im Interesse Ungarns zu unternehmen, allein man untersagte es uns, die Hauptstadt zu berühren. Mit Umgehung von Paris mußten wir gegen die spanische Grenze zu nach Bordeaux fahren und Frankreich in südwestlicher Richtung verlassen.

Am Morgen des 10. August bestiegen wir den Eisenbahnzug und fuhren fünfzig Stunden lang durch das mobilisierende Frankreich. Damals erhielt ich die erste Lektion aus der großen Wissenschaft, die heute der Krieg im Leben eines Landes bedeutet. In Fünfminutenintervallen rollten die Militärzüge auf den beinahe heißgelaufenen Schienenpaaren neben mir vorbei. Eine ganze Nation war unterwegs und hatte ein einziges Ziel: die Grenze, den Kampf zu erreichen. Millionen und Millionen von Männern. Man räumte ihnen alles aus dem Wege, nur, um sie ihr Ziel rascher erreichen zu lassen. Ich sah einen Lastwaggon voller Kinderwagen, den man neben einem verlassenen Bahnwärterhaus auf ein totes Geleise geschoben hatte, um die Strecke für einen rasenden Artilleriezug mit seinen fürchterlichen Geschützen frei zu machen. Ich sah das stumme, traurige Tücherschwenken der Angehörigen, die von Frauen überfüllten Bahnsteige. Und wir sagten uns: So ist es in Ungarn auch — und in Deutschland, in Rußland, überall. Dem war nicht zu entfliehen.

Ich sprach mit einrückenden Soldaten. Es interessierte mich ungeheim, was in ihrer Seele vorgehe. Sie waren eher unlustig als begeistert. Wohl meinten sie, daß sie bis Berlin nicht haltmachen würden, aber der Ton, in dem sie das sagten, ließ jenen Elan ver-



missen, den ich bei Franzosen gewöhnt war. Diese Franzosen waren der Begeisterung wohl fähig. Sie hätten ihr „À Berlin!“ anders betont, wenn es ihre glühende Überzeugung gewesen wäre, daß sie jetzt unbedingt nach Berlin mußten. Doch sie glaubten an keinen leichten Sieg. Der Krieg kam ihnen nicht gelegen. Ihre Mobilisierungsordre hatte den Passus enthalten, daß jeder Reservist verpflichtet sei, ein Paar Stiefel und eine Schlafdecke mitzubringen. Daraus schloß ich, daß die Franzosen auf den Krieg jetzt nicht vorbereitet waren.

Die Reise schien endlos. Trübe, monotone Bilder zogen an uns vorbei. Am 12. August erreichten wir Bordeaux. Sieben Minuten, bevor unser Zug in die Halle lief, hatte sie jener verlassen, der uns über die spanische Grenze hätte bringen können. Diese Verspätung sollte uns verhängnisvoll werden.

Wir suchten ein Hotel auf, mit der Absicht, uns etwas auszuruhen; in Wahrheit hatte dieses Absteigen keinen anderen Sinn, als den Behörden von Bordeaux die Möglichkeit zu geben, uns zu finden. Kaum hatten wir den Reisedaub von unseren Kleidern entfernt, als bereits ein Soldat erschien und uns zum Stationskommandanten führte. Ich berief mich vergeblich auf Pässe und Passierscheine, wies umsonst die imposanten Stempel vor, nichts verfiel, zwischen Frankreich und Österreich-Ungarn war inzwischen der Kriegszustand erklärt worden. Man steckte uns in ein geschlossenes Lastauto und transportierte uns in die „Caserne de Passage“, die als Interims-Gefangenenlager eingerichtet worden war. Es folgten Tage der tiefsten Depression. Die ungewohnte Gefangenschaft und ihre eigentümlichen Lebensbedingungen wirkten nicht so drückend auf mich ein, wie das Problem, vor das ich mich gestellt sah.

Nachdem unsere Identität festgestellt war, teilte uns der Kommandant mit, daß wir frei nach Spanien entlassen werden sollten, sofern wir unser Ehrenwort gaben, nicht gegen Frankreich zu kämpfen. Es war meine Absicht, auf diese Aufforderung mit einer korrekt konzipierten Erklärung zu erwidern; ich suchte nach einer Formel, die mir während der Dauer des Krieges volle Aktionsfreiheit sichern sollte. Ich wollte Frankreich verlassen; womöglich ohne eine Verpflichtung einzugehen; wenn nicht: nur mit einer Verpflichtung, der ich meiner Natur und meinen Absichten gemäß in der Tat gerecht zu sein in der Lage



wäre. Ich bat daher den Kommandanten, den Passus, der von meinem Ehrenwort handelte, genauer zu präzisieren. Der Kommandant wollte sich mit seiner vorgesetzten Behörde in der Angelegenheit in Verbindung setzen und konnte mir am selben Tag keine Auskunft geben. Er gab sie am nächsten, doch war die Angelegenheit damit nicht entschieden. Die Formel wurde bekanntgegeben; wir sollten uns verpflichten weder gegen Frankreich allein noch auch gegen Frankreichs Verbündete zu kämpfen, und zwar weder mit noch ohne Waffen. Dies konnten wir nicht unterschreiben! Mit Impulsivität und Überzeugung faßten wir den Entschluß, unsere Unterschrift zu verweigern. Nur Andreas Rath zögerte. Seine Auffassung des Ehrenwortes war von der unseren verschieden. Nachdem sich das herausgestellt hatte, ging er unabhängig von uns vor, gab seine Erklärung in gewünschtem Sinne ab, und es gelang ihm auch, die Caserne de Passage zu verlassen und Spanien zu erreichen. Nach seiner Auffassung fühlte er sich durch keinerlei dem Feinde gegebenes Ehrenwort gebunden, um so weniger, als ihn daheim viel gewichtigere Gelöbnisse verpflichteten. Die Formel aber, die Rath unterschrieb, war merkwürdigerweise günstiger, als jene, die man uns vorgelegt hatte. In seiner Formel war nur von Frankreich die Rede. Als wir erfuhren (laut Information des Kommandanten war das zweifelhaft erschienen), daß die Befreiung auch auf Grund einer derart beschränkten Verpflichtung möglich wäre, teilten wir dem französischen Sergeant, der die Formel ausgestellt hatte, mit, daß wir geneigt seien auf ein Ehrenwort, wie es Andreas Rath gegeben hatte, ebenfalls einzugehen, um auf freien Fuß gesetzt zu werden. Doch wurde uns gesagt, daß in unserem Falle nur die erweiterte, sich auf Frankreichs Verbündete beziehende Formel genügen würde, und daß jene Rath's auf einem Irrtum beruhte.

Als der Kommandant des Gefängnisses erfuhr, daß wir uns nicht geneigt zeigten, unsere Freiheit um den angebotenen Preis zu erkaufen, teilte er uns mit, daß wir gegen die ehrenwörtliche Versicherung, die Stadt Bordeaux nicht zu verlassen, Privatquartier beziehen dürften. Rath hörte noch von diesem Angebot und argumentierte: Es wäre egal, ob wir ein Ehrenwort abgeben, gegen Frankreich und seine Verbündeten nicht zu kämpfen, oder nur darauf, aus Bordeaux nicht zu flüchten. Es war ein Körnchen



Wahrheit dabei; aber es war schließlich doch ein anderes, ein Gelübde für die ganze Dauer des Krieges abzulegen und ein anderes, als Gefangene für eine relativ belanglose Detailangelegenheit unser Ehrenwort zu geben. Ein Ehrenwort, als Gefangene eine feindliche Stadt nicht zu verlassen, durften Offiziere im Kriegsfall immer geben und gaben es auch.

Freilich reifte auch der Entschluß gegen dieses kleinere Ehrenwort, unsere Bewegungsfreiheit wenigstens in Bordeaux wiederzugewinnen, erst langsam und nach eingehenden Beratungen. Nach achttägigem Aufenthalt im Gefängnis mieteten wir Quartier und lebten verhältnismäßig unbelästigt. Selbstverständlich versuchte ich alles Mögliche im Interesse unserer endgültigen Befreiung. Ich schrieb an Poincaré, an Cailleaux. Die Verwalterin des Pariser Palais Károlyi (Quai d'Orsay 42), Madame Abadie, vermittelte die Briefe in Paris. Bei meinen Verwandten Polignac nahm ich eine Anleihe auf, denn mein Geld ging zur Neige. Wir erwarteten erregt die Antworten aus Paris. Die Tage vergingen mit Grübeln und Umherschlendern. Aus den Blättern entnahm ich, daß der Weltkrieg sich in seiner ganzen Furchtbarkeit entwickelt hatte. Belgien, die Felder Polens, der Balkan standen in Flammen. Die Nachrichten über Lüttich, Leuven, Charleroi trafen ein. Die Deutschen stürmten auf Paris zu.

Plötzlich hieß es, daß die französische Regierung nach Bordeaux übersiedeln wolle. Also war es so weit! Und bald wimmelte es auf der Place de la Comedie von eleganten Limousinen, die großen Pariser Blätter erschienen in Bordeaux, die Straße war voll bekannter Figuren. Inzwischen erhielt ich vom Fürsten Karl Fürstenberg, dem Madrider Botschafter der Monarchie, aus San Sebastian folgenden Brief:

17. aout 1914. Cher ami! Je viens de recevoir ta lettre par l'entremise de Monsieur Rath. J'ai informé le Comte Jules Andrassy de ta situation par une dépêche mais je ne suis pas sur, qu'elle lui arrive, les voies telegraphiques fonctionnant tres mal.

Je te prie instamment, ainsi que tes compagnons, de signer la même déclaration que Monsieur Rath, étant convaincu, que cette déclaration n'atteint nullement ton honneur en que ce soit.

Cordialement à toi

Prince Chs. Fürstenberg,

Ambassadeur de l'Autriche Hongrie“



Auf deutsch:

San Sebastian 1914. 17. August. Lieber Freund! Eben erhalte ich durch die Vermittlung Herrn Rath's Deinen Brief. Ich habe den Grafen Julius Andrássy telegraphisch von Deiner Lage in Kenntnis gesetzt, doch bin ich nicht sicher, ob er die Depesche erhält, da die Drahtverbindungen schlecht funktionieren.

Ich bitte sowohl Dich, wie auch Deine Gefährten inständig, die gleiche Erklärung zu unterzeichnen wie Herr Rath, da ich überzeugt bin, daß diese Erklärung Deine Ehre in keiner Weise berührt. Mit herzlichem Gruß

Fürst Karl Fürstenberg,  
Österreichisch-Ungarischer Botschafter.

Das Telegramm Fürstenbergs gelangte in die Hände Julius Andrássy's, der — allerdings erst am 14. September — zurücktelegraphierte. Seine Depesche erreichte mich auf dem Wege über die englische Gesandtschaft in Bern. Sie lautete:

Berne, September 14 th.

Count Gyula Andrássy to Count Michael Károlyi detained Bordeaux prisoner of war:

„It is my greatest wish you should give parole not to serve in war and so obtain release

(signed) British Legation.

Zu deutsch:

Bern, 14. September.

Graf Julius Andrássy an den in Bordeaux verhafteten Kriegsgefangenen Grafen Michael Károlyi:

„Es ist mein lebhaftester Wunsch, daß Du Dein Ehrenwort abgibst, im Kriege nicht zu dienen und so die Freiheit wiedererhältst.

(Gezeichnet) Englische Gesandtschaft.

Wieviel dem Grafen Andrássy daran gelegen war, meine Bedenken bezüglich jenes Ehrenwortes zu zerstreuen, zeigt überzeugender und ausführlicher ein Brief, den er am 21. September in Budapest schrieb und der durch die Vermittlung Leopold Lipschers an mich gelangen sollte, den ich aber erst nach meiner Befreiung in Ungarn zu Händen bekam. Dieser Brief lautete:



### Lieber Michael!

Hier ist jedermann der Ansicht, daß Du ruhig versprechen darfst, am Kriege nicht teilzunehmen. Du bist ja nicht Soldat.

Du könntest es nur sehr schwer erreichen, vor den Feind zu gelangen, wenn Du es überhaupt erreichst, genommen zu werden.

An Automobilisten ist kein Bedarf mehr.

So hat sich z. B. Dein Bruder Josef schon vor langer Zeit gemeldet, leistet aber keinerlei Dienst und sitzt seit Beginn des Krieges in Budapest. Zu jedem andern Dienst aber bist Du ungeeignet, da Du nicht ausgebildet bist.

Im übrigen — Du kannst ja ohnehin nicht kämpfen, wenn Du in Frankreich sitzt. Hast also gar nicht die Wahl zwischen Kämpfen oder Nichtkämpfen, sondern nur zwischen einem müßigen Aufenthalt bei uns oder in Frankreich.

Auch die Militärs sind dieser Ansicht.

Auch sie finden, daß Du ruhig versprechen kannst, weder gegen Frankreich noch gegen dessen Verbündete zu kämpfen.

Von unseren Verwandten und Freunden ist niemand gefallen. Paul und Julius kämpfen gegen die Russen. Georg gegen die Serben.

Moritz kam krank nach Hause. Von Bekannten fielen Béla Csáky, Andor Salamon und Ladislaus Ivánka. Ich sehe voll Zuversicht in die Zukunft. Wir alle haben große Sehnsucht nach Dir. In aufrichtiger Freundschaft umarmt Dich  
Duci.

Einen einzigen Menschen gab es zu Hause, der mich nicht dazu überreden wollte, den Franzosen mein Ehrenwort zu geben: Das war die Komtesse Kathinka Andrassy, die Stieftochter Julius Andrassys, meine Braut. Sie schrieb, ich möge tun, was zu tun mir meine innere Stimme gebiete.

Nun, ich glaubte, wenn ein k. u. k. Botschafter es mir empfahl, mich sogar darum bat, so konnte ich schließlich mein Ehrenwort geben. Als wir aber dem Kommandanten mitteilten, daß wir nun bereit wären, zu tun, was man um den Preis unserer Freiheit von uns fordere, erklärte dieser, nun sei es bereits zu spät, die österreichischen und deutschen Untertanen blieben bis zum Ende des Krieges in Gefangenschaft. Wir bemühten uns vergebens, ihm klarzumachen, daß wir weder Österreicher noch Deutsche, sondern Ungarn wären . . .



In jenen Tagen ging die Nachricht durch die Weltpresse, Michael Károlyi und seine Gefährten seien von den Franzosen erschossen worden. Die Schauermär entstand in einigen, dem Außenministerium nahestehenden Wiener Blättern. Als ich in den Zeitungen Bordeaux' die entrüsteten Dementis der falschen Nachricht las, preßte es mir das Herz zusammen, nicht in der Lage zu sein, meine Angehörigen selbst davon zu verständigen, daß ich am Leben sei. Was mag meine Schwester, was meine Braut empfinden! So versuchte ich also, ihnen einen Brief zukommen zu lassen — und es gelang.

Am 3. September traf als Antwort auf meine Bitte ein Schreiben vom Sekretär Poincarés ein. Es lautete:

Présidence de la République.

Paris, le 31 Août 1914.

Monsieur!

M. le Président de la République me charge de vous faire connaître que la demande contenue dans votre lettre du 23 de ce mois a été signalée au M. le Ministre des Affaires Etrangères, dans les attributions de qui elle rentre plus particulièrement.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de mes sentiments les plus distingués.

Le Secrétaire général civil de la Présidence de la République

Monsieur le Comte Michel Károlyi.

Felix Decori.

Zu deutsch:

Präsidium der Republik.

Paris, 31. August 1914.

Mein Herr!

Der Herr Präsident der Republik hat mich beauftragt, Sie zu verständigen, daß Ihre, in Ihrem Schreiben vom 23. dieses Monats enthaltene Bitte dem Herrn Minister für auswärtige Angelegenheiten gemeldet wurde, in dessen Ressort sie gehört.

Nehmen Sie den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung entgegen.

Der Zivil-Generalsekretär des Präsidiums der Republik

Felix Decori.

An den Herrn Grafen Michael Károlyi.



An dem Tage, von welchem dieses, sehr formell gehaltene, doch nicht ungünstige Schreiben datiert ist, bedrohten die Deutschen Paris. Als der Brief mich erreichte, befand sich die französische Regierung bereits in Bordeaux. Ich sprach am 4. September mit Herrn de Margerie, dem Vertreter des Außenministers Delcassé, und bat ihn um seine Intervention. De Margerie richtete sehr interessante Fragen an mich. Er erkundigte sich danach, was meine Partei, die Unabhängigkeitspartei, und was die ungarischen Sozialdemokraten getan hätten, um den Krieg zu verhindern. Von der Heimat völlig abgeschnitten, wie ich war, konnte ich Herrn Margerie keine Antwort geben. Doch seine Frage brannte in mir und ich grübelte lange darüber nach, ob wir alles uns mögliche getan hätten? Am 6. September brachte ich auf der Terrasse des Café de Bordeaux meine Gedanken darüber zu Papier, was dieser Krieg vom Standpunkte Ungarns bedeute. Was ich damals schrieb, liegt jetzt vor mir und mit seltsamen Gefühlen betrachte ich diese Blätter, deren Bleistiftschrift bereits verwischt ist. Damals sah ich die Lage folgendermaßen:

„... Ganze Generationen werden geboren und sterben, ohne eine Ahnung davon zu haben, was es heißt, Kriegsgefangener zu sein. Nur jene kennen die Freiheit und nur jene wissen sie zu schätzen, die am eigenen Leibe erfahren haben, was es heißt, dieses größten Schatzes des Menschen beraubt zu sein. Und auch das wahre Heimweh kennen nur die, die es erlebt haben, das Vaterland in Gefahr zu wissen und der geliebten Heimat fern zu sein.

... Wie wird Ungarns Zukunft aus dem Chaos dieses Weltkrieges hervorgehen? Zweifellos hängt unser Schicksal vom Ausgange des titanischen Ringens der übrigen Großmächte ab.

Das Hinausschieben dieses Weltkrieges war der Ausgangspunkt aller meiner außenpolitischen Bestrebungen.

Denn ich war immer der Ansicht — und ich hege sie heute in erhöhtem Maße —, daß der Weltkrieg, wie immer er auch ausgehe, für Ungarn verhängnisvoll sein müsse. Meiner Überzeugung nach wäre es auch durchaus im Interesse der Monarchie gelegen gewesen, den Frieden um jeden Preis zu erhalten.

Daß ein verlorener Krieg den Zerfall der Monarchie bedeutet, muß nicht erst bewiesen werden. Daß aber ein unter dem Schlagwort der ‚germanischen Idee‘ geführter Krieg selbst im



Falle eines deutschen Sieges den Untergang der Monarchie herbeiführen muß, dieser scheinbare Widerspruch muß bewiesen werden.

Nehmen wir an, der Zweibund (nicht mehr der Dreibund) siegt und die Deutschen schlagen die Franzosen, die Deutschen und Österreicher vereint, die Russen. Die Deutschen würden dann mit einer Kriegsentschädigung von zwanzig bis dreißig Milliarden aus Frankreich abziehen, womit sie vielleicht ihre Kriegskosten, sonst aber sicherlich nichts gewonnen haben. Und die Deutschen werden uns damit belohnen, daß sie uns erlauben, das kahl zu fressende Serbien zu okkupieren, oder zu annektieren. Wir werden dann also ein zweites Bosnien, eine zweite, unproduktive Provinz haben. Ein Resultat, das der Armee des Kaisers gewiß sehr schmeicheln wird. Die Völker der Monarchie aber werden nur noch mehr Steuern zu zahlen haben als bisher.

Und was würde die Annexion Serbiens politisch bedeuten?

Für die Monarchie wäre sie der Zusammenbruch der deutschen Hegemonie. Auch bisher hatte sie bloß 23% deutschsprachige Bewohner. Nach der Annexion Serbiens sinkt diese Zahl vielleicht auf die Hälfte. Nach der Annexion Serbiens wäre es unmöglich, die deutsche Hegemonie weiter aufrechtzuerhalten. Der Krieg aber, die ganze Menschenschlächtereie, ging just im Zeichen dieses germanischen Gedankens los.

Österreich also (ich denke jetzt nur an Österreich, ohne Ungarn) müßte sich nolens volens slawisieren und würde in zwanzig, dreißig Jahren genau so begeistert im Interesse des Slawentums an der Seite der Russen gegen die Deutschen kämpfen, wie es heute im Interesse des Germanentums gegen die Russen kämpft.

Und Ungarn? Dessen Schicksal ist noch weit düsterer. Schon die Annexion Bosniens schlug eine gefährliche Bresche in den Dualismus. Die Annexion Serbiens vollends würde die Aufrechterhaltung des 67er Ausgleichs unmöglich machen. Daß Tisza diese unvermeidliche Folge außer acht läßt, nimmt mich nicht wunder; dies entspricht durchaus seiner Cäsaromanie. Daß aber Andrassy sich diesem Krieg nicht widersetzte und nicht erkannte, daß wir in das große Grab, das die ungarischen Soldaten aufnehmen wird, auch den 67er Ausgleich einschaufeln — das verstehe ich nicht.



All das wird sich freilich nicht in den ersten Tagen nach einem eventuellen Sieg zeigen. Vorerst wird man der Nation mit Tiszas Hilfe aus Wien Paprika in die Augen streuen: Nämlich ‚Nationale Errungenschaften‘. Mit einigen Denkmälern und gleichwertigen Nichtigkeiten wird man bei den Ungarn den Glauben zu wecken versuchen, daß nun die Zeit des Habsburgerdankes gekommen sei, und Franz Josef wird von nun an nicht nur der verfassungstreueste, sondern auch der dankbarste ungarische König genannt werden. Ich sehe förmlich, wie die ‚Nation‘ den König mit ‚ungeteilter Begeisterung‘ umgibt und wie dieser ‚mit elastischen Schritten‘ an das Erinnerungsdenkmal herantritt, auf dessen Sockel irgend etwas Wunderschönes steht, etwa: ‚Meiner heißgeliebten, ritterlichen Nation zum Zeichen meines Dankes F. J.‘ — und das dennoch der Grabstein der Nation sein wird.

Und doch — aller ungarischen Blindheit zum Trotz — wird dann, nicht plötzlich, sondern langsam, der Verfall des 67er Ausgleiches seinen Anfang nehmen und sich vollenden. Was wird Andrassy sagen, wenn nach dem Abfall Kroatiens Fiume nur noch dem Namen nach uns gehören, in Wahrheit aber der Hafen der Gesamtmonarchie sein wird? Diese ‚Gesamtmonarchie‘, der Ausdruck ‚Großösterreichs‘, wird sich immer mehr einbürgern, und unsere Ohren werden sich schließlich auch an das ‚Gott erhalte!‘ gewöhnen. Und die Neutralität Rumäniens wird mit der Autonomie Siebenbürgens bezahlt werden müssen.

Wenn wir dann, spät, zur Besinnung kommen, werden wir verblüfft feststellen können, daß wir uns mit den Slawen völlig überworfen haben.

Von der Demokratie will ich lieber gar nicht reden. Unsere guten Soldaten und unsere schlechten Politiker werden gemeinsam die Totengräber der ungarischen Demokratie sein. Auf ewig läßt sich die Demokratie freilich nicht unterdrücken. Aber es wird so kommen, daß nicht die Ungarn, sondern die Slawen den übrigen Nationen die Demokratie erkämpfen werden, deren Früchte dann allen anderen eher zugute kommen werden als den Ungarn, die sie ja doch nicht zu schätzen wissen.

Wie ganz anders könnte es kommen, wenn wir sowohl im Interesse der Monarchie, wie Ungarns eine uns von Berlin mehr und mehr emanzipierende Politik getrieben hätten.



. . . Die Haltung der Italiener kann kritisiert werden, man kann sagen, daß sie uns im Stich ließen; aber ich frage: Ist nicht selbst die Falschheit entschuldbar, wo es sich um Leben, Vermögen und Wohlergehen so vieler Menschen handelt?

Wenn jemand im letzten Augenblick seine Spießgesellen, die auf Mord ausgehen, im Stiche läßt, so wird ihn der Richter nicht strenger bestrafen, im Gegenteil, er wird ihm mildernde Umstände zubilligen.

. . . An die Aufrichtigkeit der Herrscher habe ich nie geglaubt; in ihnen habe ich mich also auch nicht getäuscht.

Wohl aber täuschte ich mich in den Sozialisten. Ich glaubte, es werde unter ihnen doch ein paar Märtyrer geben, die auch nach der Kriegserklärung den Frieden verkünden würden. Nein! Sie hatten keinen Glauben und deshalb konnten sie für ihren Glauben auch nicht sterben. Sie sterben bloß für die Kaiser und die Volkswassauger. Welche Ironie! Sie hatten eine Organisation, aber keinen Glauben.

Die Ungarn gleichen den Sozialisten. Nicht für ihre Prinzipien, nein, nur gegen diese wissen sie zu kämpfen und zu sterben. Einen solchen Tod vermag ich keinen tapferen zu nennen, auch wenn er so aussieht. Woher sollten die Ungarn auch spartanische Tugenden besitzen?! Die Korruption ist eine schlechte Charakterschule, und in Ungarn war die Bestechung seit vierzig Jahren das herrschende Prinzip. Wer dies leugnet, behauptet bewußt die Unwahrheit, oder er ist so naiv, daß es sich nicht lohnt, mit ihm zu streiten.“

Dies waren meine Gedanken in den Tagen der deutschen Siege, fern von der Heimat, am Sitz der französischen Regierung. Ich hielt einen Sieg der Deutschen nicht für unmöglich. Ich glaube aber auch, daß in jenen Tagen nur wenige ihn für unmöglich hielten. Wir waren ja noch diesseits des Marne-Wunders. Wer will, kann in diesen rohen Sätzen die Grundzüge meiner späteren Politik auffinden.

De Margerie, der von meinen vor einigen Monaten mit den französischen Politikern gepflegten Verhandlungen Kenntnis besaß, benahm sich anläßlich unserer Unterredung sehr freundlich gegen mich, konnte mir aber, trotzdem er mich seiner Fürsprache ver-



sicherte, kaum eine günstige Erledigung meiner Angelegenheit in Aussicht stellen. Wir richteten uns seelisch auf eine lange Gefangenschaft ein. Stefan Friedrich begann mit der Niederschrift seines Buches „Die französische Kriegsgefangenschaft des Grafen Michael Károlyi“. In diesen Tagen entschied sich das Schicksal des Krieges.

Stefan Friedrich schrieb damals in das Tagebuch, welches die Grundlage seines Buches sein sollte, folgendes:

11. September. Ein trauriger, tieftrauriger Tag. Meine Tinte ist schon alle, ich schreibe nunmehr mit Bleistift, und wieder im Kerker. Am Vormittag sprach der Graf beim Präfekten vor, doch konnte er keinerlei konkrete Antwort erhalten. Vor zwei Tagen hatte der Präfekt zugesagt, innerhalb achtundvierzig Stunden über unser Schicksal zu entscheiden und uns beruhigt, daß man unseren Fall separat behandeln wolle. Man teilte uns mit, daß man sämtliche Fremde, selbstverständlich auch uns, abschieben würde. Diesbezüglich versprach der Präfekt, versuchen zu wollen, unseren Verbleib in Bordeaux zu erwirken und uns morgen Bescheid darüber zu geben. Wir wußten bereits, was das zu bedeuten hatte . . .

Um drei Uhr nachmittags erschienen zwei Detektive und hießen uns augenblicklich einpacken und ihnen in die Caserne de Passage folgen. Mit Mühe und Not erwirkten wir eine einstündige Frist, um zu packen. Der Graf eilte inzwischen zum Präfekten, beschwor ihn aufs neue, uns nicht in ein Provinzlager zu überführen, sondern in Bordeaux zu lassen. Der Präfekt schickte den Grafen mit seinem Sekretär zum Oberkommandierenden, der erklärte, sich auf keinerlei Entgegenkommen oder Ausnahmeverfügungen einlassen zu wollen, weil die Deutschen und Österreicher ihre Kriegsgefangenen brutal behandelten. Dem Grafen wurde gestattet, diese einzige Nacht außerhalb des Gefängnisses zuzubringen. Er nahm diese Vergünstigung nicht an und betonte, daß er seine Gefährten nicht verlassen, sondern ihr Schicksal teilen wollte. Der Graf handelte nunmehr bereits das dritte Mal auf diese Weise, trotzdem wir ihn schon gebeten hatten, von dieser Solidarität abzusehen. — Beim Präfekten traf er einen Redakteur des „Temps“, Eugène Lautier, der Károlyi seit langem kannte. Auch dieser versuchte mit einigen Worten den Präfekten zu unseren Gunsten zu stimmen, versprach sogar, beim



Außenminister in unserem Interesse intervenieren zu wollen. Der Sekretär des Präfekten begleitete den Grafen in unser Quartier zurück, um vor den wartenden Detektiven zu bezeugen, weshalb er länger als eine Stunde fortgeblieben war.

Die Detektive führten nun unsere Gesellschaft in den Kerker (Friedrich nannte das Gefangenenlager Kerker), wo wir erfuhren, daß man uns um 5 Uhr früh auf den Rennplatz von Basac transportieren wolle, wo wir auf freiem Feld, in Baracken und Zelten hausen würden . . .

Am nächsten Tag, den 12., um 4 Uhr, kamen die Gendarmen, doch nur, um uns zu bedeuten, daß wir im Lager bleiben konnten, weil unser Fall noch nicht erledigt sei. Ich schrieb abermals an Lautier. Am Sonntag, den 13., mittags, brachte man einen weißbärtigen Herrn in das Gefängnis.

Ein halbstündiges Gespräch genügte, um in dem Unbekannten, der Beweise außerordentlicher Bildung und Geisteskraft gab, eine bedeutende Persönlichkeit vermuten zu lassen. Immerhin war meine Überraschung groß, als sich der alte Herr als Max Nordau, der berühmte Schriftsteller und Publizist, vorstellte. Als ich den Aufseher bat, er sollte den Alten, der ein berühmter Mann sei, rücksichtsvoll behandeln, antwortete er:

„Oui — oui, je connais ce type-la! (Ja, ja, ich kenne den Kerl!)“

Seither speisten wir stets zusammen und waren dauernd vom jugendlichen Geiste des Alten gefesselt. Über den Krieg war er der Ansicht, daß ein deutscher Sieg den Triumph der Reaktion bedeuten würde, und daß dieser Krieg auch über die Frage entscheiden müsse, ob die auf individualistischer Grundlage sich entwickelnden Nationen oder die Polizeistaaten der starken Hand die Mächtigeren seien. Daß wir aus dem Weltkrieg geradewegs in den Strudel einer sozialen Revolution gerissen werden sollten, ahnte der Verfasser der „Konventionellen Lügen“ nicht. Dazumal glaubten übrigens die Leute — auch Nordau glaubte es —, daß der Krieg schlimmstenfalls sechs Monate dauern könne.

Sonntag, am 13. September, erhielt ich von Lautier einen Brief, in dem er mich von den zu meinen Gunsten unternommenen Schritten unterrichtete und gleichzeitig meine Bedenken bezüglich des geforderten Ehrenwortes zu zerstreuen suchte.



Der deutsche Text des Schreibens lautete wie folgt:

Bordeaux, den 13. September 1914.  
47 rue de trois Courts.

Gehrter Herr!

Sie werden mir wenig gerecht mit Ihrer Vermutung, daß ich am letzten Freitag nichts weiter unternahm, als jener Person, die Sie vom Präfekten des Departement Gironde zum Polizeipräsidenten begleitete, meine Visitenkarte zu übergeben.

Ich begab mich sofort nachher ins Ministerium des Äußern und hinterließ dort einen langen Brief an den Minister (Delcassé), den ich nicht in seinem Arbeitszimmer traf. In diesem Schreiben informierte ich ihn über Ihren Fall und versäumte es nicht, jene franzosenfreundliche Gesinnung zu erwähnen, der öffentlichen Ausdruck zu geben Sie sich nicht gescheut hatten, als Sie sich das letzte Mal in Paris aufhielten; dies war wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges, dessen Ausbruch — laut Zeugnis seiner eigenen Freunde — das Gewissen jenes Mannes belastet, dessen erbitterter, hellsichtiger und patriotischer Gegner Sie in Ihrer Heimat gewesen sind.

Da ich am Sonnabend (den 12.) abwesend sein mußte, fühlte ich mich über die Entscheidung in Ihrer Angelegenheit etwas beunruhigt. Am Freitag abends erfuhr ich auf der Präfektur, daß ein Gefangenentransport von Deutschen, Österreichern und Ungarn am Sonnabend früh Bordeaux verlassen sollte. Ich schrieb sofort einige Worte an Herrn De Margerie, sowie meinen Kollegen Herrn Edgard Roels. Seit heute früh weiß ich, daß Herr Roels so freundlich war, statt meiner im Ministerium des Äußeren vorzusprechen.

Die Schwierigkeit liegt darin, daß in Ihnen zwei gleichermaßen ritterliche Gefühle kollidieren, und daß es bisher nicht gelang, zwischen diesen Gefühlen einen Ausgleich zu schaffen.

Sie sind bereit, Ihr Wort dafür zu verpfänden, nicht gegen die Truppen Frankreichs zu kämpfen, doch Sie wollen diese Verpflichtung nicht verallgemeinern — und ich verstehe diese Bedenken sehr wohl, verstehe sie besonders zu einer Zeit, da den österreichisch-ungarischen Waffen in Galizien kein Glück beschieden ist.

Was uns betrifft, so haben unsere militärischen wie zivilen Behörden Verpflichtungen unseren Bundesgenossen gegenüber.



Ich bedauere, Sie nicht früher gesehen zu haben und nicht gewußt zu haben, daß Sie sich in Frankreich befinden, und ich muß es Ihnen zum Vorwurf machen, sich nicht zu einem günstigeren Zeitpunkt an mich gewandt zu haben. In übertriebener Zurückhaltung verkannten Sie offenbar die Gefühle, die ein, Ihre innersten Gedanken kennender Franzose jemandem gegenüber hegt, der so ganz gegen seine Absicht zum Feinde Frankreichs wurde, wie Sie.

Ich habe seit unserer zufälligen Begegnung niemals aufgehört, mich mit Ihnen zu beschäftigen, und ich werde dies auch fürderhin tun; dies ist freilich alles, was ich Ihnen sagen kann, doch ich bitte Sie mit jenen Gefühlen zu rechnen, die mir unsere erste Begegnung einflößte und an die zurückzudenken mich nichts hindern kann.

Mit aufrichtigen Grüßen Ihr

Eugene Lautier.

Lautiers Versprechen war keine leere Phrase.

Er sprach mit Delcassé. Und so geschah es, daß, nachdem wir noch den 14. September in wachsender Bangigkeit verbrachten, weil die Gerüchte von der Internierung sämtlicher feindlicher Untertanen sich immer mehr verdichteten, am Morgen des 15. zwei Detektive bei mir eintraten, um uns auf die Präfektur, respektive zur Polizei zu bringen. In zwei Wagen fuhren wir und Nordau dorthin, wo man uns Pässe nach Spanien ausstellte. Wir waren frei.

Zwei Stunden nach dem Erscheinen dieser Detektive erhielt ich ein Schreiben Lautiers, in dem er mir mitteilte, daß er mit dem Minister des Auswärtigen gesprochen habe. Am vorhergehenden Tag hatte mich der Sekretär des amerikanischen Botschafters besucht, um mir zu sagen, daß mir Geld zur Verfügung stehe. Durch seine Vermittlung telegraphierte ich an Julius Andrassy.

Am Nachmittag des 14. kam der amerikanische Botschafter persönlich, brachte mir Geld und jene telegraphische Nachricht Julius Andrassys, die ich bereits erwähnte. Andrassy drückte darin seinen Wunsch aus, daß ich mein Ehrenwort geben möge.

Um halb zehn Uhr abends begaben wir uns in Begleitung zweier Detektive nach dem Bahnhof und fuhren mit Nordau ab. Am



16. überschritten wir die spanische Grenze. Unser Ziel war San Sebastian. Da Fürstenberg, der Botschafter der Monarchie, schon abgereist war, fuhren wir weiter nach Madrid. Beim Fürsten Fürstenberg erfuhr ich, daß meine Familie unseren einstigen französischen Lehrer, Monsieur Noiseux, nach Spanien geschickt hatte, damit er etwas für unsere Heimbeförderung tue. Er war in San Sebastian, als wir dort durchfuhren und schloß sich uns auf der Reise nach Madrid an. Von ihm erfuhren wir, daß man zu Hause über die einzelnen Phasen unserer Gefangenschaft recht gut unterrichtet sei.

Wir besprachen nun die Lage mit dem Fürsten Fürstenberg, dem Botschafter der Monarchie, bei dem ich zum Frühstück geladen war. Zu meiner größten Verblüffung sah ich, daß er über die Vorgänge auf den französischen Schlachtfeldern durchaus nicht im klaren war und die Bedeutung der Marneschlacht keineswegs begriff. Alles könne geschehen, sagte er, nur eines nicht: Daß sich Rumänien gegen uns wende.

Nachdem ich mich in Madrid mit Empfehlungen des französischen und italienischen Botschafters versehen hatte, fuhren wir nach Barcelona, wo man uns sagte, daß es zwar noch ein spanisches Schiff gebe, das nach Genua abgehe, um dort repariert zu werden, daß dieses aber keine Passagiere aufnehme. Übrigens sei die Reise auch gefährlich, da französische Kreuzer jedes Schiff untersuchten und feindliche Ausländer, die sie an Bord fänden, zur Zwangsarbeit nach Afrika brächten. Man gab mir den Rat, mir einen falschen Paß zu kaufen und die Reise als Priester oder als ägyptischer Untertan zu versuchen. Ich aber unternahm es, mich doch auf jenes Schiff zu schmuggeln, was mir mit Hilfe eines Bakschisch auch gelang. Vor Monte Carlo richteten französische Kreuzer an den Kapitän die Frage, ob er Passagiere an Bord habe, und der Kapitän ließ sich durch meine Bitten bewegen, dies zu verneinen. Wir kamen in Genua an, reisten von dort über Mailand nach Venedig, wo wir bereits ohne Geld und in recht herabgekommenem Zustand eintrafen. Stefan Friedrich, der mit uns war, reiste sofort weiter, und ich empfahl ihm dringend, vor meiner Ankunft den Blättern nichts mitzuteilen.

Wenige Tage später, anfangs Oktober, war ich in Wien, wo mich die Journalisten überfielen, um Schauergeschichten von der fran-



zösischen Grausamkeit zu erfahren. Als ich ihnen erzählte, daß man uns, von kleineren, kaum vermeidbaren Unannehmlichkeiten abgesehen, gut behandelt hatte, waren sie sehr erstaunt, denn Friedrich hatte sich bereits gegen sein Versprechen ausführlich geäußert und die furchtbarsten Lügenmärchen über unsere Gefangenschaft verbreitet. So hatte er erzählt, daß französische Soldaten aus ihren Pluderhosen die abgeschnittenen Köpfe deutscher Soldaten hervorgezogen hätten. Aus Friedrichs eigenem Tagebuch, das sich im handschriftlichen Original in meinem Besitz befindet, geht hervor, daß er selbst dieses dumme Märchen nicht glaubte. Als ich ihn zur Rechenschaft zog, antwortete er, daß er auf diese Weise der Animosität entgegenarbeiten wollte, mit der uns die ungarische und österreichische öffentliche Meinung empfangen hätte.

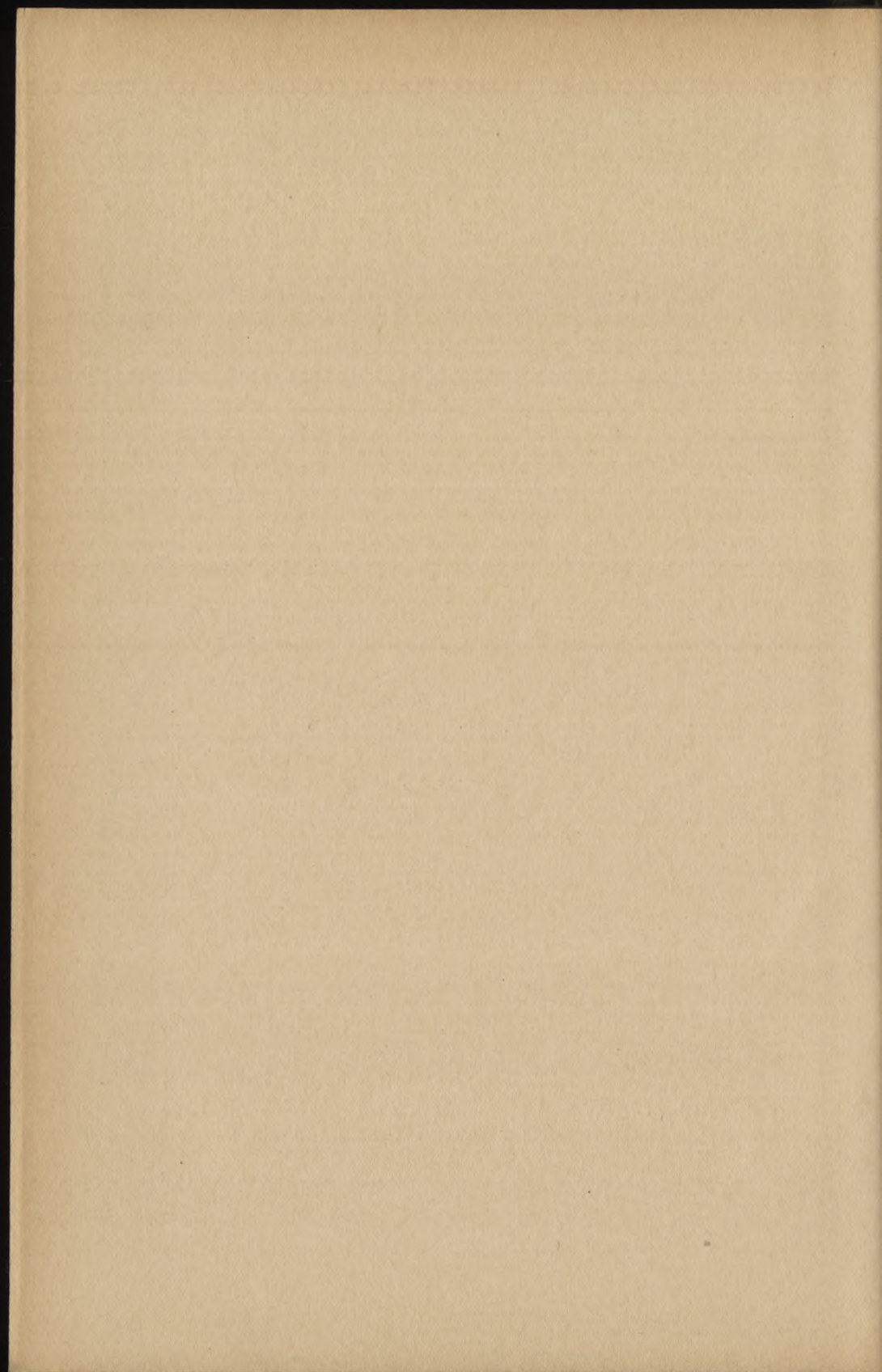
Ich fand die Bevölkerung Wiens vollkommen uninformiert: Kein Mensch hatte eine Ahnung davon, daß es eine Schlacht an der Marne gegeben habe, die an Größe und Bedeutung mit der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern zu vergleichen war. Noch weniger wußte man etwas davon, daß die Deutschen in dieser Schlacht eine entscheidende Niederlage erlitten hatten. Die Leute, mit denen ich davon sprach, glaubten, ich sei von französischen Meldungen genasführt worden.

Einmal lud mich mein Verwandter, der Minister des Äußeren Graf Berchtold, zum Frühstück. Auch er leugnete die Schlacht an der Marne geradezu und flüsterte mir vertraulich zu, daß innerhalb acht Tagen die große deutsche Offensive ihren Anfang nehme und wir in wenigen Wochen in Paris den Frieden diktieren würden. Als ich ihm von einem Frieden auf der Basis gegenseitigen Entgegenkommens sprach, wollte er davon überhaupt nichts hören.

Mir bedeuteten diese Wiener Tage ein großes Erlebnis. Ich konnte mit eigenen Augen erkennen, daß der krieglerische Pressedienst über die wichtigsten Ereignisse Lügen verbreite, und daß die Menschen bereits unfähig seien, selbständig zu denken.

Das Bild, das man sich zu Hause vom Seelenzustand des französischen Volkes machte, ließ die Wirklichkeit weit hinter sich. Niemand wollte mir glauben, daß die Stimmung in Frankreich zuversichtlich und von Niedergeschlagenheit oder gar Revolution nicht die Rede sei. Wahrlich, man sah in Frankreich die Lage der Monarchie richtiger, als bei uns die Lage Frankreichs.

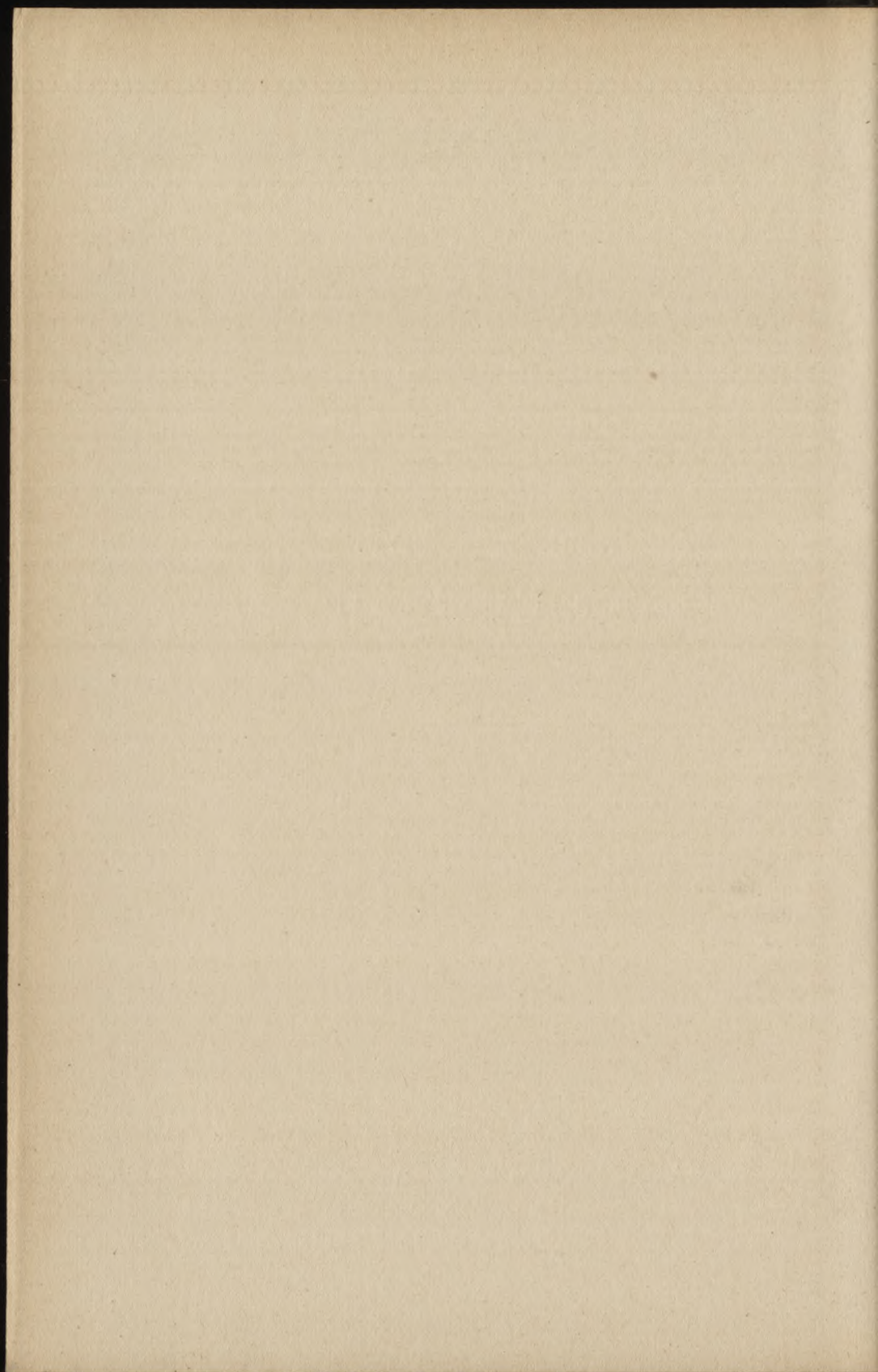






NEUNTES KAPITEL  
**MEINE FRAU**







Eigentlich kam ich aus der französischen Gefangenschaft nach Hause, um zu heiraten. Graf Julius Andrássy und Fürst Fürstenberg hatten mir geraten, mein Ehrenwort zu verpfänden und heimzukehren, meine Braut aber hatte mir geschrieben, auf niemanden und auf nichts zu hören als auf mein Gewissen und danach zu handeln. Ich kam also nach Hause, denn ich war ja nicht gezwungen worden, mein Ehrenwort zu geben, gegen Frankreich und seine Verbündeten nicht zu kämpfen. Am 7. November 1914 führte ich die Gräfin Katinka Andrássy zum Altar. Als der Bischof Prohaszka uns die Eheringe an die Finger steckte, ahnten wir nicht, daß wir sechs Jahre später in Florenz zwischen Soldaten mit aufgefplantem Bajonett auf einem Lastauto sitzen würden; meine Hände waren damals in eiserne Fesseln geschlagen, und meine Frau forderte — vergebens —, daß man dieselben Fesseln auch ihr anlege. Jene eisernen Fesseln, die sie damals mit mir tragen wollte, verknüpften uns mit nicht schwächeren Banden als jene goldenen Reifen. Diese sechs Jahre, die seit unserer Trauung und seit unserer Ausweisung aus Italien verflossen sind, die Jahre des Aufstieges und des Niederganges, wir haben sie in Gutem und Schlechtem in engster Verbundenheit verlebt. Meine Heirat vermehrte die Zahl und den Haß meiner Neider. Sonst pflegt die Ehe, die ein älterer Mann mit einem jungen Mädchen schließt, diesen leicht zu verweichlichen; mich stählte sie. Meine Frau ist eine starke und warme Natur, mit reinen und sicheren Instinkten und von vollkommener Aufrichtigkeit. Sie stammt aus einer Familie von Politikern, wuchs in einem Hause auf, dessen Atmosphäre mit Politik saturiert war, seit ihrer Kindheit drang ihr die Politik durch alle Poren. Dennoch lag es ihr fern, politische Ambitionen in jenem Sinne zu hegen, in dem man es ihr gerne nachsagt. Jene Politik, wie man sie im Salon des väterlichen Palais auf dem Margaretenkai betrieb, und der auch ich mich bis zu einem bestimmten Zeitpunkte widmete, interessierte sie nicht. Doch als



meine Politik sich über das Spiel kleiner Intrigen emporhob, als ihre menschlichen Beziehungen sich stark ausprägten, als sie Weltanschauungspolitik zu werden begann, da wurde ihr diese Politik Herzenssache. Davon, daß sie die tägliche Praxis meiner politischen Karriere beeinflußt hätte, konnte nie die Rede sein. Etwas ganz anderes trat ein: Sie begann der Maßstab für all mein Tun zu werden, denn ich fühlte, daß nur das gut, richtig, zweckmäßig sei, worauf ihr reines, starkes, junges Herz froh zustimmend reagierte. Ich unterrichtete sie im Sozialismus. Doch sie unterrichtete mich darin, die Kriege des armen Mannes mitzufühlen, als unerträglich zu empfinden. Ich fühlte, wie meine Ehe der besseren Seite meines Wesens zur Herrschaft verhalf, wie meine Beziehungen zu meiner Frau meinen Drang nach Wahrheit und Klarheit kräftigten. Wenn ich an den großen Wendepunkten meiner Laufbahn ihren Rat einholen wollte, sagte sie stets, sie könne mir keinen Rat geben, sie könne mich nur bitten, auf meine Intuition zu hören. Sie hätte mich nicht besser beraten können, und ich habe nie bedauert, daß ich ihr hierin folgte. So verdanke ich ihr Großes: den Mut, ich selbst zu sein. Sie hat großen, vielleicht den größten Anteil daran, daß ich die Harmonie zwischen meinem Leben und meinen Grundsätzen fand. Sie hat es mich am deutlichsten fühlen lassen, daß es unmöglich ist, zwei Leben zu leben: das der Prinzipien und das des atavistischen Behagens. Und daß man z. B. nicht gleichzeitig Kartenspieler und Sozialist sein könne. Sie trat meiner Kartenleidenschaft heftig entgegen. Als ich während unserer Ehe mein Kartenspiel vor mir selbst damit beschönigen wollte, daß ich sie aus den Gewinnen — und ich spielte damals sehr glücklich — mit Geschenken überhäufte, verwehrte sie mir dies energisch. Einmal kaufte ich ihr so ein altes und wertvolles Porträt des Grafen Moritz Sándor, des berühmten Reiters, den sie mit zu ihren Ahnen rechnen konnte. In Gegenwart meines Leibhusaren Gregor nahm sie das Bild und schleuderte es durch das offene Fenster in den Garten hinab, wo eine Gitterspitze es durchlöcherte. Ein anderes Mal brachte ich ihr einen kostbaren Saphirring; sie zwang mich, ihn zurückzugeben und ihr einen genau solchen Ring mit einem falschen Stein zu kaufen. Daß der Stein falsch war, wußten nur wir; doch wenn das farbige Stückchen Glas an ihrem Finger erglänzte, erinnerte es mich immer daran,



was dem Kaufe dieses Ringes vorangegangen war. Das waren oft harte Friedensschlüsse.

Im Hause ihrer Eltern nahm sie hingebungsvoll, vielleicht zu hartnäckig, meine Partei. Die Familie Andrassy war es gewohnt, daß jeder, der in sie einheiratete, ein Andrassy wurde, und jeder, der in eine andere Familie heiratete, auch dort ein Andrassy blieb. Mit dieser uralten Tradition brach als erste Katinka Andrassy. Wenn sie mich ihrem Stiefvater gegenüber, dessen Lieblingstochter sie war, verteidigte, dann mußte Julius Andrassy trotz aller Ehrerbietigkeit die Empfindung haben, daß ihm diese junge Frau jetzt eine Lektion aus der Politik erteile, ihn darüber belehre, was es einem fühlenden Menschen bedeuten müsse, Politiker zu sein.

Die Menschen, die mich auf dem Umwege über meine Frau angriffen — Angriffe, die stets erfolgten, wenn ich nicht zur Stelle war, um sie zu verteidigen —, sie hatten die Stelle erspäht, an der ich verwundbar bin. Trotzdem: Nur sie, nur meine Frau, war es, die mir in den schweren Jahren der Verbannung das Wertvollste wiedergab, das dem Politiker nottut: die Ruhe des Urteils und die alle Rachegelüste verschmähende Überlegenheit. Ich hätte diese Memoiren gewiß nicht geschrieben, wäre sie nicht gewesen, doch ich hätte auch diese Jahre kaum überlebt, wäre sie mir nicht immer und in allem zur Seite gestanden. Wenn es keine Minute gab, in der ich nicht aufrechten Hauptes einhergeschritten wäre, auch wenn mich böse Menschen umgaben und Unglück mich verfolgte, so war es, weil sie mich schützte.

Julius Andrassy und seine Gattin, die Mutter meiner Frau, lieben einander: Deshalb verblüfft es mich, daß sie nicht zu begreifen vermögen, was wir beide uns bedeuten. Deshalb verblüfft es mich, daß Julius Andrassy selbst dann noch Präsident des „christlichen Kurses“ werden wollte, als dieser Kurs mit gefälschten Tagebuchaufzeichnungen und schmutzigen Verleumdungen gegen Katinka Andrassy kämpfte. Ja — das ist Politik. Was aber Ehrbarkeit ist, das hat mir kein Mann gezeigt oder eine Frau, kein Verwandter, sondern eine Fremde, keine Gräfin, sondern ein Arbeitermädchen. Freilich war die Arbeiterin der Debreczener Tabakfabrik Lydia Bokor mir und meiner Frau Genossin. Und als Franz Ulain — eine Kreatur Emmerich Károlyis, den seither auch die Nationalversammlung als Aktenfälscher brandmarkte — es wagte, den



Namen der Gräfin Michael Károlyi in den Mund zu nehmen, da war es diese Lydia Bokor, die zu einem Rechtsanwalt ging und ihm im Namen ihrer Kolleginnen aus der Fabrik von schwer erworbenem Geld 10 000 Kronen gab, damit er zum Schutze der Ehre meiner Frau den Prozeß anstrengte. Und die Landarbeiter von Hajduszoboszló, die nach Debreczen hineinkamen und der Lydia Bokor und jeder ihrer Kolleginnen je einen Zentner reinen Weizen anboten, weil sie auf der Frau Michael Károlyis keinen Schimpf sitzen lassen wollten: Das waren keine Grafen, sondern einfache Bauern.

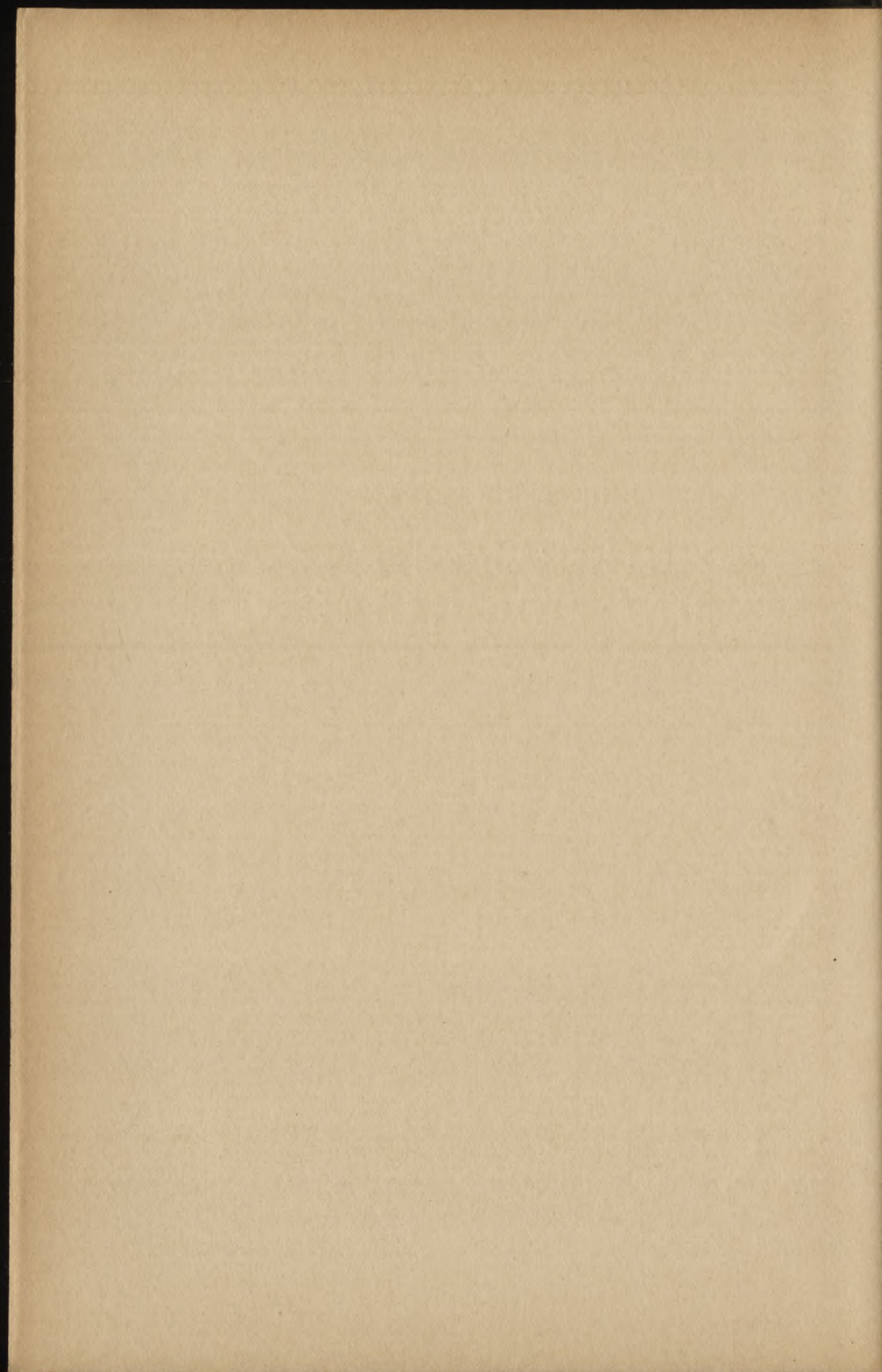
Aus heißem Herzen danke ich ihnen dafür, daß sie damals für meine Frau eintraten. Daß ich in jenen Tagen, da die Matadoren des „christlichen Kurses“ diese Frau mit dem Schmutze niedrigster Lügen und Verleumdungen bewarfen, nicht imstande war, sie selbst zu verteidigen, bleibt dauernd ein großer Schmerz für mich.



ZEHNTE KAPITEL

**DIE PARTEIEN  
UND DER KRIEG**







Noch am Tage, da ich in Budapest eintraf, suchte ich Albert Apponyi auf. In voller Aufrichtigkeit äußerte ich meine Mißbilligung darüber, daß er die ganze 48er-Partei für den Krieg verpflichtet hatte.

„Wenn du dich schon zu diesem zweifelhaften Schritt entschlossen hast,“ sagte ich, „warum hast du nicht wenigstens die günstige Gelegenheit ausgenützt und den Anschluß der Unabhängigkeitspartei nicht an Bedingungen geknüpft? Die Habsburger hatten es so nötig, bei Kriegsausbruch mit der scheinbaren Einigkeit der Monarchie prahlen zu können, daß sie gezwungen gewesen wären, wenn auch nicht alles, so doch sehr viel zu bewilligen“.

Apponyi erwiderte, zu so unmoralischen Mitteln greife er nicht einmal in der Politik, und überdies sei er der Ansicht: je rückhaltloser sich das Ungartum der Sache der Habsburger und der Hohenzollern anschließe, um so sicherer könnten wir im Falle eines Sieges, an dem er keinen Augenblick zweifelte, auf den Dank des Herrschers, des Hauses Habsburg und der Verbündeten rechnen.

Seit vierhundert Jahren, erwiderte ich, hat Ungarn bei dieser Taktik immer den kürzeren gezogen, vierhundert Jahre lang hat sich das „Moriatur“<sup>1</sup> nicht bewährt. Wie konnte er glauben, daß es jetzt anders werden würde? Was nun den persönlichen Dank Franz Josefs betreffe, glaube ich an den erst recht nicht. Doch vergebens erinnerte ich ihn an das Leitmotiv, das sich durch die Geschichte der ganzen Regierungszeit Franz Josefs zieht: an den Undank, umsonst bewies ich ihm, welche tiefe Wahrheit, ja Notwendigkeit in dem Zynismus lag, mit dem er, Franz Josef, zur Zeit des Krimkrieges — fünf Jahre nach Vilagos — dem bedrängten russischen Zaren die Hilfe mit den Worten verweigert: „L'Autriche épatera le monde par son ingratitude!“, den geradezu

---

<sup>1</sup> „Moriatur pro rege nostro“ hatten die ungarischen Standesherren ausgerufen, als Maria Theresia ihren Beistand gegen Friedrich II. erbat.



kindlich naiven Glauben Apponyis vermochte ich nicht zu erschüttern.

In der großen Politik verstanden wir uns also nicht, denn er hatte sich schon allzu fest auf seinem kriegsfreudigen Standpunkt eingerichtet, so brachte ich das Gespräch auf die Gravamina, auf die auch damals schon zahlreichen Ungerechtigkeiten, die der ungarische Staat von der Armeeleitung erfahren hatte, und gegen die gerade Apponyi sonst am allerempfindlichsten war, was sehr begreiflich war, da sich doch seine Politik in Ermangelung eines positiven leitenden Gedankens hauptsächlich von diesen Gravamina nährte. Worauf mir Apponyi antwortete, diese Gravamina wollten wir uns bis nach dem Kriege aufheben. Zwischen uns gähnte eine weite Kluft! In der Grundfrage, wie das ungarische Volk diese geschichtliche Situation durchleben und ausnützen solle, konnten wir uns weder damals noch später je verstehen. Über meine Amerika-fahrt, die letzten Endes jenen Krieg verhindern wollte, den Apponyi mit dem geschichtlichen Worte: „Endlich!“ begrüßte, und über die Pläne, die ich zwischen den einzelnen erfolgreichen Etappen spann, wurde zwischen uns nicht viel gesprochen. All dies gehörte der Vergangenheit an. Vergangen war das Suchen nach einem ungarischen Eigenleben, vergangen die Entwicklung der Kräfte des ungarischen Volkes, vergangen eine friedliche Politik, die Verständigung mit den anderen Völkern suchte. Jetzt war das ungarische Volk vor den Kriegswagen einer fremden Macht gespannt, jetzt schwanden die Kräfte des ungarischen Volkes auf Schlachtfeldern, die allen seinen sämtlichen Zielen fremd waren, Tag um Tag in erschreckender Weise, jetzt sät das ungarische Volk auf diesen Schlachtfeldern auf lange hinaus den Samen des Hasses zwischen sich und jenen anderen Völkern, mit denen friedlich zusammenzuleben, Hand in Hand zu arbeiten, es durch die Geschichte angewiesen ist.

Ärgerlich und verstimmt verließ ich Apponyi. Es tat mir weh, daß er so irren konnte. Wo mochten erst die anderen stehn, wenn er, der Pazifist, hier stand? Nun, Julius Andrassy und seine Partei beneideten einfach die Arbeitspartei und Tisza, und es schmerzte sie, daß diese nun für ihre eigene Volkstümlichkeit alle Früchte ernten sollten, nämlich die wurmstichigen und bald verfaulten Früchte der Volkstümlichkeit dieses Krieges. Damals aber



war es noch eine Volkstümlichkeit, die begehrenswert erschien, und die Opposition ließ es sich nicht nehmen, daß sie Tisza in den Krieg „hineinbugsiert“ habe, sonst hätte er nie gewagt, ihn zu unternehmen. Darauf berief man sich als auf ein Verdienst. Die Arbeitspartei aber ließ sich die Lorbeeren der Urhebererschaft des Krieges nicht so leicht entreißen und blieb dabei, der Krieg sei nur ihr zu danken, da ja die Opposition Jahrzehnte hindurch die militärischen Forderungen sabotiert habe, und wenn Tisza die Obstruktion nicht durch Gewalt geknickt hätte, so wäre jetzt die Armee mangelhaft ausgerüstet, und man könnte nicht einmal in diesem uns Gott sei Dank aufgezwungenen Kriege mit den Serben und Russen abrechnen. Die Opposition lauschte diesen Reden oft mit niedergeschlagenen Augen, und in intimem Kreise konnte man oft hören, daß „Tisza doch recht gehabt hat“. Laut hat die Opposition dies nie eingestanden, aber eben weil sie ein schlechtes Gewissen hatte — in dem einzigen Punkte, wo sie sich vielleicht gar nichts vorzuwerfen hatte —, eben deshalb war sie so ungemein laut und schrieb sich selbst das Verdienst am Kriege zu. Vielleicht irre ich nicht allzusehr, wenn ich Apponyis entsetzlichen Ausruf „Endlich!“ bei Ausbruch des Krieges mir noch am besten mit dem sicher unbewußten Wunsch erklären kann, den unbequem oder wenigstens inaktuell gewordenen Teil seiner politischen Vergangenheit auf solche Art vergessen zu machen. Die Apponyisten fühlten sich ebenfalls sehr unbehaglich, und wenn ich nicht irre, schnallten sie alle ihre Säbel um, blieben aber mit umgeschnalltem Gurt zu Hause, bis auf sehr wenig Ausnahmen. Und wenn sie auch manchmal an die Front hinausguckten — nun, so hatte eben auch die Front Nuancen. In den Couloirs des Parlaments war man Zeuge großartiger Verbrüderungen! Idyllische Gruppenbilder waren zu sehen, Georg Pallavicini und Paul Farkas erschienen Arm in Arm. Eine Herde und ein Hirt: aber der gute Hirt trug zwei grellrote Streifen an den Beinkleidern, und die Herde, in der der Tiger und das Lamm friedlich beieinander wohnten, hieß die k. u. k. Armee, der Friede aber war zur Tatsache geworden.

Wenn ich über die Straße ging, wenn ich Zeitungen las, wenn ich mit den Leuten im Parlament, in Gesellschaft, im Kasino sprach: immer mußte ich meinen, ich sei in eine wildfremde Welt versetzt. Diese Welt war enger und ihre Luft drückender als die der alten.



Ich hatte mir noch vor wenigen Monaten die Lunge mit der freieren Luft der neuen Welt vollgesogen, und in den ersten Kriegstagen auf französischem Boden hatte auch in mir die Kraft des widererstehenden französischen Volkes vibriert. Ich sprach mit ihnen in Bordeaux, ich las ihre Zeitungen, ich wußte, daß sie durch die Marneschlacht dem Krieg eine entscheidende Wendung gegeben hatten und wußte, wie diese katalaunische Schlacht auf die Seele des ganzen Volkes gewirkt habe. Wenn daheim die Kriegslage, die Möglichkeiten des Kriegsglückes erwogen wurden, erwähnte man diese Schlacht mit keinem Wort. Man kannte sie nicht einmal dem Namen nach. Ihre Tatsache war im undeutlichen Sinn der Kriegsberichte völlig untergegangen. Die ersten Monate des französischen Feldzuges verschwammen für unsere öffentliche Meinung zu einem einzigen konfusen Vorgang, niemand wurde sich bewußt, daß die Ereignisse jetzt ganz anderer Art waren als zu Anfang des Krieges, und niemand wußte, daß der dramatische Wendepunkt der Ereignisse zwischen diese beiden Phasen fiel. Die größten Skeptiker nannten es eine Pause, niemand wußte, daß es die Niederlage war. Unser Minister für Äußeres flüsterte mir zu, wie schon erwähnt, es sei ein strategischer Rückzug gewesen und eine Entscheidungsschlacht stehe bald bevor. Und doch war mit der Marneschlacht die Lage auf dem Hauptkriegsschauplatz erledigt, und es gab keinen entscheidenden deutschen Angriff bis zum Februar 1916 (Verdun), ja, wenn wir genau sein wollen, nicht bis zur großen Offensive im März 1918. Aber die breiten Schichten der Mittelmächte wußten dies nicht. Die Marneschlacht gewinnen wäre eine große Sache gewesen. Aber die Nachricht von ihrem Verlust unterschlagen zu haben, ist auch keine geringe Leistung des deutschen Generalstabes. Ich kann behaupten, daß Frankreich von Tannenberg Kenntnis hatte. Auch dort wurde viel verheimlicht, und im Gewerbe des Retuschierens hatten sie nicht viel zu lernen; doch in einem solchen Zustand der Unmündigkeit, der blödsinnigen Unorientiertheit, wie unsere Völker, wagte und beabsichtigte man die ihren doch nicht zu halten. Sie hatten aus den Beispielen ihrer Geschichte gelernt, in denen sich die Lüge nur allzuoft bitter gerächt hat. Und was nun das englische Volk betrifft, so haben es seine Führer — ihr Vorgehen an denen der unseren gemessen — mit geradezu männlicher Offenheit den Tatsachen gegenübergestellt. Im Verlaufe dieses langen Krieges hat die Wahrheit sich überall bezahlt gemacht und die Lüge überall



gerächt. Da der Krieg zum Völkerkrieg geworden war und die Entscheidung von der äußersten Kraftanstrengung der Völker abhing, mußten sich jene Völker, die im letzten Abschnitt des Krieges endlich doch darauf kamen, daß ihre Führer sie über die Kräfteverhältnisse beim Feinde und die ganze Kriegslage systematisch täuschten, noch schwächer fühlen, als sie ihrer Zahl nach wirklich waren und ihr Selbstvertrauen plötzlich verlieren. Der beste Freund des Volkes war der, der es frühzeitig zur Wahrheit erwecken wollte. Ganze Völker Jahre hindurch durch Lügen zu täuschen: das war eine so verächtliche Geringschätzung der Volksseele, ein so grausames und plummes Hasardspiel, daß sich daraus mit psychologischer Wahrscheinlichkeit der Zusammenbruch ergeben mußte.

In jenen Herbstmonaten färbte das den Seelen eingepfote Kokain des Krieges die Wangen noch überaus lebhaft, und die Mattigkeit, die als Folge des Giftes eintreten mußte, wurde vorderhand nur von den Invaliden empfunden, die aus den großen verlorenen Schlachten in Galizien nach Hause sickerten. Doch die ersten aufsteigenden Seufzer des blutenden Landes wurden noch von der aufgeregten, begeisterten närrischen Rede der gesunden Mehrheit erstickt. Die Möglichkeiten des Sieges hielten die Leute in ständiger Spannung. Es war schmerzlich, zu sehen, wie sie sich mit ihrem ganzen Wesen leidenschaftlich einer Sache hingaben, deren wirkliche Bedeutung sie nicht kennen konnten. Lüge und Dummheit wurden nationale Tugenden. Beschämt ließ ich die Zeitungen fallen, denn sie waren gesättigt von diesen Tugenden. Die Literatur, wenn sie nicht schwieg, hatte von heute auf morgen vergessen, daß es auch Erwachsene auf der Welt gab. Vielleicht hatte sie recht, denn wenn es diese Erwachsenen gab, so waren es so wenige, daß es sich nicht gelohnt hätte, für sie zu schreiben, selbst wenn es möglich gewesen wäre. Die Leute liefen in der Stadt umher, als hätte man ihnen ihr Hirn wegoperiert. Nur heimlich gebrauchten noch manche dieses Organ, so wie manche an Fasttagen heimlich Fleisch essen. Das Nationalkasino war voll von großen Strategen. Der begabte Nikolaus Bánffy hatte aus sicherer Quelle erfahren und teilte es mit voller Überzeugung mit, daß die Deutschen jetzt Kanonen auf Flöße montierten, über den Ärmelkanal an die englische Küste schwimmen und durch ihr Bombardement England in die Knie zwingen würden. Mir wurde schwindlig, wenn ich den Ausführungen dieses feurigen



und hartnäckigen Deutschfreundes lauschte. Flüchtete ich zu einer anderen Gruppe, so erklärte sicherlich eben Ludwig Cséry, daß wir jetzt den Krieg ganz bestimmt gewinnen würden, denn die Deutschen hätten einen Draht erfunden, der geknotet sei, und den man nur an bestimmten Stellen durchschneiden könne. Mindestens fünfundzwanzig Menschen hörten ihm andächtig zu. Wie ein Alpdruck war diese Menschensorte, diese Mentalität, dieser Ton in der ganzen Stadt. Einen Augenblick dachte ich, daß ich irrsinnig sei. In der fürchterlichen Budapester Atmosphäre tauchte zum ersten Male der verfehlt Gedanke in mir auf, mich an die Front zu retten.

Was konnte ich hier auch beginnen? Wenn in Bordeaux mich de Margerie gefragt hatte, was die Unabhängigkeitspartei und was die Sozialisten gegen den Krieg unternommen hätten, und wenn ich, von allen Informationen abgeschnitten, darauf nichts zu antworten wußte, so mußte ich jetzt schauernd erfahren, daß ich auch im Besitz der besten Informationen nur dieses hätte antworten können: Die Unabhängigkeitspartei hat nichts getan und die Sozialisten — beinahe nichts! Und wenn ich dem Staatssekretär im französischen Auswärtigen Amt gesagt hatte, daß ich, heimgekehrt, für eine möglichst kurze Dauer des Krieges kämpfen würde, so mußte ich jetzt die geradezu übermenschlichen Schwierigkeiten eines solchen Kampfes einsehen. Hier waren furchtbare, fast nicht gut zu machende Fehler geschehen. Ich beschloß, alles in Bewegung zu setzen, um jene Fehler, wenn es noch irgend möglich war, doch noch gut zu machen. Und war es nicht möglich, so sollte es doch einen Menschen geben, der nicht mithalf, mein Volk in den Abgrund zu stoßen, und der aus Leibeskräften schrie, wenn andere es hineinstürzen wollten. Zusammen mit meinen Freunden Graf Batthyány, Martin Lovaszy und Ludwig Holló begann ich langsam unsere Front auszubauen. Der Krieg war gegeben; jetzt hieß es nur mehr retten, was zu retten war. Der kranke Julius Justh stand mit ganzer Seele auf unserer Seite. Wir verstanden uns auch in jenen Tagen vollkommen.

Vor allem mußten wir zeigen, daß wir auf der Welt waren. Wir mußten sowohl dem ungarischen Volk als auch dem Ausland ein Lebenszeichen geben. Ich war Hauptaktionär des großen Abendblattes „Magyarország“ (Ungarn) und wollte dieses Organ in den Dienst unseres nun beginnenden Kampfes stellen. Darum legte ich auch einen Teil des in Amerika gesammelten Geldes in diesem



Unternehmen an. Der Chefredakteur des Blattes, Martin Lovász, hielt zu mir. Um so größere Schwierigkeiten bereitete mir der Chef der Administration, Wilhelm Sümegi, der alles daransetzte, mir das Zusammenkaufen der Aktienmehrheit des Blattes unmöglich zu machen und so zu verhindern, daß das Blatt gegen den Krieg Stellung nehme. Sümegi hatte das Blatt auf drei Jahre von dem Unternehmen gepachtet. Man konnte ihn nicht entfernen, und er war aus geschäftlichem Interesse bemüht, den Kriegsberichten eine möglichst sensationelle Aufmachung zu geben. Um den Preis harter Kämpfe konnte ich wenigstens das negative Ergebnis erreichen, daß „Magyarország“ seinen Sonderstandpunkt wenigstens dadurch andeutete, daß es während des Krieges keinen Leitartikel schrieb und also auch nicht für den Krieg Stellung nahm. Sümegi behauptete, daß wir durch dieses passive Verhalten die Verbreitung des Blattes erschwerten. Vielleicht hatte er darin recht; immerhin erreichte ich mit dieser Verfügung, daß „Magyarország“ das einzige Blatt war, das sich von Kriegshetzeien freihielt und dem deutschen Bündnis keinen Weihrauch streute.

Innerhalb der 48er-Partei entstand eine peinliche Situation. Die Anhänger Apponyis wußten im Präsidialrat dem Einfluß, den ich als Präsident ausübte, im vollen Maße die Wage zu halten. Anläßlich der Fusion, die gegen Ende des Balkankrieges zustande gekommen war, hatten sich die beiden vereinigten Unabhängigkeitsparteien auf die Formel geeinigt, daß außenpolitische Probleme als offene Fragen zu behandeln seien. Das war kein gesunder Standpunkt, denn er schloß den Gedanken ein, daß die Partei gerade in den wichtigsten Fragen kein einheitliches Programm aufzustellen wagte und vermochte. Doch während des Krieges, bis Mitte 1916, als meine Partei von der Vereinigten Unabhängigkeitspartei auschied, berief ich mich doch immer konsequent auf diesen Standpunkt, wenn Albert Apponyi und seine Getreuen mir zum Vorwurf machten, daß ich mich als Präsident der Partei im Widerspruch zur deutschfreundlichen Politik der Parteimehrheit befände. Der Präsidialrat hielt seine Sitzung gewöhnlich vor den Parteikonferenzen, den Parteikonferenzen legten wir fertige Formeln vor, in denen wir die Gegensätze immer schwerer zu verhüllen vermochten.

Es war eine schwere und unwürdige Situation. Ihre Peinlichkeit wurde noch durch einen Umstand gesteigert, von dem man nur



hinter den Kulissen wußte, doch ohne dessen Kenntnis die taktischen Konstellationen jener Zeit im Parlament sich nur schwer erklären ließen. Albert Apponyi, einer der Führer der radikalen Separatistenpartei, wollte ehrlich den Burgfrieden mit seinen sämtlichen Folgen einhalten und glaubte aufrichtig, daß eine Ministerkrise, die den Sturz Tiszas verursachen könnte, bei der Entente einen ungünstigen Eindruck hervorrufen würde. Andrassy war im ersten Rausch seiner Begeisterung für den Krieg und die Deutschen notgedrungen auf diesen Burgfrieden eingegangen, — zerbrach sich aber schon im vierten oder fünften Monat den Kopf darüber, wie man das Kabinett Tisza stürzen könne. Da er jedoch als der Führer der einen 67er-Partei nicht öffentlich den Bruch des Burgfriedens auf sich nehmen konnte, hätte er gerne diese vom germanophilen Standpunkt verabscheuungswürdige Arbeit durch die 48er-Partei erledigen lassen. Andrassy hatte seine Karten sehr geschickt gemischt und bearbeitete auch jene Mitglieder der 48er-Partei, die zu Apponyis engstem Kreise gehörten, mit überaus gutem Erfolge. Das Ergebnis dieser schlaun und geduldigen Arbeit Andrassys war die sich oft wiederholende komische Situation, daß Apponyi im Hintergrund so in Widerspruch zu Andrassy geriet, daß immer er es war, der den gemäßigten Standpunkt einnahm, während Andrassy sich für die schärfere Taktik einsetzte. Da es nun aber zur Naturgeschichte der Oppositionspartei gehörte, daß sie nach Tätigkeit verlangte, und da die Masse der Abgeordneten auf den Bänken der Opposition sich niemals mit einem bloßen Kopfnicken begnügen wird, galt schließlich der hinter den Kulissen zur Aktion anfeuernde Andrassy immer mehr als der Führer selbst der Apponyi anhängenden Fraktion der 48er-Partei. Denn wenn ich etwas vorschlug, so stieß es bei diesen vorsichtigen Unabhängigen immer auf einen gewissen Widerspruch, da sie fürchteten, daß meine Vorschläge der Sache des Krieges und des deutschen Bündnisses in den Rücken fallen könnten. So kam es, daß ich, wenn ich in meiner eigenen Partei etwas auch bei den Apponyianern durchsetzen wollte, gewöhnlich versuchte, Andrassy zu gewinnen. Darauf entdeckte ich das Ei des Kolumbus und brachte immer den Sturz Tiszas vor. Dem Zauber dieses Arguments konnte Andrassy nur in den seltensten Fällen widerstehen.

Am Tage der Kriegserklärung hatte tatsächlich eine Militärdiktatur die Gewalt im Lande an sich genommen. Regierung und



Zivilverwaltung wurden die Exekutivorgane der Heeresleitung. Jeder selbständige Gedanke, jede eigene Meinung, wenn sie nicht den Absichten des Armeeoberkommandos entsprachen, bedeuteten, daß man einrücken mußte. Hätte das Armeeoberkommando auch keine andere Macht besessen, so hatte es doch diese eine: daß es aus den viertelfreien Menschen in jedem Augenblick Sklaven machen konnte, es hatte sich nicht nur zum Herrn über Tod und Leben, sondern auch zum Herrn über das Wort gemacht. Ein neues Wort tauchte auf: Frontstrafe. Dieses Wort war offenbar nicht in den ersten Monaten des Krieges entstanden, denn damals wagte niemand sein Hinauskommen an die Front, also seine Begegnung mit der wirklichen Lebensgefahr, eine Strafe zu nennen, mochte er es noch so sehr als solche empfinden. Aber diese Zeiten waren gründlich vergangen. Die Armeeleitung selbst gebrauchte es als Strafe, ja, nannte es Strafe, wenn sie jemand die Möglichkeit des schönen und glorreichen Todes gab. Der Standpunkt, den man dem Kriege gegenüber einnahm, hatte sich also verändert, und verändert hatte sich auch der Krieg selbst, er machte neue und immer neue Phasen durch, und auch eine kriegsfeindliche Politik hatte immer neue Ausdrucksmöglichkeiten.

Ich begann in der Partei, im Parlament und in der Presse meinen eigenen besonderen Standpunkt herauszuarbeiten. Graf Stürgkh rief das österreichische Parlament nicht zusammen, Österreich wurde auch der Form nach absolutistisch regiert, und so konnte sich die Delegation, das einzige parlamentarische außenpolitische Forum (an denen sich die Unabhängigkeitspartei übrigens nur unter staatsrechtlichem Vorbehalt beteiligte) nicht versammeln. An die Abhaltung von Volksversammlungen konnte man nicht einmal denken. Meine Äußerungen, obgleich sie keineswegs alles sagten, was ich auf dem Herzen hatte, erweckten im größten Teil der Presse und in offiziellen Kreisen die gehässigste Reaktion. Ihnen gegenüber nahm ich ja bewußt einen entgegengesetzten Standpunkt ein. Daß ich der Stimmung eines sehr großen Teiles des Landes und sehr breiter und verschiedener Schichten Ausdruck gab, das hätte ich, wenn ich es nicht schon früher empfunden hätte, im Winter 1914 und Frühjahr 1915 aus Zuschriften und Äußerungen mit subjektiver Gewißheit feststellen können. Wenn ich heute die Andenken meiner damaligen öffentlichen Tätigkeit durchblättere, so muß ich staunen, wie diese heute schon an Gemeinplätze mahnenden Äußerungen



damals einen solchen Sturm erwecken konnten. Es geschah häufig, daß nach einem halben Jahr meine Aussprüche von jenen wiederholt wurden, die sich am heftigsten gegen sie verwahrt hatten; worauf ich verhüllte Anspielungen machte, davon konnte und mußte man oft nach sehr kurzer Zeit offen reden. Ende 1914 und Anfang 1915 forderte ich die weiteste Ausdehnung des Wahlrechtes. Julius Andrassy war damals der Ansicht, ich hätte mich mit diesen unzeitgemäßen Forderungen gründlich vergaloppiert, denn jetzt krähte ja kein Hahn nach dem ganzen demokratischen Fortschritt und Wahlrecht. Den Vorwurf, daß ich samt meiner Politik vollständig inaktuell sei, bekam ich am öftesten zu hören. Die Familie Andrassy war schon während meiner französischen Gefangenschaft und auch nach meiner Rückkehr der Meinung und teilte diese auch meiner Braut häufig mit, daß nach der politischen Blamage, die mich durch den Krieg getroffen hatte, es für mich das beste wäre, mich ganz zurückzuziehen. Was Czernin und König Karl wenigstens später einsahen, daß es vielleicht doch gut sei, wenn es jemand gab, der, falls sie sich verrechnet hätten, durch eine andere Orientierung das Land zu retten versuchen könnte: dafür waren Apponyi und Andrassy und die übrigen deutschfreundlichen Politiker völlig blind.

Die wirksamste Demonstration und, mit heutigen Augen gesehen, tatsächlich das beste Mittel zur Erreichung meines Zieles wäre die Verweigerung der Kriegskredite gewesen. Dies aber hätte mich auf jeden Fall aus der praktischen Politik ausgeschaltet. Ich wäre allein geblieben oder höchstens mit einer so winzigen Schar, daß sie höchstens moralisch mitgezählt hätte. Daß der Starke am mächtigsten allein ist, und daß es keine größere Kraft gibt als die offen ausgesprochene Wahrheit und das ruhige Gewissen, das habe ich erst später gelernt. Damals sah ich nur die gegebene Sachlage, die Kriegsschauplätze, die Parteiverhältnisse und das, was ich unter diesen gegebenen Verhältnissen im Interesse zur Erreichung meines Zieles tun könnte. Ich muß zum Verständnis meiner Politik vor dem Ende des Jahres 1914 betonen, deren Hauptzweck darin bestand, daß wir die großen Opfer an Blut und Geld, die man von Ungarn forderte, nicht ohne Gegendienste auf sozialem und nationalem Gebiet bringen sollten. Ich verwahrte mich dagegen, daß man die ungarischen Truppen in die verschiedensten Garnisonen der



Monarchie werfe, sie an der Front mit anderen kaiserlichen und königlichen und später deutschen Truppen vermenge. Dadurch hatte nämlich die ungarische Regierung und das ungarische Parlament jeden Überblick und jede Möglichkeit einer Kontrolle der ungarischen Truppen verloren. Ich betonte konsequent, daß schon als Dank für das Blutopfer, und nicht nur deshalb, das Volk in immer größerem Maße am verfassungsgemäßen politischen Leben Teil haben müsse. Ich drängte auf die Schaffung von Gesetzen, die dem Wohl der Kriegswitwen, -waisen und -invaliden dienen, ihnen dem Staate gegenüber Rechte einräumen und ihre Existenz sichern sollten. Schon damals, in der ersten Epoche meiner kriegsfeindlichen Politik, war ich niemals, keinen Augenblick geneigt, an dem die Armeeleitung verherrlichenden Geschrei der übrigen Parteien teilzunehmen. An dem größten Verbrechen dieses Parlaments, daß es die Bevölkerung irregeführt hat, bin ich nicht mitschuldig. Meines Wissens habe ich bei keiner einzigen Gelegenheit versäumt, die Armeeleitung zu kritisieren und Ungarns Sonderinteressen zu verfechten. Nach jedem größeren Siege gab das Parlament ein Bankett. Vom Ministerpräsidenten angefangen erhoben sich sämtliche Parteiführer und feierten den Sieg, die Armeeleitung, das Herrscherhaus und unsere wackeren Soldaten. An diesen Zusammenkünften, in denen das Parlament sich dem Kriege angelobte, nahm ich entweder gar nicht teil oder saß in demonstrativem Schweigen auf meinem Platze. Ich glaube schon, daß es ein beredtes Schweigen war. Im Interesse der Kriegsanleihe wollten auf Apponyis Anregung hin die Parteien gemeinsam einen Aufruf erlassen, in dem sie es zur Pflicht jedes ungarischen Bürgers machten, seine Sparpfennige in das bodenlose Faß des Krieges zu werfen. Auch ich wurde aufgefordert, diesen Aufruf als Präsident der Unabhängigkeitspartei zu unterschreiben. Ich schlug es ab, was Apponyi maßlos kränkte. Dennoch entschloß er sich nicht, die Einheit der Unabhängigkeitspartei zu sprengen, denn er wollte dem Ausland nicht zeigen, wie sehr gespalten die Unabhängigkeitspartei in allen Fragen des Krieges und des deutschen Bündnisses sei. Meine Unterschrift für den Kriegsanleiheaufruf hatte ich schon von der Front aus verweigert. Als es dazu kam, daß die Vierzigjährigen einberufen wurden, meldete ich mich freiwillig an die Front. Dieser Schritt war das Ergebnis langer innerer Kämpfe.



Ich hasse den Krieg, und im März 1915, als ich ihn gründlicher kannte, haßte ich ihn noch viel mehr als früher. Im Frieden hatte ich nicht gedient, jetzt aber mußte ich Soldat werden. Weit Schwächere als ich wurden assentiert, wahre Kinder, frühgealterte Männer, Kranke und mit Gebrechen Behaftete, und wenn man mich nicht einberufen hätte, so hätte ich das nur meinem Namen zu danken gehabt. Eine solche Ausnahmebehandlung konnte ich nicht annehmen, und viel mehr noch mußte ich zu verhindern versuchen, daß irgendein Verwandter für mich den Vermittler spiele und eine Begünstigung erlange. Nun blieb mir noch, wenn ich meinen politischen Pflichten ohne Unterbrechung nachkommen wollte, die Enthebung. Diese aber konnte ich nicht in Anspruch nehmen, denn das hätte mich bis zu einem gewissen Grade denen, die mich enthoben, verpflichtet. Daß ich aus der Zeit meiner französischen Gefangenschaft keinerlei Hemmung in mir trug, daß ich Frankreich verlassen hatte, ohne mich ehrenwörtlich zu irgend etwas verpflichtet zu haben: daran werden sich die Leser dieses Buches vielleicht noch erinnern.

Was sprach für das Einrücken? Die wirkliche Stimmung der Schützengräben konnte ich nur im Schützengraben kennenlernen. Die armen Teufel, die alles Elend der Schützengräben erlitten, hätten nie begriffen, daß ich nicht in Ausnützung meiner Privilegien, sondern aus grundsätzlichen Ursachen, als überzeugter Feind des Krieges, nicht zu ihnen kam. Meine menschliche Zusammengehörigkeit mit einem kommenden, vorausgeahnten und ersehnten demokratischen Ungarn wäre niemals vollständig gewesen, wenn ich nicht ehrlich die Leiden geteilt hätte, in denen dieses neue Ungarn geboren wurde.

Wenn ich die Sache als Politiker betrachtete, so konnte ich selbstverständlich nicht leugnen, daß ich, daheimgeblieben, dem Nest der Intrigen und dadurch der Möglichkeit des Handelns, des Eingreifens in die Gestaltung der Dinge näher gewesen wäre. Doch man hätte mir an den Kopf werfen können, es sei leicht, aus einer Loge Schmähreden zu halten, und wenn die Möglichkeit dieses Vorwurfes wegfiel, konnte ich in meiner Politik weit schärfer und ungehemmter fortfahren.

Heute sehe ich ein, daß ich die Möglichkeit dieses Vorwurfes hätte ausschalten müssen, während ich erwog, was für und was gegen das Einrücken sprach. Ich hätte ruhig abwarten müssen, bis der Vorwurf laut wurde und hätte es ruhig mit ihm aufnehmen



müssen. Was heißt das, aus einer Loge Schmähreden halten? Der Vorwurf hätte mich nur dann getroffen, wenn ich gegen den Frieden gewettert hätte. Ich aber wandte mich gegen den Krieg von einem Posten aus, wo mich selbst keinerlei Lebensgefahr bedrohte und wandte mich deshalb gegen ihn, weil ich wollte, daß die Millionen draußen auf dem Kriegsschauplatz ebenfalls der Lebensgefahr entrinnen mögen, deren Nähe sie zu zitternden und mordenden Tieren erniedrigte. Wenn ich rückschauend meinen damaligen Seelenzustand betrachte und alle jene Motive, die mich an die Front hinaustrieben, in ein einziges starkes Motiv zusammenfasse, so muß ich sagen: ich wollte nicht feig erscheinen. Ich war nicht zu feig, die Gefahren zu ertragen, die unzählige arme Mitmenschen tragen mußten. Allein der Schein, daß ich es sei, erschien mir unerträglich. Der Nazarener sieht Christus vor sich, in seinen Ohren klingt das fünfte Gebot, und wenn man ihm die Waffe in die Hand drückt, antwortet er sanft, daß er im Sinne seines Glaubens nicht töte. Wer das Schwert erhebt, fällt durch das Schwert, sagt die Schrift! Die Nazarener unter den Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee, die kein Schwert erhoben, sind in vielen Fällen durch das „Schwert“ gefallen. Sie wurden erschossen. Den Standpunkt der Nazarener billigt und empfiehlt auch Tolstoi, aber die Passivität — die heldenmütige Passivität, die er erfordert, liegt nicht in meiner Natur. Der kämpfende Antimilitarist widersetzt sich der Macht, die ihn zwingen will, seine Brüder zu töten, verweigert den Gehorsam, und wird vor der Front niedergemacht. Nun, ich begriff die moralische Größe, den wahren Mut, der in diesem Verhalten liegt, aber das Beispiel, das den Beispielgebenden sicherlich volle innere Befriedigung, vollkommenen Frieden gab, für mich selbst als zwingend anzuerkennen, konnte und wollte ich nicht. Ich war ein Politiker, und es konnte nicht mein Ziel sein, mich selbst aufzuopfern, sondern vielmehr die anderen zu retten. Ob es nicht richtiger, wahrhafter, ja politischer gewesen wäre, mich nicht um den Schein zu kümmern und auch in der Frage des Einrückens so zu handeln, wie es meinen Grundsätzen entsprach: darüber mußte ich auch damals viel nachdenken, und heute glaube ich, es wäre tatsächlich besser gewesen. Der Schein, den ich fürchtete, wäre geschwunden und die Folgen hätten mich gerechtfertigt. Jedenfalls wäre es tapferer gewesen, feig zu erscheinen.



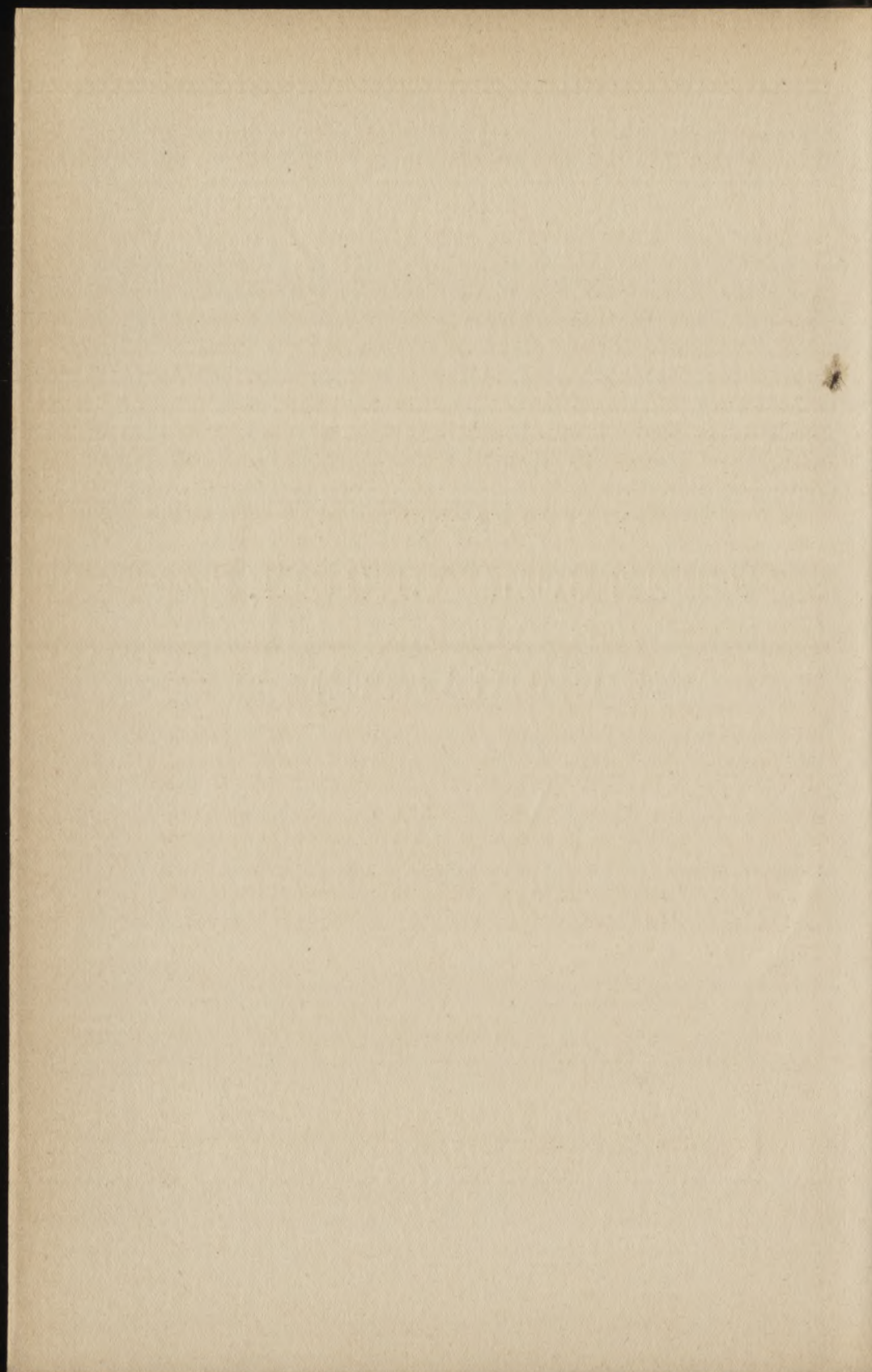
Als ich beschlossen hatte, mich freiwillig zu melden, hatte ich mir dadurch die freie Wahl der Waffengattung gesichert. Während der Ausbildung wollte ich gerne dem Sitz des Parlaments nahe sein. Ich war jung verheiratet, und wir erwarteten die Geburt unseres ersten Kindes, darum legte ich Gewicht darauf, Budapest nicht verlassen zu müssen, und als guter Reiter meldete ich mich beim ersten Budapester Honvéd-Husaren-Regiment. Im April 1915 rückte ich ein, und am 9. Juni schrieb der „Matin“ unter dem Titel: „Ehrenwort — ein Fetzen Papier“, daß ich, der ich mich ehrenwörtlich verpflichtet hätte, nicht in der österreichischen Armee zu kämpfen, kaum daß man mich auf dieses Ehrenwort hin aus der französischen Gefangenschaft entlassen hätte, freiwillig in ein Husarenregiment eingetreten sei. Graf Nikolaus Szécsén, unser ehemaliger Pariser Botschafter, beeilte sich, die Notiz aus dem „Matin“ auszuschneiden und sie mir einzusenden, zum Beweise dessen, mit was für Mitteln die Pariser Blätter selbst gegen Leute arbeiteten, die als Franzosenfreunde bekannt waren. In der Notiz des „Matin“ sind die Worte „kaum“ und „Ehrenwort“ unwahr; was das „freiwillig“ anbelangt, so weiß der Leser jetzt schon, was es damit für eine Bewandnis hatte.



ELFTES KAPITEL

**MEINE BEMÜHUNGEN,  
ITALIEN VOM KRIEGE  
FERNZUHALTEN**







Im ersten Kriegswinter standen die Russen in den Karpathen, und es drohte die Gefahr, daß sie unsere Front durchbrechen und Ungarn überfluten würden. Die unter meiner Führung stehende Fraktion der Unabhängigkeitspartei sah in jener Zeit ihre Hauptaufgabe darin, zu verhindern, daß im Falle einer drohenden Invasion Ungarn weitere Feinde in den Rücken bekomme. Die Gewitterwolken einer italienischen Intervention türmten sich damals schon finster am Horizont. Rumänien war in den Fragen des Krieges zu einer Verständigung mit Italien gelangt. Diese Einmischung wäre vom ungarischen Standpunkt aus noch gefährlicher gewesen.

Graf Theodor Batthyány und die Abgeordneten Ludwig Beck und Martin Lovászy hatten Ende Januar 1915 erfahren, daß der griechisch-katholische Pfarrer Dr. Johann Török im Auftrag seiner Diözese längere Zeit in Rom verbringen würde. Es ist dies derselbe Dr. Johann Török, der im letzten Kriegsjahr, als er Feldkaplan war, unter irgendeiner unbedeutenden und falschen Anklage im Militärgefängnis von Szeged gefangen saß, und den man eigentlich nur wegen seiner Verbindung mit mir gefangen hielt, um ihm ein mich belastendes Geständnis erpressen zu können. Als die drei Abgeordneten Dr. Johann Török kennenlernten, beschlossen sie, ihn zu ersuchen, er möge die italienische Öffentlichkeit und die verantwortlichen Faktoren Italiens über unsere Auffassung vom Kriege orientieren. Ludwig Beck reiste mit Dr. Török nach Wien, wo ich damals im Cottage-Sanatorium lag, und ich, der ich meine Zustimmung zur Mission Dr. Töröks gab, versah ihn am 5. Februar 1915 mit Empfehlungsschreiben an den Fürsten Scipio Borghese und den italienischen Minister für Äußeres Baron Sydney Sonnino.

Dann reiste ich nach Budapest und suchte Martin Franklin, den italienischen Generalkonsul, auf. Es lag mir hauptsächlich daran, zu erfahren, welchen Wert für Italien die Orientierung über die Stimmung einer ungarischen Oppositionspartei besitzen könnte. Als Ergebnis unserer Unterredung kündigte Martin Franklin Baron



Sonnino in einer chiffrierten Depesche die Ankunft Töröks an. Török reiste nach Rom, doch da er während des ganzen Februars die außenpolitische Lage nicht für günstig hielt, besuchte er Sonnino erst am 12. März. Dem italienischen Außenminister trug nun Dr. Johann Török als Anschauung der Károlyi-Fraktion das Folgende vor:

Die Unabhängigkeitspartei hält es für notwendig, die königlich italienische Regierung über die wahre Stimmung der Ungarn aufzuklären. Das ungarische Volk, die Millionen dieses Volkes, werden nicht durch das „offizielle Ungarn“, sondern durch die Unabhängigkeitspartei wirklich vertreten. Die ungarische Regierung, die Regierung Tiszas, verdankt ihre Macht einem unbeschreiblich engen Wahlrecht und einer durch Richterspruch festgestellten Wahlkorruption. Wenn also für die königlich italienische Regierung die Kenntnis der wahren Stimmung des ungarischen Volkes von Wert ist, so muß sie die Unabhängigkeitspartei anhören.

Ungarn wartete mit banger Sehnsucht auf das Ende des Krieges. Die Sehnsucht nach Frieden ist hier allgemein. Der Hauptgrund ist der, daß der Ausgang des Krieges, mag er wie immer geartet sein, auf alle Fälle unsere gesunde Entwicklung stört. Wir wissen alle, daß dieser Krieg für ausgesprochen deutsche Interessen geführt wird, im Dienste des deutschen Strebens nach dem Osten steht, und wir befürchten, daß wir nach Abschluß des Krieges die Vasallen Deutschlands und unsere Märkte zum Abflußkanal der deutschen Produktion werden würden.

Johann Török setzte dem italienischen Außenminister auseinander, daß wir, wenn wir uns in unserer jetzigen bedrängten Lage an die italienische Regierung wenden, uns nicht auf die Jahrhunderte alte Freundschaft zwischen Ungarn und Italienern berufen, noch auf alte Traditionen, und auch nicht an jene Märtyrer der Freiheit appellieren, deren Blut, auf den Schlachtfeldern der italienischen Unabhängigkeit vergossen, die Wurzeln nährt, aus denen das heutige einige Italien aufgeblüht ist. Wir beschwören nur die offenkundigen Lebensinteressen des italienischen Volkes, jenen „Sacro egoismo“, der jene verpflichtet, die heute das Schicksal des italienischen Volkes leiten. Nun, und mit Berufung darauf meinen wir eben, daß ein unabhängiges, selbständiges Ungarn ein hervorragendes italienisches Interesse sei, mehr als das, eine der wichtigsten Garan-



ten eines dauernden europäischen Friedens. Denn Ungarn ist weder ein slawisches noch ein germanisches Gebilde. Es ist nicht so mächtig, daß es territoriale Bestrebungen haben könnte (etwa auf dem Balkan), hingegen stark genug, um ähnlichen Bestrebungen anderer Staaten einen Damm entgegenzusetzen. Dieser Krieg beweist, daß Ungarn ein reiches Reservoir moralischer und materieller Werte sei. Italien würde also sehr gut fahren, wenn es sich Ungarn als künftigen Verbündeten sichere und könnte der Freundschaft Ungarns zuliebe Rumänien ruhig fallen lassen.

Török erörterte die Notwendigkeit eines ungarischen Küstenlandes, und, obgleich seine Mission sich nur darauf erstreckte, dem italienischen Außenminister das Obige mitzuteilen, ließ Sonnino während der nächsten zwei Wochen Török noch zweimal zu sich bitten, informierte ihn für seine Partei über die italienisch-österreichischen Verhandlungen und ließ der Partei am 24. durch Török sagen, er habe Töröks Gedanken den kompetentesten Faktoren verdolmetscht, und diese Faktoren fänden sie in allen Punkten sympathisch. Dazu, daß diese Pläne sich verwirklichen sollten, mochte wohl, dies gab er zu, italienische Hilfe nötig sein, darum stellte er diese Hilfe auch in Aussicht, wollte aber vorher unsere Machtverhältnisse, Aktionsmöglichkeiten usw. kennenlernen. Sonnino erklärte sich auch bereit, die Verhandlungsmöglichkeiten mit den übrigen Großmächten zu schaffen, riet uns aber vor allem, wir sollten uns bemühen, mit Rumänien ein Übereinkommen zu treffen. Er sei geneigt, Török auf dem Wege des Bukarester italienischen Gesandten an Bratianu, den er für den einflußreichsten Mann in Bukarest hielt, zu empfehlen. Er bitte Török, all dies seinen Auftraggebern persönlich mitzuteilen, und da er damit rechne, daß Török nicht nach Rom zurückkehren können werde, gebe er ihm die Möglichkeit, ihm die Antwort der Partei in einer chiffrierten Depesche mitzuteilen. Török traf in Budapest ein, teilte das Bisherige seinen Mandanten mit, die auch Julius Justh und Johann Justh zu ihren Beratungen heranzogen und Török ersuchten, nach Rom zurückzukehren und Sonnino das Folgende zu melden:

Da in Ungarn jetzt schon alle Männer vom 18. bis zum 50. Jahre eingerückt seien, sei das Ziel unserer Bewegung nur mehr der Friede, und alle ihre Aktionen könnten nur mehr Friedensaktionen sein. Deren Form sei: Demonstrationen im Parlament, auf der



Straße, in der Presse. Auch dies habe seine eigenen inneren und äußeren Vorbedingungen.

Am 9. April sucht Török Sonnino wieder auf und gibt ihm die gewünschten Aufklärungen.

Am 22. April teilt Sonnino Török mit, der Dreibund würde Anfang Mai aufgelöst, und daß Ende Mai „se Dio non fa miracolo — fa guerra“ („wenn Gott kein Wunder tut — macht er Krieg“). Sonnino meldet Török telephonisch beim englischen Botschafter Rennel Rodd an, der der Meinung ist, Török müsste auch mit Bratianu reden. Rennel Rodd läßt der englischen Regierung durch einen Kurier über Töröks Informationen berichten.

Török referiert am 27. April seinen Mandanten, die Töröks italienische Erfahrungen Julius Andrássy mitteilen. Julius Andrássy hört Török dann auch persönlich an, betrachtet, indem er seinen ursprünglich eingenommenen Standpunkt aufgibt, den italienischen Krieg als *fait accompli* und meint, Török möge nach Rom zurückkehren und dem italienischen Außenminister den damals auftauchenden Gedanken eines Konzentrationskabinetts mitteilen.

Als Török nach Italien zurückkehrte, brach dort eine Regierungskrise aus, und zwar wegen Giolitti, der den Krieg nicht wollte. Sonnino empfängt Török während der Krise zweimal, einen Tag vor der Kriegserklärung und einen Tag danach, und gibt wichtige Erklärungen ab. Um auch während des Krieges mit der Unabhängigkeitspartei verkehren zu können, läßt er für Dr. Johann Török ein „Laissez passer“ ausstellen.

Nachdem Török nach Budapest zurückgekehrt war, teilten seine Mandanten diese Aktion der ungarischen Regierung, der österreichischen Regierung, dem Minister für Äußeres und dem König mit. Der Überbringer des Berichtes war Graf Julius Andrássy. Der Text lautet wie folgt:

„Die Abgeordneten Graf Michael Károlyi, Graf Theodor Batthyány, Ludwig Beck und Martin Lovaszy, die seit Kriegsausbruch die Vorgänge in der auswärtigen Politik mit großer Besorgnis beobachtet haben, hielten es für ihre Pflicht, das Verhalten der neutralen Staaten, und zwar in erster Reihe Rumäniens, Italiens und Griechenlands, auf das genaueste zu beobachten, und waren bemüht, sich gründliche Informationen nicht nur über die allgemeine Stim-



mung, sondern möglichst auch über die Pläne und Absichten der offiziellen Kreise in jenen Staaten zu verschaffen.

Durch einen Freund, den sie im Verlaufe dieser Bestrebungen vor Ausbruch des italienischen Krieges öfters nach Rom geschickt haben, gelang es ihnen, mehrere Monate früher über die Pläne und Absichten des offiziellen Italiens immer völlig wahrhaftige, durch die Ereignisse bestätigte Informationen zu erhalten. So erhielten sie zum Beispiel darüber, daß infolge des Versäumnisses der Monarchie, zur rechten Zeit eine ernstliche Aktion zur Erhaltung des Friedens zu unternehmen, der Krieg mit Italien unvermeidlich sei, schon Ende Februar authentische Informationen. Ende März erfuhren sie, die Intervention Italiens sei für die zweite Hälfte Mai so gut wie sicher. (Wörtlich sagte Sonnino zu ihrem Freunde, daß der Krieg, wenn Gott kein Wunder tut, unvermeidlich sei.)

Da die italienischen maßgebenden Staatsmänner ihrem Freunde solcherart völlig wahre Informationen gaben, hielten die genannten Abgeordneten, wissend, daß Italien in der für unser Land wichtigsten, in der rumänischen Frage im Einverständnis mit Rumänien vorgehen würde, es für ihre unabwendbare Pflicht, für die Zeit der Neutralität Italiens ihre dortigen wertvollen und schon bewährten Verbindungen zum Wohle des Vaterlandes und des Königs fruchtbar zu machen, weshalb sie ihren Freund, mit den folgenden Instruktionen versehen, wieder nach Rom schickten:

Er möge die Aufmerksamkeit der italienischen Regierung auch auf jene moralischen Verpflichtungen lenken, die sie infolge der traditionellen italienisch-ungarischen Freundschaft Ungarn gegenüber quasi dazu verpflichten, die vitalen Interessen des ungarischen Staates auch in der heutigen schwierigen Lage und auch dessen Bedrohern gegenüber möglichst zu wahren.

Besonders sollte er die Aufmerksamkeit der italienischen Regierung darauf zu lenken, daß jede Verstümmelung der territorialen Integrität der Monarchie — so auch die Gefährdung Siebenbürgens durch Rumänien und die italienischen und slawischen Aspirationen auf Fiume und das ungarische Küstenland — für die Monarchie und besonders für Ungarn die schwersten Folgen nach sich ziehen würden. Und da seine Besuche bisher tatsächlich mit vielem Entgegenkommen empfangen wurden, möge er versuchen, sich über



die Absichten der italienischen Regierung bezüglich der obenerwähnten Fragen zu orientieren.

Der Abgesandte fand während der politischen Krise in Italien und auch nach deren Lösung Gelegenheit, mit Sonnino zu konferieren, der ihm im Wesentlichen das Folgende sagte:

Ungeachtet dessen, daß die italienische Öffentlichkeit einstimmig die Verschmelzung der von Italienern bewohnten Gegenden mit Italien fordere, gebe er doch das positive Versprechen, die Ansprüche auf Fiume und das ungarische Küstenland fallen zu lassen und die Forderungen Rumäniens nach dem Besitze Siebenbürgens unter Zuhilfenahme seines ganzen Einflusses zu dämpfen, wenn er von ungarischer Seite nur so viel Entgegenkommen erfahre, daß ein alle politischen Parteien des Landes — also auch die friedensfreundlichen Faktoren — einschließendes Kabinett gebildet würde, das seine Friedensbereitschaft durch das Negativum dokumentierte, daß Graf Stefan Tisza — den man im Ausland als spiritus rector des Krieges betrachtet — darin nicht vertreten sei.

Diese Erklärung erachtet Sonnino bis Mitte Juni für verpflichtend.

Da es das hervorragendste Interesse der Dynastie, Ungarns und der Doppelmonarchie ist, daß Rumänien uns nicht angreife, halten es die obengenannten Abgeordneten aus patriotischen und dynastischen Gesichtspunkten für ihre Pflicht, obiges zu allervertraulichstem Gebrauche zur Kenntnis zu bringen. Sie tun dies jedoch auch aus dem Grunde, damit sie nicht durch Versäumnis einer Mitteilung von so vitalem Interesse sich mit der Verantwortung für die Folgen belasten.

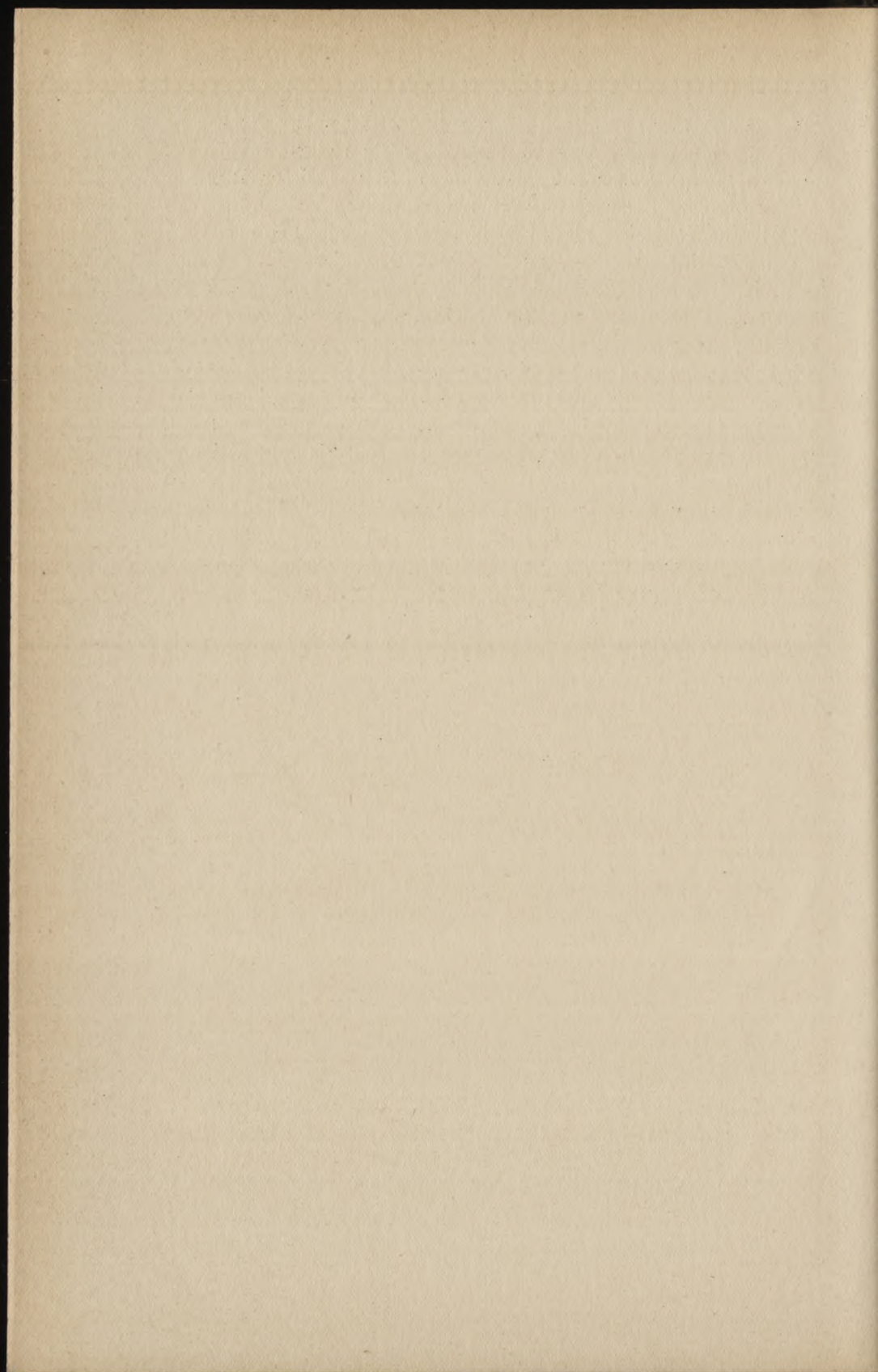
Laut einem von kompetenter Seite stammenden Wunsche ist die ausführliche Bestätigung des Bisherigen sowie eine Beantwortung etwa noch auftauchender Fragen möglich.“

Später, 1917 und 1918, forschte der Militärgerichtshof fieberhaft nach den Einzelheiten unseres Notenwechsels mit Sonnino. Er wollte durchaus einen Vaterlandsverrat feststellen. Die Herren waren nicht wenig verwundert, daß von der Tatsache dieser Verhandlungen durch Graf Julius Andrássy auch Franz Josef, Burian, Tisza und Stürgkh wußten, ja, daß wir vom Minister für Äußeres, Baron Burian, sogar besonderen Dank für unsere Bemühungen erhalten hatten. Ich glaube, ein wenig haben wir diesen auch verdient. Wenn wir nichts anderes taten, so haben wir doch wenigstens einen Weg



offen gehalten, auf dem man mit dem Staate, der später der Hauptfeind der Monarchie wurde, mit Italien, hätte verhandeln können. Das Auswärtige Amt wußte, daß ihm durch uns dieser Weg zur Verfügung stand. Der Vertrag von London, der vom 26. April 1915 datiert war (obgleich man von ihm erst am 28. Februar 1917 durch die Mitteilung der „Izvestia“ Kenntnis erhielt, wenn er auch nicht in die breite Öffentlichkeit drang), war damals schon abgeschlossen, aber Ribot und Lloyd George versuchten gerade im Frühjahr 1917 in Saint Jean de Maurienne, Sonnino dazu zu bringen, daß er die italienischen Bedingungen im Falle des Ausscheidens der Monarchie aus dem deutschen Bunde mildere. Die Italiener klammerten sich an die Brennergrenze und an Triest. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn damals ein Außenminister eine energische Aktion für den Sonderfrieden eingeleitet, wir diesen um den Preis ansehnlicher territorialer Opfer auch bekommen hätten. Czernin wollte nicht zugunsten Italiens auf österreichisches Gebiet verzichten. Wäre es nicht gut für Ungarn und auch für Österreich gewesen, wenn ein ungarischer Staatsmann dagesessen wäre, der ihn dazu gezwungen hätte?

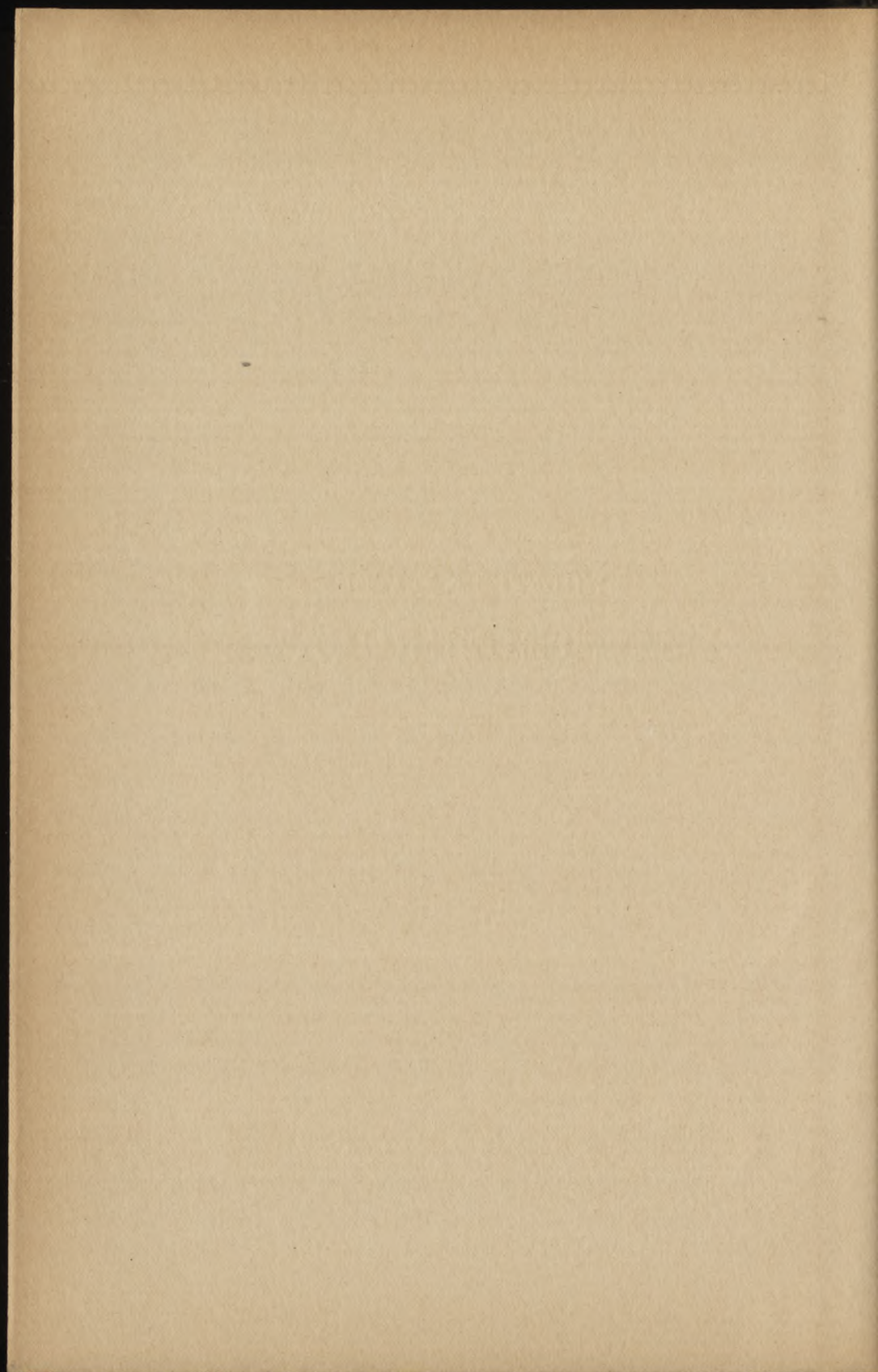






ZWÖLFTES KAPITEL  
**MITTELEUROPA**







Nicht lange nach unserer römischen Demarche hatten unsere Truppen auf dem russischen Kriegsschauplatz einen großen Erfolg: Der Durchbruch von Gorlice befreite die besetzten Gebiete der Monarchie. Ich, der ich bisher, sooft ich vom Frieden und von den Kriegszielen zu sprechen versuchte, immer zur Antwort bekam, von all dem könne überhaupt nicht die Rede sein, solange wir uns in einer so bedrängten Lage befänden: ich nützte nun die veränderte Lage, um zu zeigen, daß auch nach Auffassung jener offiziellen Kreise der Augenblick gekommen sei, in dem man von der Beendigung des Krieges sprechen dürfe. Schon damals hätten wir unsere Kriegsziele klar und offen nennen sollen. Unsere Kriegsziele hätten andere sein können als die, unseren bisherigen Besitzstand unversehrt zu bewahren. Doch wenn man dem nach Gorlice noch entgegenhalten konnte, daß die Serben, denen wir zuerst den Krieg erklärt hatten, bei Arangyelovac unsere Truppen geschlagen und aus dem Lande hinausgeworfen hatten, was unserem Prestige in den Augen der südslawischen Welt starken Abbruch getan hatte: so konnte man nach dem Herbstangriff von 1915, in dem die vereinigten Heere der Monarchie, Deutschlands und Bulgariens beim serbischen Marathon die Scharte an unserem Schwert wieder ausgewetzt, Serbien erobert hatten und bis nach Durazzo vorgedrungen waren, endlich den Augenblick für gekommen erachten, in dem unsere verantwortlichen Staatsmänner ein Friedensangebot für ihre dringendste Pflicht halten würden. In Ungarn wäre es die Aufgabe Stefan Tiszas gewesen, Österreich und im Wege Österreichs Deutschland zum Anbieten eines ehrenvollen Friedens zu zwingen. Die annexionistische Strömung war damals in Deutschland noch nicht so stark, der Kanzler hielt die Zügel noch etwas fester in der Hand als später, da Deutschlands Fatum in der Person Ludendorffs einen Mann zum tatsächlichen Befehlshaber im Lande machte, vor dessen ungezügelter Machtbegier und schrankenlos durchgesetzten militärischen Gesichtspunkten



jede bürgerliche Herrschaft völlig verkümmerte. Es war ein großes Unglück, daß, wie sich bald herausstellte, zwischen Deutschland und der Monarchie für den Fall des Sieges keinerlei Vereinbarung vorhanden war. Solange die Verbündeten in diesem Punkte keine klare Lage untereinander geschaffen hatten, mußte die Monarchie selbst für die Annexion Belgiens durch Deutschland solidarisch mitkämpfen, obgleich die bedingungslose Rückgabe Belgiens die erste Bedingung des Friedens war. Hatten die militärischen Siege auch das Gebiet der Monarchie vom Feinde befreit, so enthüllten sie doch eine neue drohende Gefahr: die deutsche Konzeption von Mitteleuropa. Ich denke hierbei an das blendende Buch Naumanns, das seine Bedeutung nicht daraus schöpfte, daß darin ein ausgezeichnete Publizist seinen großzügigen Plan in bestechender Form vortrug, sondern daraus, daß es den Abschluß und die Zusammenfassung sehr verbreiteter und an höchst kompetenter Stelle geteilter überschwenglicher Gedankengänge gab. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Buch nicht nur die deutsche Öffentlichkeit, sondern auch die der Monarchie lange und stark beschäftigt hat. Für die Siegesideologie der ersten Kriegshälfte ist dieses Buch ein reiner, auch für die Geschichte bleibender Ausdruck. Sein Grundgedanke ist der, auch nach dem Kriege den Bund der Mittelmächte, unter Ausbau der deutschen Hegemonie, zur Sicherung der deutschen Weltherrschaft zu verewigen. Seine unverblünte Rede machte anfangs auch unsere glühendsten deutschen Freunde betroffen, und auf scheinbar wunderbare, aber schließlich erklärliche Weise eigneten sich gerade einzelne Denker des radikalen Lagers, wenn auch mit gewissen Vorbehalten, den einen Leitgedanken des Naumannschen Planes an: die Organisation von Mitteleuropa. Später stellte es sich heraus, daß ihr Ideal ein besser und höher organisiertes Mitteleuropa, das nach ihrer Auffassung ein Schritt zu den Vereinigten Staaten Europas gewesen wäre, als logische Folge des Naumannschen Planes in erster Reihe ein militärisch, also niedriger organisiertes Gebilde hätte werden müssen, also eigentlich das Gegenteil ihrer großen, friedlichen Konzeption. Ich habe von Anfang an den Kern der mitteleuropäischen Konzeption darin erblickt, daß diese von Berlin bis Bagdad die Straße mit sogenannten Unterstaaten einsäumen wollte, die alle zu einem Hauptstaate gehört hätten. Aber dieser Haupt-



staat wäre nicht Mitteleuropa gewesen, kein mitteleuropäischer Staatenbund, sondern ganz einfach — Preußen. Unsere deutschfreundlichen Politiker, von der Kühnheit dieses Planes zuerst betroffen, begannen sich allmählich für ihn zu erwärmen, besonders als ihm an offizieller Stelle ein Name gegeben wurde, der ihm den neuen Geschmack nahm und das Ganze stärker mit den gegebenen Zuständen verknüpfte. Dieser Name war: Vertiefung des Bündnisses, und im Zeichen dieser Vertiefung standen später die Verhandlungen von Salzburg und Spaa. Vertiefung des Bündnisses: das war ein Spiel mit Worten. Tiefer konnte uns das Bündnis nicht mehr ins Fleisch schneiden. Die Vertiefung des Bündnisses wäre dessen Verewigung, dessen Verwandlung in eine Staatenzusammengehörigkeit gewesen, und diese Zusammengehörigkeit wäre nicht unter gleichrangigen Partnern zustande gekommen, sondern hätte uns schon bei ihrem Entstehen als Vasallen an den preußischen Lehnsherrn geknüpft und uns, zu einer mit unbeschränkter Wehrpflicht belasteten Kolonie eines zu Eroberungen rüstenden und auf Eroberungen angewiesenen Staates erniedrigt. Die militärischen Inspektionen spielten auch schon im Buche Naumanns eine große Rolle. Er sprach von gegenseitigen militärischen Inspektionen. Aber die Lehren des Krieges konnten jeden davon überzeugen, daß diese gegenseitige Aufsicht nur die Einschmelzung unserer Armee in die deutsche bedeutet hätte.

In Wien wurde die Idee Mitteleuropas mit großer Nervosität aufgenommen. Der Kreis Franz Ferdinands, der auch nach dem Tode des Thronfolgers zusammenhielt, versuchte die Politiker des greisen Herrschers im Sinne der Gedankengänge von Konopischt zu beeinflussen, versuchte noch immer, die Monarchie in einen Föderativstaat zu verwandeln und tat alles, um uns vom Berliner Einfluß zu befreien. Mitteleuropa wäre ein Hohenzollernreich gewesen, und in einem Mitteleuropa auch die Habsburger nichts anderes als die vornehmsten Satrapen der Hohenzollern. Die Jünger Franz Ferdinands träumten nicht von einer Habsburgdämmerung, sondern von einer neuen Blütezeit der Habsburger, von einem anderen, nicht eben im Naumannschen Sinne umfassenden, katholischen, aber natürlich ebenfalls konservativen Mitteleuropa, dessen Möglichkeit Naumanns Plan, einmal verwirklicht, durchkreuzt oder verschlungen hätte. Für diese Ideen war Wien ein besserer Boden

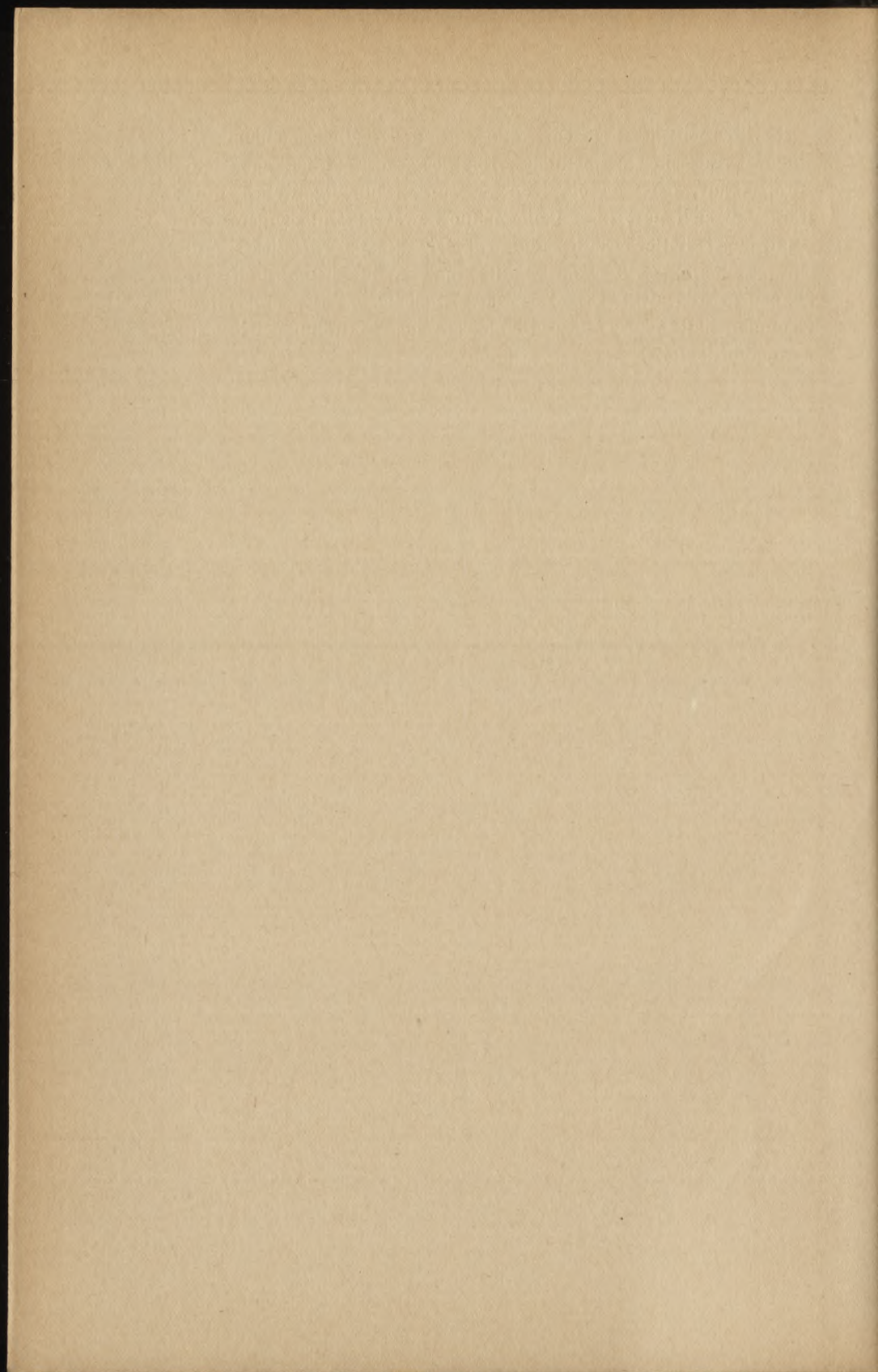


als Budapest, weil der österreichische Patriotismus, wenn es so etwas überhaupt gab, keinesfalls den Dualismus bedeutete, sondern den Zentralismus und Revanche für Sadowa. Die Mentalität der ungarischen Dualisten unterlag jedoch infolge der Kriegserfahrungen und unter dem Einfluß des mitteleuropäischen Projekts einer Wandlung. Nachdem man lange nur flüsternd von diesen Dingen gesprochen hatte, begann nun ein Teil der unter Tizsas Führung stehenden Arbeitspartei und die nicht mir, sondern Apponyi nahestehenden 48er offen zu verkünden, das beste wäre, über den Kopf Österreichs hinweg ein Bündnis mit den Hohenzollern einzugehen. An Stelle des Habsburgdualismus erträumten sich die Herren einen Hohenzollerndualismus, der sich mehr auf das Ungartum als auf das unfähige österreichische Deutschtum stützen sollte. Auf irgendeine Art wollten sie, daß die deutsche Unterstützung innerhalb der Monarchie das ungarische Übergewicht sichere. In diesem Reifestadium des Gedankens stellten sich jene Banken neben ihn, in denen das deutsche Kapital herrschte. Seine stärkste Stütze jedoch war das Gefühl des im Lande tonangebenden Agrarfeudalismus, daß wir, wenn wir die billigeren deutschen Industrieprodukte hereinlassen, unsere eigenen dadurch totschiessen, gleichzeitig der ungarischen Landwirtschaft einen neuen Ausfuhrmarkt schaffen und der drohenden Industrialisierung Ungarns entgehen. Für diese Herren war auch der durch das deutsche Bündnis gestützte österreichische Dualismus in erster Reihe ein Damm gegen Demokratie und sozialen Fortschritt. Jetzt, da Österreich sich als zu schwach zeigte, hätte die direkte Verbrüderung mit den Deutschen über Österreichs Kopf hinweg dasselbe geboten: Schutz gegen die Demokratie und den sozialen Fortschritt. Das radikale Lager hatte dies längst durchschaut, als der Agrarfeudalismus und seine Verbündeten sich noch immer an den auf sie bezüglichen Teil in der neuen, bündnisvertiefenden Ausgabe des mitteleuropäischen Gedankens: den Hohenzollerndualismus, klammerten. Das radikale Lager hat im Projekte Mitteleuropa den konservativen Gedanken erkannt und ihn deshalb verworfen, das agrarfeudalistische Lager hat ihn ebenfalls erkannt und ihn eben deshalb aufgegriffen. Unsere chauvinistische Presse hat dann diesem Gedanken ein gefälliges ungarisches Mäntelchen umgehängt und darin mit prahlerischer Eitelkeit vor Österreich paradiert.



Ich, der ich den Frieden wollte und ein friedliches, unabhängiges Ungarn, trat selbstverständlich sofort gegen das Projekt jenes Mitteleuropas auf, das wie ein Keil in Europa hineingetrieben worden wäre und sich nur, bis an die Zähne bewaffnet, in ewiger Kriegsbereitschaft hätte erhalten können. Die Staatsform dieses Mitteleuropas hätte, ob es nun wollte oder nicht, keine andere sein können als die Militärdiktatur. Das Mitteleuropa des demokratischen Naumann hätte den Tod der demokratischen Bestrebungen in Mitteleuropa bedeutet.



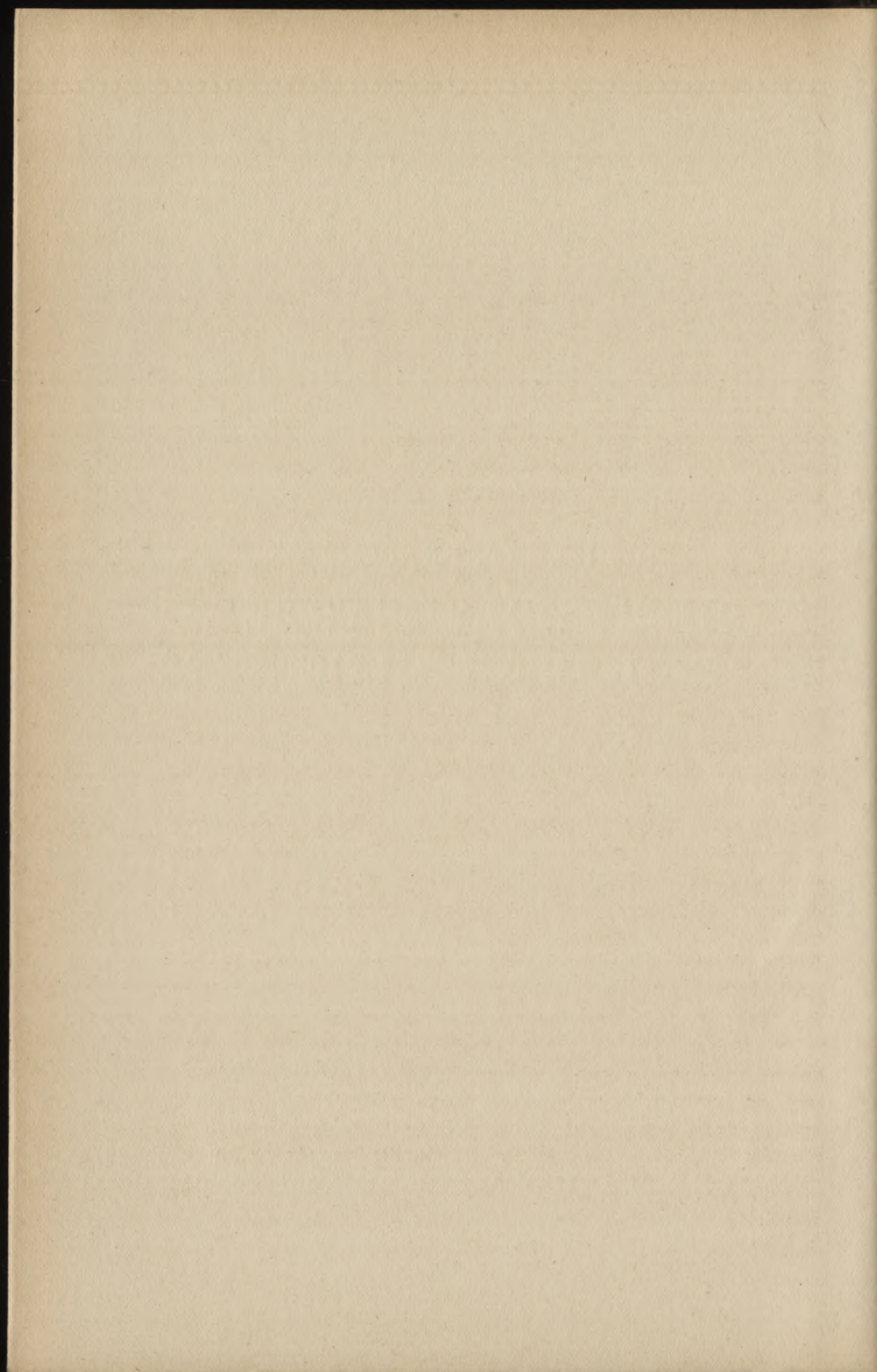




DREIZEHNTES KAPITEL

**DIE KÁROLYI-PARTEI  
FÜR DEN FRIEDEN**







Welches waren die organisierten Kräfte, die in Ungarn für den Frieden arbeiteten? Das Volk, das entsetzlich unter dem Kriege litt, sehnte sich unaussprechlich nach Frieden. Unsere Verluste in den ersten Kriegsmonaten waren zahlenmäßig größer als die irgend-eines anderen Kriegführenden, mit Ausnahme der Russen, und verhältnismäßig größer als die aller; bei Kriegsende hat auch nur ein einziges Volk, das serbische, verhältnismäßig mehr Menschen verloren als wir. Unserer Armeeleitung vertraute niemand mehr. Der Krieg hat bei uns keinen einzigen volkstümlichen Feldherrn hervorgebracht. Daß ein kleiner Journalist aus Alexander Szurmay, diesem durchaus mittelmäßigen und noch dazu vom Pech verfolgten Soldaten, einen ungarischen Leonidas zu machen versuchte, der Uzsoky-Thermopylae verteidigte — über solche Mätzchen konnte die Armee, die Szurmay kannte, nur verächtlich lachen, während das Volk sich überhaupt nicht dafür interessierte. Der Nimbus, den ebenfalls unermüdliche Journalistenfedern um den Kopf des Erzherzogs Josef zu spinnen versuchten, war nicht nur unverdient, also falsch, sondern existierte gar nicht in der Form, in der man darüber berichtete. Die Kriegsberichterstatter waren es, die diesen Erzherzog „Vater Josef“ nannten, nicht die Soldaten. Die Soldaten fühlten es instinktiv heraus, daß dieser freundliche General sich im Grunde nicht von den anderen unterschied, so wie sich später auch aus Akten herausstellte, daß Erzherzog Josef keineswegs zögerte, von rückwärts mit Maschinengewehren auf seine geliebten Soldaten feuern zu lassen. Die überwiegende Mehrzahl der Familienmitglieder von Eingerückten darbt daheim. Die Kriegsunterstützung, die man den Familien der Assentierten bezahlte, war empörend gering, und es ist im Protokoll des letzten ungarischen Parlaments verewigt, daß es in der Regierungspartei Leute gab, die selbst dieses erbärmliche Almosen den Familien der Soldaten mißgönnten und es herabgesetzt wissen wollten. Und wenn man es noch wenigstens regelmäßig bezahlt hätte! Im ganzen Lande wurde darüber geklagt, daß man die



Kriegsunterstützungen nicht ordentlich ausbezahle, sie manchmal monatelang zurückhalte, wofür das Volk die Notare verantwortlich machte. Häßliche Mißbräuche bei den Kriegslieferungen wurden aufgedeckt: gewinnsüchtige Kaufleute verkauften der Armee Soldatenstiefel mit Papiersohlen, und im furchtbaren Winter 1914/15 kamen die Soldaten massenhaft mit erfrorenen Gliedmaßen zurück, die amputiert werden mußten. Schon tauchten die neuen Reichen auf und erregten Anstoß durch ihre Lebensweise. Die alten Reichen zeigten sich vielleicht zurückhaltender, zögerten aber nicht, ihre Macht zu brauchen. Die Gutsbesitzer und ihre Söhne ließen sich in großer Zahl entheben, und die landlosen Feldarbeiter sahen, daß, wer Güter hatte, auch sein Leben auf irgendeine Art retten konnte, und daß er auch dem Tode nicht ins Antlitz zu schauen brauchte, wenn er Boden besäße. Die meisten Fabriken arbeiteten für das Militär, stellten einen Offizier an ihre Spitze, und die Arbeiter wurden Kriegsarbeiter, Landstürmer unter Militärkommando. Auch die letzte Spur von Freiheit ging in den Fabriken verloren. Den Arbeitern gegenüber schützten die militärischen Leiter fast immer die Interessen des Fabrikanten, des Kapitals. Der Arbeiter, der zu mucksen wagte, wurde durch die militärischen Leiter kriegstauglich gemacht und an die Front geschickt. Schien sich in den allerersten Kriegstagen eine gewisse oberflächliche Verschmelzung zu zeigen, so verschärfen sich schon nach Ablauf des ersten Jahres die Klassengegensätze auf unerwartete und sehr beachtenswerte Weise. Nur eine dünne, profitierende Schicht wünschte den Frieden nicht, das ganze übrige Land sehnte sich nach ihm, und am meisten lechzte nach ihm die unterdrückte Klasse.

Die der Friedenssehnsucht in erster Reihe hätten Ausdruck geben müssen, die ungarischen Sozialdemokraten, konnten im Parlament nicht gegen den Krieg auftreten, da sie ja dort nicht einen einzigen Platz besaßen. Dennoch glaube ich, daß es auch in der ersten Zeit des Krieges ihre Pflicht gewesen wäre, ungeachtet aller Schwierigkeiten der Zensur eine energischere kriegsfeindliche Haltung zu zeigen. Leider war dies nicht der Fall; ja, in den ersten Kriegsmonaten übernahm die „Népszava“ („Volksstimme“) die offiziellen Lügen des österreichisch-ungarisch-deutschen Militarismus und versuchte, das Proletariat durch diese Tiraden, die es doch durchschauen mußte, zu betäuben. Die These der „Népszava“ war die,



daß unser Krieg hauptsächlich zum Sturze der russischen zaristischen Reaktion geführt würde und darum zu begrüßen sei. Als ob von Kaiser Wilhelm bis Stefan Tisza alle diesen Krieg nur deshalb unternommen hätten, um die russischen Proletarier vom Zarenjoch zu befreien!

Wenn Traditionen verpflichten, wenn der revolutionäre Ursprung kein bloßes Gefasel ist, dann wäre neben der sozialdemokratischen Partei die Unabhängigkeitspartei verpflichtet gewesen, schon in diesem Stadium mit Zähnen und Krallen für den Frieden des ungarischen Volkes zu kämpfen. Während ich jede Gelegenheit ergreifen wollte, um die Regierung zur Nennung ihrer Kriegsziele zu zwingen, unter Betonung dessen, daß wir nicht geneigt seien, den Krieg für fremde (deutschimperialistische) Interessen auch nur um einen Tag zu verlängern, betrachtete Apponyi die deutsche Sache als Sache des ungarischen Volkes und war auch weiterhin immer bereit, im Namen der Partei der Möglichkeit zuzustimmen, daß die ungarischen Truppen, wenn nötig, auch für Mesopotamien bluteten. Apponyi folgte in außenpolitischen Fragen blindlings dem jüngeren Julius Andrássy und hat mir das mehr als einmal offen eingestanden. So war der eigentliche Führer der Unabhängigkeitspartei gar nicht Apponyi, sondern Andrássy. Für mich, der ich für Beginn und Fortsetzung des Krieges überhaupt nicht verantwortlich war und ununterbrochen scharfe Kritik an allen wirtschaftlichen, politischen und militärischen Fragen des Krieges üben wollte, wurde dieser Zustand nachgerade unerträglich, so daß ich ihm ein Ende bereiten mußte. Ich wartete nur mehr auf die günstige Gelegenheit.

Diese Gelegenheit bot sich im Sommer 1916. Im Juli dieses Jahres ersann Andrássy den Plan eines Auswärtigen Senats, in dem die Regierung die Opposition in auswärtigen und militärischen Fragen ständig informiert hätte, wodurch die Opposition in die Lage gekommen wäre, eine gewisse Kontrolle auszuüben. Der uneingestandene Zweck dieses Andrássyschen Planes war, Tisza in auswärtigen Fragen unter Vormundschaft zu stellen. Er wollte Tiszas Kreatur, Baron Stefan Burian, stürzen und sich selbst zum Außenminister ernennen lassen. Apponyi, Andrássys blindes Werkzeug, stimmte diesem Plan freudig bei und machte sich auch nichts daraus, daß die 48er-Partei im Auswärtigen Senat ohne jede Gegenleistung ihr Giro zu diesem Kriege geben würde, der auch für den



Fall des Sieges eine Stärkung der reaktionären Strömungen in Ungarn bedeutet und uns von Ludwig Kossuths Programm weiter entfernt hätte denn je. Diesen Plan haben Andrassy und Apponyi ausgeheckt, als ich in Konstantinopel war. Sie wußten wohl, daß sie meine Mithilfe schwerlich hätten gewinnen können, hofften aber, daß ich das *Fait accompli* doch hinunterschlucken würde. Sie hatten sich getäuscht. Kaum heimgekehrt, brachte ich es zum Bruche. Der Wahrheit zuliebe muß ich feststellen, daß Apponyi alles tat, um die Parteispaltung zu verhindern. Apponyi war bereit, alles zurückzuziehen, ich aber leitete die Verhandlungen so, daß eine Versöhnung unmöglich wurde. Ich trat aus der Partei aus, und mir folgten etwa noch zwanzig andere, unter ihnen Graf Theodor Batthyány und Martin Lovászy, die mit mir völlig übereinstimmten. Nicht nur in jener Frage, sondern auch darin, daß der Augenblick gekommen sei, in dem wir unsere deutschfeindliche Politik demonstrieren und dem Ausland zeigen mußten, daß es in Ungarn eine Partei gebe, die bereit sei, mit den Deutschen zu brechen, einen Sonderfrieden einzugehen und sich nach der Entente hin zu orientieren.

Dieser Schritt war jedenfalls heilsam. Er hat uns selbst klar gemacht, wo wir standen, zeigte es unseren Gegnern im Parlament, und, was wichtiger war, dem Ausland und, was das allerwichtigste war, auch dem ungarischen Volke. Die offizielle Presse der Regierung nannte uns jetzt schon ganz hemmungslos Vaterlandsverräter, die der Regierung weniger unmittelbar verpflichtete Presse Wahnsinnige. Um uns herum entstand ein gewaltiger Wirbel. Die Pressekampagne, in deren Mittelpunkt wir geraten waren, erwies sich für uns als eine große, und ich kann sagen unerwartete Kraftquelle. Denn im Verlaufe dieser Pressekampagne wurde es uns bewußt, daß die Stimmung der im Kriege leidenden breiten Massen sich uns zugewendet hatte. In diesem Punkte also war unser Kampf nicht vergeblich gewesen. Die leidenden Massen hatten gefühlt, daß es noch Volksvertreter gebe, die ihre Aufgabe nicht darin erblickten, sie auf die Schlachtbank zu liefern und ihnen von den Wonnen der Schlachtbank zu erzählen (die sie besser kannten als wir), sondern darin, ihren verzehrenden Sorgen Stimme zu verleihen. Diese Massen hatten sich gemerkt, daß ich dem Worte verliehen habe, was sie im Jahre 1914 noch nicht auszusprechen



gewagt hatten, jetzt aber schon auf allen Straßen ausposaunten: daß man diesem furchtbaren Kriege ein Ende machen müsse! Nun, diese Kriegsmüden, die kriegshassenden Massen hatten meinen Schritt verstanden und begannen in mir den Mann zu sehen, der sie aus dem blutigen Elend befreien würde. Dieses Gefühl wurde in diesen Tagen in mir zur Gewißheit und leitete fortan alle meine Schritte. Die erwartungsvolle Stimmung, die sich immer mehr verdichtete, indem sie mir zuströmte, zog auch mich gewaltig in ihren Bann und gab mir Kraft und Sicherheit. Aber sie belastete mich auch mit ungewöhnlicher Verantwortlichkeit, Verantwortlichkeit für das Schicksal jener vielen armen Menschen, die mir vertrauten, und auch diese Verantwortlichkeit empfand ich überaus stark. Ich hatte sie draußen im Schützengraben gesehen und wußte, was ich ihnen schuldig sei. Meine Partei wollte die Partei der von Friedenssehnsucht erfüllten großen Massen werden. Der Unabhängigkeitsgedanke verwandelte sich im Verlaufe des imperialistischen Krieges, der das Blut des ungarischen Volkes für volksfremde Ziele vergoß, von selbst in den Gedanken des Friedens. Das ganze Unabhängigkeitsprogramm in staatsrechtlicher, sozialer, außenpolitischer Beziehung floß in dem einen Worte zusammen: Friede! Der Friede war die erste Bedingung für die Verwirklichung all dieser Programmpunkte, die nun wieder die tiefempfundenen Lebensnotwendigkeiten des ungarischen Volkes geworden waren. Die Art, wie man das ungarische Volk in den Krieg getrieben hatte und wie fremde Befehlshaber auf dem Kriegsschauplatz mit ihm umgingen, dieses Attentat gegen die Lebenskraft des ungarischen Volkes: daß man auf alle gefährdeten Punkte des Kriegsschauplatzes, auf all jene, die man nur um den Preis großer Verluste halten konnte, die verlässlichen ungarischen Truppen schickte, weil man wußte, daß sie standhalten würden: all dies forderte gebieterisch die Unabhängigkeit des ungarischen Staates, weil dies von allem andern abgesehen als die einzige Möglichkeit erschien, der sinnlosen, zwecklosen Vergeudung ungarischen Blutes ein Ende zu bereiten. Der Demokratie, deren Forderung der Schützengraben mit elementarer Gewalt gestellt hatte, widersetzte sich starr jene Partei, die den Bund der Unterdrückerklassen und des Dualismus bedeutet. Diese Partei, die Arbeitspartei, war die Trägerin auch des deutschen Bündnisses, dieser Hauptquelle unseres Kriegselends. Unabhängigkeit: das Wort bedeutete



zu jenem Zeitpunkt schon unsere Befreiung vom deutschen Bündnis, von der schonungslosen Klassenherrschaft der Arbeitspartei und der Brutalität der Armeeführung. So wurde der Friede zum Synonym der Unabhängigkeit, und so verdrängte das eine Wort immer mehr das andere. Die unter meiner Führung aus der Unabhängigkeitspartei ausgeschiedene Gruppe wollte die Partei der brennendsten Lebensbedürfnisse, der heißesten Sehnsucht des ungarischen Volkes werden und konnte darum nichts anderes sein als eine Partei des Friedens. Die Károlyi-Partei wurde die ungarische Friedenspartei.

Die Blätter der Entente begannen zu merken, daß sich endlich auch eine ungarische Partei gefunden hatte, die die Union sacrée des Krieges durchbrochen hatte, und es geschah, was Apponyi so sehr befürchtet hatte: man sah in uns Separatisten, man sah in uns die Partei der Entente und begrüßte uns als solche.

Waren wir wirklich die Partei der Entente? Nein; wir waren die Partei des Friedens. Gerade in jenen Tagen erstarkte der aus den neutralen Ländern zu neuer Eroberungsfahrt aufbrechende Pazifismus zu einer organisierten, seiner Ziele bewußten, mächtigen Bewegung. Dieser Pazifismus bewegte sich nicht mehr in nebligen Allgemeinheiten. Spielte sich doch der schrecklichste aller Kriege vor seinen Augen ab, und der fühlende, der denkende, der entschlossene Pazifist konnte nur eine Aufgabe haben: den Greueln ein Ende zu bereiten und ihre Wiederholung zu verhindern. Diese beiden Aufgaben schienen damals noch eins. Im Sommer 1916 forderte der Pazifismus auf Grund eines großen umfassenden Programms schon die Abschließung des Weltkrieges durch einen unzweideutigen Frieden. Der Pazifismus wollte und versprach den dauernden Weltfrieden, die allgemeine Abrüstung und das Bündnis aller Staaten und forderte deshalb von den kriegführenden Mächten einen Verständigungsfrieden ohne Entschädigungen und Annexionen. Mochten sich die kriegführenden Staaten mit einer noch so hohen chinesischen Mauer umgeben, mochten sie ihren Ländern die Produkte der pazifistischen Literatur noch so geschickt fernhalten: die pazifistische Propaganda fand die Breschen, durch die sie zu den gepeinigten Massen im Hinterland, ja selbst im Schützengraben hindurchschlüpfen konnte. Die Ereignisse hatten den Boden überall urbar gemacht. Der beste Teil der Intellektuellen war



damals schon Verkünder des Pazifismus. Sie hatten erkannt, daß die neueste Form des Kapitalismus, der Imperialismus, im starken ursächlichen Zusammenhang mit dem Krieg stehe, und daß alle, die dem Krieg ein Ende bereiten wollten, sich überall, in allen Ländern gegen den Imperialismus wenden mußten. Sie formulierten das Gefühl, das dumpf und nur halb bewußt von Anfang an in der Seele der Massen gelebt hatte: daß sie, die Massen, mit den Kriegszielen, den Kriegszielen des Imperialismus, und also mit dem ganzen Kriege nichts weiter zu schaffen hatten, als daß sie eben seine Opfer waren. Als der Pazifismus zu beweisen begann und auch in seiner Propaganda das Hauptgewicht darauf legte, daß die Gebietseroberung, die Revanche, die Unterdrückung anderer Völker und Rassen überall nur den Interessen der herrschenden Klassen dienten, betrat er revolutionäres Gebiet. Dieser revolutionär-pazifistische Gedanke eroberte sichtbar und fühlbar von Tag zu Tag weitere Kreise. Der Gedanke spaltete in den kriegführenden Staaten die Arbeiterparteien; wo sich keine revolutionäre Linke ausgebildet hatte, dort waren die Parteien gezwungen, selbst kriegsfeindliche Politik zu machen.

Die Leitung der ungarischen sozialdemokratischen Partei verschob sich unter dem Drucke des allgemeinen Ekels vor dem Kriege nach links. Der revolutionäre Pazifismus drückte die Empfindungen des größten Teiles der ungarischen Arbeiterschaft aus. In der Parteileitung wurde der Vertreter dieser sich immer stärker durchsetzenden Richtung Sigmund Kunfi. Das große Ziel meiner eigenen Politik war der Friede. Sobald ich sein neues Programm genauer kennengelernt hatte, glaubte ich im Pazifismus das Mittel zur Erreichung dieses Zieles zu finden, und vor allem fand ich in ihm den Ausdruck meiner eigenen Gefühle. Mit heißem Herzen und kühlem Verstand schloß ich mich dem Pazifismus an. Im Gefühl machten mich meine Erlebnisse an der Front, im Gedanken das konsequente Zuendedenken des Unabhängigkeitsgedankens, in der Tat das Vertrauen der Masse zum Pazifisten. Der revolutionäre Pazifismus mußte das Rückgrat meiner Politik werden, und darum mußte ich eine engere Berührung mit den Sozialdemokraten, besonders mit ihrem unter der Führung Sigmund Kunfis stehenden linken Flügel suchen. Mit Kunfi war ich seit unserer gemeinsamen Amerikafahrt, auf der ich seine anziehende Persönlichkeit und imposante Begabung kennengelernt hatte, immer in Kontakt geblieben.



Nun, diese Waffenbrüderschaft wurde von den Mitgliedern der Károlyi-Partei mit höchst unfreundlichen Augen betrachtet. Sehr viele Mitglieder meiner Partei waren nur deshalb mit mir zusammen aus der vereinigten Unabhängigkeitspartei ausgetreten, weil sie sich dort aus irgendeinem persönlichen Grunde nicht recht durchsetzen konnten. Ich kann wahrlich nicht behaupten, daß sie der Gedanke des revolutionären Pazifismus oder eine soziale Weltanschauung mit mir verknüpft hätte; viele unter ihnen wollten sich offenbar nur günstiger placieren. Rückblickend sehe ich, daß sich den revolutionären Konsequenzen des Pazifismus niemand in der Partei so unbedingt verschrieben hatte wie ich selbst. Martin Lovászy und Graf Theodor Batthyány waren die selbstbewußtesten Mitglieder der Partei und jedenfalls Pazifisten. Aber für sie beide war der Pazifismus kein Selbstzweck, sondern vielmehr ein Mittel, durch dessen Hilfe wir uns von Deutschland losreißen und einen Sonderfrieden abschließen konnten. Im Grunde dachten sie weit weniger radikal als ich. Doch all dies stellte sich erst später heraus.

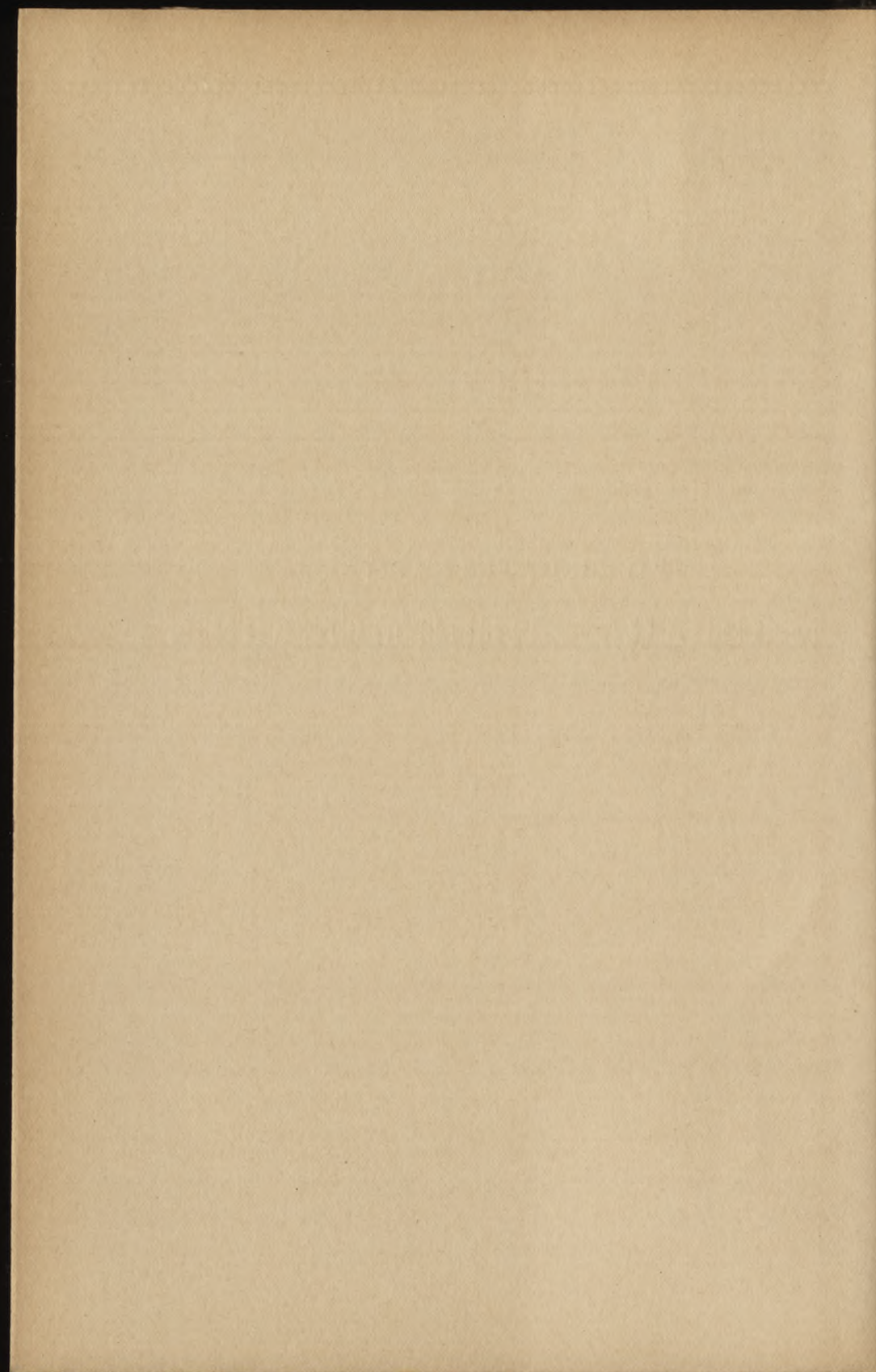
Brussilows Sieg bei Luck und der Ende August, offenbar infolge dieser Niederlage, ausgebrochene Krieg mit Rumänien warfen den Pazifismus in Ungarn stark zurück. Es wiederholte sich die Konstellation vom Winter 1914/15. Ein Teil des Landes war in Feindeshand, und zwar ein größerer Teil als damals. Ich selbst betonte die Notwendigkeit der Verteidigung und griff die Regierung an, die es so weit hatte kommen lassen, die Burian, den linkshändigen Minister des Äußern, noch immer im Sattel hielt und die Bevölkerung jener Gebiete, mit deren Räumung man rechnen mußte, nicht einmal alarmiert hatte. Einmal noch entrannen wir der Todesgefahr mit deutscher Hilfe, ja, die Truppen der Mittelmächte besetzten sogar Rumänien. Nach der rumänischen Kriegserklärung wurde im deutschen Generalstab Falkenhayn durch Hindenburg und Ludendorff abgelöst, und von diesem Tage an bedeutete Ludendorff Deutschland, und die Monarchie befand sich noch mehr als früher im deutschen Joch. Als Franz Josef seine kalten stahlblauen Augen für immer schloß, näherten sich seine Truppen Bukarest. Aber die Souveränität der Monarchie war damals nur mehr eine bloße Fiktion. Ludendorff kommandierte auch bei uns, der deutsche Große Generalstab war im Reiche Franz Josefs Herr über Leben und Tod.



VIERZEHNTE KAPITEL

# NEUE ÄRA – NEUE MENSCHEN







Die Länder Franz Josefs wurden vor seinem Tode durch einen Revolverschuß erschüttert. Der Sozialist Friedrich Adler erschöß den Grafen Stürgkh, den österreichischen Ministerpräsidenten. In seiner großen Rede vor dem Wiener Ausnahmegericht, ein halbes Jahr nach dem Schuß, erklärte Adler, weshalb er gehandelt hatte. Es war erstaunlich, wie gut man ihn schon verstand, als er nur durch das Knallen seiner Pistole und nicht durch das Saalfenster des Gerichtshofes zu den Völkern der Monarchie und der Erde sprechen konnte. Adler wollte zeigen, daß es einen Staat wie Österreich in der ganzen Welt nicht mehr gebe, nicht einmal unter den kriegführenden Ländern, daß dort die Unterdrückung so vollkommen und so zynisch sei, daß man sie nicht mehr ertragen könne. Jedermann mußte empfinden, daß die Tat Adlers ein Protest gegen den entsetzlichen Krieg und die unerträglichen inneren Verhältnisse war, daß er den Tod auf sich nahm, um die in Leiden und dumpfe Verzweiflung schon fast versunkene Menschheit zu alarmieren und aufzurütteln, und daß er deshalb, was bei ihm noch mehr bedeutete, auch die große Sünde des Mordes auf sich genommen hatte. Der politische Mord ist in jeder geordneten politischen Gemeinschaft unbedingt verwerflich, sagte der Staatsanwalt im Prozeß Adler. Adler nahm diese These an und bewies, daß Österreich keine geordnete politische Gemeinschaft sei. Trotzdem ist es gewiß, daß die Seele eines moralisch gesunden Menschen sich gegen den politischen Mord nicht weniger sträubt als gegen den Mord jeder anderen Art, und gewiß ist auch, daß Adler nur nach schweren inneren Kämpfen — zum erstenmal in seinem Leben — zum Revolver griff, als er einsehen mußte, daß es unmöglich oder wenigstens ihm unmöglich war, anders zu handeln. Ich hatte zur Zeit des Attentates im Budapester Parkklub in größerer Gesellschaft einen langen und aufgeregten Meinungsaustausch. Ein älterer Verwandter von mir klammerte sich hartnäckig an die Auffassung, daß Adler aus egoistischen, ja sogar materiellen Motiven — weil sein kleines Blatt eingestellt worden war — die Tat



begangen habe. Ich verwahrte mich aus tiefster Überzeugung gegen die erbärmliche Auffassung und verfocht leidenschaftlich das, was an meiner Auffassung jeder sittlich reine Mensch auch von ferne fühlen mußte, daß, wenn es überhaupt Idealisten gab, Friedrich Adler ein Idealist sei.

Nach dem Attentat hatten die Leute die Empfindung, die sie später aus Bequemlichkeit wieder vergaßen, daß es so nicht weitergehe. Adlers Attentat riß die Hemmungen des Gefühls nieder, daß hier etwas geschehen müsse, und bald darauf ermöglichte der Tod Franz Josefs, daß das Notwendige geschehe. Ein neuer Mann, ein neues Zeitalter, dachten die meisten und atmeten ein wenig auf. Das Neue, das andere, wonach sie sich sehnten, war vorläufig nur das schlichte Alte: der Friede. Der Herrscher der Habsburgmonarchie konnte sehr viel tun, wenn er wußte, was er wollte. Karl ließ sich unerwartet schnell zum König von Ungarn krönen; das war richtig, das gefiel. Er stellte in Gemeinschaft mit seinen Verbündeten das erste Friedensangebot; die Leute beglückwünschten sich voll Freude. Allgemein glaubte man, daß diesem Friedensangebot ernste Verhandlungen mit dem Feinde in aller Stille vorausgegangen waren, und daß der Feind nur antworten und seine Friedensbereitschaft dokumentieren würde. Hätten wir damals gewußt, daß dieses überströmend begrüßte erste Friedensangebot unsererseits plump die Vermittlung Wilsons durchkreuzte, die dieser dem Grafen Bernstorff, dem deutschen Botschafter in Washington, bestimmt in Aussicht gestellt hatte, wir hätten uns vielleicht weniger gefreut. So aber lebte in den Herzen von Millionen Menschen die Hoffnung auf, daß der Besitzer der höchsten Macht dasselbe wolle wie sie: das Ende des Blutvergießens.

Tatsächlich stürzte sich König Karl mit jugendlichem Eifer auf die Regierung. Ich wäre ungerecht, wenn ich hier nicht bezeugen würde, daß es ihm an gutem Willen nicht fehlte. Aber das Erbe, das er antrat, war furchtbar: Es bestand aus den Fehlern und Verbrechen von Jahrzehnten, ja Jahrhunderten. Hier hätte es eines Menschen von ganz anderem Kaliber bedurft, und wenn wir die dunkle Galerie der Habsburger betrachten, so weiß ich nicht, bei welchem von ihnen wir ahnen könnten, daß seine Energie für diese gigantische Aufgabe ausgereicht hätte. Das Reich, das Karl V. zur Weltmacht geschaffen hatte, war längst keine Weltmacht mehr



und war selbst in seiner staatlichen Existenz tödlich bedroht. Und dem nahenden Verhängnis stand ein junger Mann gegenüber, der, wäre er nicht auf der Höhe des Thrones gestanden, hätte er seine Gestalt nicht um eine Kronenlänge vergrößert, ganz bestimmt unbemerkt unter den übrigen Sterblichen verschwunden wäre. Nein, dieser Mensch war weder durch seine Fähigkeiten noch durch seine Erziehung für diese übermenschliche Aufgabe geschaffen. Was man im Anfang seiner Regierung noch nicht sicher wissen, höchstens ahnen konnte, für das häuften sich während seiner kurzen Regierung immer reichlichere Beweise. Die Pflichten eines Garnisonleutnants hätte er gut erfüllt: Die furchtbare Verwicklung der Monarchie zu entwirren, war er vollkommen unfähig.

In den ersten Monaten hatten wir noch Hoffnung. Sie war begründet dadurch, daß der neue Herrscher jede Gelegenheit ergriff, um seine pazifistischen Absichten zu bekunden. Und dann noch durch einen Umstand: Daß er die Leute seiner Umgebung wechselte. Es traten Leute in den Vordergrund, die die Öffentlichkeit als die Leute des Belvedere kannte. Tisza sah das mit großer Nervosität. Er fühlte es, wie alle anderen es fühlten, daß der neue Kurs die Erschütterung seiner Macht bedeutete. Vom jungen König wußte man allgemein, daß er unter dem politischen Einfluß Franz Ferdinands gestanden war, und daraus folgerte man, daß er mehr zur föderativen als zur 67er-Richtung neigte. Ein solcher Systemwechsel mitten im Kriege, als sich die Zeichen der Erschöpfung schon überall bemerkbar machten, hatte doppelte Bedeutung. Jeder mußte fühlen, daß selbst der bloße Versuch des föderalistischen Systems das Austreten aus dem deutschen Bündnis als Möglichkeit näher brachte.

An die Thronbesteigung Karls knüpfte ich, das muß ich gestehen, große Hoffnungen. Kurz gesagt: Ich hoffte, es würde in zwölfter Stunde gelingen, Frieden zu schließen. In meiner Hoffnung wurde ich dadurch bestärkt, daß der König Czernin zum Minister des Äußern ernannte, dessen nahe Beziehungen zu Franz Ferdinand bekannt waren. Meine Hoffnung mischte sich aber mit Besorgnis, denn, wie gesagt, die Endziele der Politik Franz Ferdinands waren durchaus nicht demokratisch, sondern gipfelten im Gegenteil in einem dunklen, klerikalen Absolutismus. Von Czernin wußte ich, daß er ein Ungarnfeind sei, ich wußte aber auch, daß diese Tendenz



sich bei ihm in erster Reihe gegen den Einfluß der ungarischen Feudalherren richtete, die die Grundlage von 67 und die davon kaum zu trennende Unterdrückung der nichtmagyarischen Nationalitäten unterstützten. Mein erster Gedanke damals aber war der, die Monarchie müsse vor allem den Sonderfrieden erreichen und zum System des Föderalismus übergehen: Die soziale Entwicklung, die Demokratie, die völlige Unabhängigkeit Ungarns, mit einem Wort die Durchführung der Föderation im Geiste Kossuths würde sich dank dem Willen der Völker dann schon verwirklichen. Damals war mein ganzes Wesen erfüllt von der fieberhaften Überzeugung, dem Krieg müsse ein Ende gemacht werden, bevor es zu spät sei. Ich fürchtete zwei Gefahren. Die erste war die, daß für den Fall eines deutschen Sieges aus Mitteleuropa eine einzige große Kaserne werden würde, und zwar nicht nur aus dem Willen der herrschenden Klassen in Deutschland, sondern weil die Angst vor dem unvermeidlichen und ständigen Revanchedurst einer besiegten Entente die Mittelmächte an sich schon zu einer Art Kasernenleben zwingen würde. Dies aber würde das kleine und schwache Ungarn wirtschaftlich, geistig und sozial völlig zugrunde richten und es noch stärker nicht nur an Österreich, sondern auch ans Deutsche Reich fesseln. Auf diese Art wäre Naumanns Mitteleuropa verwirklicht worden; verwirklicht jedenfalls alles, was daran schlecht war. Wir wären zu einer Festung geworden, eine belagerte Festung, ein zwischen Schützengräben und Drahtverhaue gezwängter Militärstaat, in dem sich alles nach öden militaristischen Ideen gerichtet hätte. Reaktion auf der ganzen Linie! Die andere Gefahr erblickte ich im Sieg der Entente. Siegte die Entente, so traf uns Ungarn, die wir an der Seite Deutschlands den Krieg zu Ende gekämpft hatten, dasselbe Schicksal wie alle jene, die der deutschen Sache gedient hatten. Die Föderation wäre zwar gekommen, aber ohne daß man uns angehört hätte, und gegen unsere gerechten Interessen.

Die Sache des demokratischen und sozialen Fortschrittes würde, so schien es, für den Fall des Ententesieges einen Schritt vorwärts machen. Nicht nur, weil in England, Frankreich, Amerika und Italien der politische Einfluß der Massen schon größer war als in Deutschland und Österreich, wo es keinen eigentlichen Parlamentarismus gab, oder in Ungarn und der Türkei, wo sich die Volksver-



tretung auf Grund eines völlig veralteten Wahlrechtes versammelte, sondern auch weil die Entente ihren Krieg immer mehr im Zeichen der „Demokratie“ führte und als ihr höchstes Kriegsziel eben die Niederringung des Militarismus bezeichnete. Und wenn wir auch nicht an die Aufrichtigkeit jedes Ententepolitikers glauben konnten, so durften wir doch mit Recht annehmen, daß der Friede, den die weit mehr unter der Kontrolle der Massen stehenden Parlamente schließen würden, irgendwie doch der wirklichen Demokratie dienen müsse. Dieser Glaube gewann noch an Festigkeit, als der Präsident der Vereinigten Staaten, Wilson, mit einem großen detaillierten pazifistischen Programm nicht nur vor die Welt, sondern auch an die Spitze der Entente trat.

Es gab nur zwei Wege. Ein reiner Verständigungsfriede wäre der ideale gewesen. Davon aber wollte man damals nichts mehr hören. Das Großkapital spielte diesseits wie jenseits *va banque*. Der Krieg hatte so ungeheuer viel Geld und Rohmaterial verschlungen, daß jede der einander gegenüberstehenden Kapitalistengruppen um jeden Preis siegen wollte, um bei der anderen wenigstens ihre Rechnung einkassieren zu können. Man hatte ja versucht, auch die Kapitalisten der Welt zu überzeugen, daß ein Verständigungsfriede in ihrem gemeinsamen Interesse läge. Aber sie waren kurz-sichtiger, als daß sie diese These angenommen hätten. Die Möglichkeit eines reinen, ehrlichen Verständigungsfriedens stand leider zu Anfang des Jahres 1917 kaum mehr im Bereich der Möglichkeit.

Der andere Weg war der Sonderfriede. Er bedeutete den Bruch mit Deutschland. Auch diese Politik hatte begreiflicherweise ihre Schwierigkeiten. Das größte Hindernis war hier das, daß die Deutschen sehr geschickt so lange manövriert hatten, bis sie die k. u. k. Armeen mit den ihrigen völlig vermengt hatten. Wie gesagt, war die oberste Leitung der Armeen der Monarchie unter Hindenburg und Ludendorff völlig in die Hände des deutschen Generalstabes geraten. Unter solchen Verhältnissen wäre die Durchführung eines völligen Bruches natürlich technisch überaus schwer gewesen. Dennoch war es dieser Weg, den der Selbsterhaltungstrieb ungeachtet aller technischen Schwierigkeiten einzuschlagen befahl.

Etwas mußte geschehen, und man konnte fühlen, daß man auch in Wien dieselbe Empfindung hatte. Der Wandlung in außen-



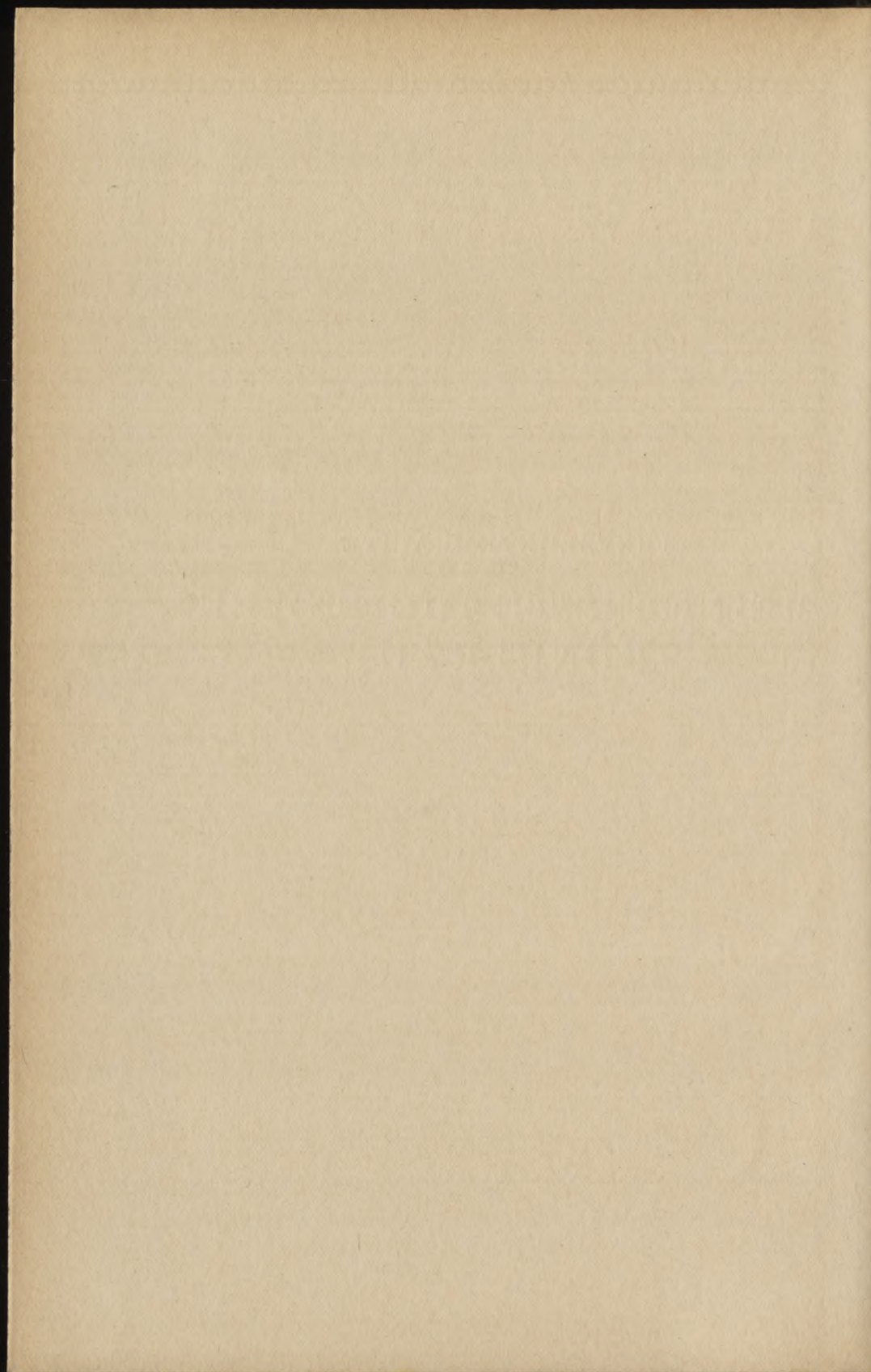
politischer Hinsicht folgte bald eine Wandlung in der inneren Politik. Der König hatte schon in seiner ersten Thronrede die Ausdehnung des Wahlrechtes versprochen. Die Opposition, die Károlyi-Partei, die Demokraten, die Sozialisten und die Radikalen — diese sich um Oskar Jaszi gruppierende, ebenfalls außerhalb des Parlaments stehende, aber in weiten Kreisen der ungarischen Intellektuellen verwurzelte und auf geistigem Gebiete führende Gruppe — begannen eine neue, energische Agitation für das allgemeine, gleiche, geheime Wahlrecht. Als ich Ende 1914 diesen Gedanken aufgeworfen hatte, hatte man ihn für inaktuell gehalten, jetzt mit einem Male drehte sich die ganze Politik darum, und zwar mit Recht, denn die Forderung des allgemeinen Wahlrechtes war jetzt ganz einfach ein Ausdruck dafür, daß das Volk in die Lenkung seiner Geschicke, die über seinen Kopf hinweg, und zwar schlecht geschah, selbst energisch eingreifen wolle. Auch die gemäßigte Opposition, die Apponyi-Partei, die Partei Andrássys und selbst die Volkspartei drängte immer mehr auf das Wahlrecht der „Helden“, nämlich der durch das Karlskreuz ausgezeichneten Frontsoldaten. Die Parteien, die eine radikale Lösung der Wahlrechtsfrage forderten, vereinigten sich jetzt auf meine Anregung in einem Wahlrechtsblock, an den sich sogar der parlamentarische Vertreter der Christlichsozialen, Alexander Gießwein, und der Feministenverein anschlossen. In diesem Block war jeder vertreten, von dem man voraussetzen konnte, daß er ein neues Ungarn ersehnte, und der Block wußte auch, daß er die Wünsche der großen Mehrheit des Landes, vor allem der traurigen Bewohner der Schützengräben, verkörperte, und er wußte überdies, daß er nicht im Widerspruch zu den Wünschen des Königs stehe.



FÜNFZEHNTE KAPITEL

**MEINE ERSTE AUDIENZ BEI  
KÖNIG KARL**







Am 16. Januar 1917 brachte man mir die erste Botschaft des Königs. Sie wurde mir durch den Grafen Leopold Berchtold überbracht, der damals, Gott sei Dank, nicht mehr Außenminister, sondern nur, wie man allgemein wußte, der Vertraute (und spätere Oberkämmerer) des jungen Monarchen war. Berchtold bat mich im Namen des Königs um zwei Dinge: Erstens: meine Partei möge die Friedensfrage taktvoll behandeln, zweitens: wir mögen das deutsche Bündnis nicht angreifen. Auf die erste Bitte antwortete ich unumwunden mit Ja, die zweite schlug ich kurz und bündig ab und erklärte Berchtold, in meinen Augen sei das deutsche Bündnis verhängnisvoll für die Monarchie, und ich würde nach meiner Überzeugung handeln. Berchtold sagte auch, daß mich der König schon während seines Budapestes Aufenthaltes empfangen wollte, und daß Tisza die Audienz verhindert habe, daß er mich aber, sobald er wieder nach Budapest käme, unbedingt empfangen würde.

Auch Czernin suchte mich auf, und zwar am 9. März. Ich setzte Czernin aufrichtig den Gedankengang meiner auf Frieden gerichteten antideutschen Politik auseinander. Czernin antwortete wörtlich das folgende:

„Ich muß Ihnen leider ganz recht geben, wir haben jetzt nur eine Gefahr, und das sind die Deutschen; ich werde alles, was in meiner Macht liegt, tun, um uns wirtschaftlich, politisch und militärisch freie Hand zu bewahren, es geht aber leider sehr schwer!“

Dann sprachen wir über Nationalitätenpolitik. Auch hier verstanden wir uns ebensogut wie in der Friedensfrage. In denselben Tagen aber sprach Czernin mit Andrassy und Apponyi in stark deutschfreundlichem Sinne.

Am 22. März 1917 befahl mich König Karl in Baden zur Audienz. Ich war entschlossen, frei, offen und eingehend mit dem jungen König zu sprechen. Über alles.

Am genannten Tage traf ich im Hauptquartier in Baden ein, und da es noch zu früh war, wartete ich in einer Delikatessen-



handlung. Um dreiviertel zehn Uhr, eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit, ließ ich mich melden, und der König empfing mich sofort. Er war sehr freundlich, ja herzlich, aber er war keineswegs imstande, das Gespräch zu beginnen. So begann also ich, und zwar ungarisch.

Ich dankte ihm vor allem, daß er mich gerufen hatte. Dann sprach ich davon, daß er während seiner kurzen Regierung im Lande schon volkstümlich geworden sei, was einesteils der raschen Krönung zugeschrieben werden könne, andererseits aber auch jenem energischen Auftreten gegen gewisse Kreise und Personen in Österreich, das natürlich auch in Ungarn Aufmerksamkeit erweckt habe. Die Entlassung Sieghardts, sagte ich, habe außerordentlich guten Eindruck gemacht. Eine solche Volkstümlichkeit aber, fuhr ich fort, könne ein Herrscher sehr rasch auch wieder verlieren. Auch bei uns gäbe es manchen Sieghardt! Und hier setzte ich dem König die Notwendigkeit des Sturzes Tizzas und seines Systems auseinander. Ich würdigte Tizzas Tugenden, aber ich verschwieg nicht, daß er eigensinnig sei und mit dem Geiste der Zeit nicht Schritt halten könne. Sollte ein Konzentrationskabinett gebildet werden — dieser Gedanke stand damals im Vordergrund —, so würde ich mich, sagte ich dem König, persönlich nicht daran beteiligen können, da dieses Kabinett auf dem Gebiete der Demokratie nicht jenen großen Schritt vorwärts machen würde, den ich schon heute für notwendig halte.

Aus einem zweiten wichtigen Grunde noch würde ich mich an einem Konzentrationskabinett nicht beteiligen, und hier trug ich König Karl in bestimmter und ausführlicher Form meine Ansichten über den Frieden vor. Ich verwies namentlich auf die deutsche Gefahr, bewies die Notwendigkeit einer Politik der freien Hand und streifte die Vorteile eines möglicherweise zu schließenden Sonderfriedens.

Die Antwort des Königs war: ich möge nur ruhig sein, solange er durch Czernin die auswärtigen Angelegenheiten lenken werde, solange werde sich die Monarchie nicht zum Vasallen Deutschlands erniedrigen, sie zwei würden es nicht zugeben.

Darauf stellte ich dem König die direkte Frage: „Billigen Eure Majestät die Gründung meiner Partei, deren Fundament ihre anti-deutsche Politik ist? Billigen Eure Majestät, daß eine solche



„extreme“ Richtung bestehe? Halten es Eure Majestät für gut, daß wir ein zweites Eisen im Feuer haben, zu dem Eure Majestät greifen können, wenn es notwendig erscheint, und auf das sich Eure Majestät berufen können? Wäre es Eurer Majestät erwünscht, wenn meine Partei aufhörte, zu bestehen, oder aber, wenn sie ihre Angriffe milderte?“

So fragte ich. König Karl aber antwortete, er halte das Bestehen einer solchen Partei für sehr nützlich und sehe keinen Grund dafür, daß ich meine Angriffe mildern sollte. Das schien mir eine deutliche Sprache.

Nun wandte sich das Gespräch der Nationalitätenfrage zu. Die volle Demokratie, sagte ich dem König, würde die Schwierigkeiten dieser Frage lösen, und nur sie würde sie lösen. Dieser Auffassung stimmte der König bei. Nun kehrten wir zu aktuellen Fragen zurück, zu der Frage namentlich, was in Ungarn zu geschehen habe. Wir hatten eine Krise, und diese Krise mußte gelöst werden. Ich schlug dem König vor, noch mehrere Herren zu hören. Er überreichte mir ein Blatt Papier und bat mich, ihm die Namen der nach meiner Meinung noch zu Befragenden mit beigefügter kurzer Charakteristik aufzuschreiben. Ich empfahl dem König Johann Hadik, Moritz Eszterházy, Theodor Batthyány und Stefan Rakovszky. Ich charakterisierte ungefähr so: Hadik, energisch, gehässig, ein unerbittlicher Bekämpfer der Panamas; Batthyány, klug, leidet an Überkombinationen.

Ich empfahl dem König, einige von den Herren, die bereits in Audienz bei ihm gewesen waren, noch einmal anzuhören, namentlich Andrassy, da er meines Wissens mit ihm die Konzentration zu schaffen entschlossen sei. Ich bat den König, Andrassy zu vertrauen, da er keinen vertrauenswürdigeren und aufrichtigeren Mann als ihn finden könne. Ich bat ihn, seinen ganzen Plan mit ihm zu besprechen und seine Ratschläge anzuhören. Der König hörte diesem Lobe Andrassys sehr kühl zu.

Die Hauptsache, wiederholte ich, sei, daß der König, wenn er die Konzentration ernstlich wolle, sie unverzüglich machen, im entgegengesetzten Falle aber aufgeben möge; denn dieser Zustand der Ungewißheit sei unerträglich. Der König wiederholte hierauf viermal: „Sie haben recht, es muß sofort verfügt werden.“ (Für das Wort „sofort“ benützte er den komischen Dialektausdruck



„rögvest“. Wir nannten ihn zu Hause seit dieser Audienz Rögvest.) Der König sprach frei, ohne sich viel Reserve aufzuerlegen. Über Burian zum Beispiel sagte er: „Der war wirklich sehr dumm!“ Über Khuen-Hedérváry: „Der ist schon zu alt.“

Ich hatte den Namen des Erzherzogs Josef, von dem damals viel gesprochen wurde, und von dem ich gerne erfahren hätte, woran wir mit ihm waren, öfter umschrieben, dem König sozusagen in den Mund gelegt. Er hatte offenbar auch verstanden, aber ging auf das Thema nicht ein.

Eine wichtige Erklärung Karls ist mir erinnerlich, von der ich leider nicht mehr festzustellen vermag, in welchem Zusammenhange sie geschehen war. Das ist jedoch beinahe auch überflüssig, so unmißverständlich, so bestimmt war sie. Sie lautete:

„Es ist meine feste Absicht, den Krieg noch 1917 zu beenden.“ Der junge König sprach diese Worte ohne jede Einschränkung mit impulsiver Kraft.

In den Worten und in der Art des jungen Königs war während dieser ersten Audienz viel Impulsivität; Selbständigkeit des Urteils konnte ich bei ihm nicht wahrnehmen. Ich fühlte, daß der junge Herrscher stark, auch in den Einzelheiten, unter dem posthumen Einflusse seines Oheims und einzigen politischen Erziehers, des Erzherzogs Franz Ferdinand, stand. Seine Worte spiegelten den Ideenkreis des Toten wider mit den charakteristischen an Konopischt erinnernden Akzenten des Antisemitismus und Klerikalismus. Leider mußte ich schon bei dieser ersten Gelegenheit feststellen, daß Karl auf sozialem Gebiete keine klaren Begriffe hatte. So war er zum Beispiel überzeugt, auf sozialem Gebiete den ihm gegenüber zu erhebenden gerechten Forderungen Genüge getan zu haben, die soziale Frage seinerseits gelöst zu haben, wenn er ein Ministerium für Sozialpolitik aufstellte.

Diese meine erste Audienz dauerte eine Stunde und zwanzig Minuten. Unter Franz Josef mochte die längere Audienz im Verhältnis zu ihrer Wichtigkeit stehen, unter Karl war dies nicht der Fall; denn dieser König führte die Konversation nicht und konnte sie namentlich nicht beenden. Man durfte seine Ansichten völlig frei äußern. In dem Benehmen des Königs war nicht nur nichts, was einen darin gehemmt hätte, im Gegenteile, dieses Benehmen ermutigte einen, immer mehr und mehr, schließlich alles zu sagen. Der



König war ein Mensch, dem jeder bald sein Herz ausschüttete. Das war eigentlich sein besonderes Talent. Aber neben diesem Talent gab es etwas, das den Vortrag vor dem König doch einigermaßen komplizierte. Karl war ein typisch schlechter Zuhörer. Man sah ihm an, daß er recht sehr aufmerken wolle, daß er mit aller Anstrengung sich auf den Gegenstand zu konzentrieren bestrebt sei. Allein diese krampfhaft Konzentrierung ließ alsbald nach und man fühlte, daß er die Hälfte dessen, was man mit der größten erreichbaren Einfachheit, mit der klarsten Gliederung, mit der stärksten Betonung vortrug, auf der Stelle, noch in der Gegenwart des Vortragenden, vergaß.

Während dieser ersten Audienz wollte ich bei einer Pause der Unterhaltung aufstehen und mich entfernen, doch der König hieß mich, noch zu bleiben. Endlich, da ich glauben mußte, ihn durch die Fortsetzung des Gespräches zu ermüden, stand ich unaufgefordert auf und beendete das Gespräch mit der Empfindung, alles oder so gut wie alles gesagt zu haben, was ich zu sagen gehabt hatte. Auf alle Fälle überreichte ich dem König ein Memorandum, in dem ich ihm meine Politik auseinandersetzte. Nach einiger Zeit kamen dann von allen Seiten die Nachrichten nach Budapest, der König „sei mit mir zufrieden“. Andrássys erfuhren über meine Audienz nur, daß ich mit dem König aufrichtig gesprochen habe. Aber eben dies war es, das sie beunruhigte.

„Mihály hat doch am Ende nicht über seine deutschfeindliche Politik mit dem König gesprochen?“ beunruhigte sich meine Schwiegermutter.

„In anderthalb Stunden wird von so manchem gesprochen“, antwortete ihr ausweichend meine Frau, und in der Tat: die ganze Zeit hindurch war eigentlich von nichts anderem die Rede gewesen; als ich bei Erörterung dieses Themas in der Hitze des Vortrages einmal auf den Tisch schlug, da pflichtete mir der König aufgelegt bei:

„Ich sag's ja immer! Ich sag's ja immer!“

Diesen kleinen Satz habe ich auch später noch oft vom König zu hören bekommen.

Nach dieser Audienz erwartete mich zu Hause eine merkwürdige Überraschung. Mein militärischer Kommandant, General Baron Apor, forderte mich auf, mich wegen eines Schrittes zu rechtfertigen,



durch den ich nach Ansicht der Militärbehörden — alle Behörden bis hinauf zu dem Honvedminister teilten diese Ansicht des Generals — mich gegen das Dienstreglement vergangen habe. Die Anklage war, daß ich meinen Beitritt zur Amsterdamer Liga für den dauernden Frieden angemeldet habe, das heißt ich hatte nur die Absicht, meinen Beitritt zu erklären; denn den Brief, in dem ich das zu tun versucht hatte, hatte die Zensur abgefangen, und gerade dieser Brief war es, der dem Verfahren gegen mich zur Grundlage diente. Ich hätte, so hieß es, jenen Brief nicht schreiben dürfen, weil ein Soldat einem politischen Vereine nicht angehören dürfe. Meine Verteidigung war einfach. Als ich jenen Brief schrieb, war ich nicht Soldat, sondern Abgeordneter. Da ich diesen Standpunkt einnahm, antwortete ich dem General, daß nicht er, sondern das ungarische Abgeordnetenhaus das zuständige Forum für die Beurteilung dieser Angelegenheit sei und ich die Sache meinerseits auch dem ungarischen Abgeordnetenhaus vorlegen werde. Desider Polonyi brachte eine Interpellation ein. Die Sache wurde dem Immunitätsausschusse abgetreten. Sogar die Herren der Tisza-Partei mußten das Absurde der Lage einsehen, welche die Herren Soldaten geschaffen hatten.

So fühlte ich am eigenen Leibe jenen sonderbaren Dualismus, der darin bestand, daß, während der König und sein erster Ratgeber die Notwendigkeit des Friedens einsahen und um des Friedens willen auch den Weg der notwendigen Opfer zu betreten gesonnen waren, die im Namen des Königs vorgehenden Behörden es für ihre Pflicht hielten, denjenigen zu verfolgen, der so wie der König sprach: „Ich will den Frieden.“ Aber dieses Vorgehen der Behörden, namentlich der Militärbehörden, war noch zu verstehen. Hat doch der König bis dahin öffentlich noch in keiner, symbolisch weithin sichtbaren Handlung Zeugenschaft für seinen Friedenswillen abgelegt. Schien doch die Monarchie im vollen Einverständnis mit jenem Deutschland vorzugehen, das durch die Erklärung des verschärften U-Boot-Krieges Amerika zum Eintritt in die Koalition unserer Feinde zwang und damit, alles auf die eine Karte des Sieges setzend, gegen den Gedanken des Friedens ohne Sieger und Besiegte einen nicht wieder gut zu machenden Fehler begangen hatte. War doch, um bei Ungarn zu bleiben, Ministerpräsident des Königs noch jener Mann, den die ganze Welt als die



Hauptstütze des Krieges in Ungarn ansah, und von dem alles gesagt werden konnte, nur nicht, daß er in den „neuen Kurs“, den ich und nicht nur ich als einen Kurs des Friedens kennengelernt hatte, hineinpasse. Solange Tisza einen verantwortlichen und führenden Posten inne hatte, solange konnte sich die Friedensabsicht des Souveräns nicht als Friedenspolitik auswirken oder aber mußte diese Politik zwieschlächtig und unverläßlich erscheinen. Vom Frieden, zumal von dem Sonderfrieden, von unseren Kriegszielen, von Deutschlands Kriegszielen war bis dahin vor der Öffentlichkeit nicht viel gesprochen worden. Als die Mittelmächte im Dezember 1916 mit ihrem Friedensantrag vor die Welt traten, da hatte die Zensur überall, und namentlich hatte Tiszas Zensur in Ungarn, die Erörterung dieses großen Themas abgeschnitten. Nicht die umfassende, allen übrigen vorgreifende große Frage, ob Krieg oder Frieden, sondern die Frage der Demokratie in der Form des allgemeinen Wahlrechtes stand auf der Tagesordnung. Die von dem lebenswichtigen Felde der auswärtigen Politik abgelenkten Kräfte warfen sich auf die innere Politik. Aber die großen Lebensfragen des Krieges spielten in alle Verhältnisse hinein, und alle Fragen schienen nur in dem Maße wichtig, als ihre Lösung zu der Lösung des tödlichen Knotens des Krieges beitragen konnte. Auch die Forderung des allgemeinen Wahlrechtes und der Demokratie erfüllte sich mit einem Inhalt, dessen Beziehung zum Kriege gegeben war. War doch die Forderung des allgemeinen Wahlrechts aus den Schützengräben auf das Forum geworfen worden als der erste Ausdruck des Wunsches der blutenden Millionen, nunmehr selbst Einfluß darauf zu nehmen, was mit ihnen geschehe. Unter der Asche des Krieges glomm die vergrabene und „inaktuell“ gewordene Forderung des allgemeinen Wahlrechtes hervor, und sie hieß zuerst „Wahlrecht der Karls-Kreuz-Besitzer“. Ja, was wollten denn diese Karls-Kreuz-Besitzer? Sie wollten, daß ihre Frauen und Kinder zu Hause einen Bissen Brot haben; sie wollten, daß die Behörden nicht so wild mit ihnen umsprängen, und sie wollten, daß der Unterschied zwischen Offizieren und Mannschaften draußen an der Front nicht so kraß sei — die besonderen Offiziersmenagen, wie wichtig waren sie und wie verhängnisvoll —, sie wollten „daß nicht immer ungarische Truppen an die gefährdeten Punkte gesetzt würden“, und endlich und am allerheißesten wollten sie, daß der Krieg ein



Ende habe. In jenen Tagen, da der Zarismus mit seiner Friedenssehnsucht von der Revolution des März 1917 gestürzt wurde, die zunächst den Krieg fortsetzte, die aber trotzdem nicht hätte gemacht werden können, hätte sie sich nicht auf die Friedenssehnsucht der russischen Bauern stützen können — in jenen Tagen hatten auch die Völker der Monarchie bereits keinen tieferen und aufrichtigeren Wunsch als den Frieden.

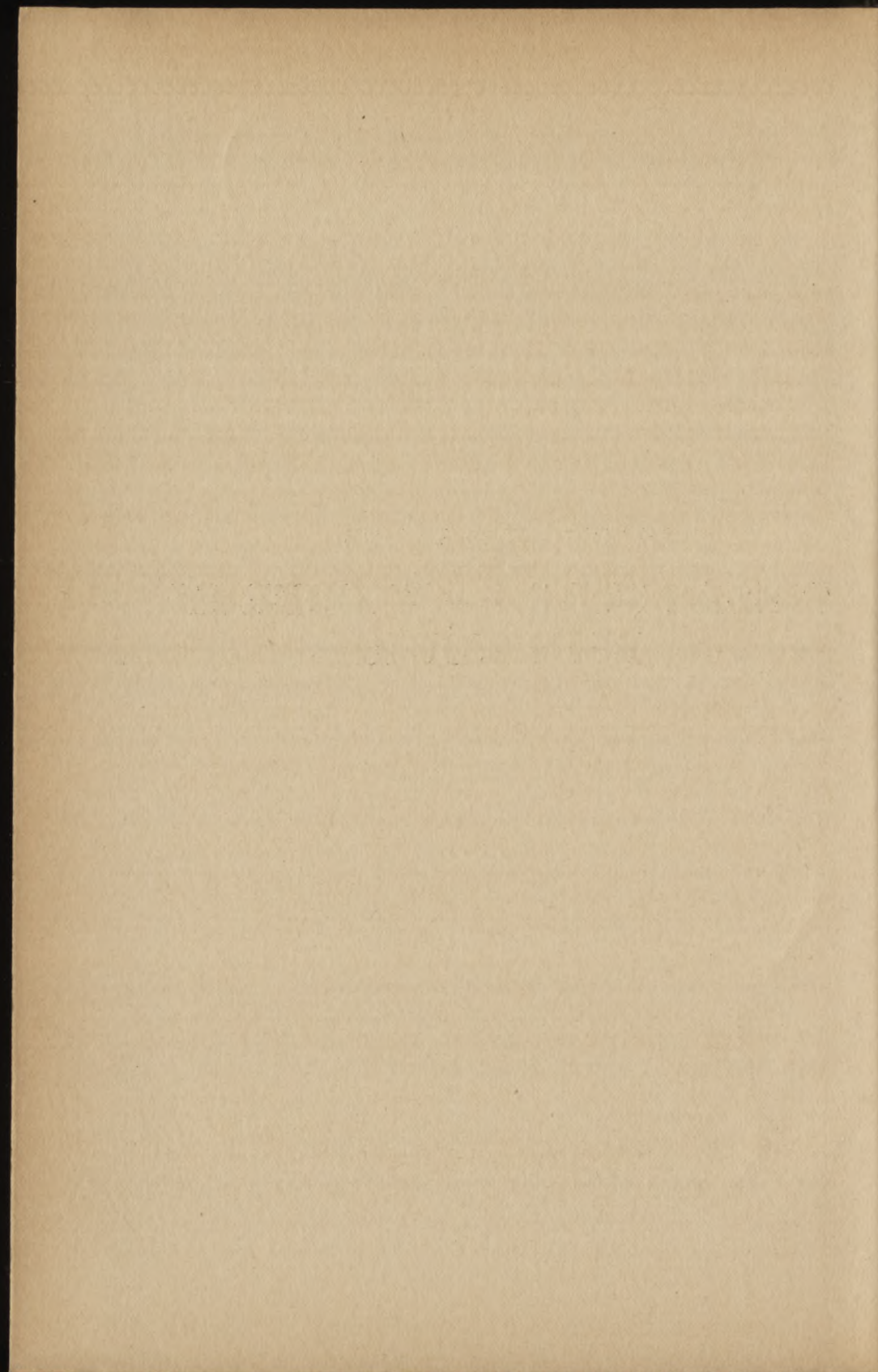
Doch vom Frieden durfte nicht gesprochen werden. Alle Kanäle, durch welche die Friedenssehnsucht hätte an den Tag treten können, hatte man gewaltsam verstopft. Die ganze russische Front entlang fraternisierte unsere Armee mit der russischen — und, das ging so fort bis zu Kerenskis Offensive. Nur durfte die Presse dem großen allgemeinen Gefühle, das der Erreger jener Massenbewegung war, in keiner Weise Ausdruck verleihen. Die gewaltige Friedenssehnsucht fand aber dennoch einen Weg, um sich zu offenbaren. Dieser Weg war eben die Forderung des allgemeinen Wahlrechtes. Jedes Volk, das die Demokratie forderte, forderte sie für die lebende Generation und nicht für die zukünftige und forderte sie zu dem Zwecke, um das, was als Wunsch oder Absicht in den Seelen lebte, zu verwirklichen. In der Seele des ungarischen Volkes lebte in jenen Tagen die Sehnsucht nach Frieden und deshalb: wer Wahlrecht sagte, sagte Frieden und mußte wissen, daß er Frieden gesagt hatte, mußte wissen, daß das Volk, wenn es seinen Willen nach dem allgemeinen Wahlrechte werde frei äußern können, sagen werde: Ich will Frieden. Zu diesem Bewußtsein trat hinzu, daß der Feind unsere Demokratisierung geradezu als eine Bedingung des Friedens bezeichnete. Diese beiden Motive verstärkten einander: dieses, daß das Volk seinen Willen, den Friedenswillen, zeigen wollte, und dieses, daß der Feind als Bedingung eines erträglichen Friedens forderte, daß das Volk seinen Willen frei offenbaren könne. Die Forderung des allgemeinen Wahlrechtes begriff, als sie zum ersten Male kraftvoll gestellt wurde, unausgesprochen die Forderung des Friedens in sich und in diesem Sinne hatte sie auch die Geister geschieden: Wer feurig vom Herzen ohne Einschränkung und sofort das allgemeine Wahlrecht wollte, der wollte Frieden — der es nicht wollte, nicht aufrichtig wollte, der wollte den Frieden nicht, der war sein Feind.



SECHZEHNTE KAPITEL

**TISZAS STURZ – WIEDERUM  
BEIM KÖNIG**







Tisza wollte das Wahlrecht nicht. Als der König ungefähr zur Zeit der berühmten Osterbotschaft Kaiser Wilhelms, die eine zeitgemäße Reform des preußischen Dreiklassenwahlrechtes in Aussicht stellte, an Tisza die Aufforderung ergehen ließ, einen, den Verheißungen der ersten Thronrede entsprechenden Entwurf für die Reform des Wahlrechtes zu unterbreiten, da nahm Tisza seine Zuflucht zu taktischen Mittelchen. Seine Erklärung, in der er die Grundsätze der Reform, wie er sie schaffen wollte, auseinandersetzte, mußte allen Augen enthüllen, daß jenes Wahlrecht, dessen Verwirklichung ein Gebot der Zeit, der Wille des Volkes und das Gelübde des Königs waren, nicht mit Tisza, sondern nur gegen ihn verwirklicht werden konnte.

Am 22. Mai 1917 reichte das Kabinett Tisza seinen Rücktritt ein. Als Grund für den Rücktritt hatte Tisza selbst seinen Standpunkt in der Wahlrechtsfrage bezeichnet. Ich habe versucht zu erklären, welche Bedeutung der Forderung des allgemeinen Wahlrechtes in jenen Tagen zukam. Gewiß, Tisza war über das Wahlrecht gestolpert, aber er war über mehr als nur über das Wahlrecht gestürzt. Die Lage war geklärt; zumindest schien es so. Die neue Ära entfernt von der Spitze der ungarischen Politik den großen Mann der alten Ära, der auf seinem Posten und infolge seines weithin reichenden Einflusses auch über den Bereich seiner Stellung hinaus die Ideen der alten Ära vertreten hatte. Die neue Ära hatte endlich auch in die ungarische innere Politik ihren Eingang gefunden. Die Leitidee dieser Veränderung glaubte ich, nach meiner Audienz vom 22. März und meinem Gedankenaustausch mit dem Außenminister der Monarchie, zu kennen. In Wien wollte man Frieden und wollte hier im Lande die Vorbedingungen des Friedens schaffen.

Am 24. Mai erhielt ich von der Kabinettskanzlei ein Telegramm, das mich aufforderte, am nächsten Tag in Audienz beim König zu erscheinen. Diese Aufforderung überraschte mich, denn ich hatte um



keine Audienz gebeten, vielmehr am 22. März dem König mitgeteilt, daß ich an einem Konzentrationskabinett — wie es damals im Bereiche der Möglichkeit gelegen — nicht teilnehmen würde. Jetzt war die Lage die, daß der König die Demission des Tisza-Kabinetts angenommen hatte und man allgemein glaubte, nun würde Andrassy Ministerpräsident werden. Andrassy war vor einigen Tagen heimlich beim König gewesen, und er war es, der Tisas Sturz beschleunigt hatte.

Am Abend des 24. reisten wir, meine Frau und ich, nach Wien. Julius Andrassy, Aladar Zichy, Josef Sztérynyi und Max Márkus fuhren mit uns. Die ganze Gesellschaft strahlte vor freudiger Erregung. Bei der Nachricht von Tisas Sturz begann auch die Presse der Arbeitspartei ihre Ansichten zu revidieren. Die „8 órai Ujság“ („8-Uhr-Blatt“), die sonst mit der Opposition am strengsten ins Gericht ging, schloß ihren Leitartikel mit der folgenden viel-sagenden Betrachtung: „Tisza kämpfte immer für das, was er für die Wahrheit hielt. Aber was ist Wahrheit?“

Noch am Abend des 24. suchte ich in Gesellschaft des Redakteurs Bösbauer eine Gesellschaft auf, die in einem Extrazimmer des Restaurants „Deutsches Haus“ (am Stefansdom) tagte, und die auch selber wohl das Deutsche Haus genannt wurde. Das Deutsche Haus war der Belvederekreis ohne den Thronfolger. Eine Gesellschaft österreichischer konservativer Aristokraten, die Habsburg, den Hohenzollern zum Trotz, retten wollten. Von hier gingen die stärksten Impulse zur Abschüttelung des preußischen Joches aus. Vor den Augen des Deutschen Hauses schwebte das Bild einer großen katholischen Monarchie, die auch Süddeutschland einschließen sollte. Dieser Plan griff sehnsuchtsvoll zurück auf die Machtlage von 1866, und er wirkt nach in jener besonderen Art von Restaurationsplänen, die, nach dem Kriege, angeblich unter französischer Patronanz, in München geschmiedet wurden. Im Weltkrieg wollte das Deutsche Haus vor allem Frieden, wenn nötig, einen Sonderfrieden. Zu diesem Zwecke suchte es eine Annäherung an Frankreich. Dies war es, was mich mit dem Deutschen Haus verband: der Wunsch nach Frieden. Mit seinen weiteren Zielen hatte ich nichts zu schaffen, aber zur Erreichung des näheren, des Friedens, schloß ich ein Bündnis mit ihm.

Mitglieder des Deutschen Hauses waren: Graf Silva Tarouca, Graf Beaufort, Reichenauer und Graf Gallen. Gallen, Dominikaner,



der einstige Beichtvater Franz Ferdinands und ein hervorragend kluger Mann, war der führende Geist des Deutschen Hauses. Meine Verbindung mit dem Deutschen Hause hielt Josef Diener-Dénes aufrecht.

Am Abend des 24. Mai waren die Herren des Deutschen Hauses sehr unruhig wegen des zwischen Österreich und Ungarn geplanten zwanzigjährigen Ausgleiches. Dieser nämlich war die Vorbedingung zur Vertiefung des deutschen Bündnisses, diese Vertiefung jedoch hätte nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiete die Verlängerung des gegebenen Verhältnisses bedeutet, sondern sie hätte dieses Verhältnis, in dem Deutschland der Herr war, unerträglich gemacht. Die Herren vom Deutschen Hause begannen zu diesem Zeitpunkt schon mißtrauisch gegen Czernin zu werden und wußten nicht, wie weit er noch zu ihnen gehörte und wie weit nicht. Sie fürchteten, daß Czernin dem deutschen Drucke nachgeben würde.

Am 25. Mai, um halb elf Uhr vormittags, fuhr ich in Gesellschaft von Andrassy, Apponyi und Aladár Zichy nach Baden. Als erster ging Julius Andrassy zum König hinein, während wir anderen im Vorzimmer warteten. Nach einer knappen halben Stunde kam Andrassy heraus und ging in ein anderes Zimmer, ohne uns ein Wort zu sagen. Dann ging Apponyi zum König, kam gleichfalls nach kurzer Zeit heraus und verschwand durch die Türe, durch die vorhin Andrassy verschwunden war. Im Vorbeigehen sagte er mir, im Nebenzimmer warte Erzherzog Josef, den er jetzt aufsuchen wolle.

Nach Apponyi kam ich an die Reihe. Ich setzte dem König auseinander, ich könne nur in ein Kabinett eintreten, das in der Wahlrechtsfrage mein Programm: das allgemeine, gleiche, geheime, gemeindeweise, sich auch auf Frauen erstreckende Wahlrecht bringen, das energisch für den Frieden und, wenn nötig, auch gegen Deutschland arbeiten würde. Aber ich meldete, daß ich jedes Kabinett, das in der Wahlrechtsfrage über die Tisza-Regierung hinausgehen würde, meiner wohlwollenden Neutralität versichern könne. Der König bat mich, ich möge diese Erklärung vor den anderen Herren wiederholen und dadurch die Entwirrung erleichtern.

Ich stellte an den König die Frage, was seine Botschaft zu bedeuten gehabt hätte, die mir am 16. Januar von Berchtold überbracht worden sei: meine Partei möge das Friedensproblem taktvoll behandeln und das deutsche Bündnis nicht angreifen. Ich be-



tonte, der Inhalt dieser Botschaft widerspreche dem, was mir Seine Majestät bei meiner ersten Audienz besonders über die deutsche Politik gesagt hätte. Der König antwortete, er wisse nichts von jener Botschaft. Darauf bat ich ihn um die Erlaubnis, mit Berchtold über diese Angelegenheit reden zu dürfen. Der König, in sichtlicher Verlegenheit, bat mich, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Diese meine zweite Audienz dauerte fünfundzwanzig bis dreißig Minuten. Der König sprach weder davon, daß Erzherzog Josef Ministerpräsident werden könne, noch davon, daß er sich im Nebenzimmer aufhalte. Nach der Audienz wurde auch ich in das Zimmer geführt, wo Erzherzog Josef wartete.

Er trug uns sein Programm ausführlich vor. Sein Standpunkt in der Wahlrechtsfrage war der, daß jeder ungarisch sprechende Bürger das Wahlrecht haben solle. Der Erzherzog sprach auch über seine Absicht, ein Kabinett zu bilden und forderte mich auf, in sein Kabinett einzutreten, was ich sehr entschieden ablehnte. Ich hielt es für notwendig, den Erzherzog darauf aufmerksam zu machen, daß er, wenn er das ungarische Ministerpräsidium übernehme, auf seine Stellung als Erzherzog verzichten müsse. Darauf erwiderte der Erzherzog, er habe es „schon seinen Soldaten gegenüber bewiesen, daß er es verstehe, nicht Erzherzog, sondern Mensch zu sein“. Im übrigen zeigte er eine nicht alltägliche Unorientiertheit und verhandelte mit einem auffallenden Mangel an politischer Routine.

Am nächsten Morgen um halb elf Uhr ging ich auf den Ballplatz zu Czernin. Julius Andrassy war für zehn Uhr gebeten, und als ich kam, war er noch da. Czernin rief mich herein, und ich fand außer Andrassy auch noch den österreichischen Minister Urban bei ihm vor. Sie verhandelten über den zwanzigjährigen Ausgleich. Sie sprachen von ihm, wie von etwas, das sein müsse, das man durchsetzen müsse um jeden Preis und suchten nach einem Modus, Apponyi die bittere Pille schlucken zu lassen. Ich fühlte mich immer unbehaglicher. Nach einiger Zeit machte ich einen Einwand, damit mein Schweigen nicht als Einverständnis mißdeutet werden könne. Ich sei durchaus gegen den zwanzigjährigen Ausgleich, sagte ich, und könne an keiner Beratung teilnehmen, die ihn zum Zwecke habe. Ich erhob mich und nahm Abschied. Czernin rettete die peinliche Situation und besprach mit mir eine Zusammenkunft für den Abend desselben Tages.



Am Abend des 26. Mai versuchte mich Czernin zunächst in der Sache des zwanzigjährigen Ausgleichs zu beruhigen. Die Deutschen, so meinte er, wären wirtschaftlich in der Lage, einen unbarmherzigen Druck auf uns auszuüben, eine Lage, die sie weidlich ausnützten. Folglich müsse er die Deutschen und unsere Deutschenfreunde hinhalten. Aber auch er selbst wünsche den zwanzigjährigen Ausgleich nicht, und wenn es einmal Ernst damit werden sollte, so würde er ihn nicht Wirklichkeit werden lassen, denn er kenne nur allzu gut die Gefahren dieses Weges.

Ich war gezwungen, ihm zu antworten, dies alles sei schön und gut, nur habe ich leider keinerlei Garantie dafür, daß Czernin sowie die Deutschen und Deutschenfreunde nicht auch mich irreführen wollten. Seine offiziellen Erklärungen stünden jedenfalls in direktem Widerspruch zu dem, was ich heute hörte.

Daraufhin wiederholte Czernin noch entschiedener, was er eben gesagt hatte. Er bat mich, alles, was er jetzt sage, möge unser Geheimnis bleiben: aber er sei entschlossen, diesen zwanzigjährigen Ausgleich mit den Deutschen keinesfalls durchzuführen. Er bat mich, ich möge ihm vertrauen. Diesen Entschluß, den er mir jetzt mitgeteilt habe, könne er öffentlich nicht aussprechen, sonst würden ihm die Deutschen, die auf der Vertiefung des Bündnisses bestünden, den Kragen brechen. Er wisse, daß Deutschland nicht siegen könne, und daß es sehr geschwächt aus dem Kriege hervorgehen würde —, was für die Monarchie nur von Vorteil wäre. Nach dem Kriege aber würden sich nur jene Staaten erhalten können, die die Abrüstung im großen Maßstabe durchsetzen würden.

Am nächsten Tage waren meine Frau und ich zum Mittagessen bei Czernin, dann fuhren wir auf den Semmering. Nach meiner Rückkehr sprach ich mit Navay, der mir erzählte, bei seiner Audienz habe der König an Julius Andrassy auszusetzen gehabt, er sei ihm allzu deutschfreundlich. Auch mit Josef Hunyady sprach ich in diesen Tagen. Dieser junge Magnat ist der Typus jener Leute, in deren Kreis sich Karl wohl fühlte. In vielen Dingen waren sie auch einander ähnlich, in ihrer Weltanschauung, in ihren Manieren. Mit förmlich weiblichem Vergnügen schimpfen beide auf Abwesende. Immer hat der recht, mit dem sie gerade sprechen. Hunyady war ein unerschöpflicher Quell von Klatschgeschich-



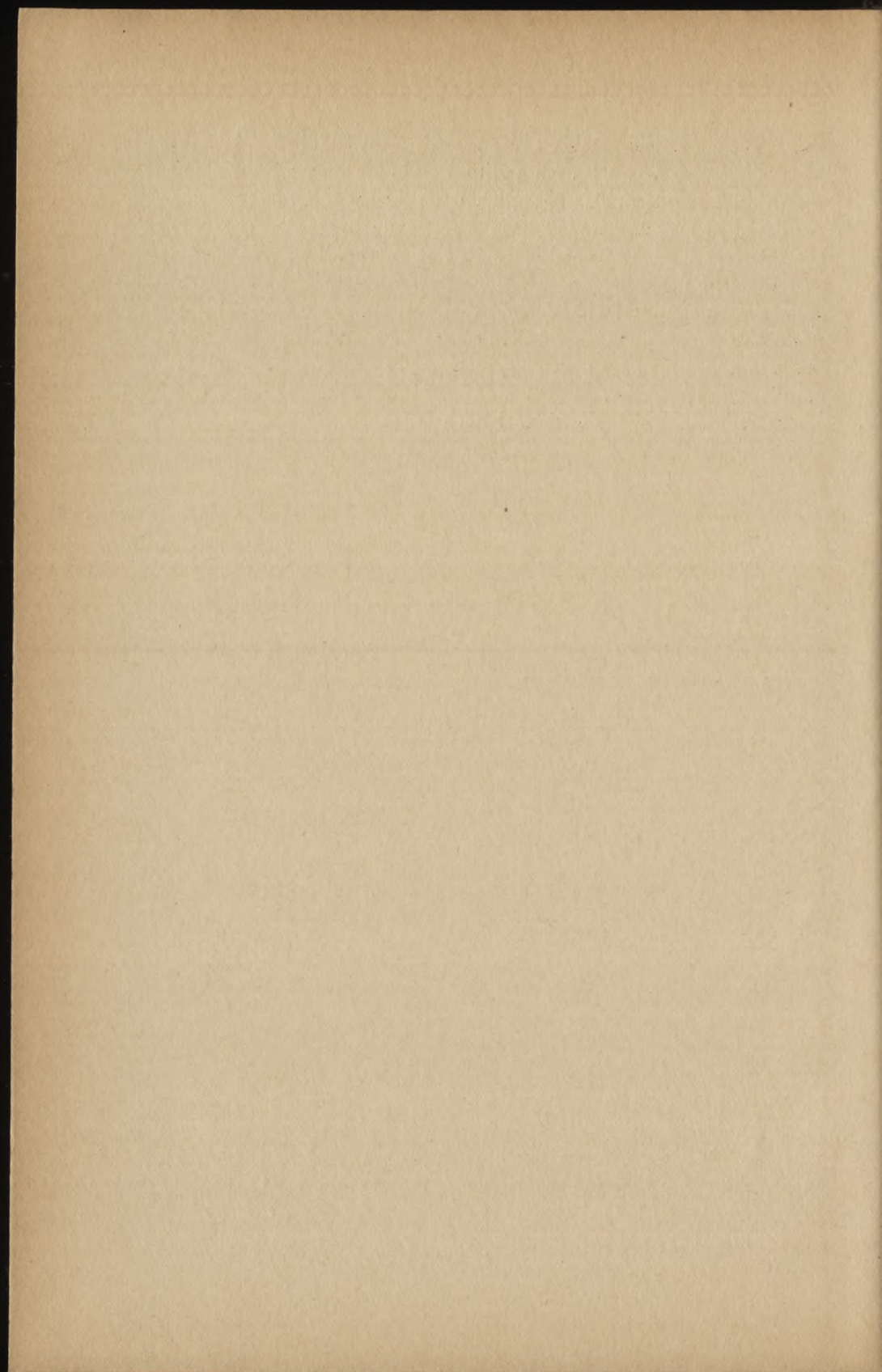
ten, und das machte ihn bei Karl beliebt. Auch Alexander Eszterházy und Josef Károlyi waren aus demselben weichen Holz geschnitzt. Hunyady ärgerte sich gerade sehr über den König. Er sagte, mit seinem unreifen Geschwätz würde er noch grenzenloses Unheil anrichten. Er sei von lauter Ungarnhassern umgeben, und auf ihn, Hunyady, höre er überhaupt nicht mehr.

Die Art, wie der König nach dem Sturz des Tisza-Kabinetts die ungarische Krise zu lösen suchte, ist ungemein charakteristisch für seine schwankende, nach plötzlichen Einfällen greifende, immer unsichere Regierungsmethode. Der Plan, demzufolge Erzherzog Josef ungarischer Ministerpräsident geworden wäre, war fallen gelassen worden. Unter anderem auch deshalb, weil die Arbeitspartei dagegen protestierte. Nun trat der Name des Grafen Béla Serényi in den Vordergrund, der bisher der Arbeitspartei angehört hatte, aber die weiteste Ausdehnung des Wahlrechtes, das Programm des Königs, an der Spitze eines Übergangsministeriums verwirklicht hätte. Ein Wahlrechtsministerium mußte sich auf den in Bildung befindlichen Wahlrechtsblock stützen. Auch Serényi wollte dem Block dadurch Garantien geben, daß er mich in das Kabinett aufnahm. Doch auch die Kombination Serényi verflüchtete sich bald und man begann Wekerle zu nennen. Das Projekt eines dritten Kabinetts Wekerle hatte schon damals sehr konkrete Formen angenommen. Wekerle hielt sein Kabinett bereit. Er schickte Hugo Laehne mit der Frage zu mir, welches Portefeuille ich in seiner Regierung übernehmen würde? Sieh mal, nun war ich regierungsfähig! Aber nicht das war wichtig, sondern wie weit meine Politik, die man inaktuell, totgeboren, dann später wahnwitzig und halsbrecherisch genannt hatte, nun regierungsfähig geworden sei. Meine Partei und meine persönlichen Anhänger behaupteten, ich müsse ein Portefeuille übernehmen, denn jetzt, da es sich um die Verwirklichung des Wahlrechtes handle, müßten dessen ernste Anhänger dadurch für die Festigkeit ihrer Wahlrechtsgrundsätze Zeugnis ablegen, daß sie an der Schaffung des neuen Wahlrechtes teilnahmen. So ließ ich Wekerle sagen, ich wolle das Portefeuille des Innern übernehmen. Des Ministers des Innern nämlich harrete die Ausarbeitung des Wahlrechtes. Das Wahlrecht verwirklichen und dann demissionieren, das war mein Plan. Übrigens hatte ich alle Ursache, vorauszusetzen, daß Wekerle



ebensowenig Ministerpräsident werden würde wie Julius Andrassy. Nach Tisza mußte dort nach politischer Logik jeder Führer der 67er Partei kommen, der bezüglich des deutschen Bündnisses sich zur offiziellen deutschfreundlichen Auffassung bekannte. Nun war aber Andrassy nicht Ministerpräsident geworden, und zwar eben, weil er allzu deutschfreundlich war. Darum dachte ich, daß Wekerle, dessen Deutschfreundlichkeit ebenfalls allgemein bekannt war, Andrassys Schicksal teilen würde, denn sein Programm mochte zwar den offiziellen Erklärungen entsprechen, aber es entsprach durchaus nicht den geheimen Absichten des Königs, und tatsächlich wurde die Kombination Wekerle diesmal noch aufgegeben.



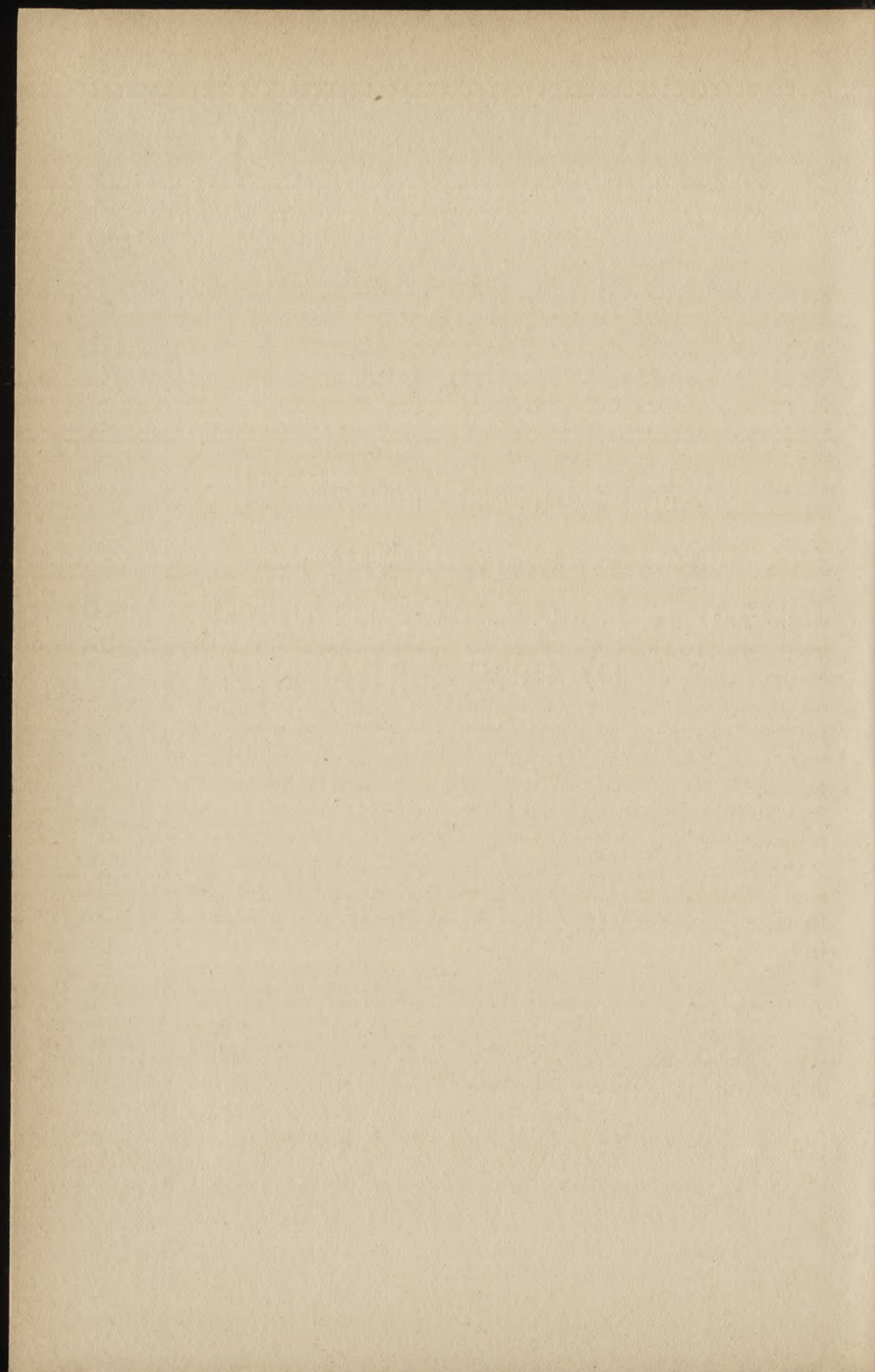




SIEBZEHNTE KAPITEL

DIE BILDUNG DES  
ESZTERHÁZY-KABINETTS.  
MEINE DRITTE AUDIENZ







In der Nacht, vom 7. auf den 8. Juni herrschte im Zentraldemokratenklub große Erregung. Der Besuch des Königs in Budapest stand bevor, und die Parteien des Wahlrechtsblocks planten für diesen Tag in der Hauptstadt und in der Provinz große Demonstrationen, die beweisen sollten, daß das allgemeine Wahlrecht der Wille des Volkes sei. Noch vor einem Jahre hätten die Behörden niemals eine solche Kundgebung gestattet. Doch die Zeiten hatten sich geändert. Allerdings nicht ganz: Stefan Bárczy, der Oberbürgermeister von Budapest, der für den 8. Juni um eine Audienz beim König ansuchte (um ihm namens der Budapester Bevölkerung die Gründe der Demonstration darzulegen), erhielt von der Kabinettskanzlei die Antwort, der König habe während seines Budapester Aufenthaltes keine Zeit, ihn zu empfangen. Das war eine Beleidigung der Wahlrechtsliga, hatte doch Bárczy nicht aus freien Stücken, sondern in deren Auftrag um die Audienz gebeten. Auf der Konferenz, die in den Räumen der Demokratenpartei einberufen war, um die demonstrierende Volksversammlung vorzubereiten, wirkte die Wiener Zurückweisung wie eine Bombe. Von uns allen war Wilhelm Vázsonyi der aufgeregteste und lauteste. Er schimpfte auf den „Lerchenfelder Jüngling“<sup>1</sup>, dem er ein paar herunterhauen und Anstand beibringen würde.

Die Wahrheit war die, daß in Wien ein Regiefehler geschehen war, allerdings ein recht grober Fehler. Der König oder seine Umgebung hatten geglaubt, daß Bárczy die Zeit des Königs mit irgendeiner hauptstädtischen Angelegenheit in Anspruch nehmen wolle, während der König nach Pest kam, um große Politik zu machen. Ein junger Politiker der Verfassungspartei, der zu Andrássys Umgebung gehörte, Graf Moritz Eszterházy, brachte die verpfuschte Angelegenheit mit Hunyady, dem Obersthofmeister, in Ordnung. Sobald man oben erfuhr, um was es sich handelte, war man so-

<sup>1</sup> Lerchenfeld — eine Vorstadt Wiens, in der ein berüchtigt derber Ton zu herrschen pflegt.



fort bereit, Bárczy zu empfangen und wollte nun darüber beruhigt werden, daß die bewußte Demonstration sich in größter Ordnung abspielen würde. Man bekam die gewünschte Beruhigung.

Am 8. Juni traf der König ein. Er empfing die Politiker hafenweise. Auf meine Bitte empfing er statt meiner den Grafen Theodor Batthyány, zu dem er wieder mit überraschender Offenheit auf die Deutschen schimpfte. Über Wekerle sagte er, „der lügt soviel“ — auch zwei anderen Politikern sagte er dasselbe über Wekerle —, „doch wenn es nicht anders geht, werde ich ihn halt ernennen.“

Wekerle selbst rechnete bestimmt auf seine Ernennung. Und doch gab es damals schon einen frisch ernannten ungarischen Ministerpräsidenten, und der hieß nicht Wekerle! An diesem Tage, beim Mittagessen, als gerade Julius Andrassy bei uns war, besuchte mich Graf Moritz Eszterházy und erzählte, der König habe ihm die Ministerpräsidentschaft angeboten. Er fragte Julius Andrassy, ob er die Ernennung annehmen solle. Andrassy sagte: Ja. Wir erfuhren von Eszterházy, der König habe ihm schon seit April die Präsidentschaft wiederholt angeboten, er aber fühle, daß er dieser schweren Aufgabe nicht gewachsen sei. Ein einfacher Minister, sagte Eszterházy, könne er werden, aber Ministerpräsident zu sein, ginge über seine Kraft. Die Ernennung mußte bis vier Uhr nachmittags geheimbleiben.

Das Volk von Budapest zog an diesem Tage groß und gewaltig durch die Straßen. Im Hofe des Stadthauses waren demokratisches Bürgertum und Arbeiterschaft beisammen, ferner die Károlyi-Partei, die radikale Partei, die Demokratenpartei, die sozialdemokratische Partei und die Feministen, und demonstrierten nicht nur den Willen, sondern auch die Kraft der Wahlrechtsliga. Die Redner baten nicht, sondern forderten. Der Gegenstand ihrer Forderung war das Wahlrecht, aber alle fühlten, daß das, was diese große und aufgeregte Menge wirklich wollte, der Friede sei.

Die Wirkung der Budapester Kundgebung wurde durch gleichzeitige große Kundgebungen in der Provinz betont und gesteigert. Das Land war reif für eine einschneidende Veränderung. Das Herz des Volkes hätte sich demjenigen freudig aufgetan, der diese Veränderung gebracht hätte, aber es wandte sich auch schon hoffnungsvoll jenem zu, der sie versprach. Zum ungarischen Ministerpräsi-



denten war vom König Graf Moritz Eszterházy ernannt worden, ein Unbekannter. Diese Ernennung entsprach kaum den Erwartungen, entsprach auch nicht dem Gebot der gegebenen Sachlage, wurde aber dennoch ohne Mißtrauen empfangen. Eszterházy war ein neuer Mann und war jung. Das allein nahm schon für ihn ein. Die persönlichen Anhänger Julius Andrássys freilich meinten, diese Ernennung wäre „ein Staatsstreich der Jungen gegen die Alten“. Da war schon etwas Wahres daran. Die ehrgeizigen jungen Magnaten, allen voran Prinz Windischgrätz, waren von dieser langen Krise nervös geworden, ärgerten sich über Andrássys Gewissensskrupeln, verloren die Geduld und schickten eines Nachts Eszterházy heimlich nach Wien, wo er König Karl dazu bewog, ihn zum Ministerpräsidenten zu ernennen.

Moritz Eszterházy ist der Typus jenes Menschen, der nur zur Detailarbeit taugt. Seine politische Rolle erschöpfte sich darin, daß er sekundäre, sozialpolitische Fragen mit fleißiger Genauigkeit aufarbeitete und sie mitten in großen historischen Ereignissen des Abgeordnetenhauses erörterte. Zu seinen Reden sammelte das Material Ladislaus Fényes, ein wirklich guter Kenner des traurigen Lebens und der kleinen Angelegenheiten der armen Leute. Dieses Material nahm dann Eszterházy unter sein Mikroskop und sah von dem ganzen wirbelnden Strom der Welt gerade nur das, was sich unter der Linse befand. Sein analytisches Talent ist innerhalb gewisser enger Grenzen beträchtlich. Der Grundzug seines politischen Wesens war die große dynastische Überlieferung des Hauses Eszterházy. Auch das Volk zählte bei ihm mit, gewiß zählte es mit: aber das Interesse des Volkes mußte verstummen, wenn es sich um die Person des Herrschers, des jeweiligen Herrschers handelte. Er ist ein Ungläubiger, aber er geht in die Kirche nach feudaler Tradition; ein Auliker, denn er ist ja ein Eszterházy und ganz das, was man unter den Aristokraten einen „Wiener Ungarn“ nennt. Seine Ernennung war eine der bedeutendsten Entscheidungen Karls.

Eszterházy wurde Ungarns Ministerpräsident gerade in der kritischsten Zeit der Monarchie. Diese Zeit, die Zeit von Stockholm, die Zeit der Revolution im Deutschen Reichstag, nenne ich deshalb die kritischste, weil man spätestens damals durch Einsetzung aller Kräfte der Monarchie innerhalb des Bündnisses



und Ungarns innerhalb der Monarchie das Ancien régime in irgendeiner vernünftig reduzierten Form vielleicht noch hätte retten können.

Den Einfluß, den in diesen Tagen der ungarische Ministerpräsident hätte ausüben müssen, hat Moritz Eszterházy nicht ausgeübt; offenbar ahnte er nicht einmal seine geschichtliche Mission. Da Eszterházy ein Mitglied der kleinen Verfassungspartei war, mußte er sich auf eine Koalition stützen. Da die Wahlrechtsreform die eine Ursache von Tiszas Sturz war, mußte Eszterházy die Unterstützung der Linken gewinnen und auf alle Fälle mit der Wahlrechtsliga rechnen, die unmittelbar vor seiner Ernennung ihre Macht durch die großen Kundgebungen in Budapest und in der Provinz erwiesen hatte. Eszterházy begann sofort mit Vázsonyi, den Sozialdemokraten und mir zu verhandeln. Vom ersten Augenblick an war Vázsonyi Eszterházy's Alter ego und die Seele des Eszterházy-Regimes.

Am 9. Juli suchte mich Eszterházy mit Vázsonyi auf. Zuerst versuchte mich Vázsonyi zu überreden, ich möchte in das Kabinett eintreten, denn er brauche noch eine Garantie, außer seiner eigenen Person. Vázsonyi hatte durchschaut, welche Gefahr seiner Volkstümlichkeit drohe, wenn er in der Regierung säße und ich draußen bliebe. Er fühlte, daß es in gewisser Hinsicht nachteilig für ihn wäre, wenn ich meine pazifistische, äußere Politik frei verkünden könnte und überdies auch noch in der Wahlrechtsreform nicht die Verantwortung mit ihm tragen müsse. Darum wollte er gerne, daß auch ich in das Eszterházy-Kabinett eintrete. Apponyi und besonders Andrássy bekämpften gerade meinen Eintritt in die Regierung, denn sie fürchteten, dadurch könne das Verhältnis zum deutschen Verbündeten gelockert werden. Vázsonyi hatte keine solchen Bedenken, er interessierte sich nicht sehr für Fragen der auswärtigen Politik. Der Kreis um Andrássy fand es übrigens nicht nur vom Standpunkt der auswärtigen, sondern auch von dem der inneren Politik für wünschenswert, daß in Eszterházy's Kabinett Vázsonyi der einzige Minister sei, der das Wahlrecht wirklich wünschte. Sie wollten das Wahlrecht nicht, sie wollten nur Tisza stürzen und sei es selbst um den Preis der Wahlrechtsforderung. Doch die Verwirklichung des wirklichen, allgemeinen Wahlrechts wäre in ihren Augen selbst für dieses Ziel ein allzu großer Preis gewesen. Aber sie befürchteten gar nicht, daß diese gründliche



Reform wirklich zustande käme. Triumphierte die Arbeitspartei darüber, daß doch nicht Andrassy, Tizsas persönlicher Gegner, sein Nachfolger auf dem Fauteuil des Ministerpräsidenten geworden war, so hatten sich andererseits Andrassy und sein Kreis schon in die Ministerpräsidentschaft Eszterházy hineingefunden, denn sie hofften, daß das Wahlrecht auch von Eszterházy umgangen werden würde. Im Kreise Andrassys herrschte allgemein die Meinung, daß Vázsonyi durch das Ministerportefeuille abgefertigt worden sei.

Ich habe Ursache, zu glauben, daß auch die widerstrebenden Empfindungen des Andrassy-Kreises gegen meine etwaige Ministerschaft Eszterházy teilte. Er hatte mich zwar aufgefordert, in sein Kabinett einzutreten, hatte aber wahrscheinlich gehofft, daß ich angesichts der außenpolitischen Gegensätze, die zwischen uns herrschten, dieser Aufforderung nicht nachkommen würde.

Ich gab Vázsonyi und Eszterházy zur Antwort, daß meine Partei, zu deren hauptsächlichen Programmpunkten ja das Wahlrecht zähle, selbstverständlich an einer Regierung teilnehmen müsse, die das Wahlrecht bringe. Aber ich wünschte, daß statt meiner Person Graf Theodor Batthyány in das Kabinett eintreten und das Portefeuille des Innern übernehmen möge, da das Ministerium des Innern das neue Gesetz verwirklichen würde. Eszterházy erwiderte, das Portefeuille behielte er sich selbst vor, denn er könne sich nicht „vom Vertreter einer anderen Partei köpfen lassen“. Das Wahlrechtsgesetz würde übrigens nicht vom Minister des Innern, sondern vom Ministerrat geschaffen werden, in dem zwei Vertreter des Wahlrechtsblocks als Garantie genügen müßten. Batthyány wolle er aber keinesfalls zum Minister. Er wie Vázsonyi blieben auch weiter dabei, daß ich in das Kabinett eintreten müsse.

Nachmittags teilte mir Vázsonyi eine interessante und unangenehme Sache mit, und zwar, daß noch vor der Schaffung des Blocks er, Andrassy und die Sozialisten eine besondere Vereinbarung bezüglich des Wahlrechtes getroffen hätten. Nach dieser Vereinbarung hätten bloß jene, die lesen und schreiben könnten und 24 Jahre alt waren, das Wahlrecht zu bekommen, außerdem noch die Besitzer des Karl-Kreuzes ohne Intelligenzzensus und Altersgrenzen. Geheim wäre das Wahlrecht nur in den Städten gewesen, auf dem Lande hätte man auch weiterhin offen abstimmen müssen. Und auf diesen Plan waren die Sozialdemokraten eingegangen. Allerdings hätte er die Indu-



striearbeiter so ziemlich am Verfassungsleben teilnehmen lassen, doch den großen Teil der Landarbeiter hätte dieser Plan ausgeschlossen, verraten, hintergangen! Vor vier Tagen, als der endlich zustande gekommene Wahlrechtsblock mich zum Präsidenten gewählt hatte, war mir dieser traurige und überflüssige Pakt verschwiegen worden. Der Block hatte das allgemeine und geheime Wahlrecht auf seine Fahne geschrieben, und seine Mitglieder hatten sich verpflichtet, es zu erringen. Wer hätte daran denken können, daß die von uns allen am weitesten linksstehende Partei, die Partei der sozialen Revolution, sich von vornherein mit weniger begnügen würde.

Ich gestehe, ich schwankte, ob ich in das Kabinett eintreten solle. Ich hätte nicht geschwankt, wenn mein Eintritt klar eine Wandlung der auswärtigen Politik der Monarchie bedeutet hätte. Es gab eine schwache Möglichkeit dafür. Mein Name war schon unlösbar mit der kriegsfeindlichen Bewegung verschmolzen und war so in die feindliche Presse geraten. Wenn nun das exponierteste, als Freund der Entente verschriene Mitglied der exponiertesten Friedenspartei eine Rolle in der Regierung übernahm, so hätte dies nach außen andeuten können, daß die Politik des Ballplatzes sich wesentlich zu verändern beginne, daß sie an Stelle der starren, deutschen Orientierung eine Brücke baue, auf der die Monarchie sich der Entente langsam nähern könne. Es war ja die Zeit der Sixtus-Briefe. Mir aber war diese wichtige Tatsache damals unbekannt. Mir klangen nur noch die Sätze im Ohr, die ich vom König und von Czernin vernommen hatte, aber auch das genügte wahrhaftig, um die Wandlung, die ich erwünschte, für möglich zu halten. Nicht als ob ich die Absichten des Königs und des Ballplatzes für endgültig oder für ausgereift gehalten hätte; wohl aber fand ich bei beiden eine ausgesprochene Geneigtheit, ihre Stimmung war nach der von mir gebilligten Richtung günstig beeinflusst, und sicher war es eine meiner wichtigsten Pflichten, sie auf dem guten Wege nach Kräften zu bestärken. Vielleicht konnte ich sogar den Ereignissen einen Anstoß geben!

Ich befand mich in einer schweren und peinlichen Lage. Zu mir hatte Czernin so gesprochen, zu anderen wieder anders. Welchem seiner Worte sollte ich trauen? Dem jungen König konnte ich eher glauben, er aber war unendlich leicht zu beeinflussen. Am



Ballplatz saß Czernin fest im Sattel, und ich hatte vor allem mit ihm zu rechnen. In der Luft am Ballplatz vibrierte noch immer die jahrhundertalte Politik des Zögerns und Schwankens. Es war zu befürchten, daß hier nie ein starker Entschluß gefaßt werden würde, oder wenn doch, daß sich der Ballplatz nicht vom deutschen Einfluß emanzipieren könnte, und daß man, vielleicht unter der Einwirkung eines vorübergehenden kriegerischen Erfolges wieder in die Orientierung der germanischen Politik verfallen würde.

Was geschieht nun, wenn ich gerade in solch einem Zeitpunkte Minister bin? Wenn ich auch nur scheinbar, wenn auch nur teilweise die fatale Wendung decken muß? Nein, ich würde sie keinesfalls decken. Würde es aber genügen, wenn ich demissionierte, recht demonstrativ demissionierte? Alles umsonst, während der Zeit meiner Ministerschaft hätte ich nicht das Recht der freien Meinungsäußerung genossen, das Recht, das ich mir als Abgeordneter erkämpft hatte. Wie, wenn man mich eben deshalb durchaus im Kabinett haben wollte, um mich dadurch der freien Meinungsäußerung zu berauben? Denen daran gelegen war, die konnten meinem Einfluß innerhalb des Kabinetts leichter das Gegengewicht halten und meine Volkstümlichkeit sich rascher abnützen lassen, als wenn ich außerhalb des Kabinetts bleibe. Durfte ich die Idee, die ich vertrat, dieser Gefahr aussetzen.

Aber die Károlyi-Partei mußte in der Regierung Platz finden. Wir mußten dort einen Wachtposten haben, wir mußten wissen, was sich vorbereitete, was geschah. Wenn die Károlyi-Partei im Kabinett nicht vertreten war, so trieb sie dadurch Eszterházy der Rechten in die Arme. Und dann hätte sich schon im Juni 1917 die Sachlage ergeben, die im Oktober mit dem Wekerle-Kabinett Wirklichkeit wurde, daß die Regierung der Willkür der Arbeitspartei ausgeliefert war und endlich ihre Parteien in eine Koalition mit Tisza bringen mußte. Es war keine Kunst, dies vorauszusehen.

Eszterházy hatte mich nicht aus freien Stücken in sein Kabinett berufen. Batthyány aber, den ich an meiner Statt empfahl, wollte er überhaupt nicht annehmen. Die Ursache davon war ein alter Familienzwiß. Jener Zweig der Familie Eszterházy, dem der Ministerpräsident angehörte, wollte dem Grafen Michael Eszterházy, dem Schwiegersohn Theodor Batthyánys, seine Rechte auf das Majorat von Cseklesz absprechen und bezweifelte seine legitime Abstammung.



Am 9. Juni war die Lage die, daß entweder ich Minister werden konnte oder sonst niemand.

So mußte ich denn in den sauren Apfel beißen. Ich sagte Eszterházy, ich würde in sein Kabinett eintreten, wenn ich mich mit Czernin in auswärtigen Fragen einigen könnte, vorausgesetzt, daß dies der Fall sei, so würde ich um das Portefeuille des Ministers a latere bitten. Dieses Portefeuille war seit dem Jahre 1867 eine Sinekure. Der Minister um die Person des Königs wohnt in Wien und steht natürlich in fortwährender Verbindung mit dem König. Ich hatte mir diesen Posten deshalb ausgesucht, um den jungen König aus nächster Nähe zugunsten meiner Friedenspolitik beeinflussen zu können. Das Ministerium um die Person des Königs wollte ich zu einer ernstlich arbeitenden ungarischen Gesandtschaft ausbauen und wollte, wenn nötig, auch gegen Czernin und den König durch alle Schwankungen der Kriegslage hindurch systematisch und zielbewußt den Friedenswillen des ungarischen Volkes zur Geltung bringen.

Eszterházy willigte ein, daß ich das Portefeuille des Ministers a latere bekommen sollte und schrieb in diesem Sinne an Czernin. Mit diesem Briefe reiste ich noch am selben Tage nach Wien. Ich hatte eine lange Unterredung mit dem Minister des Äußern. Noch einmal präziserte ich ihm meine außenpolitischen Anschauungen. Nur dann, sagte ich Czernin, würde ich in das Eszterházy-Kabinett eintreten, wenn ich auf meine Politik nicht nur nicht verzichten müsse, sondern im Gegenteil mit ihm, dem Außenminister, betreffs des letzten Zieles übereinstimmen könnte, das heißt also, wenn sich auch die offizielle auswärtige Politik der Monarchie nach der Entente hin orientieren würde.

Czernin begründete mir in seiner Antwort wiederum seine mir übrigens schon bekannte Auffassung, daß die Deutschen den Krieg nicht gewinnen könnten. Seine Bestrebungen gingen also, so sagte er, ebenfalls dorthin, wohin die meinigen gingen, daß nämlich die Monarchie ihre Selbständigkeit von den Deutschen sobald wie möglich zurückgewinnen und die ehebaldigste Beendigung des Krieges erzwingen müsse. Auf welche Art er all dies erreichen wollte, dafür stellte er kein konkretes Programm auf. Er sagte nur soviel, daß Verhandlungen mit den Franzosen schon im Zuge seien, und daß er, „wenn alle Stricke reißen“, auch zum Sonderfrieden entschlossen sei.



Sobald die Sache reif sei, würde er auf dem Gebiet der Friedensvermittlung auch meine Dienste gerne in Anspruch nehmen.

Dieses Angebot änderte nichts an dem Eindruck, den ich von Czernins Politik gewonnen hatte. Er arbeitete daran, die Deutschen zu betrügen, wollte auf den Naumannschen Plan von Mitteleuropa nicht ernstlich eingehen, wollte die Vertiefung des Bündnisses durch ein Provisorium hinausschieben und wollte überhaupt die Deutschen so lange an der Nase herumführen, bis er mit der Entente zu irgendeiner Verständigung gekommen wäre. Während er einen offenen Bruch vermied, wollte er sich bei der Entente dadurch Verdienste erwerben, daß er durch die auswärtige Politik der Monarchie die Deutschen zu Friedensverhandlungen drängte. Er lavierte. Er wagte es nicht, den geänderten Kurs öffentlich verlautbaren zu lassen, und selbstverständlich war auch ich nur ein Stein in seinem Spiel.

So faßte ich auch seinen Wunsch auf, dem er im Namen des Königs Ausdruck gab, ich möge auf alle Fälle in das Kabinett eintreten. Aber vom Portefeuille des Ministers a latere versuchte er mir heftig abzureden. In der Pose eines Freundes des demokratischen Fortschrittes, wollte mich der Diplomat davon überzeugen, daß man mich in Budapest brauche, was soviel bedeutete, als daß er in Wien einen Mann, der ihm in die Karten guckte, durchaus nicht brauchen konnte. Ich erzählte ihm von dem haarsträubenden Pakt der Sozialisten mit Andrassy und Vázsonyi. Ein Grund mehr, sagte er, sich an die Spitze der Linken zu stellen, denn der Linken gehöre die Zukunft, und sie zu lenken, sei die wichtigste Aufgabe. Und eben deshalb müsse ich nicht nur ein Mitglied des Kabinetts sein, sondern müsse in Budapest arbeiten, um Andrassys Einfluß auf den jungen Eszterházy das Gleichgewicht zu halten. Er empfahl mir das Ministerium für Ackerbau.

Von Czernin ging ich in meine Wohnung im Hotel Bristol, wo mich Silva-Tarouca und seine Leute erwarteten. Ich sprach gerade mit ihnen, als vor dem Hotel ein Hofautomobil hielt, das mich nach Laxenburg zum König bringen sollte. Die Herren vom Deutschen Haus waren erfreut und überrascht. In Laxenburg führte man mich in einen Salon im Erdgeschoß, wo vor mir noch zwei Offiziere auf ihre Audienz warteten. Beide blieben nur ganz kurz beim Könige, und als die Reihe an mich kam, führte mich ein Adjutant in den Park, wo mich der König unter einem großen Baum erwartete.



„Ich komme auf Befehl, Eure Majestät“, sagte ich, um zu betonen, daß diesmal nicht ich um die Audienz angesucht hatte. Der König war, wie fast immer, auch diesmal ein wenig befangen und konnte das Gespräch nur schwer beginnen.

Czernin habe telephonierte, sagte endlich der König, und er habe mit Vergnügen gehört, daß es keine außenpolitischen Differenzen zwischen mir und Czernin gäbe.

Ich setzte dem König auseinander, wie schwer ich mich entschlossen hätte, in das Kabinett einzutreten, und daß es mir auch jetzt noch lieber wäre, wenn ein anderes Mitglied meiner Partei den mir angebotenen Posten übernehmen könnte. Ich bat den König, er möge meine Lage zu verstehen versuchen. Wenn ich schon auf einem Gebiete, in der äußeren Politik, Zugeständnisse machen müsse, indem ich in eine Regierung einträte, die in auswärtigen Angelegenheiten keine sofortige Änderung herbeiführen könnte (und ich machte dieses Zugeständnis nur, weil ich die Auffassung des Königs und des Außenministers bezüglich des Endzieles kenne, und weil ich wisse, daß sie mit der meinen übereinstimme), so möchte ich doch wenigstens auf dem anderen Gebiete, auf dem des Wahlrechtes die Zugeständnisse, die ich machen müßte, auf ein Minimum herabdrücken.

Hier warf der König lebhaft dazwischen, daß auch er das allgemeine Wahlrecht ehrlich wünsche. Das sei auch einer der Gründe, weshalb er nicht Andrassy mit der Kabinettsbildung betraut habe: „Sie müssen mir es nicht übelnehmen, aber Ihr Schwiegervater, Graf Andrassy, scheint mir das Wahlrecht nicht ganz aufrichtig zu behandeln.“

„Das ist begreiflich,“ antwortete ich, „denn Andrassy ist nie ein Anhänger des Wahlrechtes gewesen. Aber wenn Eure Majestät so denken, was sagen Sie dann dazu, daß Eszterházy's Programm bezüglich des Wahlrechtes genau dasselbe ist wie dasjenige Andrassy's? Denn ich könne mir doch nicht denken, daß bloß persönliche Gesichtspunkte die Ernennung Eszterházy's bewirkt hätten. Nun, Eszterházy's Wahlreform hat Julius Andrassy zusammen mit den Sozialisten und mit Vázsonyi hinter meinem Rücken ausgearbeitet. Damals hieß es noch, daß Andrassy Ministerpräsident werden würde. Und dieser Entwurf opfert völlig das geheime Wahlrecht und das Wahlrecht, das er plant, ist auch nicht allgemein und nicht gleich. Wenn die Regierung Eszterházy an diesem Entwurf fest-



hält, wenn sie nicht nachgibt, besonders was das geheime Wahlrecht anbelangt, dann entlarve ich pflichtgemäß die Sozialisten sowohl wie Vázsonyi und mache das Verbleiben Vázsonyis in der Regierung unmöglich, was den Sturz des Kabinetts bedeutet.“

Der König erhob sich und sagte, wir mögen spazierengehen. Während unseres Spazierganges erzählte ich dem König mit allen Einzelheiten, worin der Verrat des Wahlrechtes eigentlich bestand. Der König fragte nach dem und jenem. Inzwischen waren wir den königlichen Kindern begegnet. Der König rief den kleinen Thronfolger herbei und stellte mich dem kleinen fünfjährigen Buben sowie einem der kleinen Mädchen vor. Der König war stolz auf das gute Ungarisch seines Sohnes und meinte, ich solle mit den Kindern nur ungarisch reden.

Als wir die Kinder verließen und wieder zu der Bank zurückkehrten, von der wir aufgestanden waren, war der König sichtlich müde und gelangweilt.

„Ich kann mir denken, Majestät,“ sagte ich, „wie müde Sie nach einem so langen und trockenen Gespräch sein müssen. Dies eine Mal aber muß ich Eure Majestät doch bitten, schicken Sie mich noch nicht fort, denn es ist sehr wichtig, daß Sie ein klares und vollständiges Bild von der Lage gewinnen, und das läßt sich nicht kurz skizzieren.“

Ich mußte dem König sagen, wie verhängnisvoll die Fragen des Wahlrechtes und der Nationalitäten miteinander zusammenhängen. Der König wünschte zu wissen, wie sich wohl die ungarische Hegemonie mit dem Frieden zwischen den Nationalitäten vereinigen ließe. Ich sprach von den Methoden der Demokratie und wies darauf hin, welch unverzeihlicher Fehler Tiszas es sei, daß er immerfort von der magyarischen Hegemonie spreche, ohne sich darum zu kümmern, daß er dadurch die Nationalitäten reize. Die Folgen davon würde Ungarn zu tragen haben.

Der König, der meinen Ausführungen beistimmte, entließ mich nach eineinhalb Stunden mit der Versicherung, er würde noch am heutigen Tage an Eszterházy telegraphieren. Was, das sagte er nicht. Ich aber verließ Laxenburg mit der Empfindung, daß ich die Sache des geheimen Wahlrechtes ein gutes Stück vorwärtsgebracht habe.

In meinem Budapester Heim erwarteten mich schon die Sozialisten und Eszterházy. Eszterházy hatte das Telegramm des Königs



erhalten und fragte mich erbittert, was ich eigentlich wolle. Ich machte ihm klar, daß man die feste Abmachung, laut welcher die Abstimmung in der Provinz offen sein solle, umstoßen müsse. Ich erreichte so viel, daß über die Zahl der geheimen Bezirke verhandelt wurde.

Den Sozialisten machte ich Vorwürfe dieses Paktes wegen. Sie erwiderten, weshalb ich ihnen nichts gesagt hätte, bevor ich zum König gefahren sei, denn sie hätten die Sache dann noch in Ordnung bringen können. Sie schämten sich dessen, was sie getan hatten, und schienen sehr entsetzt bei dem Gedanken, daß der König von ihrem Vorgehen wisse. Vázsonyi tobte, daß ich noch radikaler sein wollte als selbst die Sozialisten. Zum Schluß gab auch er nach.

Andrássy war außer sich bei dem Gedanken, daß ich es sei, der als Ackerbauminister oder Minister für Volkswohlfahrt in das Kabinett eintreten könne. Er fürchtete, ich würde Eszterházy in außenpolitischen Dingen zu sehr beeinflussen. Allerdings stimmte es, daß Eszterházy sich um die auswärtige Politik nicht sehr kümmerte. Mich hatte er, als es noch so aussah, als würde ich in sein Kabinett eintreten, mit ein paar Worten gebeten, ich möge nichts über Pazifismus, Abrüstung und andere ähnliche Dinge reden. „Ich bedauere sehr,“ antwortete ich ihm, „aber der Pazifismus, die Abrüstung und die anderen ähnlichen Dinge sind die wichtigsten Punkte meines Programmes, und ich kann sie nicht einmal provisorisch begraben. Aber ich wundere mich darüber,“ fuhr ich fort, „daß Eszterházy seltsamerweise eben jene Punkte erwähnt, in denen die Politik Czernins und die meine miteinander übereinstimmen. Worauf mir der ungarische Ministerpräsident aufrichtig gestand, daß er über auswärtige Politik mit Czernin noch nicht gesprochen habe.

Obgleich sich also Eszterházy in außenpolitischen Dingen vor mir fürchtete, bestand er doch darauf, daß gerade ich in sein Kabinett eintrete. Dies dankte ich außer dem Einfluß Vázsonyis offenbar in erster Reihe der Wirkung des Familienzwistes zwischen den Eszterházys und Batthyánys. Ich arbeitete nach all meinen neuen Erfahrungen für Batthyánys Ernennung und brauchte dazu auch die Zustimmung der sozialdemokratischen Partei. Für die Sozialdemokraten führte Alexander Garbai, der neben Vázsonyi Vizepräsident des Wahlrechtsblockes war, die Verhand-



lungen. Garami war damals in Stockholm. Alexander Garbai kam immer wieder darauf zurück und versuchte mich zu überzeugen, daß ich, als der auch von den Sozialdemokraten gewählte Präsident des Wahlrechtsblocks, geradezu verpflichtet sei, in die neue Regierung einzutreten. Garbai hatte Angst, man wolle das Wahlrecht entweder unterschlagen oder hinausschieben und bat mich, ich möge an Ort und Stelle sein, um dies zu verhindern und die Regierung zu kontrollieren. Die organisierte Arbeiterschaft, sagte Garbai, wäre enttäuscht, wenn ich nicht in das Kabinett einträte. Ich bat Garbai, er möge nicht an der Treue Batthyánys für die Idee des Wahlrechtes zweifeln, und tatsächlich zeigten die späteren Ereignisse, daß ich Ursache hatte, Batthyány zu vertrauen. Dennoch gab es einen Augenblick, da ich mitten in meinem Schwanken das Gefühl hatte, daß alles Gute, was sich durch die Eszterházy-Regierung erreichen ließe, nur dann sicher sei, wenn ich selbst an der Regierung teilnähme. In meinem Innern stellte sich die Frage so: Sollte ich meine außenpolitische Konzeption auf das Spiel setzen, um die Sache des Wahlrechtes zu sichern? Die Arbeiter, deren Auffassung meiner Ansicht nach Garbai vertrat, klammerten sich leidenschaftlich an die Verwirklichung dieser Wahlrechtsforderung. Würden mir diese Arbeiter nicht eines Tages vorwerfen, daß ich durch mein Zögern, durch meine für sie nicht einmal ganz verständlichen Einwände die Eroberung des jahrzehntelang umstrittenen Wahlrechtes gerade im entscheidenden Augenblick auf das Spiel setzte? Das Verständnis oder das Unverständnis, die Unterstützung oder die Gegnerschaft der ungarischen Arbeiter war im Juli 1917 ein Faktor, dessen Wichtigkeit sich gar nicht überschätzen ließ. Ich empfand sehr stark meine Verantwortlichkeit der ungarischen Arbeiterschaft gegenüber, und vor dieser Verantwortlichkeit mußten alle anderen Motive zurücktreten. Als das Eszterházy-Kabinett in die entscheidende Phase seines Entstehens trat, bat ich Garbai und den aus Stockholm heimgekehrten Garami als Führer der Sozialdemokraten, sie möchten mich in meiner Wohnung aufsuchen, wo ich auch den aus Wien heimkehrenden Moritz Eszterházy erwartete. An diesem Tage war ich entschlossen, in das Kabinett einzutreten. Ich bat Garami, er möge Eszterházy mitteilen, daß die Sozialisten darauf bestünden, die Károlyi-Partei möge durch mich und sonst niemand im Kabinett vertreten werden.



Dies bedeutete soviel, als daß ich Garbais Beweisführung angenommen hatte. Wenn die Übernahme eines Portefeuilles durch mich zur Beruhigung der Sozialisten nötig war, dann mußte auch die neuerliche Empfehlung meiner Person von ihnen ausgehen<sup>1</sup>. Garami sagte Eszterházy, daß die sozialdemokratische Partei in die Ministerschaft Batthyánys einwillige. Offenbar war das sein gutes Recht, offenbar war er von der Partei dazu ermächtigt, ich aber hatte nach Garbais Erklärungen glauben müssen, ich treffe bei der ungarischen Arbeiterschaft das richtige, wenn ich mit Garami so sprach, wie ich es getan hatte. Nach dem Vorgefallenen nützte ich natürlich meinen Einfluß, um die Ministerschaft Batthyánys bei Eszterházy und in Wien durchzusetzen. So entstand das Kabinett Eszterházy ohne mich.

---

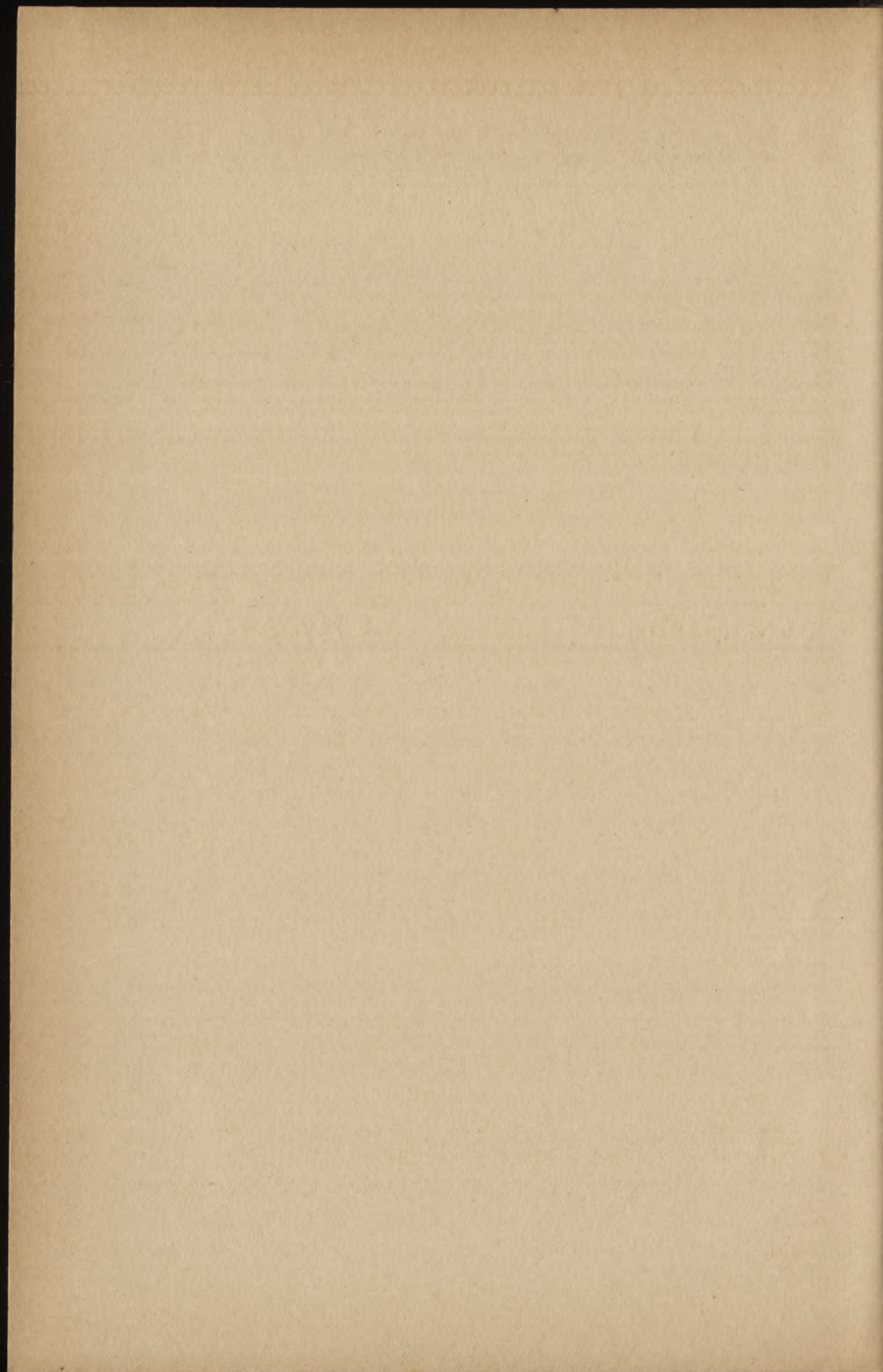
<sup>1</sup> So pointiert Garami die Geschichte.



ACHTZEHNTE KAPITEL

**EINE PEINLICHE SITUATION**







Am 21. Juni stellte sich die Regierung Eszterházy vor. Auf der Galerie saßen aristokratische Damen, die nächsten Angehörigen des jungen Ministerpräsidenten, und, was nicht üblich und nicht gestattet ist, sie klatschten seiner aus dem Manuskript verlesenen Rede Beifall. Darauf begannen die anderen Damen, hauptsächlich jene, die ihre Töchter gern mit dem noch ledigen Grafen Eszterházy verheiratet hätten, ebenfalls zu applaudieren. Die Eszterházy-Damen dachten offenbar, daß Graf Moritz als der Hüter des Katholizismus auf dem Plan erschienen sei und den Kopf des jüdischen Drachen abzuschlagen sich rüste. Sie waren nicht die einzigen, denen die Regierung Eszterházy eine Enttäuschung bereitere.

Ich trat in die Koalition ein, die Eszterházy's Regierung unterstützte. Obgleich ich fürchtete, die Partei würde ihren alten oppositionellen Elan verlieren, so mußte ich es doch tun, um die Richtung der Regierung beeinflussen zu können und, wozu es leugnen, auch die Mitglieder der Partei wollten die Früchte ihrer oppositionellen Agitation jetzt ernten. Es war ein allzu menschlicher Gesichtspunkt, aber schließlich sind auch die Politiker Menschen, und auch diesen Gesichtspunkt konnte man nicht vernachlässigen. Die Partei, in der, was den innerpolitischen Radikalismus anbelangt, sehr verschiedene Schattierungen vertreten waren, war einheitlich im Sinne der auswärtigen Politik. Wie konnte nun Graf Theodor Batthyány unsere Außenpolitik im Kabinett vertreten? Im Grunde genommen, hatte er mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, die mich erwartet hätten, wäre ich eingetreten. Graf Julius Andrássy hatte mir gesagt, daß, falls ich Minister werde, er selbst interpellieren würde, wie es mit meiner, gegen das deutsche Bündnis gerichteten Außenpolitik bestellt sei, oder ob ich den Standpunkt der offiziellen auswärtigen Politik teile. Dieser Interpellation war auch Batthyány ausgesetzt. Als Mitglied der Regierung konnte er keine besondere auswärtige Politik verfolgen, und, obgleich er im Kabinett die Károlyi-Partei vertrat, mußte er als Minister,



wenigstens stillschweigend, die offizielle Außenpolitik akzeptieren. Er war ganz meiner Meinung und hatte nur zwecks Verwirklichung der Wahlrechtsreform im Kabinett Eszterházy teilgenommen, während ich als Präsident der Unabhängigkeitspartei kein Jota meiner Erklärungen zurücknehmen wollte.

Batthyány erwies sich in dieser schwierigen Lage als meisterhafter Diplomat. Obgleich im Magnatenhaus Graf Johann Hadik gerade durch Erörterung der außenpolitischen Stellungnahme die Regierung und Batthyány in die Enge treiben wollte, obgleich die Leute von der Andrássy-Partei immer bemüht waren, ihn entweder aus dem Kabinett zu vertreiben oder ihn zu einer Erklärung zu zwingen, gelang es doch nie, ihn in Verlegenheit zu bringen. Er erklärte mit größter Ruhe, er wäre ausschließlich dem Wahlrecht zuliebe in die Regierung eingetreten und könne an seinen Überzeugungen nichts ändern, obgleich er, solange er Minister sei, sich der auswärtigen Politik der Regierung gegenüber loyal verhalten werde.

Übrigens griff man ihn weniger heftig an, als man mich angegriffen hätte. Sein glattes diplomatisches Wesen, seine vielen konservativen Neigungen, seine Freundschaft mit fürstlichen Kreisen, verschafften ihm viele Erleichterungen. Wir spielten mit verteilten Rollen. Batthyány vertrat die Interessen der Partei in der Regierung, und ich fuhr in unserer pazifistischen Kampagne fort. Lang konnte sich das natürlich so nicht halten, aber ich hoffte anfangs, daß sich das Wahlrecht sehr rasch durchführen ließe, und daß das Parlament, für den Fall, daß die Arbeitspartei sich widersetzte, aufgelöst werden würde. Andererseits hoffte ich, daß der König und der Minister des Äußern sich endlich doch dem ausgesprochenen Friedenskurs zuwenden würden.

Am 24. Juni fuhr ich nach Félégyháza zu meinen Wählern und hielt meine bisher stärkste Rede gegen den Krieg und den Militarismus. Es war ein leidenschaftliches Bekenntnis, offener als alles, was ich bisher gesagt hatte. Ich machte die verfllossene Regierung verantwortlich für den Krieg und die Verlängerung des Krieges.

Als ich nach Budapest zurückkehrte, waren die Gemüter in hellem Aufruhr. Eszterházy und Andrássy überfielen mich damit, die Regierung müsse umfallen, wenn ich nicht zurückziehe, was ich in Félégyháza gesagt habe. Als ich den Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses betrat, brauste mir der Chor der Tisza-Partei entgegen:



„Was haben Sie in Félegyháza gesagt? — Vaterlandsverräter! Vaterlandsverräter!“

Ich erläuterte meine Rede in Félegyháza und milderte das Wesen der Sache nicht, sondern unterstrich es noch vielmehr.

Meine Lage war seltsam und forderte Klärung. Ich wußte mich einerseits in Übereinstimmung mit den Meinungen und Ansichten des Außenministers und glaubte, diese Absichten und Meinungen besser zu kennen als der Ministerpräsident, andererseits wurde ich gerade wegen Verfechtung dieser Meinungen am stärksten von der Umgebung des Ministerpräsidenten angegriffen, den ich seiner inneren Politik wegen unterstützte. Ich reiste nach Wien zu Czernin, um endlich zu wissen, was ich von ihm zu halten habe.

In der letzten Zeit hatte ich viel von Czernins ausländischen Verhandlungen gehört. Ich wollte Czernin daran erinnern, daß er meine Dienste bei der Anbahnung von Friedensmöglichkeiten in Anspruch nehmen wollte. Czernin begann das Gespräch lächelnd damit, wie scharf ich in Félegyháza gesprochen habe! Ich lenkte, um endlich zur Sache zu kommen, das Gespräch auf die Schweiz. Ich sagte, ich müsse eine Kur gebrauchen und möchte zu diesem Zweck in die Schweiz gelangen können. Czernin lächelte, ging sofort auf die Sache ein, sagte, er würde mir mit Vergnügen die Erlaubnis erteilen, ja sogar Adressen geben, unter denen ich jene Personen finden könne, mit denen ich zu verhandeln hätte. Da ich erst nach Abschluß der Delegationen reisen wollte, verschoben wir die Besprechung von Einzelheiten auf ein anderes Mal. Die Delegationen waren für den 15. Juni einberufen (tagten aber bekanntlich dann doch nicht). Czernin zeigte sich bei dieser Unterredung sehr pessimistisch. Die Hoffnung auf Sieg wäre geschwunden, Deutschland sei geschlagen, der verschärfte U-Boot-Krieg nur ein Bluff, im Frühjahr kämen die Amerikaner — wir stünden so schlecht, daß uns jetzt vielleicht nicht einmal der Sonderfriede mehr viel helfen könne. So sah Czernin die Lage und sagte, er klammere sich überhaupt nicht an den Ministerfauteuil, denn es könne wahrlich nicht sein Ehrgeiz sein, die verlorene Partie zu Ende zu spielen. Damals wurde viel gegen ihn intrigiert, besonders von seiten Andrássys, und Czernin wußte das.

Die Delegationen mußten verschoben werden. Im österreichischen Abgeordnetenhaus, das notgedrungen schließlich doch einberufen



worden war, hatten die Tschechen und Südslawen Erklärungen verlesen, die eine völlig neue Lage schufen.

Die Tschechen betonten noch in vorsichtiger Form ihre Anhänglichkeit an die Dynastie und ihre Achtung vor den Staatsgrenzen der Monarchie, doch indem sie die Umwandlung der Monarchie in einen Bundesstaat „von freien und gleichberechtigten Nationalstaaten“ in kategorischer Form forderten, bemerkten sie, daß bei der Gründung eines demokratischen Staates des tschechoslowakischen Volkes auch „jenes tschechoslowakischen Stammes gedacht werden müsse, der längs der historischen Grenzen der tschechischen Heimat in zusammenhängenden Siedlungen lebt“. Dieser Stamm nun ist unser slowakisches Volk, und die Deklaration fordert zum erstenmal in unzweideutiger Form die Durchbrechung der Integrität Ungarns an der nördlichen Grenze.

Aber nicht nur die Tschechen, auch die Jugoslawen legten in der ersten Sitzung des nach drei langen Jahren endlich einberufenen österreichischen Reichsrates Zeugnis dafür ab, daß sie entschlossen seien, gründlich mit dem Dualismus zu brechen. Am 30. Mai 1917 forderte der Südslawische Klub in seiner Deklaration die Vereinigung „aller von Slowenen, Kroaten und Serben bewohnten Gebiete in einem selbständigen, von jeder diesen Völkern fremden Herrschaft freien, auf demokratischer Grundlage aufgebauten Staatskörper unter dem Zepter des habsburg-lothringischen Herrscherhauses“. Also verlangten auch die Südslawen eine föderative Umwandlung.

Da ein selbständiges Polen, seit der Erklärung der beiden Kaiser im Oktober 1915, sozusagen schon bestand, und niemand daran zweifelte, daß auch Galizien dazugehören werde, hatte der Umwandlungsprozeß der Monarchie eigentlich schon begonnen. Dieser Prozeß aber stellte sich dar als ein Kampf der Nationen gegeneinander, und als diese Nationen zum erstenmal Gelegenheit hatten, ihre Ansprüche anzumelden, war die Lage schon derart chaotisch, daß man es vorläufig nicht wagte, unter solchen Verhältnissen die Delegationen einzuberufen. In der Delegation wären zu den kämpfenden Parteien, um das Chaos vollzumachen, auch noch die Ungarn hinzugetreten.

In der ungarischen Politik hatten sich die Gegensätze bald zugespitzt. Ich setzte meine Friedensagitation unentwegt fort, und seit meiner Rede in Félegyháza kannte die Wut der großen deutsch-



freundlichen Mehrheit im Parlament keine Grenzen. Auch Eszterházy war entrüstet. Endlich teilte mir Theodor Batthyány im Vertrauen mit, daß man ihn, wenn ich meine Angriffe gegen die deutsche Politik so schonungslos fortsetzte, zur Demission zwingen würde. Er bat mich, ich möchte im Interesse der Sache und nur so lange, bis das Wahlrecht unter Dach gebracht sei, meinen Reden ein Sordino aufsetzen; es handle sich ja nur um ein paar Wochen. Wenn ich während der Sommerferien meine Agitation ausschalte oder auch nur mildere, so könne während dieser Zeit Vázsonyi mit seiner Wahlrechtsvorlage fertig werden; nach den Sommerferien würde diese dann entweder vom Parlament angenommen werden, und dann könne die Partei, da sie ihr Ziel erreicht hätte, aus der Regierung treten — oder aber sie würde durch das Parlament nicht angenommen, und dann sei gleichfalls eine neue Lage geschaffen. Wahrscheinlich kämen dann Neuwahlen, für die aber hätte unsere Partei schon freie Hand.

Das leuchtete mir ein, und ich beschloß, auf Urlaub zu gehen. Meine Gesundheit konnte ihn brauchen. Bevor ich aber nach Kissingen abreiste, suchte ich noch einmal Czernin auf.

Czernin empfing mich damit, er habe seinen Plan, die Delegationen einzuberufen, nicht durchsetzen können, denn in Österreich sei die innere Lage noch völlig ungeklärt. Den Wegfall der Delegationen bedauere er sehr, denn für seine außenpolitischen Pläne, so sagte er, hätte er einer parlamentarischen Tribüne dringend bedurft. Er bedauere es auch aus dem Grunde, weil er und ich in der Delegation „uns so schön hätten in die Hände arbeiten können“, weil wir so nicht nur im Hinblick auf die eigene öffentliche Meinung, sondern auch vor der des Auslandes sehr nützliche Arbeit hätten leisten können. Er, der Außenminister, und ich, ein Delegierter, der so heftig gegen den alten Kurs in der auswärtigen Politik aufgetreten sei, „hätten uns geradezu gegenseitig das Stichwort geben können“. Nun sei dies aber leider in den Delegationen nicht mehr möglich. Um aber endlich das notwendige Terrain für den Erfolg der neuen Richtung vorzubereiten, bäte er, der Außenminister, mich dringend, ich möge bei günstiger Gelegenheit den hauptsächlichen Forderungen des neuen Kurses vor der Öffentlichkeit Ausdruck verleihen. Ich möge betonen, die Zeit sei endlich gekommen, in der die Deutschen ihre Kriegsziele offen nennen müßten. Ich möge sagen, daß wir,



als die Verbündeten der Deutschen, nicht geneigt seien, auch nur einen Tag länger für fremde Ziele und Interessen zu kämpfen, und endlich möge ich im Interesse des Friedens und der Demokratie — ohne Demokratie gebe es keinen dauernden Frieden — die Parlamentarisierung Deutschlands fordern, denn deren Mangel, das Überwuchern der kaiserlichen Macht in Deutschland sowie die imperialistische Politik der Junker seien das größte Friedenshindernis! Als ich Czernin so entschlossen fand, fühlte ich mich veranlaßt, mein Reiseprogramm zu ändern und seine Aktion nach Kräften zu unterstützen. Czernins Auffassung bezüglich der Deutschen teilte ich ja. Ich versprach ihm, ihr Ausdruck zu geben, und sagte ihm, ich wolle den mit ihm durchgesprochenen Gedankengang vor einer Volksversammlung erörtern. In seiner Gegenwart notierte ich auf ein Blatt Papier die vier Punkte, deren Festlegung er für so wichtig hielt, und die zu betonen er mich bat. Gerade kandidierte in dem soeben erledigten Wahlbezirk von Komaron Aladár Balla als Abgeordneter mit dem Programm der Károlyi-Partei, und ich unterbrach meine Reise und kehrte zurück, um ihn unterstützen zu können.

Zum Verständnis des damaligen Verhaltens Czernins muß man wissen, daß er zur selben Zeit, zu der er mich bat, ich möge unser Interesse an der Demokratisierung Deutschlands betonen, selbst seinen Einfluß zugunsten der Beschleunigung dieser Demokratisierung geltend zu machen suchte. Czernin stand zu jener Zeit in Verbindung mit Erzberger, dem leitenden Politiker der deutschen Zentrumspartei, der auch das Vertrauen der Kaiserin Zita genoß. Czernin übte seinen Einfluß auf die deutschen Parteien durch Erzberger aus. Er setzte sie in Kenntnis von der traurigen Lage der Monarchie und besonders der Armee und versuchte sie davon zu überzeugen, daß Deutschland ebenso wie Österreich ein öffentliches Zeugnis davon ablegen müsse, daß es einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen wünsche. Zu gleicher Zeit nahmen die Vertrauensmänner des Ballplatzes auch an den Vorbereitungen für die Friedensaktion des Vatikans teil. Jedenfalls kann man sagen, daß die Aktion Czernins an dem Zustandekommen der berühmten Friedensresolution im Deutschen Reichstag entscheidenden Anteil hatte. Worum ich Czernin bat, war also ein Teil eines größeren, umfassenderen Planes, von dem es damals schien, als sollte er ans Ziel gelangen.



Ohne daß ich nun Gelegenheit gehabt hätte, Theodor Batthyány von diesen Vorgängen zu verständigen, fuhr ich nach Komárom zu der Wählerversammlung und hielt dort meine Rede, so wie ich es mit Czernin besprochen hatte. Ich war so vorsichtig, daß ich mich entschloß, in dieser Volksversammlung die mit Czernin besprochenen Punkte von einem Blatt Papier abzulesen. Es gäbe zwei Deutschland, sagte ich, das eine wolle den Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen: dessen Fürsprecher sei auch Czernin. Das andere Deutschland sei annexionistisch, militaristisch und antidemokratisch: als Vertreter dieses Typs bezeichnete ich Reventlow. Ich malte die Gefahr aus, die die Reventlow und die Tirpitz bedeuteten, und ließ keine Zweifel daran aufkommen, daß ich nur in der Demokratisierung und Parlamentarisierung Deutschlands die Gewähr für den Weltfrieden sähe.

Diese Rede hatte einen unerwartet großen Widerhall. Ich empfing viele warme Kundgebungen der Sympathie. Freilich fehlte es auch nicht an Angriffen, aber diese Angriffe waren nicht so heftig, wie ich erwartet hatte. Am heftigsten griffen mich die beiden Leibl Journale Andrássys und Tisas an. Tisza und Andrassy brandmarkten gerade jene Teile meiner Rede, die ich auf Czernins Bitte eingefügt hatte, als unreif und unüberlegt, ja als hochverräterisch. Während unsere friedensfreundliche öffentliche Meinung sich freute, daß endlich jemand unverblümt das wirkliche Hindernis beim Namen genannt und dem wirklichen Frieden die Wege gebahnt, schrieb die deutschfreundliche Presse, daß ich durch solche Erklärungen dem Frieden mehr schade als nütze, denn wir zögen den Krieg nur in die Länge, wenn wir unseren treuen Verbündeten in den Rücken fielen und im Feinde Illusionen erweckten.

Schon am nächsten Morgen, kaum daß ich in Budapest eingetroffen war, suchte mich Eszterházy auf und klagte, wie sehr meine Rede in Komárom der Regierung geschadet habe. Ich hätte schon wieder Erklärungen abgegeben, für die er durchaus nicht einstehen könne. Ich konnte Czernin nicht an Eszterházy ausliefern. Aber bei meinen ausweichenden Antworten mochte dem Ministerpräsidenten doch ein Licht aufgegangen sein, denn er kratzte sich den Kopf und sagte nichts mehr. Aber er war sichtlich verwundert. Der arme Eszterházy hatte ja recht, wenn er sich bitter über mich beklagte, der ich, während meine Partei die Regierung unterstützte,



die auswärtige Politik dieser Regierung so heftig angriff. Nur daß dieses Recht Eszterházy's überaus akademisch war. Der Premier einer Koalitionsregierung kann sich ja normalerweise nicht den Luxus leisten, daß der Präsident einer der ihn unterstützenden Parteien seine auswärtige Politik angreife. Aber das Eszterházy-Kabinett regierte nicht auf normale Weise. Es ist nicht normal, daß der Ministerpräsident die auswärtige Politik des Ministers für Äußeres nicht kennt. Und man kann ruhig feststellen, daß Eszterházy Czerkins Ziele nicht kannte. Vor allem deshalb nicht, weil der Horizont der auswärtigen Politik im allgemeinen weiter ist, als daß er ihn mit seinem auf kleine Entfernungen eingestellten Blick hätte umfassen wollen oder können.

Nicht nur Eszterházy, auch Batthyány war unangenehm davon berührt, daß ich, unmittelbar nach und entgegen unserer Vereinbarung, einen so heftigen Ausfall gegen die deutsche Politik unternommen hatte; so mußte ich ihm, als dem Vertreter meiner Partei in der Regierung, vertraulich mitteilen, weshalb ich unseren Pakt verletzt hatte. Batthyány verstand mich und nahm die Gründe meines Verhaltens befriedigt zur Kenntnis.



NEUNZEHNTE KAPITEL

**CZERNIN LAVIERT**



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY  
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION  
500 5TH AVENUE  
NEW YORK 17, N. Y.



Ich behaupte, daß die Politik, die Tisza, Apponyi und Andrassy zum bewußten, Eszterházy zum weniger bewußten Vertreter hatte, nicht aus der Distanz des Erfolges gesehen, sondern auch an sich eine im höchsten Maße leichtfertige Politik war, die sich vor dem Forum der Geschichte und des menschlichen Gewissens kaum verantworten läßt. Auf eine einzige Karte wurde Ungarn gesetzt, auf die Karte des deutschen Sieges. Jede Vorbereitung darauf, daß das Eintreffen einer anderen Möglichkeit die Nation nicht völlig ausgeliefert vorfinde, daß diese andere Möglichkeit uns nicht ganz zu Boden schlage, wurde stets schon im Keime erstickt.

Andrassy fühlt das wohl. In seinem Buche macht er Czernin den Vorwurf, warum er, wenn er als Außenminister die Lage für so hoffnungslos hielt, wie er sie nach seinem, im Sommer 1917 an den König gerichteten Memorandum zu halten schien, nicht schon damals den Sonderfrieden forciert und durchgesetzt habe. Die Frage ist berechtigt, die Anklage stichhaltig. Aber auf den Lippen Julius Andrassys hat diese berechtigte Anklage kein Gewicht. Er, gerade er darf ja nicht anklagen. Deshalb nicht, weil Julius Andrassy es war, der zusammen mit Tisza und Apponyi nicht nur die Möglichkeit des Sonderfriedens aus ganzer Kraft bis zu einem bestimmten, sehr späten Zeitpunkt hinausschob, sondern weil er auch das Entstehen einer Atmosphäre unmöglich machte, in der die Vorbedingungen eines Sonderfriedens hätten reifen können. Der gewisse, späte Zeitpunkt, zu dem Andrassy sein verhängnisvolles Werk auf verhängnisvolle Art abbrach, war der ersehnte Moment, in dem er endlich am Schreibtisch Metternichs Platz nehmen konnte. Bis dahin hatte Andrassy Eszterházy und jeden anderen, der unter seinem Einfluß stand, in der Frage der Deutschfreundlichkeit geradezu terrorisiert. Andrassy rang mit Tisza um die Palme der dogmatischsten Deutschfreundlichkeit. Nach dem Sturze Tizas hatte der König selbst zu mir gesagt, er wolle Andrassy nicht zum Ministerpräsidenten ernennen, denn er sei ihm ein allzu starrer Deutschenfreund.



Andrássy fühlt seine Verantwortung für alles Geschehene. Er will sie durch die Behauptung abschwächen, daß er, der uneingeweihte, oppositionelle Abgeordnete, nicht wissen konnte, wie wir stünden. Wenn er es nicht wissen konnte, wenn er uneingeweiht war, so zeigt sich die Kühnheit, mit der er unwissend eine so riskante Politik wagte, erst recht in seltsamem Lichte. Aber er wußte es wohl; Andrássy wußte alles und konnte alles wissen, was er wollte. Andrássy ist wahrlich nicht jener graue, kleine Abgeordnete gewesen, vor dem die wahren Kräfteverhältnisse Geheimnis geblieben wären. Seine Fachkenntnisse, sein scharfer Verstand, seine hochentwickelte Kombinationsgabe machten es ihm möglich, alles zu durchschauen, was er durchschauen wollte. Überdies hatte er in Österreich wie in Deutschland gute Verbindungen, und durch diese hätte er die Sachlage selbst dann kennen müssen, wenn er es nicht einmal gewollt hätte. Ich behaupte aber, daß er von 1917 an, ohne besonders eingeweiht zu sein, wissen mußte, daß der Krieg für die Monarchie nicht gut ausschlagen würde, falls sie nicht rechtzeitig Frieden schloß. Daß wir den Krieg nicht nur gewinnen, sondern auch verlieren konnten, das war eine Wahrheit, gegen die sich zu verschließen damals schon unmöglich war. Sagen wir, das Jahr 1917 sei der Zeitpunkt gewesen, in dem die Möglichkeiten auf gleich und gleich standen. Schon zu diesem Zeitpunkt war es also eine Pflicht dem Lande gegenüber, daß man jenen, die eine der deutschfreundlichen entgegengesetzte Außenpolitik verkündeten, wenigstens nicht das Recht zum Atmen raube.

Andrássy betrachtete es jederzeit als seine Pflicht, zusammen mit Tisza laut zu verkünden, die deutschfreundliche Mehrheit des ungarischen Parlaments würde jede Politik zu verhindern wissen, die mit der traditionellen Deutschfreundlichkeit brechen wolle. Andrássy hatte eine führende Rolle unter jenen, die den Start einer Politik verbargen, die zu Anfang seiner Regierung der König und in der ersten Zeit seiner Außenministerschaft Czernin eben deshalb für nötig gehalten hatten, weil sie wußten, der Krieg sei nicht zu gewinnen. Es war eine zielbewußte Aktion, und zwar verlief die Aktion Andrássys parallel mit derjenigen Tiszas. Die beiden teilen sich auch in die Verantwortlichkeit. Czernin übte im ersten Zeitabschnitt seiner Politik im allgemeinen größere Kraft, und seine Politik der zwei Eisen im Feuer zeigt glückliche Inspiration. Er wollte lavie-



ren, solange es nicht klar war, wie die Würfel fallen würden. Eine solche Politik mußte von außen und innen vorbereitet werden. Die Einwilligung der verfassungsmäßigen Faktoren brauchte Czernin. Vor allem brauchte er das ungarische Parlament, weil das österreichische während des größten Teiles des Krieges nicht tagte. Ich selbst, der ich ein Freund der Entente war, hielt es für unmöglich, daß der Minister des Äußeren plötzlich von einem Tag auf den anderen einen völligen Frontwechsel anmelde. Ich wußte, daß dies undurchführbar sei, denn unsere Armeen waren mit denen der Deutschen völlig vermenget, daß einem solchen Schritt also eine babylonische Verwirrung gefolgt wäre, verschlimmert durch die ärgsten wirtschaftlichen Folgen, daß deshalb also die Aktion Czernins zielbewußt, aber methodisch und allmählich sein müsse. Sie war es aber durchaus nicht, und wenn er dafür entschuldigt werden kann, so ist es, weil Tisza, Andrassy und Genossen es schon als Defaitismus brandmarkten, wenn jemand nur nach dem jenseitigen Ufer zu blinzeln wagte. Auf die kleine Schar der Károlyi-Partei konnte sich Czernin nicht stützen. Doch wenn wir unter der Parole des Friedens, die von oben ausgegeben und unterstützt worden wäre, hätten wählen lassen können, so hätten wir spielend die reaktionäre, in den Augen des Volkes längst verhaßte Mehrheit weggejagt.

Für die Versumpfung unserer auswärtigen Politik trifft der größte Teil der Verantwortung Czernin. Zur selben Zeit aber, in der zweiten Hälfte 1917, geschahen auch in der ungarischen inneren Politik jene großen Fehler, die sich später als unsühnbar erwiesen. Mich wollte man wegen meiner Friedenspolitik immer mehr aus der Regierungskoalition hinausdrängen. Der Block, der sich mit Vázsonyi auf das Minimum der Wahlrechtsreform geeinigt, und der bei seinem Entstehen ausgesprochen hatte, sein Ziel sei die Erkämpfung des Wahlrechts, des Friedens, hatte mich anfangs unterstützt. Vázsonyi aber konnte und wollte nicht seine ganze Kraft der Vorbereitung der Wahlrechtsvorlage widmen, und seine beste Kraft wurde in dem Kampfe aufgerieben, den er darum kämpfte, das Portefeuille des Justizministers zu behalten. Es ist traurig, diese Laufbahn zu beobachten, und wie die Reaktion diesen eines besseren Schicksals würdigen Mann bei seinen kleinen Eitelkeiten packte und ihn unbemerkt zu ihrem eigenen Werkzeug machte. Der führende Geist des Eszterházy-Kabinetts war im Anfang wirklich Vázsonyi gewesen.



Auch seine ältere intime Freundschaft mit Eszterházy trug dazu bei, daß er auf den jungen Ministerpräsidenten größeren Einfluß hatte als irgendein anderer. Aber Eszterházy konnte sich doch nicht dazu entschließen, Vázsonyi bis zum Ende zu decken. Dazu hätte Kraft gehört, und diese Kraft fehlte ihm. Gegen Vázsonyi begann nun eine wirklich widerwärtige Hetze; jene, denen die ganze Veränderung nicht paßte, griffen den Juden, den Demokraten in ihm an; Vázsonyi bot der Kritik, dem Angriff die meisten Blößen, seine Person war im Kabinett der Punkt des geringsten Widerstandes. Vázsonyi beging im Verteidigungskampf einen verhängnisvollen Fehler. Ein Charakterfehler wurde zum taktischen Fehler. Er rang um das Portefeuille des Justizministers. Nicht nur, daß es zweifelhaft sein konnte, ob er zu dem Zwecke im Kabinett sitze, um Richter zu ernennen und das Schicksal von Preistreibern und schwindelhaften Armeelieferanten zu lindern, konnte dieser Politiker nur dann auf Unterstützung rechnen, wenn er sich aufrichtig an jene im Wahlrechtsblock vereinigten Parteien um Hilfe gewandt hätte, von denen er ins Kabinett geschickt worden war. Er sah nicht ein, daß er, sobald er die alten Bande lockerte, für die Reaktion nicht mehr die alte Gefahr, also auch nicht mehr die alte Macht bedeute.

Die Károlyi-Partei täuschte sich in Vázsonyi und täuschte sich in Czernin. Zu Ende des Sommers 1917 sah ich schon ein, daß wir auf Czernin nicht rechnen konnten. Er hatte den Mut verloren und vermochte nicht die Konsequenzen der Lage zu ziehen, die er richtig erkannt hatte. Ich kann es nicht beweisen, aber ich glaube, daß seine Begegnungen mit dem Deutschen Kaiser und den leitenden Männern Deutschlands ihn umgeworfen hatten, und daß es der Druck Andrássys und Tiszas und der ähnlich wie sie denkenden österreichischen Politiker war, von dem seine Politik leck geworden war. Er hätte gegen die irreführte öffentliche Meinung kämpfen müssen, und diesen Kampf wagte er nicht zu beginnen. Auf offener Szene schien er seinen Plan, „der beiden Eisen im Feuer“, immer mehr aufzugeben. Ich glaube, in der Czerninschen Politik muß wohl von vornherein diese Schwäche, diese Unsicherheit gesteckt haben, die ihn später zu Fall brachte. Vor der Konferenz in Stockholm schrieb er an Tisza einen Brief, dem ich die folgenden Zeilen entnehme:



„Man kann ja auch wenden und den Ententekurs steuern, wenn man glaubt, das durchführen zu können. Aber dann möge man die Courage haben, die Wendung ganz zu machen. Dieses Mit-dem-Verrat-Kokettieren, ohne ihn zu machen, ist das Allerdümmste. Wir verlieren alles Terrain in Berlin und gewinnen nichts in London oder Paris.“

Durch diese Worte beschrieb Czernin unwillkürlich seine eigene Politik. Aus verschiedenen Gründen waren weder Andrassy noch ich jemals ganz mit der Politik des Ballplatzes zufrieden gewesen. Mir schien es, sie kehre immer mehr zu den Deutschen zurück, Andrassy, daß sie sich immer mehr von ihnen entferne. Ohne Energie und Richtung war diese Politik, darum konnten wir sie beide so verschieden sehen. Ich aber konnte aus dieser Lage keine anderen Konsequenzen ziehen, als daß ich, wenn ich den Frieden wollte, nun auch schon Czernins Politik angreifen müsse.

Das blutende, leidende Volk verstand die Feinheiten der Czerninschen Politik nicht, das Volk wollte ganz einfach Frieden. In diesem Sommer, besonders nach meinen Reden in Félegyháza und Komárom bekam ich tagtäglich massenhaft Briefe und Telegramme, in denen mich Hunderte von schlichten Leuten versicherten, ich spräche ihnen aus dem Herzen, und mich baten, auszuharren. Als ich Mitte Juli von Paráds nach Budapest reiste, umringten mich auf einer Station Soldaten, deren einer von ihnen eine Ansprache an mich hielt. Er nannte mich den Apostel des Friedens. Ich fühlte, ich verdiene diese überschwengliche Anrede nicht. Hatte ich denn alles getan, was ich konnte, damit diese traurigen, gebrochenen Männer, unsere Soldaten, ihr ekelhaftes Handwerk, das jämmerliche Dasein an der Front aufgeben konnten? Ich habe gesprochen und verhandelt, der König, dessen erste Worte das herrliche Blendwerk des Friedens am Horizont aufleuchten ließen, regierte schon länger als ein halbes Jahr, und doch war soeben an der galizischen Front die schon erloschen geglaubte Kriegsfackel wieder aufgeflammt. Die Stockholmer Friedenskonferenz der Sozialisten, von der wir soviel erwartet hatten, wohin die Delegierten der ungarischen Sozialdemokratie der Segen des ungarischen Volkes begleitet hatte, war scheinbar gescheitert. Auf die unvergeßlich glühende Stimmung der Volksversammlung im Hofe des Stadthauses antwortete jetzt nach drei Monaten das Hin und Her einer lauen und schwankenden Regierung, und der Wahlrechtsblock hatte nicht einmal so viel Kraft,



um von dieser Regierung die rasche und ehrliche Verwirklichung des primitivsten aller Volksrechte, des allgemeinen Wahlrechtes, zu erzwingen.

Nicht nur der Apostel des Friedens, sondern jeder, der ein anständiger Mensch und ein sauberer Politiker bleiben wollte, durfte zu dieser Zeit nicht mehr an seiner Pflicht zweifeln. Meine scheinbare Gemeinschaft mit jenem Czernin, der den Weg zum Frieden vielleicht gar nicht aufrichtig gewollt hatte, mit dieser ungarischen Regierung, deren Wahlrechtspolitik zumindest verdächtig war: diese Gemeinschaft konnte nicht länger dauern. Ich mußte mein Verhältnis zu beiden klären.

Anläßlich meines letzten Besuches hatte mir Czernin in Aussicht gestellt, er würde mich in die Schweiz schicken und meine Aktion unterstützen. Er hatte mir auch versprochen, mir einen hochgestellten, in der Diplomatie kraft seines Amtes wohlerfahrenen Beamten des Ballplatzes als Begleiter mitzugeben. Seit jenem Gespräch hatte im Hintergrund meiner politischen Aktion stets diese Schweizerreise gespuht. Nur hinaus in die Schweiz, wo ich an einem einzigen Tage vielleicht mehr für den Frieden tun konnte als daheim in Monaten! Konnte ich auf Czernins Versprechen rechnen? Dies mußte ich erfahren. Ende Juli fuhr ich nach Wien, um diese Sache endgültig mit Czernin zu ordnen. Seit meinem letzten Besuch hatte Czernin scheinbar Erfolge gehabt. Die Friedensresolution des Deutschen Reichstages war zum größten Teil das Werk seiner Politik. Vom Sturze Bethmann Hollwegs erwartete die Meinung der Uneingeweihten eine friedensfreundliche Kursänderung. Die unglückselige, erste Kanzlerrede seines Nachfolgers bewies, daß hier etwas sehr Arges geschehen sei. Durch Michaelis sprach in noch viel höherem Grade als durch seinen Vorgänger die Militärpartei. Michaelis war ihr Kanzler, sowie es tatsächlich die Militärpartei gewesen war, die Bethmann Hollweg gestürzt hatte. Dies mußten bald alle erkennen. Was man aber nicht wissen, nur ahnen konnte: Die deutsche Militärpartei gab den Dingen nicht nur in der Berliner Wilhelmstraße, sondern gleichzeitig auch am Wiener Ballplatz eine Wendung, und wenn sie in Czernin auch kein so blindes Werkzeug fand wie in dem kindischen Michaelis, so setzte sie ihren Willen größtenteils dennoch durch. In die Zeit zwischen meinen beiden Begegnungen mit Czernin fällt der Wiener



Besuch des Deutschen Kaisers. Nach diesem Besuch gab Czernin der Regierung eine Wendung, und auch mir gegenüber änderte sich sein Verhalten. In der Gesellschaft des Deutschen Hauses gewann ich den Eindruck, daß Czernin von Kaiser Wilhelm eine Art Rüge bekommen habe. Man hielt es für möglich, daß der Minister des Äußeren sich fürchte, von Berlin aus gestürzt zu werden.

Ich ging zu Czernin und erbat einen Paß, um in die Schweiz fahren zu können. Czernin erwiderte, er könne mich jetzt zu seinem größten Bedauern nicht hinausschicken, denn die Lage habe sich in der letzten Zeit völlig verändert. Er könne mich über diese Angelegenheiten nicht aufklären, aber meine Einmischung könnte jetzt verhängnisvoll werden. Es sei ihm jetzt sehr unangenehm, daß die Zeitungen immer darüber schrieben, sooft ich bei ihm sei.

Ich fühlte, daß aus Czernin jetzt Berlin spräche. Ich bat ihn, er möge sich nicht wundern, wenn mein Vertrauen zu ihm sehr erschüttert sei. Ich fühle — sagte ich —, daß unsere Wege sich jetzt trennen, und ich würde meine deutschfeindliche Politik auch gegen Czernin fortsetzen.

Czernin antwortete, ich könne ihn stürzen, wenn ich Lust hätte, er klammere sich überhaupt nicht an seinen Posten. Dieses Gespräch dauerte nur ein paar Minuten. Von da an haben sich unsere Wege tatsächlich getrennt.

Die Wahlrechtsreform verzögerte sich noch immer, sicherlich nicht ohne Verschulden Vázsonyis. Innerhalb der Regierung forderte eine starke Strömung, man möge auch den Besitzern des Karl-Kreuzes das Wahlrecht nur dann geben, wenn sie lesen und schreiben können. Vázsonyi selbst wollte nachgeben und wollte auch mich zum Nachgeben bringen. Am 27. Juli, nach einem lebhaften Gedankenaustausch mit Vázsonyi, ging ich mit ihm ins Ministerpräsidium. Gerade hielt der Ministerrat eine Sitzung und gab mir Gelegenheit, meinen Standpunkt vorzutragen. Ich hielt ihnen den „Vertrag“ vor, die mit dem Wahlrechtsblock getroffene Vereinbarung, und forderte deren Einhaltung. Die Mitglieder des Eszterházy-Kabinetts betrachteten mich, den Eindringling, mit stechenden Augen. Ich bat sie, sie möchten mich bis fünf Uhr nachmittags verständigen, wenn sie sich in dieser Sache mit mir beraten wollten. Es kam nicht zu dieser Beratung. Das Zugeständnis, das



ich bei meiner Laxenburger Audienz beim König auf dem Gebiet des geheimen Wahlrechtes zu erreichen vermocht hatte, war nicht groß. Nach langen Beratungen, die besonders Vázsonyi erschwerte, da er es durchaus nicht vertragen konnte, daß ich es sei, der der Regierung ein besseres Wahlrecht aufzwingen, gelang es mir, durchzusetzen, daß wenigstens in einem Drittel sämtlicher Bezirke das geheime Wahlrecht eingeführt werden solle. In diesem Punkt einigte sich die Regierung mit dem Block. Da die Bezirke vermehrt werden sollten, erhöhte sich die Zahl der geheimabstimmenden städtischen Bezirke auf neunzig, und da ein Drittel der Bezirke beiläufig hundertsechzig ausmachen mochte, betrug die Zunahme der geheimen Bezirke etwa siebenzig.

Ende August demissionierte das Kabinett Eszterházy. Dies erfolgte nicht nur infolge der körperlichen Schwäche des Kabinettschefs, sondern auch deshalb, weil die ganze Regierung von Anfang an schwach war, sich auf niemand offen zu stützen wagte und eine Atmosphäre der Unsicherheit und Unzuverlässigkeit verbreitete. Als Nachfolger Eszterházy's betrachtete man allgemein Andrassy. Man hielt es für unmöglich, daß Eszterházy, der beim König persona gratissima war, auf die Person seines Nachfolgers nicht einen entscheidenden Einfluß hätte ausüben und als seinen Nachfolger nicht Andrassy hätte bezeichnen sollen. In der Tat hatte der König auch schon Julius Andrassy mit der Kabinettsbildung betraut. Er übernahm sie zum großen Teil auf der gleichen Grundlage wie Moritz Eszterházy und fuhr auf den Semmering, um dort zu erwarten, daß man ihn aus Wien holen lassen und auch offiziell ernennen würde. Als sich ein paar Tage lang nichts rührte, fragte er in Wien an und erhielt die kurze Antwort, er möge nicht länger warten. Damals war Alexander Wekerle bereits ernannt. Moritz Eszterházy, der wußte, welches Versprechen der König Andrassy gemacht hatte, fuhr von Wien nach Budapest. Unterwegs stieg Wekerle zu ihm in den Zug und stellte sich ihm als neuer ungarischer Ministerpräsident vor.

Später äußerte sich der König dahin, Czernin und Burian hätten mit der Demission der gemeinsamen Regierung gedroht für den Fall, daß er Andrassy's Ernennung aufrechterhalten würde. Andrassy beklagte sich auch später darüber beim König, der sich reuig und verlegen zeigte.



Die Präsidentschaft Wekerles war ein böses Zeichen. Wekerle hatte freie Hand, war durch nichts an den Block gebunden, konnte, wenn er wollte, sich der Rechten nähern, war ein Freund der Deutschen, Mitteleuropas und des zwanzigjährigen Ausgleiches. Wie sehr seine geistigen und körperlichen Energien bei Übernahme seiner dritten Ministerpräsidentschaft schon geschwunden waren, wie sehr er außerhalb seiner Zeit gelebt hatte: das wußte man damals noch nicht. Es gab Leute, die für einen Augenblick in dem Schöpfer der kirchenpolitischen Gesetze einen verlässlicheren Kämpfer der liberalen Form sahen als in Eszterházy, der klerikal war. Aber das Vergebliche dieser Erwartung zeigte sich bald.

Jedenfalls mußten die linksstehenden Mitglieder der Regierung ihre Lage klären. Sie richteten vier Fragen an Wekerle.

1. Würde er das Wahlrecht so verwirklichen, wie es der Block umschrieben hatte?

2. Würde er die Termine einhalten, die Eszterházy versprochen hatte, das heißt, würde er zu Anfang der Herbstsession die Wahlrechtsvorlage einreichen?

3. Habe er, falls seine Vorlage nicht die Mehrheit bekäme, die Ermächtigung des Königs zur Auflösung des Abgeordnetenhauses und zur Ausschreibung von Neuwahlen?

4. Betrachte auch er es als verpflichtend, mit der Arbeitspartei als Partei keine Verhandlungen zu pflegen?

Wekerle antwortete auf alle vier Fragen mit Ja. Die Minister, die ihr Bleiben vom Willen des Königs abhängig gemacht hatten, blieben auf die besondere Aufforderung des Königs hin im Amt. Das Deutsche Haus, das zu jener Zeit im Wege des Direktors der Kabinettskanzlei, Polzer-Hoditz, großen Einfluß auf den König hatte, arbeitete am Sturze Czernins und Wekerles. Czernin, den sie für doppelzüngig hielten, wollten sie durch den Grafen Adam Tarnowsky, den gewesenen Gesandten der Monarchie in Sofia und späteren, von Wilson schon nicht mehr empfangenen Gesandten in Washington, ersetzen, während in Ungarn Graf Béla Serényi Ministerpräsident werden sollte, als Chef eines Kabinetts, das noch viel entschiedener als dasjenige Eszterházy's die Demokratisierung und den Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen auf seine Fahne geschrieben hätte. Sie wollten die Monarchie in die günstige Lage bringen, die Vermittlerin zwischen der Entente und



Deutschland zu sein, und zwar so, daß sie Deutschland zum Frieden zwangen.

Während der Parlamentsferien weilte ich ein paar Wochen in Kissingen. Ich erholte mich, kam gesund nach Hause zurück, und mein erstes war, nach Cegléd zu fahren und vor meinen Wählern offen gegen Czernin aufzutreten. Meine neue Friedensoffensive begann ich mit dieser Rede: Ich kritisierte heftig Czernins schwankende Außenpolitik, kündigte an, daß ich, während ich diese Politik im ungarischen Parlament bisher sozusagen allein unterstützt hätte, mit ihm brechen wolle und offen fordere, er möge mir im Interesse des Friedens ermöglichen, in die Schweiz zu fahren. Ich stellte mich auf das Forum hinaus, auf dem Forum forderte ich, man müsse die Berührung mit dem Ausland suchen, auf dem Forum verwahrte ich mich dagegen, daß man mich von der Möglichkeit der Berührung abschneide. Offen kündigte ich an, daß ich reisen wolle, und offen ersuchte ich die Regierung, meiner Reise keine Hindernisse in den Weg zu räumen. Offen und nicht hinter den Kulissen. Mit klarer Absteckung des Zieles und nicht unter dem Vorwand einer geheimgehaltenen oder geheimnisvollen Angelegenheit. Ich befolgte keine Politik der Hintertreppe, im Gegenteil, meine Politik war die, eines offenen Buches. Ich drückte den Willen des Volkes aus. Ich sagte, das Volk wolle Frieden und zeigte dem Volke, daß es noch Leute gebe, die dasselbe wollten, und die entschlossen seien, seinem Willen Geltung zu verschaffen. Nachdem Czernin auf die konsequente Verfolgung seiner ursprünglichen Friedenspolitik sozusagen verzichtet hatte, hielt er am 2. Oktober in Ofen, auf dem Diner, das der Ministerpräsident zu seinen Ehren gab, zu allgemeiner Überraschung seine größte pazifistische Rede. An Czernins Aufrichtigkeit zu zweifeln, hatte ich schon damals allen Grund. Dennoch anerkannte ich in meinen Äußerungen das Verdienst und die Bedeutung dieser Rede, sprach aber gleichzeitig meine Besorgnis aus, der Minister des Äußeren werde aus Schwäche oder Mangel an Aufrichtigkeit nicht konsequent auf dem Wege verbleiben können, auf den diese Rede hinzuweisen schien. Andrassy verurteilte die Rede Czernins und fand vor allem das an ihr auszusetzen, daß Czernin die Deutschfreundlichkeit der Monarchie kompromittiere, ohne dabei die Entente zu gewinnen. Nach Andrassy würde die Entente aus dieser Rede nichts als Schwäche herauslesen.



Während seines Budapester Aufenthaltes vermied Czernin sichtlich jedes Zusammentreffen mit mir. Später fand ihm zu Ehren im Nationalkasino ein Diner ganz gesellschaftlicher Art, mit Damen, statt, an dem auch ich teilnahm. Bei Tisch wechselte ich mit Czernin bloß ein paar höfliche Worte. Nach Tisch kam Andrassy auf mich zu und sagte, der Minister des Äußeren wolle in seiner Anwesenheit mit mir reden. Bald zogen wir drei uns zu einem vertraulichen Gespräch zurück. Czernin fragte mich, ob ich tatsächlich in die Schweiz fahren wollte. Natürlich bejahte ich und fügte gleich hinzu, dies sei so sehr meine feste Absicht, daß ich sie nur aufgeben würde, falls er meine Reise formell verhindern sollte. Czernin erwiderte: Gut, ich möge reisen, er wolle mir nicht den Paß verweigern, aber, er bitte mich nachdrücklich, ich möge in der Schweiz mit keinerlei Ententepolitikern zusammenkommen. Seine zweite Bitte ging dahin, ich möge, mit wem immer ich über das Auswärtige Amt spreche, und besonders, wenn ich gegen seinen Rat doch mit irgendeinem Politiker oder Diplomaten der Ententestaaten zusammenträfe, immer sagen, daß er, Czernin, dem deutschen Bündnis bis zum letzten Atemzuge treu bleiben und die Deutschen nie um der Entente willen verraten oder im Stiche lassen würde. Mit der größten Ungeniertheit, ohne Erröten, mit echter Diplomatenleichtigkeit, sprach er zu mir von seiner absoluten Anhänglichkeit für die Deutschen und stellte so, indem er auf meine Loyalität rechnete, seiner eigenen Deutschenfreundschaft vor Andrassy das beste Zeugnis aus. Man konnte ohne besondere Schlaueit leicht erraten, weshalb er dies vor Andrassy tun mußte, nachdem er das Wesentliche seiner Bitte mit den Worten eingeleitet hatte, ich wisse doch, nicht wahr, daß er immer ein Freund des deutschen Bündnisses gewesen sei.

Ich hatte seit Wochen bemerkt und es meinen Cegléder Wählern auch gesagt, daß Czernin zum Rückzug blase, auf dies aber war ich doch nicht gefaßt. Mit ihm streiten, ihm Vorwürfe machen — das war nun schon überflüssig; also bemerkte ich nur, ich wundere mich, wie sehr sich seine Politik in wenigen Wochen geändert habe. Ich aber erkläre hiermit, daß meine Überzeugungen sich nicht geändert hätten, und daß ich für sie kämpfen und arbeiten wolle und würde! Eben deshalb könne ich auch bezüglich meiner Schweizerreise keinerlei Versprechen abgeben! Im Gegenteil: Ich



erklärte, ich hätte die Absicht, in der Schweiz mit Ententepolitikern in Berührung zu treten. Czernin könne, wenn er etwas dagegen einzuwenden habe, mich ja an der Ausreise verhindern!

Aber Czernin begnügte sich nicht einmal mit dieser seiner Erklärung, die er vor einem Kronzeugen für sein Alibi gemacht hatte. Er wollte sich gegen jede Möglichkeit sichern, darum schrieb er mir unmittelbar vor meiner Abreise einen längeren Brief, in dem er wieder seinen veränderten Standpunkt erörterte, mich mit wohlgemeinten Ratschlägen versah und mir besonders ans Herz legte, ich möge in der Schweiz keinesfalls Erklärungen abgeben, aus denen man folgern könnte, daß unser Festhalten am deutschen Bündnis oder unsere Lust und Fähigkeit zur Fortführung des Krieges nachgelassen hätten. So hatte also Czernin seine pazifistische Politik gutgemacht und seine Ofener Rede gesühnt.

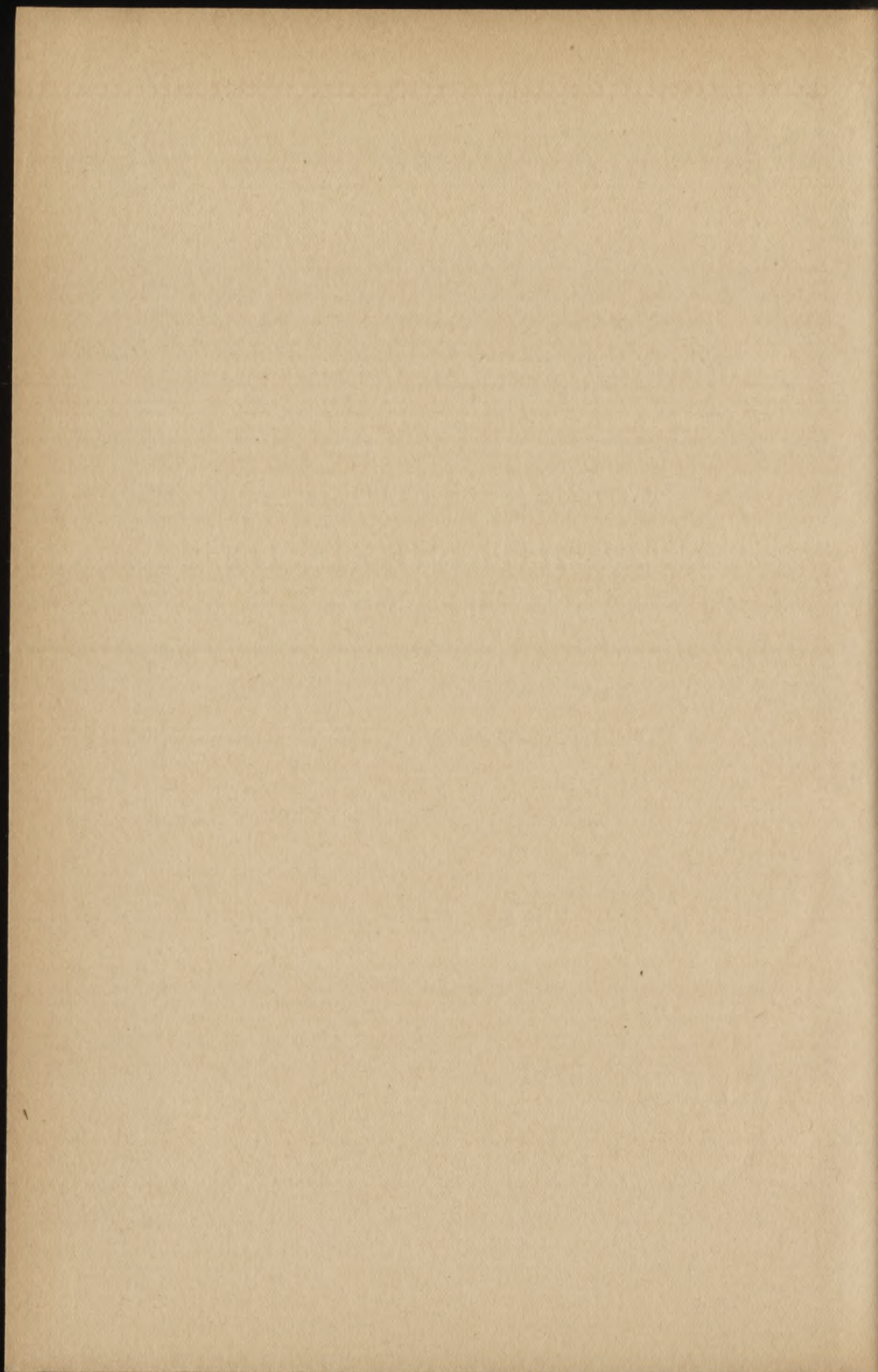
Nach unserem Gespräch in Gegenwart Andrässys und nach diesem Brief schienen meine Bedenken vollkommen gerechtfertigt: Czernin hatte kehrtgemacht. Daß vor diesen Dingen zwischen uns im Hinblick auf das außenpolitische Programm Eintracht geherrscht hatte, das war vielen nicht verborgen geblieben. Von mir hatte niemand sagen können, daß ich im Kriege, wann immer, germanophil gewesen wäre. Wenn es also eine Zeit gegeben hat, da Czernin und ich auf demselben Boden standen und in Eintracht und mit gegenseitiger Unterstützung Politik machen wollten, wem kann es zweifelhaft erscheinen, daß zu diesem Zeitpunkte Czernin noch keinesfalls an ein unentwegtes Ausharren bei Deutschland gedacht hat? Und eben weil er selbst den großen Abstand zwischen seiner Haltung im März und im Oktober fühlen mußte, eben deshalb mußte er es nun festnageln, mußte es angesichts seiner ehemaligen, unter vier Augen mitgeteilten Entwürfe und erfolgten Erklärungen, womöglich schriftlich, und im Beisein von Zeugen festnageln, daß er von der Notwendigkeit, an der Seite der Deutschen durchzuhalten, auch zu mir mit Entschiedenheit gesprochen habe.



ZWANZIGSTES KAPITEL

**MEINE VERHANDLUNGEN  
IN BERN**







Unter solchen Voraussetzungen fuhr ich also tatsächlich als Privatmann nach Bern. Den formellen Anlaß dazu bot mir ein Berner Kongreß der Liga für ständigen Frieden. Zu diesem Kongreß war ich eingeladen. Ich glaubte nicht, daß aus den friedenssehnsüchtigen Beratungen theoretischer Pazifisten der Friede geboren werden könne, aber diese Konferenz gab mir jedenfalls erwünschte Gelegenheit, mit österreichischen, deutschen, neutralen und vielleicht sogar feindlichen Politikern zusammenzutreffen. Da ich nicht die Absicht hatte, akademische Reden anzuhören oder zu halten, störte mich auch die Tatsache nicht, daß bald nach meiner Ankunft, nach kurzen Beratungen der Kongreß wegen eingetretener Schwierigkeiten plötzlich geschlossen wurde. Anwesend waren Oskar Jászi, Josef Diner-Dénes und die Feministin Rosa Bedy-Schwimmer. In Bern traf ich viele Leute, und darunter flüchtig auch einige solche, die ich mit größter Wahrscheinlichkeit für politische Faiseure halten mußte. Da ich vom feindlichen und neutralen Ausland durch die Zensur jahrelang abgeschnitten war, empfing ich auch von diesen Menschen neue und nicht uninteressante Informationen. Aber ich lernte auch Alfred H. Fried, Mühlton und den Fürsten Hohenlohe kennen und von deutschen Politikern den Sozialisten Eduard Bernstein und den bürgerlichen Walter Schücking. Auch Spione und Agents provocateurs tauchten oft in meiner Nähe auf, diesen aber verursachte ich nur eine bittere Enttäuschung, denn es gelang ihnen trotz aller Mühe nicht, bedenkliche Erklärungen aus mir herauszuholen. Sehr verdächtig war mir zum Beispiel gleich von Anfang an eine (russische?) Journalistin namens Naglovska, die durch ihr plummes Benehmen ihre Eigenschaft als politische Agentin förmlich plakatierte. Mein Verdacht gegen diese Dame wurde später übrigens auch bestätigt. Die Pamphletisten, die sich mit meiner Schweizerreise beschäftigten, behaupteten übrigens, ich hätte mit Guilbaux verhandelt. Ich aber kann mich überhaupt nicht erinnern, daß unter den



Journalisten, mit denen ich gesprochen habe, auch einer namens Guilbaux gewesen sei. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß man mir, vielleicht in der Halle des Hotels, einen Herrn dieses Namens vorgestellt hat. Daran aber erinnere ich mich deutlich, daß ich keinerlei sachliches oder auch nur ernsteres Gespräch mit einem Journalisten dieses Namens oder mit irgendeinem anderen gehabt habe.

Was ich hier vor jedermann betonte, war dieselbe Meinung, die ich auch zu Hause unzählige Male im Parlament, in Volksversammlungen oder in offenen Parteisitzungen ausgesprochen habe, immer mit der Absicht, man möge sie bei unseren Verbündeten, bei unseren Feinden und in den neutralen Staaten zur Kenntnis nehmen. Eigentlich hatte ich während meines ganzen Berner Aufenthaltes nur zwei vertraulichere und wichtige Gespräche, und zwar das eine mit Mr. Wilson, dem Berner Gesandten der Vereinigten Staaten, das andere mit dem Leiter der französischen Pressepropaganda in der Schweiz, Haguenin. Bei meiner Begegnung mit dem amerikanischen Gesandten führte ich in allen Einzelheiten aus, daß in Österreich und besonders in Ungarn unser immer mehr werden, die in der Hartnäckigkeit der deutschen imperialistischen Politik das Haupthindernis für den Frieden sehen, und die darum im Interesse des Friedens unsere Verbündeten zur Vernunft bringen wollen. War dies unmöglich, so wollten wir durch einen Sonderfrieden den Krieg sobald wie möglich beenden. Ich machte ihn mit meiner deutschfeindlichen und ententefreundlichen Politik vor dem Kriege bekannt, ferner mit der gleichgesinnten Tätigkeit der Unabhängigkeitspartei und unserer Absicht, die Zukunft nicht an die Deutschen anzulehnen. Ich erklärte ihm, wie meine Freunde und ich uns die praktische Durchführung des Sonderfriedens vorstellten. Dieses Gespräch spielte sich in Gegenwart des Sekretärs ab. Sicherlich wurde ein Protokoll davon aufgenommen und später zu einem Bericht verarbeitet. Ich wäre sehr erfreut, wenn die amerikanische Regierung jede meiner im Verlaufe des Gespräches gefallenen Äußerungen veröffentlichen würde. Nicht nur alles bisher Gesagte könnte dadurch bestätigt werden, sondern aus dieser Mitteilung ginge auch hervor, daß, während ich die Notwendigkeit eines Sonderfriedens auseinandersetzte — dies wäre ja eigentlich die einzige ernste Sache gewesen, die die Monarchie der Entente



anzubieten hatte —, ich, der der Entente zuneigende Politiker, betonte, daß dieser Bruch mit den Verbündeten sich nicht plump und brutal und sofort vollziehen könne, sondern nur vernünftig und im rechten Augenblick. Andrassy, der Deutschenfreund, war später nicht so skrupulös. Ich warf den Plan auf, die Entente möge die kriegführenden Mächte zu einer Friedensverhandlung einladen. Folgten die Deutschen dieser Aufforderung, so war es gut — wenn nicht: so konnte die Monarchie, freilich nach entsprechender Vorbereitung, erklären, sie wolle auch unabhängig von den Deutschen auf alle Fälle über den Frieden verhandeln. Doch zeigte es sich, daß man Österreich-Ungarn von diesem Entschlusse nicht abbringen könne, und begann die Monarchie wirklich Friedensverhandlungen mit den Westmächten, so war Deutschland, ob früher oder später, gezwungen, die Politik des Durchhaltens aufzugeben. Die Monarchie hätte das pazifistische Programm der Entente angenommen, wäre ihrerseits auf die vollständige Zurückgabe Belgiens eingegangen, ebenso wie auf die Abtrennung Elsaß-Lothringens, Österreich hätte die berechtigten italienischen Ansprüche befriedigt und Galizien dem selbständigen Polen überlassen.

Heute weiß jedermann, daß diese Punkte weder neu noch ungewöhnlich waren. Elsaß und Belgien wollte nicht ich als erster den Deutschen aus der Hand nehmen, sondern Czernin selbst, der doch der Außenminister der Monarchie war und sogar, wie wir es aus den Sixtus-Briefen wissen, auch Kaiser und König Karl. Deutschland hatte durch Bülow dem Frieden zuliebe den Italienern Stücke vom Gebietskörper des verbündeten Österreichs angeboten. Auf Galizien wollte der Kaiser freiwillig verzichten. Nie kam im Verlaufe dieser Verhandlungen die Rede darauf, daß man Gebiets-teile Ungarns opfern müsse. Davon aber war wohl die Rede, daß die Monarchie mit der militaristischen, preußischen Reaktion breche und in die Interessensphäre der Entente eintrete. Dies hätte Demokratie und Pazifismus bedeutet.

Eine meritorische Antwort auf meine Erörterungen konnte ich vom amerikanischen Gesandten nicht erwarten. Überdies konnte ich natürlich überhaupt nicht hoffen, daß ich selbst beim Gelingen dieser Pläne mein Programm bis auf den letzten Punkt verwirklichen könne. Soviel aber wage ich zu behaupten: wären wir



rechtzeitig zur Vernunft gekommen und hätten wir Frieden geschlossen, so wären die Opfer Ungarns, selbst wenn es Opfer hätte bringen müssen (was aber ich nie auch nur durch die leiseste Andeutung angeboten habe) unvergleichlich geringer gewesen, als sie nach einem völlig verlorenen Kriege sein mußten. Um nur von Ungarn zu reden, so ist es zum Beispiel wahrscheinlich, daß Kroatien nicht im Reiche der Stefanskronen verblieben wäre, sondern entweder selbständig geworden wäre oder wie jetzt einen Teil des neuen, großen jugoslawischen Staates gebildet hätte. Sicher ist nur, daß wir, wenn wir damals im Einvernehmen mit Kroatien vorgegangen und uns mit ihm zusammen nach der Entente hin orientiert hätten, uns bezüglich Fiumes jedenfalls irgendwelche Rechte hätten sichern können. Der Verlust der von Ungarn bewohnten südungarischen Gebiete aber wäre gar nicht zur Sprache gekommen. Auch der Gedanke der Bildung eines tschechoslowakischen Staates war damals noch nicht gar so reif, weder bei der Entente noch in den Kreisen tschechischer und slowakischer Politiker. Die Forderung eines unabhängigen Böhmens war zwar beinahe unbestritten, aber es ist sehr fraglich, was mit Oberungarn geschehen wäre, ob die Frage der Slowakei nicht durch eine ehrliche Autonomie hätte gelöst werden können, und ob wir uns nicht im schlimmsten Falle zur Abtrennung einiger ganz von Slowaken bewohnter Komitate hätten verstehen müssen. Auch bezüglich Siebenbürgens war die Lage dieselbe: Autonomie oder schlimmstenfalls die Abtrennung der Gebiete mit rumänischer Mehrheit. Damit mußte man rechnen, wenn das Selbstbestimmungsrecht der Völker im Wege von Volksabstimmungen durchgeführt werden sollte. Zum Beweise dessen, daß wenigstens dieses bittere Minimum damals keine Utopie war, genügt es, darauf hinzuweisen, daß zu jener Zeit auch die Führer unserer nicht magyarischen Nationalitäten kaum von etwas Größerem träumten. Die Entente hatte einen einzigen ernstesten, wichtigen, grundlegenden Vertrag, der sich auf die Aufteilung der Monarchie bezog, und der war das Londoner Übereinkommen vom 26. April 1915, das die russische „Iswestija“ am 27. Februar 1917 veröffentlicht hatte. Dies enthielt die Versprechungen, die den Italienern als Preis für ihre Einmischung in den Krieg gemacht worden waren, und da das Übereinkommen zwischen den Großmächten getroffen worden war, ist es wahrscheinlich, daß die



Entente sich wenigstens im großen und ganzen daran hätte halten müssen. Daß selbst dieser feierliche Vertrag nicht ganz eingehalten worden wäre, wenn die Waffen nicht im Herbst 1918, sondern schon früher geruht hätten, wird dadurch bewiesen, daß mehr als ein wichtiger Punkt dieses Vertrages später abgeändert wurde auf jener Friedenskonferenz, die dem vollen Siege der Entente folgte. Wir Ungarn aber waren damals noch in der verhältnismäßig günstigen Lage, daß der einzige Vertrag, den die Großmächte der Entente tatsächlich garantiert hatten, unser Gebiet nicht berührte. Unser historisches Recht auf Dalmatien zum Beispiel, wenn es auf dem Papier auch existierte, war vom Problem völlig überholt worden, und außer ein paar lebenswürdigen Träumern gab es vielleicht gar keinen Ungarn, der daran glaubte, daß Dalmatien jemals wirklich wieder zu Ungarn gehören würde. Graf Czernin stellte in seinen Memoiren vielfach fest, ja, es ist sozusagen der springende Punkt seiner ganzen Selbstverteidigung, es sei der Londoner Vertrag gewesen, weswegen er sich auf keinen Sonderfrieden einlassen konnte. Dies aber ist auch ein starker Beweis dafür, wieviel ein selbständiges und unabhängiges Ungarn durch einen Sonderfrieden hätte gewinnen können, da selbst dieses größte, wichtigste Hindernis: das Londoner Abkommen, von seinem Standpunkt aus nichts bedeutete. Niemand wird und kann behaupten, daß etwa die Abkommen, die im Jahre 1917, beispielsweise mit den Tschechen, geschlossen wurden, so entscheidend ins Gewicht gefallen wären, waren doch damals auch die Ansprüche nicht so groß. Noch waren die tschechoslowakischen Legionen nicht auf den Schlachtfeldern erschienen.

Wegen des Londoner Abkommens brauchten wir wahrlich nicht an der Seite Deutschlands auszuharren. Es gab Strömungen innerhalb der Entente, die den Anschluß Siebenbürgens an Rumänien forderten. Aber diesem Plane stand auch die offizielle Diplomatie Deutschlands nicht ganz fern. Die Passivität Rumäniens wollte es ebenso durch ungarische Gebiete erkaufen wie die Italiens durch österreichische, doch während Czernin von der Preisgabe Tirols nicht einmal hören wollte, war er bereit, Siebenbürgen den Rumänen zu überlassen. Er setzte als Minister des Äußeren nur fort, was er als Bukarester Gesandter begonnen hatte. Das gute Ver-



hältnis, daß er bei solchen Absichten mit Tisza aufrechtzuerhalten wußte, der sogar noch von Rumänien annektieren wollte, gereicht seiner persönlichen Diplomatie zur Ehre.

Durch einen Sonderfrieden, der Österreich verkleinert und Ungarn geschont hätte, wäre der Schwerpunkt der Monarchie nach Ungarn verschoben worden. Doch das preußische Bündnis hätte aufgehört, und so hätte man jene irrsinnige Unterdrückungspolitik nicht fortsetzen können, die die chauvinistischen und reaktionären Parteiführer durchaus fortsetzen wollten.

Dies war der gedankliche Hintergrund des Vaterlandsverrates, den ich im Jahre 1917 in der Schweiz begangen haben soll. Ich gebe zu, daß ich nach formellen Geboten, besonders als Reserveoffizier, vielleicht nicht hätte mit den Diplomaten feindlicher Staaten zusammentreffen dürfen. Aber, was ich tat, tat ich ja nicht heimlich, ich teilte dem Minister des Äußeren meine Absichten mit und wollte bei meiner Heimkehr auch dem König Bericht erstatten. Ein Abgeordneter ist Soldat, solange er an der Front ist oder bei seiner Truppe, in seiner politischen Tätigkeit aber darf ihn seine Eigenschaft als Soldat nicht behindern.

Mein zweites, wichtigeres Gespräch hatte ich mit Haguenin, dem französischen Pressechef. Mit ihm aber konnte ich nicht so eingehend und in so konkreter Form sprechen, denn ich wußte nicht, wie weit er zu solchen Besprechungen berufen sei. Auch ihm teilte ich mein und meiner Partei außenpolitisches Programm mit, hauptsächlich aber erbat und erhielt ich seine Informationen. Auch wenn ich alle Gegenargumente der Skepsis in Erwägung zog, zu der ich seinen Informationen gegenüber berechtigt war, so empfing ich doch einen gewaltigen Eindruck von der Hilfe, die Amerika seinen Verbündeten auf dem westlichen Kriegsschauplatze bieten konnte. Ich empfing diesen Eindruck nicht so sehr auf Grund seiner propagandistischen Daten, sondern vielmehr, indem ich seine Daten mit jenen verglich, die bei uns verbreitet waren. Die amerikanische Armee ist von unseren offiziellen Kreisen sehr unterschätzt worden, die die Bevölkerung glauben machen wollten, die amerikanische Hilfe sei Bluff. Ich hatte dies keinen Augenblick geglaubt, jedenfalls aber war eine so rasche und großzügige Entfaltung der amerikanischen Hilfe, wie ich sie jetzt in scheinbar ernst zu nehmenden und authentischen, jedenfalls aber zusammenhängen-



den und einander erhaltenden Daten vor mir sah, auch für mich eine Überraschung.

Während dieser Verhandlungen, wie überhaupt bei jedem Gedankenaustausch, den ich in der Schweiz hatte, war es das Leitmotiv meiner Konversation, den anderen zu beweisen, daß es auch im Interesse der Entente läge, sobald wie möglich mit uns Frieden zu schließen, ließen sich doch in einem so großen Kriege die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Chancen nicht auf dem Papier ausrechnen. Selbstverständlich durfte ich kein einziges Wort sagen, das bewiesen hätte, wie sehr zugrunde gerichtet und völlig erschöpft die Mittelmächte schon waren. Im Gegenteil. Den Herren von der Entente gegenüber mußte ich unsere Lage eher beschönigen. Völlig unlogisch ist die Verleumdung, die behauptet, die Entente hätte aus diesen Gesprächen die Schwäche der Mittelmächte erfahren und aus ihnen Kraft zum Ausharren geschöpft. Ich bin sicher, daß ich diesen Eindruck, den ich keinesfalls erwecken wollte, weil er mein Ziel, den Sonderfrieden, geschädigt hätte, auch gar nicht erweckt habe.

In dieselbe Kategorie der Verleumdungen gehört auch die, ich hätte im Jahre 1917 in der Schweiz militärische Geheimnisse verraten. Solche Geheimnisse konnte ich um so weniger verraten, als ich sie nicht kannte. Was ich hätte verraten können, das wußten die Spionageorganisationen der Entente sicherlich früher und besser als ich. Die Beschuldigung ist infam, ist dumm, ist erlogen und verrät als Urheber den Prinzen Ludwig Windischgrätz. Unter jenen, mit denen ich verhandelte, war niemand, der dergleichen auch nur angedeutet hätte. Windischgrätz aber sagte mir nichts Geringeres nach, als daß ich im Herbst 1917 den Franzosen die militärischen Pläne der deutschen Offensive vom Chemin des dames verraten hätte! Ich, der ich nicht einmal zufällig, nicht einmal mittelbar mit deutschen oder österreichischen Militärkreisen verkehrte! Weshalb aber wäre der Feind auch auf die Pläne für die Offensive vom Chemin des dames neugierig gewesen? Diese Offensive war ja damals längst vorbei, und die internationale Presse hatte sie damals schon mit allen fürchterlichen Einzelheiten wiederholt aufgetischt. Genug an dem, ich habe nicht einmal über die vergangene Offensive gesprochen, sowie ich niemals irgend etwas über militärische Operationen sprach, nicht einmal soviel, als von der Zensur



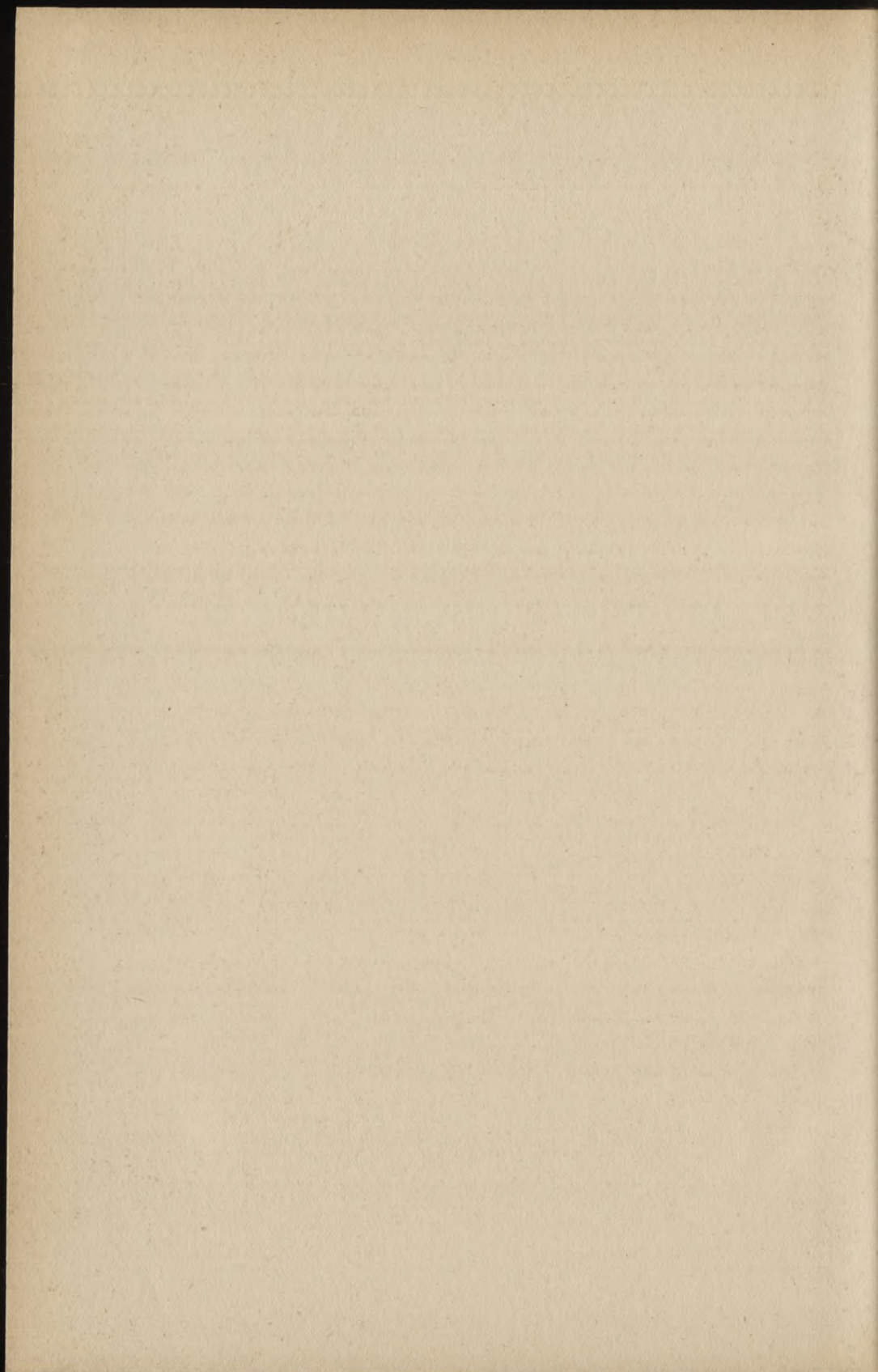
Gnaden in der Presse veröffentlicht werden durfte. Was soll ich nach all dem zu den Beschuldigungen des Prinzen Windischgrätz sagen? Ich glaube nicht, daß irgend jemand es für meine Pflicht halten könne, das komplizierte Lügengewebe Windischgrätz' in seine Motive zu zerlegen. Was aber seine tückische Lüge vom Chemin des dames betrifft, so kann ich auf Grund meiner intimen Bekanntschaft mit dem Prinzen eine Hypothese wagen. Prinz Windischgrätz brauchte es unbedingt, daß ich ein Spion sei. Andererseits gefiel ihm das Wort „Chemin des dames“ außerordentlich. Und so verband er das Nützliche mit dem Angenehmen. Hatte er später auch erfahren, daß die Tatsache des Verrates, den er erfunden hatte, nicht stichhaltig sei, so widerrief er diese Fabel dennoch nicht. Dazu gefiel ihm der Name des Schlachtfeldes allzu gut.



EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

**DAS SCHEITERN DER  
WAHLRECHTSREFORM**







Als ich aus der Schweiz zurückkehrte, tagte in Wien gerade die Delegation. Endlich war es gelungen, sie einzuberufen. Ich beschloß auf Grund meiner draußen gesammelten Erfahrungen, mit doppeltem Eifer an die Arbeit zu gehen. Mein erstes war, den Ministerpräsidenten Wekerle aufzusuchen. Ich bat ihn, er möge mir eine besondere Audienz beim König erwirken, denn ich hätte dem Monarchen wichtige Mitteilungen zu machen. Wekerle hat diese Audienz niemals erwirkt, wie sehr ich ihm auch zusetzte. Im Gegenteil, er tat alles, was er konnte, damit ich den König nicht aufrichtig informiere. Wekerle konnte sich nur eine einzige Art auswärtiger Politik vorstellen, und zwar jene, die alles auf die Freundschaft mit den Deutschen setzte. Selbst der Gedanke, daß er mit dieser Politik jemals brechen müsse, jagte ihm Furcht ein. Er freute sich, daß ich mit dem König nicht zusammentreffen und ihn durch meine Schweizer Erfahrungen nicht aufregen würde. In der Delegation sprach ich über alle meine Besorgnisse bezüglich der Fortsetzung des Krieges. Besonders betonte ich vor den Delegierten, daß die millionenstarke amerikanische Armee Wirklichkeit sei, und daß sie mit ihren ungeheuren Mengen von Munition, Kriegsmaterial, Kanonen und Gewehren im Frühjahr da sein und an der Westfront kämpfen würde. Ich sagte, wie sehr man die öffentliche Meinung irreführe, indem man von ein bis zwei Brigaden spräche. Andrassy und Tisza antworteten nicht anders als Czernin mit einem spöttischen Lächeln. Für diese Herren waren die Delegationen wieder nur eine Gelegenheit, um in Trinksprüchen die Nibelungentreue feiern zu können. Frieden schließen, bevor Amerika auf dem Plan erschien, sagte ich. Sie aber nannten es Kleinmut und Wichtigmacherei.

Ich konnte lange reden. Mit einem Eispanzer schützten sie sich gegen unangenehme Wahrheiten, und diese kalte Gleichgültigkeit wandelte sich erst in Entrüstung, als ich — im Dezember 1917! — die Erfüllung der in den verschärften U-Boot-Krieg gesetzten



Hoffnungen zu bezweifeln wagte, oder als ich der pazifistischen Überzeugung Ausdruck gab, daß, wenn die Mittelmächte im Prinzip das pazifistische Programm der Entente annahmen, in dieser Lage das eigentliche Hindernis für den Frieden die Frage der Unabhängigkeit und Wiederherstellung Belgiens und die der Zurückgabe Elsaß-Lothringens sei. War Deutschland moralisch berechtigt gewesen, zur Verhinderung des italienischen Krieges Italien österreichisches Gebiet anzutragen, so hatte die Monarchie, sobald wir das wirkliche Hindernis für den Friedensschluß erkannten, zumindest das Recht — ich sage die Pflicht —, das im Falle Italiens gegebene Beispiel zu befolgen und ihren Verbündeten Verzicht zu empfehlen. Mit unseren Politikern aber konnte man über all dies nicht einmal reden. Sie beruhigten ihr Gewissen völlig mit der Hoffnung, der kommende Friede mit Rußland würde die Ostarmeen freigeben, so daß diese im Frühjahr an der Westfront die Entscheidung, den siegreichen Frieden erzwingen konnten. Sie waren päpstlicher als der Papst und hielten es geradezu für ein Verbrechen, daß ich den Verzicht unserer Verbündeten auf Elsaß-Lothringen auch nur zu erwähnen wagte.

Ein besserer Realpolitiker als sie alle war der deutsche Staatssekretär für Äußeres, Kühlmann, der anläßlich der Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk durch die ungarische Hauptstadt reiste und bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft zahlreicher ungarischer Politiker machte. Zu Ehren Kühlmanns gab der Handelsminister Josef Szterényi ein Diner, zu dem mit einigen anderen Politikern auch ich geladen war.

Kühlmann machte auf mich einen außerordentlich guten Eindruck. Er ist ein Mann von weitem Gesichtskreis, großer Intelligenz und ruhigem, klarem Urteil. Nach Tisch, beim schwarzen Kaffee, gerieten wir ins Gespräch, während die ganze Gesellschaft mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. Von mir abgesehen, waren alle Anwesenden ausgesprochene Deutschenfreunde. Verblüfft hörten sie, was für Dinge ich dem deutschen Staatssekretär sagte. Derjenige, der vielleicht das meiste Recht gehabt hätte, meine gegen die deutsche Politik gerichteten Angriffe übelzunehmen, Kühlmann, war der einzige in der ganzen Gesellschaft, der nicht vor Empörung fauchte, und der auch dann noch Verständnis bewies, als ich aufrichtig über Belgien und Elsaß-Lothringen sprach.



Ich versuchte ihm auseinanderzusetzen, daß meine in der Schweiz gesammelten Erfahrungen mich nur in dem Bewußtsein gestärkt hätten, ein möglichst baldiger Verständigungsfriede sei für uns eine Lebensfrage. Meiner Ansicht nach aber sei eines der größten Hindernisse dieses Friedens die Tatsache, daß sich Deutschland nicht völlig offen und aufrichtig über das Schicksal Belgiens äußere und nicht geradezu erkläre, daß es Belgien gegenüber keinerlei wie immer geartete territoriale, wirtschaftliche oder politische Rechte geltend machen wolle. Ich sagte dem deutschen auswärtigen Staatssekretär auch noch, daß die Deutschen dem Frieden zuliebe, wenn sie diese Hindernisse ernstlich aus dem Wege räumen wollten, in der elsässischen Frage jede Empfindlichkeit überwinden, der Meinung der ganzen Welt in dieser Frage nachgeben und den Franzosen einen annehmbaren Vorschlag machen müßten. Ohne dies, sagte ich, könne keine Rede vom Frieden sein.

Kühlmann, der dies alles sicherlich ebensogut wußte und empfand, und es nur eben nicht aussprechen wollte, hörte mir mit stiller Aufmerksamkeit zu und machte keinen anderen Einwand, als daß er über die großen Schwierigkeiten von der Durchführung dieses Planes sprach. Da ich die Stimmung seiner Landsleute und vor allem der deutschen Generale kannte, hatte ich den Eindruck, daß er die Schwierigkeiten durchaus nicht übertrieb. Aber der Ton, in dem mir Kühlmann antwortete, war so konzilient, daß er uns alle überraschte, und daß von diesem Teil des Gespräches nicht nur ich, sondern auch die anderen den Eindruck gewannen, daß sich Staatssekretär Kühlmann einem solchen oder ähnlichen Abkommen nicht widersetzen würde. Ich erinnere mich nicht, an deutscher offizieller Stelle während des ganzen Krieges eine ähnliche Mäßigung gesehen zu haben. Nüchterne Überlegung und die Fähigkeit, mit den Geboten der Wirklichkeit rechnen zu können, gab es sicherlich auch bei anderen führenden Männern Deutschlands, da aber der unselige Terror der Militärpartei diese niemals zu Wort kommen ließ, konnte die Welt ihre Ansichten nicht zur Kenntnis nehmen. Und wenn sie sie schon zur Kenntnis nahm, so mußte sie doch wissen, daß diese vernünftigen Leute nichts mizureden hatten. Mein Gespräch oder, wenn man will, meine Debatte mit Kühlmann veröffentlichten die Blätter am nächsten Tag mit begreiflicher Indiskretion, was zur bezeichnenden Folge hatte, daß die Vertreter der herrschenden deut-



schen Politik diesen flüchtigen Eindruck der Versöhnlichkeit rasch korrigieren zu müssen glaubten.

Das Kabinett Eszterházy hatte seine Arbeit mit dem Versprechen der Verwirklichung eines demokratischen Wahlrechtes, mit einer friedlichen und westlichen Orientierung begonnen, konnte sich aber während seiner kurzen Amtsdauer nie zu etwas entschließen und erreichte auch schließlich nichts. Das Ministerium Wekerle kehrte dann um so entschiedener zur deutschen Politik zurück, und auch in der Wahlrechtsfrage schien immer mehr die Tendenz Tiszas und der reaktionären Elemente der Koalition die Oberhand zu gewinnen. Diesen Strömungen gegenüber wußte Vázsonyi keinerlei Energie aufzubringen. Für Wekerles Ministerium bedeutete die Tatsache, daß die Károlyi-Partei bis zur Verwirklichung des Wahlrechtes Mitglied der Regierungskoalition bleiben wollte, keinen Vorteil, sondern eher eine Verlegenheit. Wekerle nämlich dachte nicht bloß nicht daran, den Plan einer Vertiefung des deutschen Bündnisses aufzugeben, sondern hatte auch nicht die Absicht, das Wahlrecht entsprechend auszudehnen. Er war konservativ bis ins Mark und wollte sich lieber auf die Rechte stützen. Batthyány gegenüber verfolgte er die Taktik, ihn, wenn es ging, von seiner Partei zu trennen und ihn im Kabinett zu behalten, wenn aber nicht, ihn aus der Regierung zu entfernen. Batthyány, der die Situation bald erkannte, war nicht geneigt, die sich unter dem Vorwand einer einheitlichen Parteibildung organisierende Reaktion zu unterstützen und warf sein Portefeuille hin, ausgesprochenerweise deshalb, weil er sich überzeugt hatte, daß er durch sein Verbleiben im Kabinett weder den Frieden noch das Wahlrecht, noch die sozialen Reformen fördere. Als er männlich und aufrecht die Konsequenz seiner Grundsätze zog, erfüllte er nur seine Pflicht, und ich glaube, es wäre Ungarn besser ergangen, wenn jeder demokratische Politiker seine Pflicht so freudig, so ganz erfüllt hätte wie er. Vázsonyi zum Beispiel klammerte sich noch immer krampfhaft an sein Portefeuille. Vielleicht wurde er nicht nur durch Eitelkeit, nicht gerade durch Machthunger, nicht nur durch seinen wachsenden Zorn gegen die Károlyi-Partei an den Samtfauteuil gefesselt. Vielleicht hätte er wirklich, wenn er im Ministerium verblieb, der Sache der Demokratie mehr nützen können, als wenn er das Feld ganz der Reaktion überließ. Die Folge zeigte, daß er, wenn er wirklich dieser Ansicht war, furchtbar geirrt



hatte. Nicht er hatte die Regierung (und später die einheitliche Regierungspartei) demokratischer gemacht, sondern die reaktionäre Mehrheit hatte ihn samt seinem Wahlrecht zurechtgeknetet. Vázsonyi glitt von da an immer mehr zu einem Punkt hinab, wo er sich nur mehr auf die Reaktion stützen konnte, und wo er weder der Aktion zur Beschränkung des Wahlrechtes noch dem Plan zur Niederschlagung der Friedenspropaganda des Blockes widerstand. Mehr als das, er war es, der den Block sprengte.

Wer konnte hoffen, daß die Arbeitspartei freiwillig auf jeden Widerstand verzichten würde und aus lauter Selbstlosigkeit zu sterben bereit sei? Zur Verwirklichung des allgemeinen, geheimen Wahlrechtes hätte die Regierung ein einziges Mittel gehabt: Die Auflösung des Parlaments. Ich hatte von Anfang an mit meiner ganzen Partei die Auflösung gefordert, und zuerst war dies auch der Standpunkt des ganzen Kabinetts Eszterházy gewesen. Wer die Reform wirklich wollte, konnte nichts anderes wollen.

Der zum Siege gelangte Wahlrechtskampf wurde aber von Andrassy dadurch verraten, daß er bald mit seinen Intrigen gegen die Auflösung begann. Er wollte nicht, daß dieses seiner deutschfreundlichen auswärtigen Politik und seiner im schlechtesten Sinne konservativen inneren Politik so sehr entsprechende Abgeordnetenhaus durch pazifistische und demokratische oder gar sozialistische und radikale Elemente aufgefrischt werde. War es doch sicher, daß infolge des Krieges bei Neuwahlen solche Elemente massenhaft ins Parlament gekommen wären. Eben darum wollte er so gut wie Wekerle eine sehr gemäßigte Wahlrechtsreform, denn er rechnete darauf, daß der Macht zuliebe viele aus der Arbeitspartei Tisza verlassen und sich der neuen Regierungspartei anschließen würden. Auf eine so gewonnene Mehrheit gestützt, wollten sie sich bis zum Ende des Krieges durchschlängeln. Diese Berechnung aber war bei aller Schlauheit allzu simpel und konnte nicht gelingen. Sobald die reaktionäre Mehrheit sah, daß die Auflösung des Abgeordnetenhauses sie nicht mehr bedrohe, hatte die Regierung kein anderes Mittel mehr in der Hand, ihrer eigenen Vorlage die Mehrheit zu sichern. Niemand fürchtete sich mehr vor dem Wauwau, und die Feinde des neuen Rechtes konnten soviel von ihm abbröckeln, als ihnen beliebte. Wekerle und Andrassy betrachteten diese Entwicklung der Dinge mit kaum verhüllter Zufriedenheit, und Vázsonyi



deckte noch immer mit seinem Namen die Wühlarbeit der Reaktion.

Unbegreiflich war für mich die Haltung der Sozialisten. Vázsonyi nämlich wollte sie dadurch beruhigen, daß er, während er unter dem Drucke der Reaktion die Landbevölkerung opfern wollte, durch Begünstigung der industriellen Arbeiterschaft den Sozialisten die städtischen Bezirke zuschanzte. Nach außen hin hielten die Sozialdemokraten an der Forderung des allgemeinen Wahlrechtes fest, unter sich aber hätten sich viele wenigstens zeitweilig damit zufrieden gegeben, daß man das magyarische Volk der Dörfer auch weiterhin vom Wahlrecht ausschließe, wenn nur ihre Wähler, die Arbeiter, das Stimmrecht bekamen. Nie hätten die Sozialisten sich zu dieser Begünstigung der Stadt auf Kosten der Landbevölkerung hergeben dürfen! Daß sie es taten, war ein Vergehen, schlimmer noch als ein Vergehen: ein Fehler. Eine revolutionäre Partei kann nur eine andere anständige Taktik haben: „Lieber die Taube auf dem Dach als der Spatz in der Hand“. Wenn sie aber glaubt, sie müsse unbedingt die Hand nach dem Spatzen ausstrecken, so muß sie sehr darauf achten, daß sie nicht gerade dadurch die Taube auf dem Dache verpasse. Um die Jahreswende 1917/1918 begingen die Führer der Sozialisten gerade in diesem Sinne einen entscheidenden taktischen Fehler. Sie verkannten ihren natürlichen Bundesgenossen, das Dorf, die arme arbeitende Bevölkerung auf dem Lande. Dieses Volk verkannten sie und überließen es der Reaktion, trieben es förmlich ihr in die Arme.

Wir kämpften in erster Reihe für die Landbevölkerung, denn die Regierung, die sich an den Intelligenzzensus und auf dem Lande an die offene Abstimmung klammerte, kämpfte bis aufs Messer für die Verlängerung der Rechtlosigkeit des Landvolkes. Und die Sozialisten betrachteten unsere Kämpfe gegen die Regierung und Vázsonyi oft mit ziemlicher Gleichgültigkeit. Die Passivität der sozialdemokratischen Partei war für Vázsonyi so gut wie eine halbe Unterstützung. Die sozialdemokratische Partei und ihr offizielles Organ, die „Népszava“, gingen darin so weit, daß sie, als Vázsonyi später, nach der Sprengung des Wahlrechtsblockes, meine Person und meine Politik haßerfüllt angriff, sie mich ihm gegenüber nie in Schutz nahmen und nie durch ihr Dazwischentreten versuchten, die Zersplitterung der Kräfte der Demokratie zu verhindern.



Die Sabotage der Wahlrechtsreform selbst geschah hauptsächlich auf chauvinistischer Grundlage, mit Heranziehung alter Schlagworte. Um die Suprematie der magyarischen Rasse in einem Lande zu sichern, wo etwa die Hälfte der Bevölkerung aus nicht-magyarischen Nationalitäten bestand, wollte man eine Erweiterung des Wahlrechtes, die nur den Einwohnern mit ungarischer Muttersprache neue Rechte gab. Darum verlangte man als Grundbedingung die Beherrschung der ungarischen Sprache in Wort und Schrift. Die Reaktion rechnete darauf, daß die Károlyi-Partei, deren Abgeordnete aus den rein magyarischen Bezirken stammten, sich einer so volkstümlichen Forderung nicht werde verschließen können. Der Schachzug war geschickt, denn auch in der Károlyi-Partei gab es viele Chauvinisten, die befürchteten, man könnte die politisch so sehr zurückgebliebenen ländlichen Wähler dadurch gegen sie aufreizen, daß man sagte, die Károlyi-Partei wolle dem Bündnis mit den Sozialisten und Radikalen zuliebe der magyarischen Rasse nicht einmal diesen kleinen Vorteil zugestehen. Trotz alledem blieb die Partei ihren Grundsätzen treu, ja sie betonte trotz aller Aufreizung die tragische Bedeutung dieses Rechtsraubes, durch welchen das Ungartum selbst seinen Feinden die stärkste Waffe in die Hand drücke. Batthyány trug viel dazu bei, daß die Károlyi-Partei in diesem entscheidenden Punkte festblieb.

Vázsonyis Gesetzentwurf gelangte vor den Wahlrechtsausschuß, der sich monatelang mit ihr befaßte, besser gesagt, sie sabotierte, indem die immer stärkere Reaktion immer mehr davon abzuwackeln versuchte, was der Minister zu bewilligen empfahl. Die einheitliche Regierungspartei, die zu schaffen Wekerle gelungen war, zeigte nun ihr wahres Gesicht und betrieb ihre Politik im innigsten Einverständnis mit Tisza und der Arbeitspartei. Die neue Wendung in der russischen Revolution, die Ausbreitung des Bolschewismus zeigte ihre Wirkung vorläufig darin, daß die Militaristen der Mittelmächte jetzt dessen schon sicher waren, sie würden ihre Truppen vom östlichen Kriegsschauplatz auf die Westfront werfen können und sich deshalb zu neuen Offensiven rüsteten. Bei uns ließ diese Wendung der Reaktion in der inneren Politik den Kamm schwellen. Die Regierungspartei und die Arbeitspartei bildeten eine so große und kompakte Majorität, daß ihr gegenüber die kleine demokratische Opposition kaum zählte. Vázsonyi, der der Forde-



nung nach dem ungarischen Lesen- und Schreibenkönnen zugestimmt hatte, war dem Raubzug gegenüber, der unter der Leitung von Stefan Tisza, Stefan Bethlen und Géza Polónyi gegen das Wahlrecht unternommen wurde, schon völlig ohnmächtig. Die Reaktion fürchtete ihn nicht mehr, die demokratischen Kräfte aber hatte er von sich gestoßen. Vázsonyi griff im Wahlrechtsausschuß mich öfter an als Tisza und endlich in seiner Verblendung überhaupt nur mehr mich. Das Blatt der Sozialdemokraten beobachtete mit erstaunlichem Gleichmut die verdächtige Haltung dieses Kämpen der Demokratie.

Vázsonyi bewährte sich nicht auf dem Posten, auf den ihn die Demokratie gestellt hatte. Bei all seiner Begabung war er durch den größten Charakterfehler geschlagen, er war unsagbar, er war krankhaft empfindlich und eitel. Alles betrachtete er vom persönlichen Standpunkte aus. Die Sache der demokratischen Umwälzung, des allgemeinen Wahlrechtes und des Friedens schrumpften in seinen Augen — aber auch nur in den seinen — zu der Frage zusammen, ob er Justizminister bleiben würde oder nicht. Allerdings wurde auf schmutzige Art gegen ihn intrigiert. Und als ich für den Frieden, als für den zweiten großen Programmpunkt des Wahlrechtsblocks, wieder kräftiger zu agitieren begann, erblickte er darin nichts anderes, als daß ihm, als dem Minister des Blocks, durch das Aufwerfen der Friedensfrage nur neue Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten erwachsen würden. Auch das nahm er mir übel, daß ich, der ich außerhalb der Regierung stand, in der Wahlrechtsfrage überhaupt bei den Reformen größere Geschwindigkeit und mehr Radikalismus verlangte. Statt daß er sich auf jene stützte, die ihm wirkliche Macht und Stärke hätten verleihen können, um dadurch die gegen ihn gerichtete reaktionäre Aufreizung niederzuschlagen, wandte er sich gegen seine Kampfgenossen. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ich, der Graf, radikaler und demokratischer sei als er, und daß ich mit größerer Entschlossenheit als der kleinbürgerliche Politiker für den Frieden und für die Befreiung des Volkes kämpfte. So kam es dazu, daß er seine Hauptfront gegen mich richtete, und daß er nicht nur der Verbündete und Intimus der Reaktion, sondern — dank seinem Talent — auch ihr Lieferant an Ideen und schließlich auch ihr geistiger Führer wurde. Damals war der Bruch zwischen uns



schon offen. Eine fortgeschrittenere öffentliche Meinung erhoffte damals die Reform des Wahlrechtes gar nicht mehr von diesem Kabinett und von diesem Abgeordnetenhaus, und die Arbeit des Wahlrechtsausschusses schien dieser öffentlichen Meinung auch gar nicht mehr interessant. Die Verhandlungen des Ausschusses drehten sich nicht darum, auf welche Art man das Wahlrecht jedem gewähren könne, sondern wie man wohl die weitesten Schichten davon ausschließen könne. Diese Verhandlungen und später die Debatte im Plenum waren eine einzige große Selbstenthüllung der herrschenden Klassen Ungarns vor der unterdrückten (und ihrer Ansicht nach auch weiter zu unterdrückenden) Klasse und vor dem aufmerksamen Ausland. Immer stärker wurde die Überzeugung, es müssen gründliche Veränderungen, große Umwälzungen kommen, dann würde sich das allgemeine Wahlrecht schon selbst verwirklichen.

Der Zusammenbruch des Wahlrechtsblockes gab den ersten Anstoß dazu, daß Vázsonyi aus kleinlicher und kurzsichtiger Taktik das Friedensprogramm fallen ließ, ja sogar an die Spitze eines erbitterten Feldzuges gegen die Pazifisten trat. Vázsonyi war der erste, der in Ungarn gegen den russischen Bolschewismus auftrat. Im Ministerrat widersetzte er sich einem Friedensschluß mit den Russen, nicht als ob ihm ein Gewaltfrieden widerstrebt hätte, sondern weil man, wie er sagte, sich mit den Bolschewiken nicht an den grünen Tisch setzen dürfe. Seine Stellungnahme gegen den Bolschewismus empfand jeder als eine Stellungnahme gegen den Pazifismus, und zwar in Anbetracht der damaligen Lage mit Recht. Er hatte sich sehr bald den Phrasenschatz der Reaktion angeeignet und mischte ihn seltsam mit den Wendungen einer kleinbürgerlichen Demagogie. Er wäre gerne gleichzeitig Minister und Volksfreund geblieben. Wenn er mich besiegte, so dachte er, konnte ihm beides gelingen. Darum ritt er seine heftigsten Attacken, darum spann er seine feinsten Intrigen gegen mich und gegen die Károlyi-Partei. Seine sozialistischen Freunde nahmen ihm dies nicht weiter übel.

Es wurde mir immer klarer, daß ohne die Verwirklichung des pazifistischen Gedankens das Volk von einer chauvinistischen und reaktionären Mehrheit keine Rechte erwarten konnte, und das ewige Hinausschieben, die immer größere Verschwendung an kostbarer Zeit bedeutete nicht nur, daß die demokratische Reform später verwirklicht werde, sondern daß es überhaupt zu keiner demokratischen Reform



kommen würde. So widmete ich also meine ganze Kraft dem Pazifismus, denn ich wußte, daß die Verwirklichung der pazifistischen Ziele die Verwirklichung des allgemeinen Wahlrechts einschließe, nach sich ziehe. Unmittelbar konnte man für das Wahlrecht nichts mehr tun. War doch der günstige Augenblick versäumt worden. Das Wahlrecht war, als es dank einem Entschluß des Königs aufs Tapet kam, nicht nur eine innerpolitische Forderung gewesen, sondern auch eine außenpolitische Handlung, ein Glied in der Kette der pazifistischen Bestrebungen des Königs, durch die er dem Ausland und unseren Nationalitäten beweisen wollte, daß eine neue Ära angebrochen sei. Nun begann der Rückschritt auch schon in der auswärtigen Politik, und als die Führer der Monarchie, vom Frieden von Brest-Litowsk und Bukarest geblendet, einen Augenblick glaubten, die Gefahr wäre vorbei und innere und äußere Reformen wären unnötig — da fielen die Würfel. Und noch ein Motiv trat gegen die demokratische Reform auf, eine Folge von Vázsonyis potenzierter Eitelkeit. Vázsonyi wollte in der Motivierung seiner Wahlrechtsvorlage eine gründliche Arbeit, ein juristisches Meisterwerk produzieren, anstatt rasch in wenigen Wochen ein Gesetz von wenigen Paragraphen durchzupeitschen. Er wollte ein großes und blendendes Werk über das Wahlrecht schreiben, und während er die schönen Sätze dieses Buches diktierte, sah er nicht zum Fenster hinaus, sonst hätte er sehen können, daß sich am Himmel der auswärtigen Politik schon sehr schwarze und häßliche Wolken ballten. Und als endlich das Buch, „Die Motivierung der Reform“, erschien, waren die Voraussetzungen der Verwirklichung dieser Reform längst nirgends mehr zu sehen.

Nach zwölf Monaten qualvoller, schmerzlicher und schmählicher Wehen fiel das demokratische Wahlrecht endlich völlig durch, denn das, wofür die Mehrheit stimmte, war eine jämmerliche Karikatur des Suffrage universel. Damals war Vázsonyi nicht mehr Minister, aber nicht einmal jetzt versuchte er den furchtbaren Fehler, den er begangen hatte, gutzumachen. Mit der Verstümmelung der Wahlrechtsreform fiel eigentlich auch die letzte Möglichkeit einer gesunden und normalen Entwicklung, und hier liegt der Keim der späteren revolutionären Ereignisse.

Ich werde nicht in den Fehler verfallen, das Scheitern der Wahlrechtsreform, dieses in seinen Folgen so verhängnisvolle Ereignis,



ausschließlich oder auch nur größtenteils auf die verletzte persönliche Eitelkeit des Wahlrechtsministers zurückzuführen. Aber ich stelle die Frage: Was hätte an seiner Stelle ein demokratischer Politiker, der auf der Höhe seiner Aufgabe stand, getan oder tun können? Dieser Politiker hätte vor allem den Zusammenhang der Wahlrechtsreform mit der äußeren Politik fühlen müssen, und er hätte diese Reform nicht den ungünstigen Wendungen dieser auswärtigen Politik aussetzen dürfen. Die erste große Welle des Pazifismus hatte die Wahlrechtsreform auf die Tagesordnung geworfen. Jetzt nachträglich läßt sich feststellen, daß der Augenblick, in dem der König sie aufs Tapet brachte, auch für ihre Verwirklichung der günstigste Augenblick gewesen war. Die Neuheit der russischen Revolution, der Stockholmer Konferenz und der Person des Königs lähmte damals die Reaktion noch sehr stark. Ein demokratischer Taktiker hätte diesen Augenblick ausnützen müssen. Keinesfalls durfte er glauben, daß die günstige Konstellation ewig dauern oder wiederkehren könne. Ein Taktiker, der die Reaktion aushungern wollte, rechnete nicht mit ihrer Zähigkeit, ihren Hilfsquellen, ihrer politischen Schulung. Diese Festung konnte nur mit Sturm eingenommen werden. Und gerade dies war es, dieses: Jetzt oder nie!, das Vázsonyi nie empfand. Während die nur für einen Augenblick erschreckte Reaktion, die den Alarm wohl verstand, ihre Kräfte bald sammelte, bald in ein einheitliches Lager berief, sprengten die Kanapeeprozesse des Ritters der Demokratie deren Lager. So war die Sachlage, als die Scheinsiege der Deutschen von März bis Juni 1918 dem Glauben, der das Rückgrat des reaktionären Widerstandes bildete, neue Kraft gaben. In der Tat, mit jedem militärischen Erfolg der Deutschen schien die Reaktion neu zu Kräften zu kommen. Da diese Siege dem Wesen nach nicht strategische, nur taktische sein konnten, konnte auch ihre Wirkung nicht viel dauerhafter sein als die einer Äthereinspritzung. Sei dem wie immer: inmitten der ewig unsicheren Situation auf dem Kriegsschauplatz standen die Aussichten der demokratischen Sache daheim immer dann am besten, wenn die kriegerische Lage schlecht war. Ein demokratischer Taktiker also hätte die Gelegenheit beim Schopf ergriffen und eine sehr kurze, sehr lapidare Wahlrechtsvorlage auf den Tisch des Hauses gelegt und sich gleichzeitig die Möglichkeit vorbehalten und entsprechend betont, daß er ein neues Parlament um diesen Tisch versammeln könnte, falls das alte nicht



geneigt sei, die Vorlage sofort dem Gesetzbuche einzuverleiben. Dies freilich wäre halb und halb schon eine revolutionäre Tat gewesen. Aber auch die Zeiten waren es ja schon. Der Mann, der sich in den Schicksalstagen von 1917 und 1918 mit den Verhältnissen auf fernen und exotischen Inseln befassen konnte, damit es seiner Motivierung des Wahlrechtes nicht an bunter Vollständigkeit fehle, der schloß sich durch diese Scharlatanerie schon gefühlsmäßig aus den Kämpfen der Demokratie aus. Wie viele wohl haben diese prächtige Motivierung gelesen? Und wie viele die armselige Vorlage? Die wirklichen Anhänger des Wahlrechtes sahen damals im Wahlrecht schon ein Mittel zum Frieden, der Minister des Wahlrechtes aber sah in der Friedenssehnsucht nicht einmal ein Mittel des Wahlrechtes. Im Gegenteil, er empfand den Pazifismus als persönliches Ärgernis, als einen Stein auf dem Wege seines prächtigen Wahlrechtsentwurfes. So zeigte sich, so weitete sich die Kluft, zwischen den Anhängern des Wahlrechtes und dessen Minister, und er, der gekommen war, als wollte er ein ungarischer Wecker werden, zog sich, mit seinen alten Verbündeten entzweit, von seinen neuen Verbündeten verlassen, ohne Erfolge, ohne Würde, zurück, und sein Mißerfolg hatte fast die ganze Demokratie lächerlich gemacht.

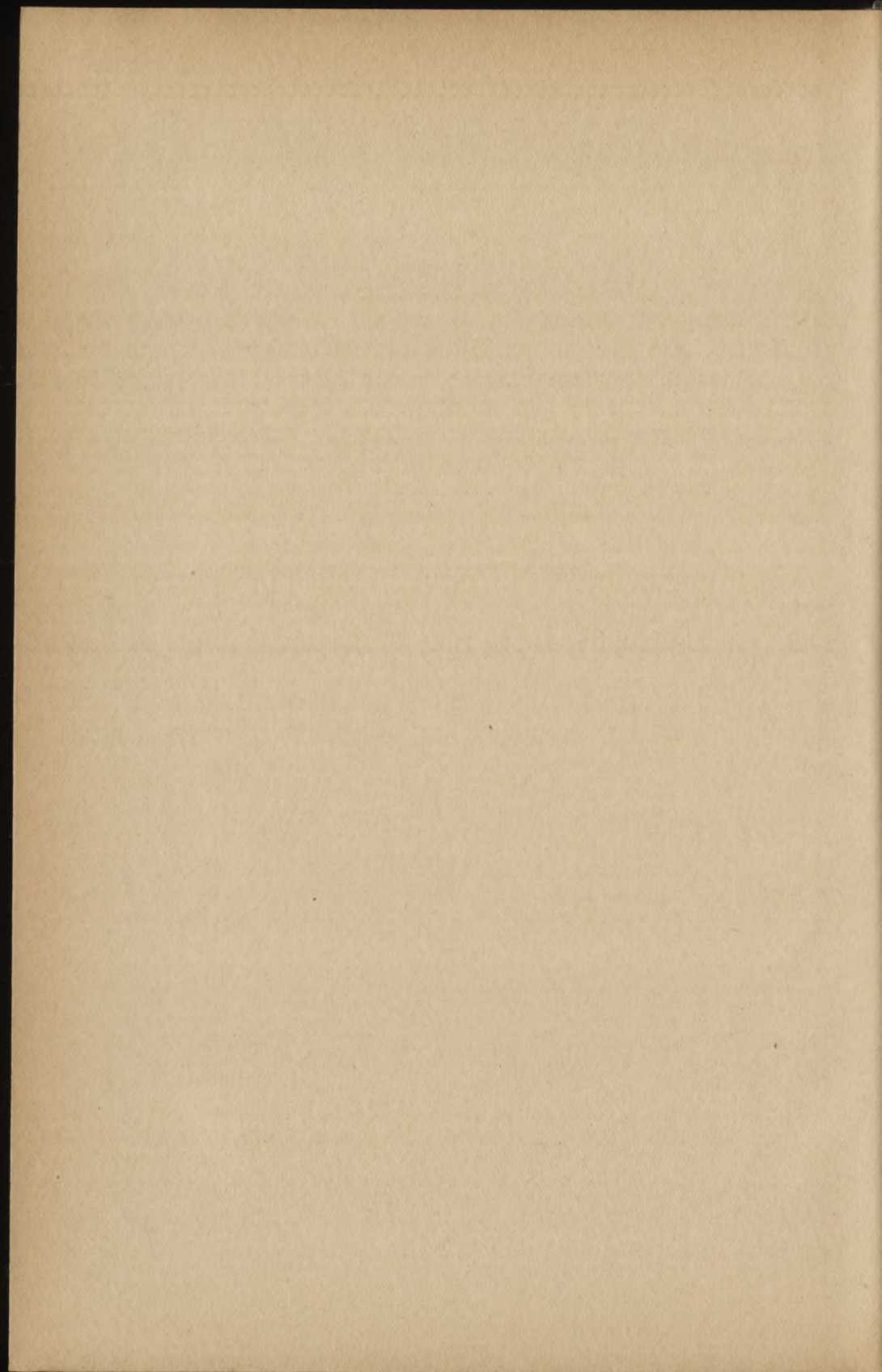
So ging also die Wahlrechtsvorlage durch, die die Landbevölkerung und die nichtmagyarischen Nationalitäten von der Verfassung ausschloß. Durch chauvinistische Schlagworte, hauptsächlich durch das Versprechen militärischer Errungenschaften, schmiedete Wekerle die 67er-Partei, die Andrassy-Partei, die klerikale Volkspartei, die vom städtischen Judentum unterstützte Demokratenpartei Vázsonyis und ein paar Dissidenten der Tisza-Partei zusammen: Das war die 48er-Verfassungspartei Wekerles, die, um die Absonderlichkeit voll zu machen, auch die 67er- und 48er-Partei genannt wurde. So ungesund diese Mischung war, sobald zerfiel sie auch nach dieser wenig glorreichen Arbeit in ihre Elemente. Es brauchte nur einen Anstoß, und dieser kam auch bald mit den Ereignissen der zweiten Hälfte des Jahres 1918.



ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

VOM PAZIFISMUS







Die wichtigste Persönlichkeit der ungarischen Politik in den Monaten des Wahlrechtskampfes war — Wilson. Der Pazifismus, den Wilson verkündete, die Ideen, als deren Vertreter er vor den Augen der ganzen Welt dastand, übten ebenso einen entscheidenden Einfluß auf unsere inneren Kämpfe aus wie später die Art, mit der er aus Schwäche seine Ideen verließ, die das ganze Schicksal des ungarischen Volkes entscheidend beeinflussen sollten.

Was war der Pazifismus, was war seine Bedeutung im Weltkrieg, wie berührte er die Interessen des ungarischen Volkes? Über all diese Fragen denke ich heute, da ich diese Zeilen schreibe, ein wenig anders als in den Jahren 1917 und 1918. Noch aber leben alle meine damaligen Gedanken in mir, und wenn ich versuche, sie mir zu erklären, wenn ich sie anderen vortrage, habe ich nicht die Absicht, sie zu verleugnen. Wilson und der Pazifismus waren mir ein großes Erlebnis — und mit mir zusammen vielen Millionen anderen Menschen — und mochten die Ereignisse unsere Gedanken auch noch so verwandelt haben, es bleibt Wahrheit, daß jenes Erlebnis eine geschichtliche Kraft wurde.

Der Pazifismus, wie ihn auch Wilson verkündete, gab nicht nur ein Programm für die Beendigung dieses Krieges, sondern träumte auch von einem ewigen Frieden, einer edleren und gerechteren Weltordnung, in der an Stelle der feindlichen Nationen der Völkerbund treten sollte. Indem die Entente den Pazifismus im Menschenrecht, die Demokratie, auf ihr Banner schrieb, tat sie unleugbar den geschicktesten Schachzug, denn dadurch gewann sie die Sympathie breiter Volksmassen, selbst in den feindlichen Staaten, deren immer wachsender Macht gegenüber das Scheitern der deutschen Kriegsziele nur eine Frage der Zeit sein konnte. Diese Versprechen und Aussichten gaben dem Kampf einen neuen Inhalt und neue Ziele, denn der Sieg der Entente, vorausgesetzt, daß sie ihre laut verkündeten Kriegsziele verwirklichen konnte, verhieß der leidenden Menschheit eine neue Welt. Wenn in Wilsons vierzehn Punkten und



deren Ergänzungen auch nichts davon stand, daß an Stelle der kapitalistischen Staaten ein Bund sozialer Staaten treten müsse, so enthielten sie doch auf jeden Fall die Forderung einer reineren Weltanschauung, einer humaneren Sittlichkeit, und deren Voraussetzung war eben ein neues politisches und wirtschaftliches System. Eine andere Frage war es, ob Wilson dies wußte. Wilson sprach zwar von einer neuen Weltordnung, ohne die es unmöglich sei, den Weltfrieden zu schaffen. Er identifizierte die neue Weltordnung nicht mit dem Sozialismus. Dennoch geschah die vom geistesgeschichtlichen Standpunkt aus ewig bemerkenswerte Sache, daß das Auftreten des Wilsonschen Pazifismus dem Sozialismus unzählige neue Anhänger warb, auch aus den Reihen derjenigen, die bisher darin nur eine Utopie gesehen hatten. Der Sozialismus gewann durch das Aufgreifen der pazifistischen Idee in der zweiten Hälfte des Krieges unerwartet wieder große praktische Macht.

Bei den Mittelmächten, besonders in Deutschland, wurde die neue, im Zeichen des Pazifismus begonnene Propaganda mit begreiflicher Nervosität empfangen, und doch konnten sie nichts anderes tun, als mit dem Strome schwimmen. Den Forderungen Wilsons offen zu widersprechen, war einfach unmöglich. In Österreich war mit dem Amtsantritt Czernins in das österreichische Auswärtige Amt scheinbar ein neuer Geist eingezo-gen, und die offizielle auswärtige Politik bekannte sich unter Czernin geradeaus zum Pazifismus. Die Feinde des Pazifismus wagten es auch nicht, offen Farbe zu bekennen, und betonten nur immerfort, man dürfe der Entente-propaganda nicht aufsitzen, da diese kein anderes Ziel habe, als uns vom Durchhalten bis zum Siege abzubringen. Vergessen wir nicht: das bedeutete schon eine große Wandlung im Vergleiche zur Ära Berchtold-Burian. Während früher die bloße Nennung des Friedens schon als Defaitismus galt, konnte man später auch den Friedensbestrebungen selbst kein Hindernis mehr in den Weg legen. Es war ein förmliches Barometer der Lage, in welchem Maße die führenden Kreise den Pazifismus verkündeten. Sobald es schief ging, machten sie sofort die Entdeckung, daß sie mit Herz und Seele Pazifisten seien, doch wenn sie einfältigerweise glaubten, die Gefahr habe sich für eine Weile verzogen, so begannen sie wieder, als wäre nichts geschehen, als hätten sie selbst niemals anders gesprochen, mit Feuer und Schwert gegen den Pazifismus zu kämpfen.



Seit dem Kriegsende haben mich viele beschuldigt, ich hätte durch meine pazifistische Propaganda zur späteren Zersetzung der Front beigetragen. Zur Belebung des kriegerischen Geistes sind die pazifistischen Ideen allerdings wenig geeignet. Doch wenn ich verantwortlich bin, so nehme ich diese Verantwortlichkeit durchaus auf mich. Freilich nur genau in dem Ausmaße, in dem es mir zukommt, denn diese Verantwortlichkeit trifft wenigstens im selben, ja in wesentlich höherem Maße König Karl und Czernin, die auf ihrem verantwortungsvollen Posten unzählige Male offen eine Lanze gegen den deutschen Militarismus und für den Pazifismus gebrochen hatten. Ich wäre stolz, wenn mir berechtigterweise ein größerer Teil der Verantwortung zukäme. Aber was ich gesagt habe, ist eben die Wahrheit.

Meine Gegner behaupten auch, daß man, wenn wir durch unsere pazifistische Propaganda den kriegerischen Elan nicht untergraben hätten, den Krieg weiß Gott wie lange noch hätte fortsetzen können. Dieser Behauptung steht die heute, so meine ich, unanfechtbar festgestellte historische Tatsache gegenüber, daß wir aus politischen, militärischen und wirtschaftlichen Gründen unfähig, jawohl: unfähig, waren, noch länger auszuhalten, als wir ohnehin ausgehalten hatten, und überdies bedeutete die länger als unbedingt nötige Verlängerung des Krieges gerade für uns, die österreichisch-ungarische Monarchie, eine so unermessliche wirtschaftliche und politische Gefahr, daß ich heute nur sagen kann, es wäre für uns tausendmal besser gewesen, den Krieg zwei Jahre früher mit einem Verständigungsfrieden als zwei Jahre später mit einem siegreichen Frieden abzuschließen. Daß ein Friede, der nicht auf den Sieg der einen kriegführenden Partei, sondern auf eine ehrliche Verständigung gegründet gewesen wäre, die Kontinuität der kulturellen Entwicklung für die Menschheit gerettet hätte: davon will ich hier gar nicht reden. Und zwei Jahre vorher war der Verständigungsfriede möglich gewesen, im Jahr 1918 aber der endgültige Sieg der Mittelmächte längst nicht mehr; (die siegreichen Staaten haben bis heute nicht vermocht, die Früchte des Sieges zu verdauen). Welch schwierige und peinliche Angelegenheit der militärische Sieg, besonders wenn er schwer und verspätet kommt, sein kann, wie wenig Sinn es hat, selbst vom konservativen Standpunkt, ja vielleicht gerade von diesem am allerwenigsten, den Krieg bis zum völligen Zertreten des Feindes fort-



zusetzen, dies beweisen die bisherigen Erfahrungen der Nachkriegs-epoche; noch mehr aber wird es vielleicht durch die kommenden Erfahrungen bestätigt werden. Wir haben gesehen, daß wir, die Mittelmächte, Serbien, Rumänien und Belgien umsonst zertreten haben, und daß der Sieg der Entente ganz zum Schluß umsonst endgültig war: die wirtschaftlichen Leiden, die politischen und gesellschaftlichen Krisen konnten weder wir im Kriege und kann auch im Frieden die Entente nicht vermeiden, und die Vorteile des Sieges zeigten sich in beiden Fällen als sehr provisorisch. Anders wäre die Lage gewesen, wenn die Entente statt des versprochenen Wilsonfriedens nicht der Welt einen karthagischen Frieden gegeben hätte.

Je weiter die Zeit fortschritt, um so klarer wurde es, daß wir den wachsenden Vorsprung der Entente an Menschenmaterial und Technik nicht überwinden konnten, und daß unsere Niederlage mit neunzig Prozent Sicherheit berechnet werden konnte. Czernin hatte schon im April 1917 ein Memorandum für den König geschrieben, in dem er klipp und klar auseinandersetzte, er gebe den Weltkrieg völlig verloren, denn die Reserven der Monarchie an Menschen, Rohmaterial, Munition und Lebensmitteln seien erschöpft. Frieden schließen um jeden Preis sei sein Vorschlag. Czernin stellte schon damals fest, daß die Deutschen mit ihrem U-Boot-Krieg gestrandet seien. Wenn ich an meine damaligen Gespräche mit Czernin zurückdenke, so kann ich ihren wesentlichen orientierenden Inhalt dahin zusammenfassen, daß Czernin in diesem Gespräche Paraphrasen zu jenem Memorandum gab. Auch meine Berechnungen hatten dies zur Grundlage: daß wir den Krieg unmöglich gewinnen könnten. In diesen Punkten gab es nun zwischen mir und Czernin nur den Unterschied, daß er — wenn er die Wahrheit spricht — im März 1918 wieder an das Gas mit dem gelben Kreuz und an Ludendorffs Glückstern zu glauben begann, während meine Ansicht sich nicht änderte.

Es ist Tatsache, daß beiläufig seit diesem Memorandum Österreich sich nicht auf die rohe Gewalt verlassen konnte, sondern nur vom Sieg der pazifistischen Ideen einen annehmbaren Frieden zu erwarten hatte. Deshalb war Czernin Pazifist. Eine Revision des Londoner Paktes erwartete Czernin mit Recht von einem einzigen Faktor: dem Sieg der Wilsonschen Ideen. In unserer seltsamen Lage bedrohte uns unausgesetzt zweierlei Gefahr. Die eine war



der absolute Sieg der Entente, in welchem Falle wir, wenn die Entente nicht auf pazifistischer Grundlage, sondern auf Grund ihres Sieges Frieden schloß, vor der Aufteilung und der Vernichtung standen; die andere Gefahr war der völlige Sieg der Deutschen, in welchem Falle die Monarchie nicht nur den Friedenspreis bezahlen hätte müssen, sondern militärisch zum Vasallen und wirtschaftlich zur Kolonie Deutschlands herabgesunken wäre. Die in dieser Hinsicht sehr weitgehend konkretisierten politischen, militärischen und wirtschaftlichen Pläne Mitteleuropas und des „Ausbaues“ des deutschen Bündnisses sind genügend beredte Zeugnisse solcher Prognose. Da die Sache nun so lag, war schon deshalb vom Standpunkt der Monarchie ein Verständigungsfriede der günstigste Friede, ein Friede auf Wilsonscher Grundlage, der für keine der beiden Parteien den völligen Sieg bedeutet hätte, und dessen Folge voraussichtlich die gewesen wäre, daß die Monarchie sich zu einer Konföderation nationaler Staaten umgewandelt hätte. Ich bin überzeugt davon, daß nicht nur Czernin, sondern auch den König viel eher diese praktischen Gesichtspunkte und Erwägungen zum Pazifismus geführt hatten als eine ideale Auffassung der Menschenliebe und der Aufgabe des Menschengeschlechtes. Bei Karl möchte ich übrigens das Vorhandensein sentimentaler Motive nicht ausschließen.

Eines ist gewiß: Es hatte schon seinen praktischen Wert in der Monarchie, wenn jemand, sei es auch auf Kosten des kriegerischen Elans, den Pazifismus verkündete, und wenn wir dies taten, so erfüllten wir damit nicht nur eine allgemeine menschliche Pflicht, sondern dienten dabei auch einem praktischen Ziel, der Rettung der Monarchie, jenem Experiment, das das alte verfaulte Gebilde auf neuer Grundlage frisch aufbauen wollte.

Unter allen Argumenten, die die Opposition gegen den Pazifismus, also die deutsche, österreichische und ungarische Aktion, gewöhnlich vorbrachte, war das stärkste die Behauptung, auch die Entente verkünde nur deshalb pazifistische Ideen, um Zeit zu gewinnen, neue Verbündete zu werben, die Sympathie des Volkes zu erwecken, mit einem Wort, um die allgemeine Stimmung für sich und gegen uns zu beeinflussen, um dann, wenn sie uns niedergerungen hatte, alles, was sie im Kriege verkündet hatte, über Bord zu werfen. Heute kann niemand mehr daran zweifeln, wieviel Wahrheit diese Behauptungen bargen. Aber selbst bei allem Risiko, selbst wenn man



damit rechnete, daß die Entente ihr Wort vielleicht nicht halten würde: so war für uns doch die Annahme der Wilsonschen Grundsätze die einzige Möglichkeit. Rettung durch ihre Hilfe oder Untergang, indem man sie verwarf: wir hatten keine andere Wahl.

Am Ende des Krieges, mit dem Sieg der Entente, kam es zur Belastungsprobe der vierzehn Punkte Wilsons. Die Völker der Erde, vor allem aber die Besiegten, warteten mit gespannter Aufmerksamkeit, daß die Lehre Fleisch werde.

Der Entente standen, als endlich auch die Deutschen die Waffen streckten, zwei gerade Wege offen: entweder den Wilson-Frieden ehrlich verwirklichen, oder die Wilsonschen Grundsätze verraten und den Krieg fortsetzen bis Berlin, bis Wien, bis Budapest und dort den Besiegten einen anderen Frieden, einen Frieden im preußischen Geiste, diktieren. Die Entente aber wählte einen Mittelweg. Unmittelbar nach dem Kriege, an der Seite oder, wenn man will, im Rücken noch die große amerikanische Armee, die den Weltkrieg entschieden hatte, wagte sie Wilson nicht sofort offen beiseitezuschieben. Sie tat also, als wollte sie die Wilsonschen Grundsätze mit der Nutznießung des Sieges vereinigen, was sich freilich auf ehrliche Weise nur schwer durchführen ließ. In Wirklichkeit verdunsteten infolge dieser Taktik allmählich alle Vorteile des Wilsonfriedens, während alle Nachteile des Gewaltfriedens zum Vorschein kamen.

Einerseits die Volkstümlichkeit der pazifistischen Grundsätze, andererseits durch gründliche Ausnützung des Sieges auch dessen Früchte ernten wollen, war nicht nur ein unmögliches, sondern auch ein unsittliches Unternehmen. Eine ungeheuerere Verantwortung senkte sich auf Wilson und die Vereinigten Staaten. Ihre Verantwortlichkeit für den pazifistischen Frieden war nicht nur deshalb so groß, weil sie diejenigen gewesen waren, die die ganze Welt im Zeichen dieser Ideen zu einem heiligen Krieg geworben hatten, sondern auch weil Amerika bei Kriegsschluß die moralische und materielle Möglichkeit hatte, diese Ideen im Frieden durchzusetzen, selbst gegen den Willen der übrigen Ententestaaten. Die Tatsache, daß die Entente ihren letzten entscheidenden Sieg unleugbar gerade durch Amerikas Intervention errang, gab Amerika zweifellos das Recht, beim Friedensschluß seinen eigenen Willen zur Geltung zu bringen, dem ja die Entente im voraus zugestimmt hatte. Amerika bekannte sich nämlich nicht, als einziges von den Ententeländern — und dies ist



wichtig —, zu Wilsons Ideen, sondern die Großmächte der Entente verpflichteten sich später formell und feierlich zu ihnen, zwei Punkte ausgenommen. England konnte die unbeschränkte Freiheit der Meere und des Handels nicht annehmen. Die Deutschen hatten erst nach vorheriger Ausbedingung der Wilsonschen Grundsätze die Waffen gestreckt. Aber, wie gesagt, von dieser moralischen Verpflichtung abgesehen, hatte Amerika auch die physische Möglichkeit, die Grundsätze seines Präsidenten Woodrow Wilson durchzusetzen. Die Entente hatte den Krieg mit der mächtigen Unterstützung der Vereinigten Staaten geführt. Amerika hatte nicht nur eine Millionenarmee auf den westlichen Kriegsschauplatz geworfen, sondern auch gewaltigen Schiffsraum, unzählige Kanonen, ungeheure Mengen von Munition und Lebensmitteln geliefert und den Krieg der Entente geradezu finanziert. Als der Krieg zu Ende war, war jedermann Amerikas Schuldner geworden. Es hielt durch die Möglichkeit der Kündigung dieser Kredite den ganzen europäischen Kapitalismus in der Hand. Außer seinem Gelde besaß es in der glänzend ausgerüsteten, noch frischen Millionenarmee, in der mächtigen Flotte, in der fabelhaften technischen Ausrüstung gewaltige Zwangsmittel. Zu Ende des Krieges war diese ungeheure Macht teils schon an der Westfront in voller Tätigkeit, teils strömten sie noch immer über den Ozean nach Frankreich. Aus den Daten des deutschen Generalstabes wissen wir, daß die Amerikaner monatlich 300 000 Mann nach Frankreich brachten. Am 17. Oktober 1918 meldete Oberst Heye in einer vertraulichen Beratung der deutschen Regierung und Armeeleitung, daß jeden Monat durchschnittlich 250 000 Amerikaner herüberkämen, nach General Ludendorff aber waren im April, Mai und Juni je 350 000 Mann aus Amerika an die Westfront gekommen. Die Zahl der amerikanischen Kämpfer schätzte der deutsche Generalstab damals auf 1 200 000 Mann, bis zum Frühjahr aber hätte sich diese Ziffer ihrer Schätzung nach auf 2 300 000 Mann erhöht. Diese Armee aber zählte nicht nur den Deutschen gegenüber, sondern war eine Macht, die auch vom Standpunkt der Entente entscheidend in die Wagschale fiel.

Obgleich ich zugebe, daß die Energielosigkeit des Präsidenten Wilson einen großen Teil dazu beitrug, daß von den vierzehn Punkten eigentlich nichts verwirklicht wurde, so bin ich doch der Ansicht, daß an der Schwäche oder auch am Verrat eines einzigen



Menschen eine Idee nicht scheitern kann, die tatsächliche Lebenskraft besitzt, und hinter der, wie in diesem Fall, ein großer Teil der Menschheit steht. Ich habe deshalb nicht nur gegen Ende des Krieges, sondern auch noch eine Zeitlang nach Kriegsschluß daran geglaubt, daß die großzügige Propaganda, die mit den Wilsonschen Grundsätzen begonnen hatte, unbedingt Erfolg haben müsse. Ich hielt es für unmöglich, daß besonders die Amerikaner, die sich auf Grund dieser Ideen dem Feldzug der Entente angeschlossen hatten, bei der Abrechnung sich einfach in die Umgehung und Verwerfung dieser Ideen hineinfinden könnten. Und doch war es dies, was endlich geschah, wenn auch nicht offen und plötzlich, so doch als Ergebnis einer langen Sabotage. Wenn die Welt sich über diese Bestrebungen auch nicht sofort klar wurde, so wurden doch die Grundsätze des Weltfriedens bald so auffallend, so derb verletzt, daß man dies allmählich bei allem Wohlwollen nicht länger nicht bemerken konnte.

Ich sehe die psychologische Erklärung für das Im-Stich-Lassen dieser Grundsätze vor allem darin, daß gerade die Amerikaner am wenigsten vom Kriege gelitten hatten, so daß sie nicht so sehr durchdrungen waren vom Entsetzen des Krieges, wie wir in Europa. Während der pazifistische Gedanke im Laufe des fünfjährigen Krieges in Europa den Völkern förmlich ins Blut übergegangen war, und während hier die Verbreitung dieser Idee sich aus den Leiden und furchtbaren Entbehrungen des Krieges ergab, hatte er in Amerika eigentlich nur die Kraft einer theoretischen Erkenntnis. Wir waren zu schwach, den Pazifismus auszusprechen, Amerika sprach ihn aus, war aber zu schwach, ihn zu empfinden. Darum durchdrang er dort die breiten Volksschichten nicht mit solcher Kraft, daß er, sobald einmal die unmittelbaren Greuel des Krieges vergangen waren, auch weiterhin mit unwiderstehlicher Kraft in ihnen gelebt hätte.

Das Scheitern des Wilsonschen Pazifismus hatte auch eine tiefere Ursache, und zwar meiner Ansicht nach die, daß, mochten die vierzehn Punkte (und später der vierte und fünfte Punkt) mit ihrem pazifistischen Bekenntnis noch so schön und, im Kriege ausgesprochen, noch so bestechend sein, sie eine gründlichere Kritik doch nicht in allem vertrugen.

Der Grundirrtum des Wilsonschen Pazifismus ist der, daß er den Weltfrieden bei Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Grundlagen des herrschenden Kapitalismus verwirklichen wollte. Der Kapitalis-



mus beruht auf dem freien Wettbewerb. Eine Welt aber, die auf dem wirtschaftlichen Wettbewerb basiert, kann die Möglichkeit eines Krieges nicht ausschließen, wenn sie konsequent bleiben will. Entweder dachte dies Wilson nicht zu Ende, oder wenn ja, so hatte er nicht genug Mut, das pazifistische Programm bis zur letzten Konsequenz durchzuführen. Die vierzehn Punkte erschöpften durchaus nicht den pazifistischen Gedanken. Ohne die Ausmerzung des Wettbewerbes, der die Lebensquelle des Kapitalismus, der Quell seiner Macht und Kraft den Schwächeren gegenüber ist, konnte Wilsons Programm nur lückenhaftes Stückwerk bleiben. Andererseits hätte die Ziehung der letzten Konsequenzen, die Ausmerzung des freien Wettbewerbes, schon ein sozialistisches Programm bedeutet, und dazu hatte Wilson entweder nicht den Mut oder nicht den Willen.

Als ich mich während des Krieges begeistert für die Grundsätze Wilsons einsetzte, als ich für sie zu einer Zeit Stellung nahm, da dies im ungarischen politischen Leben noch kein geringes Maß an moralischem Mut erforderte, war mir dies alles noch nicht so klar. In der Tiefe meiner Seele schlummerte schon während des ganzen Krieges, zusammen mit dem Haß gegen die alte Welt, die Sehnsucht nach der Schaffung einer neuen Weltordnung. Viele meiner Reden und Äußerungen während des Krieges können dies beweisen. Aber das völlige Erkennen der Wahrheit und das Ziehen aller ihrer Konsequenzen hätte von mir ebenso wie von Wilson einen moralischen Mut erfordert, den ich in diesem Ausmaß ebensowenig besaß wie er. Was mich betrifft, so glaubte ich, ich dürfe nicht alle Brücken hinter mir verbrennen, die zu meiner Klasse führten, und ich glaubte ferner, daß die Wilsonschen Grundsätze es mir ermöglichen, auf bürgerlichem Boden stehend, für den sozialen Fortschritt zu kämpfen.

Den ersten großen Fehler, den Wilson beging, und durch den er selbst einen klaffenden Sprung in den Geist seiner vierzehn Punkte riß, beging er, als er sich dareinfand, daß die Bestimmung der Waffenstillstandsbedingungen den Generalen der Entente überlassen bleibe. Wandte sich doch das Wesen seines Pazifismus gegen das Machtwort der Generale, gegen die Herrschaft des Militarismus über das bürgerliche Regime, und doch verhalf er durch seinen ersten praktischen Schritt gerade diesen Generalen zum Sieg. Daß die Generale, wenn man ihnen einmal den Waffenstillstandsvertrag überließ, ihn nicht



auf Grund der Wilsonschen Ideen diktieren würden, das war von vornherein jedem klar. Vielleicht war Wilson der einzige, der dies nicht im voraus wußte. Von Clemenceau kann niemand behaupten, daß er nach dem Siege den Deutschen gegenüber Wilsonsche Liebe und Verständnis hätte beweisen wollen, und doch mußte er einen Kampf auf Leben und Tod mit Marschall Foch ausfechten, der nichts anderes vor sich sah als die Frage, wie er den besiegten Feind am meisten schwächen könne.

Im Sinne der Wilsonschen Grundsätze wäre also nur das die einzig richtige Taktik gewesen, wenn man den Soldaten überhaupt nicht erlaubt hätte, sich in die Politik zu mengen, sie nur in soldatischen Fragen angehört hätte und nach einem kurzen Waffenstillstand rasch zu den eigentlichen Friedensverhandlungen übergegangen wäre. Auch mit der Bildung des Völkerbundes hätte man warten können, sobald einmal ein Wilson-Friede geschlossen war. Die Soldaten und überhaupt die Feinde des Pazifismus verfielen keineswegs in diesen Wilsonschen Fehler der Inkonsequenz, sondern arbeiteten unter ihrem eigenen Gesichtspunkt wirklich ausgezeichnet. Unterstützt von gewaltigen kapitalistischen Mächten taten sie alles, um durch Hinausziehen der Waffenstillstandsverhandlungen Zeit zu gewinnen. Und als es endlich zu den Friedensverhandlungen kam, hatte sie eine Atmosphäre geschaffen, in der der Friede nur mehr ihr Diktat sein konnte. Das Großkapital unterstützte sie dabei.

Wie jedes Programm, das nicht völlig aufrichtig ist, geriet auch das Wilsonsche Programm bald zwischen zwei Mühlsteine, und das führte zu seinem Ende. In der Reaktion und überhaupt in der kapitalistischen Welt erwachte, sobald sie von den Schrecken des Krieges zu sich gekommen waren, der alte Geist: Der Wunsch nach Profit, und zwar nach den Beschränkungen während des Krieges mit einer in der Geschichte des Kapitalismus beispielloso dastehenden Gier. In der Hitze des Krieges, einzig von dem Gedanken an Sieg beherrscht, hatten die Kapitalisten der Entente nicht darangedacht, daß der Kapitalismus, wenn er sich wirklich Bahn brach, unweigerlich zum Sozialismus führen müsse. Und wenn auch viele daran dachten, so trösteten sie sich unbewußt damit, man müsse zuerst nur den Feind besiegen, und sei es auch mit den Mitteln des Sozialpazifismus, nach dem Kriege bliebe immer noch Zeit genug, dem Sozialismus so gut wie dem Pazifismus den Garaus zu machen.



Diese Mentalität fand sich natürlich nicht nur bei der Entente, sondern vielleicht in einer noch grelleren Abart bei den deutschen Imperialisten, die, nur um die Entente für den Augenblick zu schwächen, selbst Lenin zur Macht verholfen hatten. Daß die Geister, einmal heraufbeschworen, nicht so leicht zu bezwingen seien, das hatten sie aus Goethes „Zauberlehrling“ nicht gelernt.

Nicht nur die Kapitalisten liebäugelten ohne ernste Absichten mit dem Pazifismus, sondern auch die Sozialisten. Dieses gegnerische Lager, obgleich es wußte, daß dem Wilsonschen Pazifismus gerade das fehle, was das Wesen des Sozialismus ausmacht, drückte im Kriege gern ein Auge zu und gesellte sich selbst zu den begeisterten Propagandisten. Hauptsache war, daß während des Krieges diese Propaganda gute Dienste leistete, indem sie den Militarismus und Imperialismus verhaßt machte und auch aus dem kapitalistischen Lager große Massen auf den Leim des Pazifismus lockte. Auch die Sozialisten rechneten genau so wie die Kapitalisten: Nach dem Kriege würden sie genug Zeit, Gelegenheit und Macht haben, um mit dem Wilsonschen Pazifismus fertig zu werden. So kam es, daß, während im Kriege sowohl bei der Entente als auch bei den Mittelmächten der Wagen des Pazifismus von rechts und von links gleichermaßen vorwärtsgeschoben wurde, nach dem Kriege die beiden stärksten Lager, die wirkliche Rechte und die wirkliche Linke, die vierzehn Punkte gleichermaßen im Stiche ließen, da sie sich nur aus taktischen Gründen zu ihnen bekannt hatten.

Doch wenn ich all dies sage, muß ich gleichzeitig auch die große historische Bedeutung und Mission feststellen, die die vierzehn Punkte (und überhaupt Wilsons Auftreten und der Wilsonismus) zu ihrer Zeit erfüllten. Eben darum ist es auch schwer, Wilsons Fehlern gegenüber das Gefühl einer bitteren Enttäuschung zu ersticken, kann und darf man doch nicht verkennen, daß er durch die Aufrüttelung der Massen und ihre Aufklärung über den hassenswerten Charakter des Krieges dem Fortschritt der Menschheit große Dienste geleistet hat. Dieses positive Ergebnis hat das Auftreten Woodrow Wilsons zu verzeichnen. Aber seine Tätigkeit hat auch ein größeres negatives Ergebnis. Er hat durch sein Beispiel ad oculos demonstriert, daß auf der heutigen kapitalistischen Grundlage jedes pazifistische Experiment nur ein leeres Wort ist, dessen Verwirklichung scheitern muß. Die Menschen haben gelernt, daß der wahre Grund des Weltkrieges



nicht bei den Deutschen liegt, deren Militarismus und Imperialismus kaum ärger sein konnte als der französische Militarismus, weshalb eben der wirkliche Grund des Weltkrieges auch nicht im Militarismus liegt, der eine Wirkung, sondern im schonungslosen Kapitalismus, der die Ursache selbst ist. Es schien wenigstens so, als hätten sie es gelernt. Jetzt aber scheint es, als hätten sie es bereits wieder vergessen. Keinesfalls haben sie es gründlich genug gelernt.

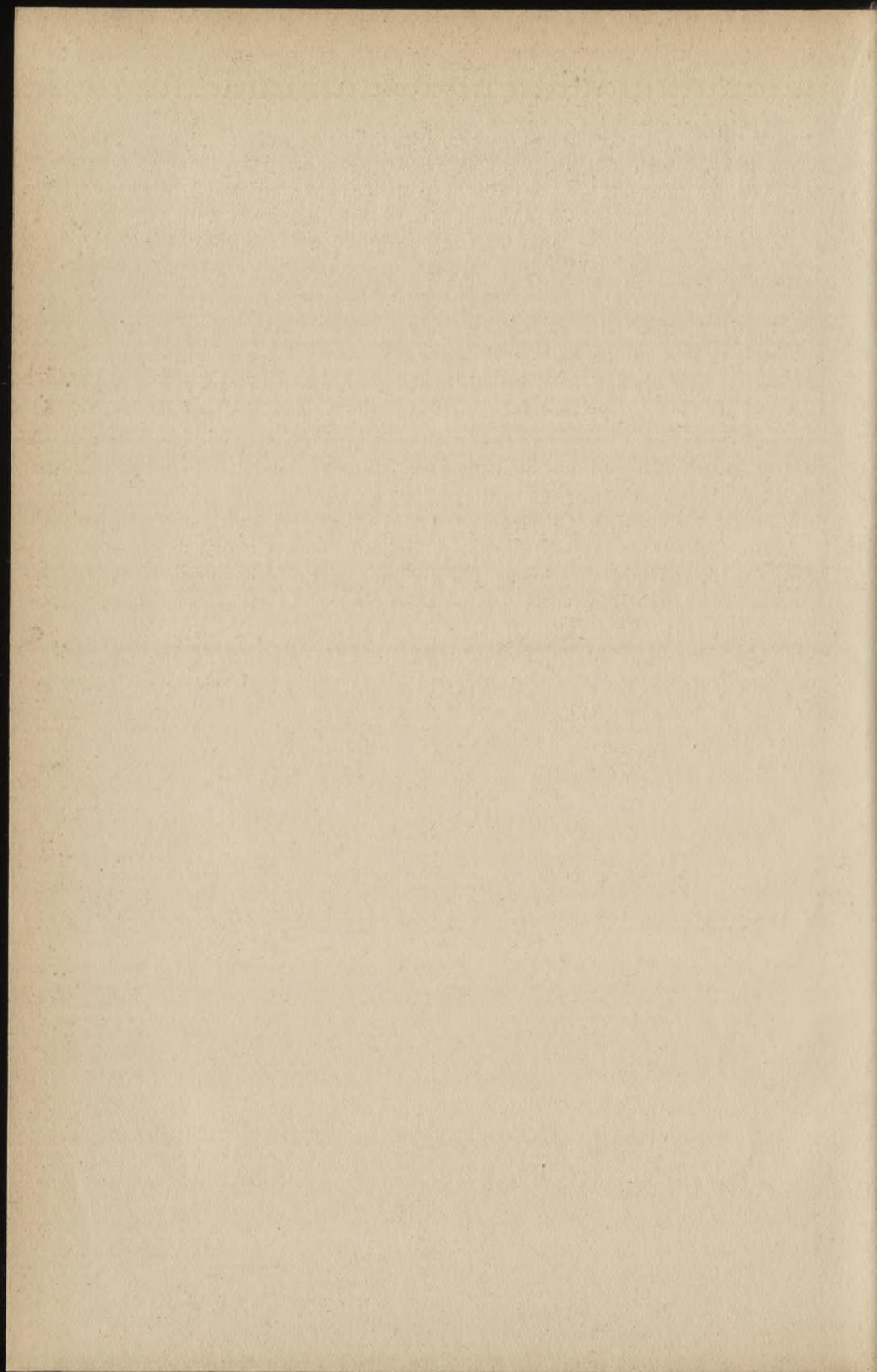
Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, daß der Wilsonsche Pazifismus völlig wurzellos gewesen sei, weil er nur Augenblicksanhänger hatte, wie die bedrängten Kapitalisten oder die ihren eigenen Vorteil wahrnehmenden Sozialisten und die den verschiedenen Theorien gegenüber gleichgültigen, nur durch den Krieg gequälten Massen. Der Wilsonismus hatte auch bewußte und überzeugte Anhänger. Sie kamen hauptsächlich aus jenen Kreisen der bürgerlichen Intelligenz, die zwar von den wirtschaftlichen, politischen und moralischen Fehlern des herrschenden Systems überzeugt waren, aber doch die Erschütterungen eines plötzlichen Überganges zum Sozialismus gefürchtet hätten. So glaubten sie im Wilsonismus jenen evolutionistischen Ideenkreis zu finden, der berufen gewesen wäre, die Menschheit ohne Revolutionen und Erschütterungen aus dem kapitalistischen System, das auf dem unumschränkten Privateigentum, auf der Möglichkeit der schonungslosen Ausbeutung der Schwächeren, auf dem freien Wettbewerb beruhte, in irgendein sozialistisches System hinüberzuleiten. Auch sie geheimnisten mehr in den Wilsonismus hinein, als nach den ursprünglichen Ideen seines Urhebers darin enthalten war.

Es ist gewiß, daß, wenn Wilson ernstlich versucht hätte, seine Ideen durchzusetzen, er gerade das Lager der Gemäßigten, die Politiker der goldenen Mittelstraße, den beiden extremen Lagern gegenüber gestärkt hätte. Meiner Ansicht nach wäre gerade dies die wirkliche geschichtliche Mission des Wilsonschen Pazifismus gewesen, aber gerade diese Mission hat er nicht erfüllt. Ob es möglich gewesen wäre, auf solche Art Erfolge zu erringen, und ob diese Politik der goldenen Mittelstraße nicht früher oder später doch in Widerspruch mit dem Kapitalismus geraten wäre, der keine Beschränkungen dulden will, und ebenso mit dem Sozialismus, der mit gebundener Marschroute vorwärtsschreitet, das kann man heute weder entschieden behaupten noch bestreiten. Wir wissen



nur, daß die Kräfteverhältnisse und auch die allgemeine Stimmung sich anders gestaltet hätte, wenn hinter der mittleren Richtung der mächtige amerikanische Kontinent gestanden wäre und durch einen pazifistischen Frieden die Feinde tatsächlich versöhnt hätte. Wäre es so gekommen, so hätten wir die heutige katastrophenartige Wirtschaftskrise der Welt vermeiden können oder zumindest in wesentlich milderer Form erlebt. Die Ereignisse scheinen zu beweisen, daß der Kapitalismus in der Verteidigung seiner Klasseninteressen gegen gemäßigtere Richtung ebenso schonungslos gekämpft hätte wie gegen die äußersten sozialistischen Tendenzen. Wir sehen, wie das Lager der herrschenden Klassen unter dem Vorwand der Selbstverteidigung gegen den Bolschewismus zum Beispiel in Ungarn den Liberalismus und die Demokratie verfolgt hat und noch heute verfolgt. Im Ungarn des weißen Terrors haben die, die heute am Ruder sind, mit der größten Offenheit erklärt, daß jeder Fortschritt, jeder freie Geist ihr Feind sei, und daß sie deshalb von den Ideen der französischen Revolution, von der Demokratie angefangen bis zum Sozialismus, alles im Keime ersticken wollen, damit nicht letzten Endes diese Strömungen ihre Ordnung schwächen und dem Sozialismus die Pfade bereiten sollen. Und darin müssen dem „christlichen Kurs“ alle jene recht geben, die an der alten Ordnung nichts geändert wissen wollen.





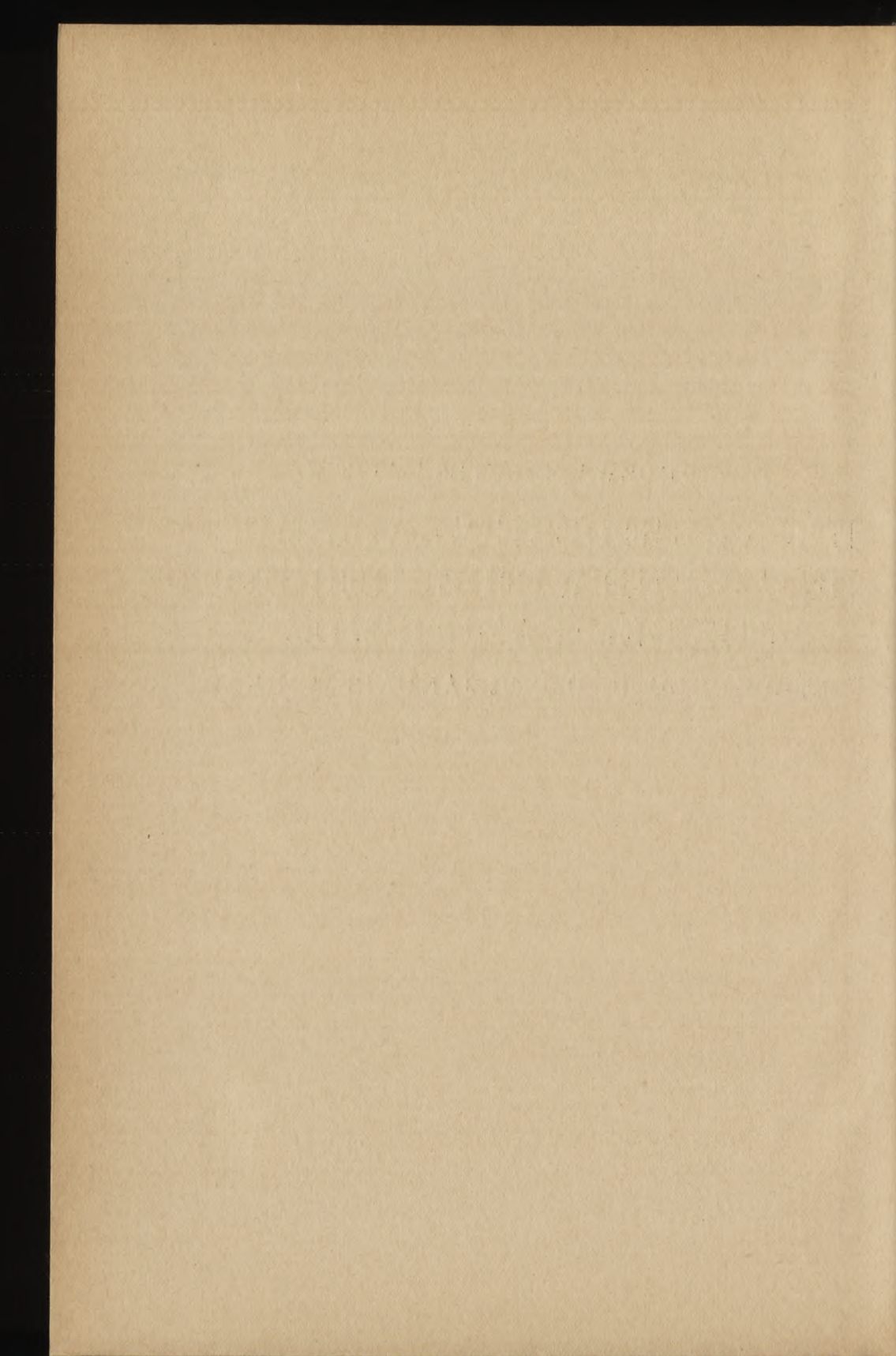


DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

**DIE KRISE DES SOZIALISMUS  
UND SEINE WIEDERGEURT  
AUS DEM PAZIFISMUS**

STOCKHOLM UND DER JANUARSTREIK







Beim Ausbruch des Weltkrieges war die Internationale des Proletariats auf die schmachlichste Art zusammengebrochen. Die Katastrophe, die für den Sozialismus so schwerwiegende Folgen nach sich ziehen sollte, brach vor allem in Deutschland los. Gerade in Deutschland, der klassischen Heimat des wissenschaftlichen Sozialismus, wo die sozialdemokratische Partei unter allen sozialdemokratischen Parteien die stärkste und disziplinierteste war, wo bei den letzten Wahlen vor dem Kriege viereinhalb Millionen Wähler hundertzehn sozialistische Abgeordnete in den Reichstag geschickt hatten. In der Heimat von Marx und Lassalle beugten sich die Sozialdemokraten dem Militarismus am vollständigsten und am schmachlichsten. Am 4. August, an dem Tage, an dem der Reichskanzler Bethmann Hollweg mitteilte, daß Deutschland die auch von ihm garantierte Neutralität Belgiens verletzt habe, schloß die deutsche sozialdemokratische Partei, mit Scheidemann an der Spitze, mit dem imperialistischen Regierungssystem jenen Burgfrieden, durch den die Sozialisten nicht nur dem Kriege ihren Segen, sondern für seine Dauer dem deutschen Militarismus und Imperialismus auch freie Hand gaben, indem sie aus ihrem Programm den Klassenkampf ausschalteten. Davon ganz abgesehen, daß der Klassenkampf das lebenspendende Prinzip der Sozialdemokratie ist, und keine Vorrichtung, die man nach Belieben öffnen oder schließen kann — war es der größte Verrat, daß die deutsche Partei auf den Klassenkampf in einem Augenblick verzichtete, als sie im Interesse der ganzen Menschheit und des deutschen Volkes mit aller Kraft diesen ausschließlich imperialistischen Zielen dienenden Krieg verhindern hätte müssen. Die deutschen Sozialisten haben einen großen Teil der Verantwortung auf sich geladen, obgleich sie auf dem kaum ein Jahr zuvor in Basel abgehaltenen internationalen Kongreß gelobt hatten, den Krieg mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften zu verhindern. Die meisten der deutschen Sozialisten, abgesehen von den ewig bewunderungswürdigen Ausnahmen Liebknecht, Rosa Luxemburg



burg, Haase, Ledebour, Bernstein und noch ein paar anderen, warfen sich fessellos in die Arme des Militarismus. Nicht nur, daß sie anfangs alle Kriegsanleihen bewilligt hatten, sondern sie hetzten mit den nationalistischen Hetzern zusammen zum Kriege, und sie hatten kein wirklich starkes Wort der Verurteilung selbst für die ungerechtesten Handlungen, die unmenschlichsten Kriegsmethoden. Sie protestierten nicht gegen die Verletzung der belgischen Neutralität, sie kämpften nicht mit dem Elan, der hier tausendfach am Platze gewesen wäre, gegen den verschärften U-Boot-Krieg und die Bombardierung offener Städte, sie verbreiteten in ihren Blättern die von der Regierung fabrizierten offiziellen Lügen von dem aufgezwungenen Kriege. Nicht nur für die Erklärung des Krieges tragen sie die Verantwortung, sondern auch für seine Fortsetzung, denn wenn sie nicht bei der Politik des Durchhaltens ausgehalten hätten, so wäre die Verlängerung des Krieges unmöglich geworden. Die erste Sünde, der 4. August, hat sich durch tausendfaches Entsetzen gerächt. Die U.S.P., die unabhängige Sozialistenpartei, in die sich alle sittlichen Kräfte der deutschen Sozialdemokratie gerettet hatten, vermochte nur spät und auch da nicht völlig diese Todsünde zu sühnen.

Das deutsche Beispiel blieb selbstverständlich nicht ohne Wirkung auf die österreichischen und ungarischen Sozialisten, hatten diese doch in der deutschen Partei immer ihre Lehrmeisterin gesehen. Diese Parteien hatten ihre Taktik immer nach dem Verhalten der deutschen Partei gerichtet. Doch da es in Österreich während des ganzen Krieges kein Parlament gab, in Ungarn aber die Sozialisten (zu ihrem Glück) durch die herrschenden Klassen aus dem Parlament ausgeschlossen waren, in dem nicht ein einziger sozialdemokratischer Abgeordneter saß, so konnten sich hier die Sozialisten beinahe von jener Verantwortlichkeit für die Kriegserklärung retten, die ihre deutschen Mustergenossen auf sich genommen hatten.

Zeigten nun auch die österreichischen Sozialdemokraten und auch die Ungarn scheinbar mehr Rückgrat als die Deutschen, so opferten auch sie, was sie nur konnten, auf dem Altar des Krieges. Ihre Parteipresse hatte sich lange die Kriegssphraseologie der Deutschen zu eigen gemacht, und oft beteiligten sie sich ausgiebig an der Kriegshetze und an der Verbreitung offizieller Irreführungen. Wie in Deutschland, erzählten auch sie von dem uns aufgezwungenen



Kriege, von der Pflicht eines jeden Genossen, im Kreuzzug gegen den russischen Zarismus an der Front teilzunehmen.

Die Sozialisten stellten ihren Klassenkampf ein so wie Apponyis Unabhängigkeitspartei ihre Forderungen für später aufhob. Weder die Sozialisten hatten von der herrschenden Klasse oder von der Regierung (die die Regierung jener war) ein Versprechen erhalten, noch die Unabhängigkeitspartei eines vom Monarchen, daß es wenigstens nach dem Kriege anders werden würde. Die Sozialisten hätten so ein Versprechen gar nicht annehmen können. Sie mußten wissen, wie weit sie so einem in der Bedrängnis gegebenen Versprechen trauen konnten, denn sie waren ja Anhänger des geschichtlichen Materialismus und blickten tiefer in die Natur der gesellschaftlichen Vorgänge als die anderen. Dennoch habe ich das Gefühl, daß man das Verhalten der Sozialisten besonders in der ersten Kriegshälfte so auffassen kann, als ob sie auf der Grundlage eines stillschweigenden Do-ut-des-Vertrages gehandelt hätten, den sie mit den herrschenden Klassen geschlossen zu haben glaubten. Es war, als schrieben sie einen Posten unter den anderen auf eine Rechnung, die sie nach Kriegsende den herrschenden Klassen präsentieren wollten, und an deren Spitze die Frage stand: Wer hat das Vaterland verteidigt? Euer Vaterland!? Dies war das *sous-entendu* der Burgfriedenstaktik, wenn wir sie in gutem Glauben auffassen. Man erwartete, daß die herrschenden Klassen aus Dankbarkeit, aus lauter gutem Willen nach dem Kriege die politische Gewalt mit den Unterdrückten teilen würden. Diese Voraussetzung war ebenso unmoralisch wie naiv, denn sie ging auf Kosten des Proletariats anderer Länder. Den serbischen Proletarier heimatlos machen, nur damit der ungarische Proletarier später einmal vielleicht in geringerem Elend auf ungarischem Boden leben könne: das war eine schlechte Rechnung und eine bösertige dazu.

Nun aber begann sich dieses verhängnisvolle Verhalten der Sozialisten während des langen Krieges doch einigermaßen zu ändern. Als sie aus der traurigen Betäubung der ersten Zeiten erwachten, entdeckten sie unter anderem auch, daß durch die Verkündigung des ruhenden Klassenkampfes und ohne die Kritik des Krieges nicht einmal die Partei zusammengehalten werden könne. Auch der Krieg selbst begann eine immer mehr revolutionierendere Wirkung auszuüben, und zwar nicht nur auf die Arbeiterschaft, sondern sogar auf das



Bürgertum. Die Menschen begannen zu sehen, so wie sie früher oder später eben sehen mußten. Sie besannen sich darauf, weshalb und für wen sie eigentlich bluteten, und sie entdeckten, daß dem Frieden im Grunde nur kapitalistische und militaristische Interessen im Wege stünden. Zimmerwald schien der große Wendepunkt, ein Ersatz für die Anfang August unterbliebene rettende solidarische Aktion des Proletariats, eine Tat, durch die wenigstens bewiesen wurde, daß ein großer Teil der Arbeiter mit der sozialchauvinistischen Taktik der Führer nicht einverstanden sei.

Die wirkliche große Wendung brachte die russische Revolution. Sie ermöglichte auch die Stockholmer Friedenskonferenz der sozialistischen Partei. Als diese Konferenz einberufen wurde, setzte nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch das nach Frieden dürstende Bürgertum die größten Hoffnungen auf ihre Arbeit. Die Regierungen der kriegführenden Staaten sahen sich in den Ländern der Mittelmächte einer so starken Stimmung gegenüber, daß sie die Verhandlungen nicht dadurch zu vereiteln vermochten, daß sie den sozialistischen Delegierten die Ausreise nicht gestatteten. Dies war die erste Bresche, die die Sozialisten der Politik des Durchhaltens geschlagen hatten, und durch die die Feinde einander die Hand reichen konnten.

Im Sommer 1917 stand die öffentliche Meinung unter dem Einfluß der Stockholmer Konferenz bzw. unter dem ihrer Vorbereitungen. Die Prophezeiung und das Versprechen des Deutschen Kaisers, daß die Soldaten heimkehren würden, sobald die Blätter fielen, mußte schon dreimal, ja viermal prolongiert werden. Die Bevölkerung sah, daß die Regierungen auf dem abschüssigen Wege nicht mehr stehenbleiben könnten, und daß sie, selbst wenn sie wollten, nicht imstande waren, in dem großen Chaos Ordnung zu schaffen. Man begrüßte also voll Freude jeden Friedensversuch, mochte er von wo immer kommen. Die Massen wollten den Frieden, und es war ihnen ganz gleich, ob ihn der Papst oder die Sozialisten machten, ob es ein siegreicher Friede oder ein Verständigungsfriede sei, wenn es nur Friede war.

Mit endlichem Verständnis für die große Veränderung in der Seele der Massen rafften sich die Sozialisten nun auf und versuchten die 1914 begangenen Fehler gutzumachen. Hinter ihnen standen ernst zu nehmende Kräfte, und wenn ihr Entschluß ernst war, so



konnte niemand behaupten, daß gegen ihren einheitlichen Willen irgendeine Regierung die Fortsetzung des Krieges gewaltsam hätte durchsetzen können. Es bedurfte nur einheitlicher und fester Entschlüssen, und das Schicksal des Weltkrieges wäre besiegelt gewesen.

Es lag im Interesse Czernins, alle Hindernisse aus dem Wege der Konferenz wegzuräumen und sich gleichzeitig die Sympathie der Sozialisten zu sichern. Zur selben Zeit, da er in der ungarischen Politik mit mir zusammenarbeitete, suchte er demonstrativ die Freundschaft der Wiener Sozialisten, besonders die des hochangesehenen Viktor Adler. So war es natürlich, daß Czernin den Delegierten der Wiener Sozialdemokratischen Partei, Viktor Adler, Ellenbogen, Seitz und Renner, widerspruchslos die Erlaubnis zur Ausreise nach Stockholm und die Reisepässe erteilte. Was in Österreich so leicht ging, war bei uns in Ungarn nicht so einfach, wo ein so klarsehender und wachsamer Führer der reaktionären parlamentarischen Mehrheit wie Stefan Tisza die Gefahr erkannte, die für seine Klasse ein aus der Hand der Sozialisten empfangener Friede bedeutet hätte. Stefan Tisza war nicht der Mann, den die Ereignisse hätten beeinflussen können. Was er einmal als Grundsatz gewählt hatte, daran änderte er nichts mehr, daran hielt er mit hartnäckigem Eigensinn fest. Die Zeiten waren spurlos an ihm und seinen Überzeugungen vorbeigegangen, als hätte er lange, lange Jahre geschlafen. Stefan Tisza verkündete in den Jahren 1914 und 1917 ebenso die Politik des Durchhaltens wie später im Jahre 1918. Die Sehnsucht der Massenpsyche verstand er nicht und wollte er nicht verstehen. Man muß es ihm lassen: nach Volkstümlichkeit hat er nie gehascht und hat auch nie viel von ihr gehalten. So schneidig wie er den Krieg begonnen hatte, hätte er ihn auch gerne beendet. Für seinen Verstand und sein Herz war es unfassbar, daß jetzt die verachteten Sozialisten durch Worte und nicht durch das Schwert den gordischen Knoten lösen wollten. Stefan Tisza, der damals schon nicht mehr Ministerpräsident war, bekämpfte es offen und heimlich und hätte es gerne verhindert, daß die österreichischen und ungarischen Sozialisten Pässe nach Stockholm bekamen. Auch Andrassy fürchtete, daß die Erklärungen, die sie dort draußen vielleicht abgeben würden, der Sache des Friedens schaden würden. Und wenn es ihnen gelang, die Sache des Friedens zu fördern, so fürchtete er noch mehr, daß ein sozialistischer Friede weder der Großmacht-



stellung der Monarchie, noch der Vorherrschaft der ungarischen Herrenklasse, noch seinen übrigen Idealen dienlich wäre.

Endlich versammelte sich, nach vielen Schwierigkeiten und Verzögerungen, die Konferenz in Stockholm, und man brauchte nicht lange, um herauszufinden, daß sie den in sie gesetzten übertriebenen Hoffnungen nicht entsprechen würde. Dennoch leistete sie sehr nützliche Arbeit, was die Vorbereitung des Friedens, die Aufrüttelung der Menschheit und die Erweckung der sozialistischen Parteien anbelangt. Die Konferenz ermöglichte es zum erstenmal, daß die Delegierten von sozialistischen Parteien feindlicher und neutraler Staaten miteinander zusammentreffen und verhandeln konnten. Hier wurde zum erstenmal über den Frieden in seinen praktischen Beziehungen verhandelt, und die Welt konnte aus den Äußerungen der sozialistischen Delegierten jenen engen Zusammenhang erkennen, der zwischen Pazifismus und Sozialismus besteht. Die Konferenz trug viel zur Schaffung einer reineren Atmosphäre bei, einigten sich doch hier die abgesandten feindlichen Staaten über die Bedingungen eines Friedens, der sich nicht auf den Sieg, sondern auf Verständigung und Vereinbarung stützte, ohne gewaltsame Annexionen und Kriegsschädigungen, auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Ja, man kann sagen, daß die bedeutsame Forderung der Selbstbestimmung der Völker in Stockholm zum erstenmal konkrete Form gewann, so wie auch die Zusammenhänge zwischen dem Ideenkreise Wilsons und dem Sozialismus hier offenbar wurden.

Für die Haltung der sozialistischen Parteien war die Konferenz und die damit zusammenhängende Bewegung bedeutungsvoll, und sie wirkte wie Scheidewasser auf die sozialistischen Fraktionen. Die deutschen Mehrheitssozialisten mußten nicht nur unter der Kritik der radikaleren und gemäßigteren Sozialisten der Entente, sondern auch der ihrer österreichischen und ungarischen Genossen ein förmliches Spießrutenlaufen durchmachen. Die deutschen unabhängigen Sozialisten machten Scheidemann und Genossen vor den Augen der Welt den Vorwurf, er habe die Sache der Arbeiterschaft verraten, und sagten sich von jeder Gemeinschaft mit ihm los. Auch die ungarischen Delegierten wandten sich gegen die Scheidemann-Politik, und besonders der vom revolutionären Schwung beseelte Sigmund Kunfi gab den Gefühlen der ungarischen Arbeiterschaft kraftvollen Ausdruck.



Außer der Konferenz und der anschließenden Propaganda trug vor allem die sich allmählich entfaltende russische Revolution dazu bei, daß die von Blutverlust, von den schreienden gesellschaftlichen Gegensätzen, von Teuerung, Hunger, Elend gemarteten Massen mit immer größerer Bewußtheit und Organisiertheit unter die Fahne der sozialdemokratischen Partei eilten. Als Lenin und die Seinen im Oktober 1917 in Rußland die Macht an sich rissen, standen die Besten der ungarischen Sozialisten nicht mehr auf dem Boden des Burgfriedens, sondern bemühten sich, die Lage auszunützen und der noch immer konservativ gesinnten Parteileitung gegenüber im Wege der Vertrauensmänner der Fabriken und Werkstätten den Massen eine größere Kontrolle und mehr Einfluß zu sichern. Die alte Forderung der Parteidemokratie gewann geradezu pazifistischen Inhalt.

Dem Kabinett Wekerle begann die immer mehr erstarkende Sozialistenpartei unangenehm zu werden. Im Wahlrechtsblock war auch die sozialistische Partei vertreten und erntete hier durch einen gewaltigen Anlaß den ersten Sieg. Das andere Ziel des Blocks aber war der Friede, und wenn die Arbeiterschaft sich auch in dessen Interesse zu einer starken Aktion entschloß, so konnte dies jetzt schon zu einer ernsten Gefahr für die Kriegspartei werden. Die Sprengung des Wahlrechtsblocks lag der Reaktion nicht nur deshalb so sehr am Herzen, um durch die Zersplitterung der demokratischen Kräfte die eigene Macht wiederzugewinnen, sondern auch, um der kraftvollen Friedensaktion den Weg abzuschneiden. Vázsonyi war hier nur ein Werkzeug in ihrer Hand.

Wie wenig die Arbeiterschaft mit jener Taktik der Parteileitung übereinstimmte, die Vázsonyi gegen mich unterstützte, so daß sie sich geradezu als Trumpf gegen die Forderung des Friedens und sogar gegen die Demokratie ausspielen ließ, das konnte ich oft erfahren. Immer öfter wurde ich von namenlosen Arbeitern aufgesucht und auch von solchen, die sich in den Reihen der Arbeiterschaft großer Beliebtheit erfreuten. Sie waren voller Klagen gegen die allzu vorsichtige Parteileitung und baten mich, meinen Einfluß bei der Leitung und bei der „Népszava“ zugunsten einer energischeren Friedensaktion und des Kampfes gegen die Regierung geltend zu machen.

Es gab Leute, die mich direkt aufforderten, ich selbst möge die Aktion der unzufriedenen Arbeiterschaft gegen die Parteileitung



organisieren. Diese wollten, daß die Parteileitung ganz neu organisiert werde: der rechte Flügel mit Garami sollte ausgeschaltet und mit Kunfi an der Spitze eine energischere, linksseitigere Politik begonnen werden. Solche Aufforderungen habe ich immer sofort zurückgewiesen, soviel aber jedenfalls versprochen, meinen Einfluß, soweit er vorhanden war, dahin geltend zu machen, daß die Partei und die „Népszava“ den Frieden so energisch wie möglich fordern sollten. Eine solche Begegnung zwischen den Arbeitern und mir vermittelte im Januar 1918 Ludwig Beck, in dessen Wohnung ich tatsächlich mehrere sozialistische Arbeiter kennenlernte und mit ihnen sowie mit Ludwig Beck und Eduard Ormos, dem Mitarbeiter der „Népszava“, einen Meinungsaustausch über die gegebene Lage hatte. Unter den Arbeitern waren einige aus der Flugzeugfabrik von Mátyásföld, Leute Stefan Friedrichs; ich erinnere mich noch eines Proletarierdichters namens Szomolanyi. Die Arbeiter sagten, sie hätten gar kein Vertrauen mehr zu den Versprechungen des Kabinetts Wekerle und zur befriedigenden Verwirklichung von Vázsonyis Wahlrechtsvorlage. Sie sagten, die Idee einer großen Arbeiterdemonstration wäre aufgetaucht. Sie könnten jeden Augenblick viele tausend Arbeiter mobilisieren, mit denen sie dann vor das Parlament ziehen würden; sie würden eine aus zehn Mitgliedern bestehende Deputation bilden und mich ersuchen, ich möge diese Abordnung der vor dem Parlament demonstrierenden Menge zum Ministerpräsidenten führen, um die unverzügliche Verwirklichung der vom König versprochenen Wahlrechtsreform zu fordern. Ohne daß darüber ausführlicher gesprochen worden wäre, erwähnten sie, die Arbeiterschaft sei so verbittert und ungeduldig, daß überall in den Fabriken die Proklamierung des Generalstreiks gefordert würde. Die Arbeiterschaft also war zu handeln bereit, aber die große Demonstration unterblieb doch aus technischen Gründen, obgleich die anwesenden Arbeiter mir auch schon den beiläufigen Zeitpunkt mitgeteilt hatten, an dem die Arbeiterschaft vor das Parlament ziehen wollte. Ich glaubte schon, es würde nichts geschehen, als plötzlich, einen, zwei Tage darauf, der Januarstreik ausbrach, der erste allgemeine Streik seit dem Kriege, der aber ganz offen und ehrlich kein Lohnkampf war, sondern einen politischen Charakter hatte und im Interesse des Wahlrechts und des Friedens unternommen wurde. Es waren die Tage von Brest-Litowsk. Polizeispione beobachteten



mich und die Arbeiter, die sich in der Wohnung Ludwig Becks trafen, und als der Streik ausbrach, wurde es vor der Regierung und auch vor der sozialdemokratischen Parteileitung so dargestellt, als hätte ich die Arbeiter hinter dem Rücken der Parteileitung für eine politische Aktion organisieren wollen. Da die Parteileitung tatsächlich nichts von dem Streik wußte, und da dessen Proklamierung nicht mit ihrem Willen geschah, schenkte sie diesen Einflüsterungen leicht Gehör und fand es natürlich schon aus Machtgründen nicht nach ihrem Geschmack, daß ein außenstehender bürgerlicher Politiker ohne sie, ja gegen sie über die Arbeiterschaft verfüge. Auch diese Episode trug dazu bei, daß viele Mitglieder der Parteileitung lange Zeit mißtrauisch gegen mich waren, und doch mußten die wirklichen Friedensfreunde gerade um diese Zeit am festesten zusammenhalten. Es waren jene Tage von Brest-Litowsk, als die Vertreter der Monarchie und die deutschen Staatsmänner (Hertling, Kühlmann) vor der Obersten Heeresleitung der Deutschen zurückwich. Das war der verhängnisvollste aller Fehler.

Im Korridor des Abgeordnetenhauses suchte mich Ernst Garami auf und bat mich geradezu, mich nicht in die inneren Angelegenheiten der sozialdemokratischen Partei zu mengen und die Arbeiter nicht gegen die Parteileitung aufzureizen. Ich sagte Garami, ich ließe mir zwar meine Bewegungsfreiheit nicht beschränken, es sei aber Tatsache, daß es mir niemals eingefallen sei, gegen die Parteileitung zu intrigieren — mochte sie auch noch soviel Grund dazu gegeben haben —, noch mich in die inneren Angelegenheiten der Partei zu mengen, so sehr mich auch manche aus den Reihen der Arbeiter darum gebeten hatten. Eduard Ormos, Redakteur der „Népszava“, wurde jedenfalls ein Opfer dieser Nervosität und dieses Mißtrauens der Parteileitung, denn nach diesem Falle wurde er gekündigt. Der am 19. Januar gleichzeitig mit dem in Wien ausgebrochene Streik dauerte drei Tage und konnte nicht nur die Regierung, sondern auch die gemäßigten Arbeiterführer nachdenklich stimmen, die entdecken mußten, daß ihnen, wenn sie die Politik Vázsonyis unterstützen oder auch nur lange dulden wollten, die Führung der Arbeiterschaft bald entgleiten würde.

Es war eine natürliche Folge des gewaltigen Streiks, daß er nicht nur die Arbeiterschaft aufrüttelte, sondern auch die Regierung und die Reaktion zum Nachdenken zwang. Doch man wollte bei der



Heilung nicht an die Wurzeln des Übels greifen, sondern man saß den Berichten der Spione auf und nahm zur Kenntnis, daß ich die Arbeiterschaft zum Frieden aufreize. Als ob der Krieg sie nicht allein schon genug aufgereizt hätte! Um solchen Dingen in Zukunft vorzubeugen, wollte man nicht die Arbeiterschaft beruhigen, sondern mich unschädlich machen. Die Scheidewände, die innerhalb des Bürgertums zwischen den verschiedenen Parteischattierungen bestanden, versuchte man durch zielbewußte Arbeit niederzureißen. Jetzt erachtete auch Wekerle die Zeit für gekommen, um im Interesse der Verwirklichung seiner reaktionären Pläne die Schaffung seiner einheitlichen Partei in Angriff zu nehmen, und so in einer einzigen Partei alle deutschfreundlichen und kriegslustigen Elemente zu vereinigen: die orthodoxen 67er um Andrassy und die Unabhängigen und 48er Apponyianer, die Klerikalen von der Volkspartei und die beinahe ausschließlich jüdischen Demokraten. Das Hinausdrängen der Károlyi-Partei aus der Koalition fand den Beifall sämtlicher Parteien, die für den zahlenmäßigen Verlust dadurch entschädigt wurden, daß sich ein paar Dissidenten aus der Arbeitspartei der Einheitspartei anschlossen. Leute mit sehr verschiedenem Programm vereinigten sich hier gegen die Volksrechte und — das kann ich ruhig sagen — gegen mich. Ein Programm, eine Formel zu finden, gelang ihnen leicht, waren sie doch einig in den uneinbekannten wichtigen Zielen, nämlich in der Aktion gegen die Rechte des Volkes und gegen die Friedenspropaganda. Der alte Trick, daß man gegen Volksrechte sogenannte „nationale Errungenschaften“ ins Treffen führt, wurde die formale Grundlage der Bildung dieser Partei.

Die Parteigründung mit dem Programm der nationalen Errungenschaften war wirklich eine häßliche Spiegelfechterei. Der Hof gab das Versprechen für eine ungarische Armee, aber — erst nach Friedensschluß. Diesen kleinen Weltkrieg, dachte er wohl, könnten wir schon in der gemeinsamen Armee zu Ende kämpfen. Sehen wir nun das Datum dieses Versprechens: es wurde neun Monate vor dem Zusammenbruch, vor der endgültigen Auflösung der alten kaiserlichen Armee gegeben. Zu einer Zeit, da es den Leuten nicht mehr wichtig war, wie die Armee beschaffen sei, sondern da sie längst den Wunsch hatten, daß es keine Armee gäbe, denn die Armee bedeutete Krieg. Das Versprechen des nationalfarbenen Protestes, der rotweißgrünen



Fahne, richtete sich gegen den Pazifismus. Nicht einmal die besonderen Klagen des ungarischen Soldaten berücksichtigte dieses Versprechen. Von den Übelständen, die Ferdinand Urmanczy vorbrachte, wurde kein einziger gutgemacht. Dieses Versprechen bewog die fremden Offiziere nicht, die ungarische Mannschaft menschlicher zu behandeln. Nicht einmal die Erfüllung dieses Versprechens hätte unbedingt dazu führen müssen. Das maßlose Vergießen ungarischen Blutes aber, die Tatsache, daß man auf jeden gefährdeten Posten ungarische Infanterie warf, wurde durch dieses beseligende Versprechen nicht im geringsten verhindert.

Einem entsetzlichen Ideenkreise war der Rat entsprungen, der den König zur Verkündung dieses Versprechens bewog. Er entsprang der Voraussetzung, daß die Mentalität der Menschen noch die alte sei, daß sie nichts aus dem dreijährigen Morden gelernt hätten. Diesen Rat hatte Karl ein alter Mann gegeben, ein Mann, der schon vor dem Kriege so verknöchert war, daß er sich auch im Kriege nicht mehr wandeln konnte: Alexander Wekerle. Seine Empfindungslosigkeit und sein Zynismus äußern sich darin. Diese Art von Menschen hielt es für möglich (wenn auch nicht für wünschenswert), daß die Dinge einfach so weitergingen. Wekerle hatte keine Ahnung von den körperlichen und seelischen Qualen der Schützengräben und stand der Seele des Frontsoldaten noch ferner als selbst Tisza. Die Masse war diesem stumpfen Zynismus unsagbar fremd. Die Menge blickte verzweifelt in die Zukunft, und immer tiefer, immer gespenstischer wurde die Kluft, die ihre Gedankenwelt von der des Abgeordnetenhauses trennte. Damals durchblitzte mein Gehirn die Konzeption eines Romanes, der an dieser automatischen Starrheit der ungarischen Politik gezeigt hätte, wie ein unmenschlicher Krieg fühlende Menschen in bloße Gegenstände, in nackte Zahlen wandelt, wie er allmählich den ganzen menschlichen Inhalt des menschlichen Lebens aufsaugt, wie er sich als unbestrittener und gestrenger Herr in einer unterjochten Welt einrichtet. Wir befinden uns im zehnten Jahr des Krieges. Die Mittelmächte siegen noch immer. Wir halten schon bei den Pyrenäen. In Europa gehen die Menschen alle in Gasmasken einher und leben in unterirdischen Wohnungen. Sie leben zerstreut, die größten Städte sind entvölkert, denn sie waren ein allzu guter Zielpunkt für die giftigen Gasangriffe der Flieger. In einem



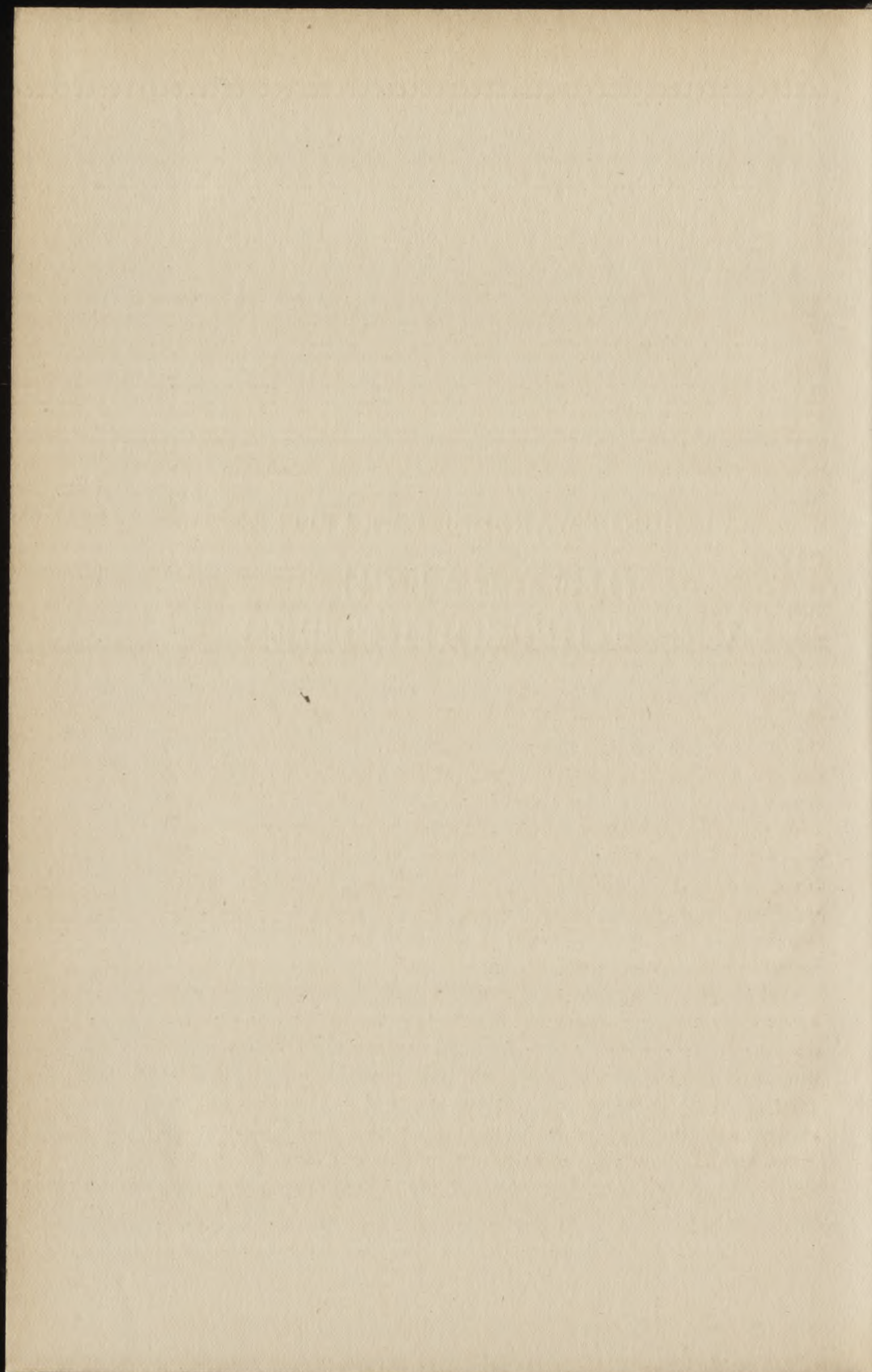
unterirdischen ungarischen Parlament, dessen Sitz ebensowenig geheimgehalten wird wie der des Hauptquartiers, und wo aus Vorsicht auch noch Halbdunkel herrscht, treffen sich Apponyi, Andrassy und Tisza in Gasmasken vor einer Festsitzung. Apponyi, Andrassy und Tisza halten Festreden, dieselben wie vor sieben und sechs Jahren. Jeder ist schon Soldat. Bis hinunter zu den Sechsjährigen; es gibt keine Schulen, es gibt keine Bücher usw. usw., es gibt nur eines: Durchhalten!



VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

**DIE KRÄFTE  
DES FORTSCHRITTES**







Wenn zur Zeit der Vereinigung der reaktionären Kräfte in der 48er Verfassungspartei auch kein konkreter Versuch zur Vereinigung der Linken unternommen wurde, so fanden wir Gleichgesinnten uns doch gerade von jenem Zeitpunkt an am sichersten und leichtesten. Die wirkliche Opposition gegen die Regierung außerhalb des Parlaments wuchs von Tag zu Tag, während die innerhalb des Parlaments zusehends erstarrte. Die Verhandlungen von Brest-Litowsk bedeuteten hier einen Wendepunkt. In dieser Zeit lernte ich Oskar Jászi, Stefan Bárczy, Ludwig Purjesz näher kennen und traf zum ersten Male Paul Keri und Ludwig Magyar. Die natürlichen, auf der Harmonie der Geister beruhenden Gruppierungen haben immer mehr Kraft als Parteibildungen und Blockgründungen. Vergeblich gelang es Wekerle, mit Vázsonyi seine Einheitspartei zustande zu bringen, vergeblich gelang es ihm, die Károlyi-Partei durch den glatten Verrat des Wahlrechts und des Friedens in die Opposition zu drängen, und vergeblich gelang es dem in der Regierung verbliebenen Vázsonyi den Wahlrechtsblock der Form nach zu vernichten: der großen Umwandlung der Seele konnte niemand den Weg verrammeln, und dieser Prozeß gab den Freunden des Friedens größere Kraft als jedes bisherige formelle Bündnis. Bezeichnend ist unter diesem Gesichtspunkte, daß der Schwerpunkt sich immer mehr in der Richtung der außerhalb des Parlaments stehenden Kräfte verschob. Auch ich verlegte den Schwerpunkt meiner Aktionen aus der Károlyi-Partei in die außerhalb des Parlaments stehende Gruppe.

In Fabriken, Werkstätten, Ämtern, in den Kreisen der Arbeiter, Lateiner, Journalisten begann sichtlich und wuchs von Tag zu Tag eine große Bewegung, die weder eine einheitliche Leitung, noch eine formale Organisation, noch ein in Paragraphen gefaßtes Programm hatte und doch einen starken einheitlichen Willen vertrat, der ein Ziel hatte: Dieses System zu stürzen, das dem Frieden im Wege stand. In diesem geistigen Umwandlungsprozeß und in die-



ser Aufklärungsarbeit hatte die bürgerliche, radikale Partei, die ebenfalls außerhalb des Parlamentes stand wie die Sozialdemokraten, hervorragenden Anteil. Der Führer der bürgerlichen radikalen Partei war Oskar Jászi, ein soziologischer und politischer Schriftsteller von europäischem Ruf, der in der Nationalitätenfrage der magyarischen, feudalen Unterdrückung tapfer die Stirn geboten hatte. Um ihn gruppierte sich jenes radikal denkende Bürgertum, das außerhalb der Partei durch die Zeitschrift „Huszadik Szazad“ (20. Jahrhundert) und die Tageszeitung „Világ“ (Welt) sowie in einigen freisinnigeren Freimaurerlogen seine bahnbrechende Arbeit verrichtete.

Wenige Menschen sind von dem reaktionären und feudalen Ungarn so gehaßt worden wie Jászi, und es war beinahe natürlich, daß dieser Gelehrte von europäischem Ruf an der Budapester Universität nicht habilitiert wurde. Erst später zeichnete sich die Klausenburger Universität selbst dadurch aus, daß sie ihm die *Venia Legendi* erteilte. Schon in Friedenszeiten nannte man ihn einen Vaterlandsverräter, weil er sich für ein gründlich durchdachtes, großes Föderalisationsprogramm einsetzte und später das Land nach dem Muster der Schweiz umwandeln wollte, wo statt der Suprematie der Magyaren die Gleichberechtigung aller Nationalitäten geherrscht hätte. Er wollte den Nationalitäten zu einer Zeit die Autonomie geben, da die Politiker der herrschenden Klasse ihnen selbst die primitivsten politischen Rechte verweigerten. Jászi war zu Anfang des Krieges in denselben Fehler verfallen, wie viele doktrinäre Sozialisten in Deutschland, nämlich, daß er das in einer ganz anderen Lage aufgestellte Dogma der II. Internationale vom Kampf der fortschrittlichen Menschheit gegen den russischen Zarismus ebenfalls anwendete. Jászi gehörte nie der Kriegspartei an, doch zu Anfang des Krieges fühlte er mit den Deutschen und propagierte, mit gewissen Beschränkungen, den Gedanken Mitteleuropas. Er tat dies nicht, um die Politik gegen die Slawen oder, innerhalb des Landes, gegen die Nationalitäten zu unterstützen, sondern weil er glaubte, daß auch die wirtschaftliche Annäherung an das große Deutsche Reich die rückständige Politik der ungarischen Gentry brechen müsse. Er brauchte nicht lange, um einzusehen, daß die mitteleuropäische Konzeption deutschen, imperialistischen Interessen diene und das Unterdrückungswesen der ungarischen Gentry



nicht nur nicht schwächte, sondern es eher stärkte, und daß diese Konzeption nicht geeignet sei, das zu erreichen, was er in seiner Seele und mit seiner Arbeit erstrebte. Sie war nicht geeignet, die Konzeption eines Bundes freier mitteleuropäischer Staaten ihrer Verwirklichung näher zu bringen. Der Gedanke Mitteleuropas basierte auf der preußisch-österreichisch-ungarisch-türkischen Reaktion, darauf, daß in Österreich die deutsche, bei uns die magyarische Minderheit das Slawentum unterdrücken, und daß die deutsche und magyarische Herrenklasse das deutsche, magyarische und slawische Volk unterdrücken könne. Die von Berlin bis Bagdad gezogene deutsche Linie hätte die nördlichen und südlichen Slawen voneinander abgeschnitten und hätte die politische, militärische und wirtschaftliche Hegemonie der Deutschen im Osten Europas gesichert. Jászi hatte dies bald entdeckt, ebenso wie die Tatsache, daß diese außenpolitische Orientierung jede demokratische Bewegung töte, da ihre Grundlage die Unterdrückung sei. Er zog die Konsequenz dieser Erkenntnis und verfocht von da an tapfer eine außenpolitische Orientierung, die mit der meinen übereinstimmte. Auch an der Friedensbewegung nahm er immer entsprechenden Anteil, und als es klar wurde, daß die mitteleuropäische Konzeption in den Augen der Entente eines der größten Hindernisse für den Frieden sei, begann auch er die Offensive gegen die Vertiefung des deutschen Bündnisses. Jászi ist einer der interessantesten und wichtigsten politischen Charaktere Ungarns. Ein Abgeordnetenmandat hat er nicht gesucht und nicht übernommen, aber er war der wirkliche politische Führer des fortschrittlichen Bürgertums. Sein Name hat besonders in England den besten Klang. Im letzten Kriegsjahre — offenbar zu spät — erneuerte er auf zeitgemäße Art Kossuths Plan einer Donaukonföderation. Was ihm unter den ungarischen Politikern einen ganz seltenen und besonderen Platz anweist, ist sein ungewöhnlicher moralischer Mut. In unserem Lager besaß nur Justh, im feindlichen Lager nur Tisza diese Eigenschaft im gleichen Maße wie er. Doch seine Situation war weit schwieriger, denn er pflügte jungfräulichen Boden, verteidigte meist unpopuläre Ansichten und kämpfte fast immer ohne eigentliche Truppen. Sein Typ ist in der ungarischen Politik äußerst selten und dem Durchschnitt der ungarischen Politiker eigentlich entgegengesetzt. Er sucht die Wahrheit und spricht sie immer aus, und



ist sie unangenehm, so hält er es doppelt für seine Pflicht, sie auszusprechen. Kompromisse verachtet, Formeln haßt er. Wohl fühlt er sich nur in sauberen Situationen. Er ist nicht im geringsten Diplomat. Den Firlefanzen, mit dem unser öffentliches Leben behängt ist, kann er nicht leiden. Es läßt sich denken, daß ein solcher Mensch unter den ungarischen Politikern nicht viele Freunde erworben hat. Seine Anhänger, seine begeisterten Getreuen, waren alle fortschrittlichen intellektuellen Jungen, die damals, im Weltkrieg, im Alter zwischen Zwanzig und Dreißig standen, und auf die er einen Einfluß ausübte, der dem Einfluß Masaryks auf die tschechische Jugend glich. Auch er war Realist in dem Sinne, daß er alle Illusionen von sich warf und den Tatsachen ins Auge blickte. Die wichtigste dieser Tatsachen: den Stand der Nationalitätenfrage, kannte niemand so gründlich wie er. Es ist tief bezeichnend für unsere korrupten politischen Verhältnisse, daß der berufenste Kenner unseres grundlegenden politischen Problems, der einzige, der eine Lösung vorzuschlagen wußte, in der offiziellen Politik keine Rolle gespielt hat. Sein großes Buch über die Gestaltung des Nationalstaates und die Nationalitätenfrage hat eine außerordentliche Wirkung auf mich ausgeübt. Unser langes Gespräch in der Schweiz im November 1917, nachts in der Halle des Hotels, werde ich nicht vergessen. Einen großen Eindruck machte mir die Tatsache, daß dieser Mensch, den ich so hochschätzte, unabhängig von mir, in der Friedensfrage zu dem gleichen Ergebnis gekommen war wie ich. Ich war in der Nationalitätenfrage bei seinem Standpunkt angelangt, er in der Friedensfrage bei meinem. Daß eine Revolution kommen mußte, damit Jászi in der ungarischen Politik offiziell eine Rolle spiele, das halte ich, wie schon gesagt, für tief bezeichnend und sehr traurig, kann es aber verstehen. Dieser Mann, der in der Nationalitätenfrage auf Grund der Gerechtigkeit und gleichen Rechte Ordnung schaffen wollte (und der, wenn man es ihm rechtzeitig gestattet hätte, auch Ordnung geschaffen hätte), mußte den Nutznießern der magyarischen Suprematie als der gefährlichste Mensch erscheinen. Dieser Mann, auf den die Führer der nichtmagyarischen Nationalitäten und gerade die Besten der ungarischen Intelligenz mit dem größten Vertrauen blickten, hatte sich dadurch die größte Antipathie der Magnaten, der Gentry und der Bankokraten zugezogen.



Ich kam einmal von einer Volksversammlung in der Provinz (wir hatten zusammen im Namen der Demokratie gegen den Parlamentsputsch Tiszas protestiert), wo Jászi wieder mit einer erstaunlichen Fülle und Reife der Gedanken und unter großer Wirkung gesprochen hatte und sprach entzückt über ihn zu Ignaz Darányi, dem früheren Ackerbauminister.

„Ich kenne Jászi gut,“ erwiderte Darányi, „er ist ein sehr begabter, aber ein sehr gefährlicher junger Mann. Gib acht auf ihn.“

Jászi hatte einmal im Ackerbauministerium unter Darányi gedient, verließ aber seinen Posten, da er den Omge-Geist nicht ertragen konnte. Darum war es nur natürlich, daß Darányi von Oskar Jászi diese Meinung hatte.

An der Erweckung des ungarischen Gewissens und an der Arbeiteraufklärung hatte auch noch Erwin Szabó großen Anteil, der zu den Gründern der Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft und des „Huszadik Szazad“ gehörte und sich an jeder fortschrittlichen Bewegung beteiligte. Ich hatte nicht mehr das Glück, ihn näher kennenzulernen. Die schwere und undankbare Arbeit von Jahrzehnten hatte seine Kraft schon gebrochen, als ich mit seinen sozialistischen Genossen in Berührung trat, und der wirkliche Führer der sozialistischen Linken, der im Herbst 1918 starb, konnte im letzten Jahre des Krieges keine so große Tätigkeit entfalten, wie es sein revolutionärer Geist gewollt hätte. Sein Buch: „Der Kampf des Kapitals und der Arbeit“, ist die schärfste Fassung des Wesens des Sozialismus, die mir je in die Hände gefallen ist. Sein posthumes Werk: „Die sozialen und Parteikämpfe im Jahre 1848“, ist der erste großzügige Versuch, den Sinn unserer großen Revolution objektiv zu erörtern. Auch der unsterbliche Dichter der revolutionären Umwandlung in Ungarn, Andreas Ady, diente mit seinem ganzen Genie unseren Ideen. So nützte es also der Reaktion nur wenig, daß sie die Sozialisten, die Radikalen, die Abgeordneten der Nationalitäten, demnach die Vertreter der größeren Hälfte des Landes, aus dem Parlamente ausgeschlossen hatte, denn diese Kräfte beeinflussten unwiderstehlich die öffentliche Meinung, und ihren Sieg aufzuhalten, war unmöglich.

Im Parlament waren die kleine Károlyi-Partei — wir waren unser zwei- oder dreiundzwanzig, und ein Drittel davon zählte nicht — und der Parteilose Ladislaus Fényes die Vertreter der pazifistischen Ideen.



Der alleinstehende Ladislaus Fényes bedeutete eine große Macht im Parlament. Rednerische Fähigkeiten hatte er zwar keine — dieser verblüffend einfache und in seinen Schriften so einflußreiche Mann gehörte zu den schlechteren Rednern —, dennoch konnte er durch seine schonungslose und mutige Enthüllung der Wahrheit geradezu erschütternde Wirkung erzielen. Allerdings nicht im Parlament, sondern draußen beim Volke, wo jedes seiner im Parlament gedonerten Worte hundertfachen Widerhall fand.

Stefan Friedrich, der spätere erste Ministerpräsident des christlich genannten Kurses, war als auswärtiges Mitglied der Károlyi-Partei und später deren berufener Abgeordneten kandidat der revolutionärste und feurigste Verfechter einer radikalen inneren und mutigen Friedenspolitik. Sein Radikalismus kannte keine Grenzen. Schon auf unserer amerikanischen Reise hatte er in diesem Sinne unsere Reisegenossen kritisiert. Mit mir war er im großen und ganzen zufrieden, aber er leugnete nicht, daß ihm eine noch radikalere und vor allem schwungvollere und revolutionärere Politik angenehm wäre. Bei unseren Parteibanketten, die immer eine Kundgebung unseres Friedenswillens waren, war er immer zugegen. Er war der Mann der Tat. Eine mißlungene Tat galt in seinen Augen mehr als die gelungenste Rede. Ich mochte ihn gern, ich leugne es nicht, ich schätzte ihn damals wegen seiner jugendlichen und idealistischen Begeisterung, wegen seines entschlossenen Willens zum Frieden. Als nach dem politischen Januarstreik Vázsonyi den Galilei-Klub auflöste, weil seine Mitglieder nach dem Bericht der Polizei antimilitaristische und kriegsfeindliche Propaganda trieben und auch an der Streikbewegung im Januar beteiligt waren, kam Stefan Friedrich in meine Wohnung in der Egyetemgasse. Er war sehr aufgeregt, als er mir erzählte, die Sache ginge schief, denn die Polizei beobachtete ihn und wolle ihn vielleicht sogar verhaften, da sie erfahren hatte, daß er einer der Hauptbeteiligten der kriegsfeindlichen Propaganda sei. Er bat mich, ich möge im Wege Julius Andrássys oder mit Hilfe einer anderen meiner vornehmen Verbindungen durchsetzen, daß man ihn in Ruhe lasse. Ich wollte ihn beruhigen und meinte, daß sicherlich nur er die Lage so schwarz sehe, er aber erklärte, das stimme nicht, und das unangenehmste an der ganzen Sache sei, daß er tatsächlich in Verbindung mit diesen antimilitaristischen Kreisen stünde, was er bis



jetzt nicht einmal mir verraten habe. Dies war die erste Gelegenheit, bei der Friedrich wie ein angstsclotternder Spießbürger vor mir stand und nicht wie ein kühner Revolutionär. Meiner Intervention bedurfte es nicht, der große Revolutionär hatte allzu schwarz gesehen.

Nach diesem Zwischenfall ließ er sich lange nicht bei mir blicken. Das nächste Lebenszeichen gab er, als die Károlyi-Partei in Eger bei der Ersatzwahl einen großen Sieg erntete, indem Johann Vaß gegen den Kultusminister Graf Johann Zichy gewählt wurde, und Stefan Friedrich, durch diesen Sieg mutig gemacht, als Kandidat der Partei in Paks auftreten wollte. Er reiste auch zu den braven schwäbischen Bauern des transdanubischen Bezirks, begleitet von einer Schar von Wahlagenten, jungen Galileisten und anderen Radikalen, die fast alle Juden waren, weshalb die Bürger des Bezirkes von der Kandidatur Friedrichs nichts hören wollten, den sie gleichfalls für einen Juden hielten. Übrigens mußte er noch vor der Wahl zurücktreten, denn als er seine Programmrede halten wollte, wurde er samt den mit ihm reisenden Abgeordneten durch den Stuhlrichter einfach angehalten, der überhaupt einen Terror aufwendete, dem gegenüber jede Agitation unmöglich wurde. So hatte er also sein Glück auch hier vergeblich versucht, ebenso wie früher in Makó, wo er sich durch die Agrarsozialisten kandidieren ließ. Seinen großen Ehrgeiz mußte er vorläufig im Volksklub von Mátyásföld und dessen Wochenschrift „Nép“ („Volk“) ausleben, deren Chefredakteur er war — so lange, bis mit dem Oktober endlich auch seine Zeit kam. In Mátyásföld war Stefan Friedrich ein großer Mann. Zusammen mit Alexander Czizmadia, dem späteren Renegaten, pflegten sie in jenem Volksklub ziemlich sowjetartige Ambitionen. „Das ist ein großartiger Mensch, bitte schön“, sprach er in seiner atemlosen Art. „Gib mir Geld, bitte schön — ich bitte dich, mit diesem Menschen können wir das ganze Land einfädeln. Ganz unter uns gesagt, Czizmadia und ich arbeiten eigentlich am Sowjet.“ Geld hat er aber doch keins bekommen.

Die Nachrichten, die aus Brest-Litowsk kamen, steigerten die Friedensstimmung und machten die Reaktion überaus nervös. Die deutschen und österreichischen Zivildelegierten mußten in Brest-Litowsk nicht nur dulden, daß die russischen Abgesandten von



der Plattform der Konferenz vor der ganzen kriegführenden Welt für ihre Ideen zu agitieren versuchten, sondern gaben im Wege ihrer Presse dieser eigentlich gegen sie gerichteten Propaganda auch noch das Recht der Öffentlichkeit. Da nun Czernin wußte, die Lage sei so schlecht, daß ohne einen Frieden im Osten alles verloren war, mußten sie sich noch darüber freuen, eine Regierung gefunden zu haben, mit der sie Frieden schließen konnten.

Es ist bekannt, daß der deutsche Generalstab, nachdem er durch die Offensive Kerenskis davon überzeugt worden war, daß Kerenski den Krieg an der Seite der Entente fortsetzen wollte, alles tat, um Kerenski und seine Genossen zu stürzen, und wir wissen auch, daß man die späteren Bolschewistenführer in plombierten Waggons aus Deutschland nach Rußland geschmuggelt hat. So gelangten Lenin und Trotzki von Ludendorffs Gnaden über Deutschland nach Rußland. Es gelang Lenin, Kerenski zu stürzen, die Front zu zersetzen, und auf diese Art gelang es den Deutschen und Österreichern, mit Rußland Frieden zu schließen. Die Mittelmächte aber haben die Sache vor der Welt und ihrer eigenen Öffentlichkeit so dargestellt, daß sie den Frieden um des Friedens willen und in Brest-Litowsk ihre demokratische Gesinnung demonstrieren wollten. Die Tatsache, daß sie, im Gegensatz zu den Ententemächten, wirklich auf Wilsonscher Grundlage stünden und das Selbstbestimmungsrecht der Völker so sehr respektierten, daß sie selbst mit den Bolschewiken Frieden schließen und sie anerkennen wollten, sollte beweisen, daß sie allein die wahren Freunde des Friedens seien. Um ihren Friedensschluß mit der bolschewistischen Regierung vor ihrer eigenen kapitalistischen Öffentlichkeit zu rechtfertigen, mußten die deutsche und österreichisch-ungarische Regierung dem ganzen System der Bolschewiken gegenüber ein Auge zudrücken, ja sogar für sie Stimmung machen. So entstanden in der jeweiligen Regierungspresse Artikel, wie die im „Pester Lloyd“, dem Sprachrohr des Ballplatzes, dem die folgenden Zeilen entnommen sind: „Ihm (Lenin) dankte das schwergeprüfte russische Volk die ihm nun erschlossene Möglichkeit, sich den Krallen der Kriegsfurie zu entringen, und die Kraft, über die es noch verfügte, der Festigung seiner jungen Freiheit zu widmen!“ Bei anderer Gelegenheit drückte der „Pester Lloyd“ seine Freude darüber, daß die Verschwörung gegen die Volkskommissäre mißlungen war,



folgendermaßen aus: „Im Interesse Rußlands werden sie (nämlich die Volkskommissäre der Bolschewikenregierung) keine Rücksicht im Gebrauche der Kräfte der Aufklärung kennen, damit das Volk endlich begreift, wo seine Feinde sitzen. Die Bedeutung der Enthüllung liegt . . . in der Stärkung ihrer moralischen Lage, auf dem Umwege der Bloßstellung ihres wahren Landesfeindes. Die Energie, die sie gezeigt haben, kann ihre Freunde festigen und ihre Feinde schrecken.“ Aber ich könnte auch aus allen anderen Blättern dutzendweise Stellen anführen, wo die kapitalistische Presse wie eine Elster nachschwätzt, was ihr von oben befohlen wurde.

So wenig wie den alten Kriegslügen, saß die öffentliche Meinung nun auch der Beteuerung nicht mehr auf, daß das Auswärtige Amt wirklich nur in absoluter Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, aus reinem Pazifismus mit den Russen verhandle und Frieden schließe, denn im Verlaufe der Friedenshandlungen stellte sich bald heraus, daß die Deutschen nichts anderes beabsichtigten, als ihre militärischen Kräfte frei zu machen und gleichzeitig am westlichen und südlichen Rande Rußlands eine ganze Reihe von deutschen Kolonien zu gründen. Es war klar, daß hier keine Rede von einem Wilson-Frieden sei, sondern im Gegenteil von einem Friedensdiktat. Und zur selben Zeit, da die deutschen Generale den Russen den Frieden diktierten, lieferten die kaiserlichen Regierungen den Bolschewiken die Tribüne, von wo aus sie die Proletarier aller Länder aufforderten, die Herrschaft der Kaiser und Kapitalisten zu stürzen. Es ließ sich gar keine widerspruchsvollere und falschere Situation denken, und es ist seltsam, daß dies bei uns nicht durch die wirklichen Vertreter der Reaktion bemerkt und verdammt wurde, sondern gerade durch den Demokraten Wilhelm Vázsonyi. Er war, wie schon einmal gesagt, der einzige, dem diese auswärtige Politik selbst dann nicht gefiel, wenn da durch die Truppen im Osten frei wurden. In seinem Haß und Kampf gegen die Bolschewiken war er konsequent, so sehr, daß er für seine Person auch im Ministerrat dagegen protestierte, daß wir mit der Bolschewistenregierung Frieden schlossen. Seine Mentalität verschob sich so sehr nach rechts, daß er im Parlament sowie außerhalb desselben mit einem einfachen „Ich zertrete sie!“ alle bedrohte, die in Ungarn ihre Stimme gegen den Krieg und den Kapitalismus zu erheben wagten.



Diese im Grunde genommen für den Militarismus demütigende Lage versuchte General Hoffmann vergeblich durch seine Reden wettzumachen, die Demütigung konnte er nicht vermindern, und er erreichte nur, daß auch den Naivsten endlich die Augen aufgingen und jedermann sah, daß hier keine Verständigung, sondern ein Diktat im Zuge war. Und selbst der diktierte und gewaltsame Friede von Brest-Litowsk enthüllte die Schwäche der Mittelmächte, denn da sie ja Wilsons Grundsätze aus tiefstem Herzen geringschätzten, die Demokratie und das Selbstbestimmungsrecht der Völker mißachteten, so konnte sie zum Friedensschluß mit den Bolschewiken nichts anderes treiben als ihre Schwäche, als der Zwang der Notwendigkeit. Das mußte jeder sehen und fühlen. Zugleich mit dieser Schwäche wurde aber durch den Frieden von Brest-Litowsk auch das wirkliche Wesen und das Kriegsziel der deutschen und österreichischen auswärtigen Regierungen enthüllt. So wurde dieser Friede ein gewaltiges Hindernis für die Verständigung dieser Regierungen mit den westlichen Staaten. Czernin oder die deutsche Regierung konnten die westlichen Völker nicht länger glauben machen, daß sie keinen Eroberungsfrieden anstrebten. Es war offenbar, daß, wenn die Entente die Waffen streckte, auf Belgien oder Serbien das Schicksal Kurlands, Estlands und Livlands wartete.

Die Wirkung des Friedens von Bukarest war bloß eine Fortsetzung dieser Wirkung. An der militärischen Lage konnte er nichts ändern, jede Anstrengung der Deutschen in dieser Richtung scheiterte, hingegen wurde die politische Lage durch ihn endgültig und völlig verdorben.

Der Friede von Brest-Litowsk und von Bukarest war die Gelegenheit, bei der Czernin der Welt hätte zeigen können, daß er Wilsons Grundsätze ernst nahm. Bei der ersten Gelegenheit, bei der die pazifistischen Worte zur Tat werden sollten, schrumpften sie zur leeren Phrase zusammen. Czernin wollte sich damit entschuldigen, daß es nicht an ihm gelegen sei, wenn die durch ihn verkündeten Grundsätze nicht verwirklicht wurden, und schob das Odium des Gewaltfriedens von Brest-Litowsk der deutschen Militärpartei, das des Bukarester Friedens den ungarischen Politikern zu, die unter dem Namen Grenzregulierung große Gebiete Rumäniens annektieren wollten und durch schwere wirtschaftliche und finanzielle Bedingungen den Verständigungsfrieden ohne



Annexionen und Entschädigungen in seinen Grundsätzen verspoteteten. Aber Czernin widersetzte sich nicht ernsthaft diesen Bestrebungen. Wäre er wirklich Pazifist gewesen, und hätte er wirklich die Überzeugung gewonnen, daß nur ein pazifistischer, im gegenseitigen Einverständnis geschlossener Friede von Dauer sein könne, weil einzig ein solcher keinen Stachel in den Seelen zurückließ, dann hätte er entweder seinen Standpunkt durchsetzen müssen, oder, wenn ihm dies nicht gelang, hätte er abdanken müssen und hätte niemals seinen Namen zu einem solchen Frieden hergeben dürfen.

Daß Wekerle, Andrassy, Tisza, Bethlen und Szterényi alles unternahmen, um uns Rumänien gegenüber als Sieger und Eroberer auftreten zu lassen, und daß eben deshalb in Rumänien dem ungarischen Staate und den ungarischen Politikern gegenüber eine doppelte Menge von Haß und Revancheideen erwachte, darüber konnte man sich, wenn man ihre Ideologien kannte, nicht weiter verwundern. Dies war seit Jahrzehnten teils offen, teils unter dem Zwange der Notwendigkeit heimlich ihre Politik gewesen, und jetzt, da sie glaubten, sie hätten gesiegt, wollten sie sich durch Czernins zweifelhaften Pazifismus nicht stören lassen. Die Lautesten waren neben Wekerle Bethlen und Szterényi. Und für ihre Sünde und Verblendung mußte später das ganze siebenbürgische Ungartum, besonders die Székler, so schwer büßen. Ich habe Bethlen wegen seines auf den rumänischen Frieden ausgeübten Einflusses in einer Parlamentsrede auch angegriffen.

Unsere außenpolitische Situation war auch schon vor dem Frieden von Brest-Litowsk und Bukarest nicht gerade rosig. Auch unsere militärische Lage besserte sich nach der russischen Revolution nicht. Und zu gleicher Zeit, als sich auch die wirtschaftliche Lage so sehr verschlechtert hatte, daß Czernin hauptsächlich durch das Schlagwort eines „Brotfriedens“ die Sympathie der Wiener für einen Frieden mit den Ukrainern gewinnen wollte, häuften sich die sozialen Verwicklungen immer mehr. Dies war eine natürliche Folge der Kriegerverlängerung und der Auswirkung der russischen Revolution. Anfangs konnte die ungarische Öffentlichkeit, die von der Presse in diesem Sinne informiert wurde, von den Bolschewiken nur Gutes hören, und so war es natürlich, daß die Wirkung auf die Sozialisten und überhaupt



auf die arbeitenden großen Massen nicht ausblieb. In Berlin hatte die russische Sowjetrepublik in der Person Joffes einen akkreditierten Vertreter in der alten kaiserlichen, russischen Gesandtschaft sitzen. Das Selbstbewußtsein der Arbeiterschaft wuchs und wurde mehr und mehr revolutionär.

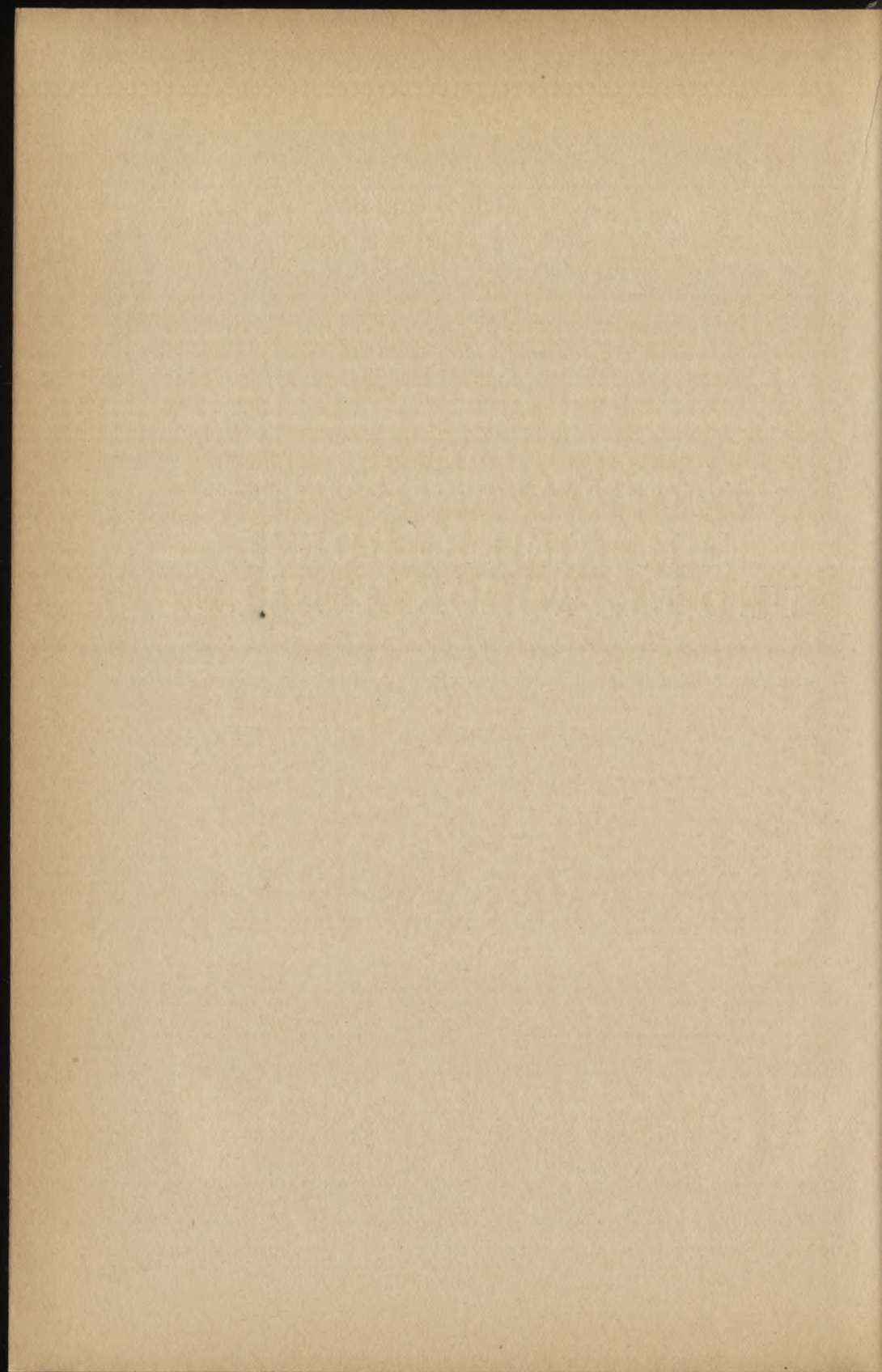
Nach dem Januarstreik erschrakten die klareren Köpfe der Reaktion. Wie gesagt, war lange Zeit hindurch Vázsonyi der einzige, der mutig die Konsequenz seiner rechtsseitigen Stellungnahme zog. Mit mir stand er schon in Fehde, mit der radikalen Partei brach er ebenfalls, aber die rechtsstehenden Führer der sozialdemokratischen Partei versagten ihm noch nicht völlig ihre Unterstützung. Wenn die Arbeiterschaft noch weiter nach links fortrückte, so mußte Vázsonyi bei den Sozialisten allen Boden unter den Füßen verlieren und konnte bei einer nach links verschobenen öffentlichen Meinung mit seiner reaktionären Politik keine Minute lang an der Oberfläche bleiben. So wollte er also schonungslos den Kampf gegen jeden Radikalismus aufnehmen. Der Kampf und die Hetzjagd begannen also, und das erste Opfer hätte ich sein sollen, in dem die Reaktion den Haupterwecker des Abscheues vor dem Kriege sah.



FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL

**EMMERICH KÁROLYI  
UND DIE TÖRÖK-AFFÄRE**







Eines schönen Morgens im Januar erschien in der Zeitung „Az Ujsag“ ein offener Brief des Grafen Emmerich Károlyi. Das Blatt befand sich damals in den Händen jener Bank, die bei der berüchtigten Salzangelegenheit der Arbeitspartei Millionen in die Tasche gesteckt hatte, deren Präsident Graf Emmerich Károlyi und deren Generaldirektor Simon von Krausz, einer der intimsten Freunde Vázsonyis war, der diesen offenen Brief selbst druckreif gemacht hatte. Die Zusammenhänge sind klar. In dem offenen Briefe nennt mich Emmerich Károlyi im derbsten Ton einen halben Vaterlandsverräter und fragt die Regierung, wie lange sie noch gesonnen sei, mich neuen Catilina zu dulden? Nebenbei: mit Catilina verglichen zu werden, ist gar keine Schande. Catilina lebt in unserem Bewußtsein so, wie ihn Cicero, der römische Vázsonyi, gefälscht hat. Catilina beging das Verbrechen, als Sproß einer reichen Patrizierfamilie den Boden unter den Besitzlosen aufteilen zu lassen. Deshalb haben die späten Enkel jener Gutsbesitzerklasse aus seinem Namen ein schmähhches Epitheton gemacht.

Der beispiellos rohe und böswillige Angriff, der mich noch dazu von meinem leiblichen Vetter traf, überraschte mich um so mehr, als ich in den ersten Augenblicken von den später aufgedeckten Zusammenhängen keine Ahnung hatte. Ich konnte nicht begreifen, was Emmerich Károlyi zu diesem Schritte bewegen konnte. Ich hatte ihn immer als einen Menschen gekannt, den in erster Reihe und ausschließlich das Geld interessierte. Sein völlig ungebildetes, derbes Wesen kannte keine andere Beschäftigung als den Gelderwerb. Als das ungarische Gericht zur Zeit des Désy-Prozesses festgestellt hatte, daß die Bank Emmerich Károlyis, die Ungarische Bank, unter Schädigung des Staates durch Bestechungsgelder große Geschäfte gemacht hatte, mußte Emmerich Károlyi dies mit Ach und Weh zugeben, konnte ihn keine Macht der Erde dazu bewegen, das schmutzige Geld zurückzuzahlen. Die so erworbenen



Goldstücke haben ihm weder die Seele noch die Tasche verbrannt. Niemand hat ihn deshalb mehr verachtet als der Puritaner Wilhelm Vázsonyi, dessen juristisches und politisches Talent in dem Panama-prozeß der Wahrheit zum Siege verholfen hat, und der in dem Manne, der solches Geld behielt, den schäbigsten, unmoralischsten Charakter sah.

Unsere Aristokraten haben ihre höhere Stellung lange ernst genommen und sich vom geschäftlichen Leben, vom Handel, ferngehalten. Ob dies vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus in der modernen Welt richtig sei, ist eine andere Frage. Doch wenn es wirklich eine Aristokratie, wenn es einen höheren Stand gibt, so hat er nur so lange einen Sinn, solange diese Aristokratie eine edlere, sittlichere Auffassung vertritt, wie sie sich im modernen Geschäftsleben schwerlich unverletzt erhalten ließe. Emmerich Károlyi war einer der ersten, die mit dieser aristokratischen Auffassung brachen, und zwar so gründlich, daß sein Geschmack durch nichts mehr verletzt werden konnte. Für ihn hatte das Geld wirklich keinen üblen Geruch. Viele anständige Kaufleute oder Bankiers hätten keine solchen Geschäfte gemacht oder kein Geld aus so offenkundig schmutzigen Geschäften behalten wie der auf sein Aristokratentum allzu stolze Emmerich Károlyi. Es lag etwas Krankhaftes darin, wie sehr er auf unbegreifliche Art ständig von dem Bewußtsein gequält wurde, daß ich ein größeres Vermögen geerbt hätte als er. Ich habe erst mit neununddreißig Jahren geheiratet, und zwischen mir und Emmerich Károlyi stand als einziger Mann in unserer Verwandtschaft nur mein jüngerer Bruder Josef, der nach mehrjähriger Ehe keine Kinder hatte. Emmerich Károlyi, der ein häufiger Gast Julius Andrássys war, hielt gute Freundschaft mit Katinka Andrássy, von der er freilich nicht ahnen konnte, daß sie einst meine Frau werden würde. In ihrer Mädchenzeit hatte er ihr oft gesagt, das Vermögen Michael Károlyis würde er beziehungsweise sein Sohn erben, denn Michael würde ja nie heiraten und Josef keine Kinder mehr haben. Überhaupt kehrte er immer wieder auf diese Vermögensangelegenheit zurück. Mir wurde die Ehre zuteil, im Mittelpunkt seines Geldkomplexes zu stehen. Als ich heiratete, kündigte er meiner Frau plötzlich die Freundschaft und betrachtete sie als seine größte Feindin. Er nahm sich diese Heirat so sehr zu Herzen, daß er unserer Hochzeit demon-



strativ fernblieb. Er fand, daß meine Heirat seine Söhne verkürze. Als mein Sohn zur Welt kam, steigerte sich seine krankhafte Abneigung zum Haß, denn jetzt hatte er wohl keine Hoffnung mehr, mein Vermögen für sich zu gewinnen. Das heißt, eine Hoffnung gab es noch für ihn: wenn man dieses Vermögen mir zum Beispiel wegen Vaterlandsverrat wegnehmen würde!

Doch verblendeter Haß und zügelloser, gieriger Geiz allein konnten selbst eine so niederträchtige Seele nicht zur Erhebung der schweren Anklage des Vaterlandsverrates befähigen. Er mußte sich auf etwas stützen können, wenn er sich zu handeln entschloß. Da er, wie es zu einem begeisterten Ritter des Krieges und des Kriegsprofites so gut paßte, Automobiloffizier war, ich aber Soldat, so mußte ich die Beleidigung bei meinem Regimentskommando melden, worauf ein langwieriger militärischer Prozeß begann, dessen Ende ich aber, so sehr ich darauf drängte, niemals erlebte.

Im Verlaufe der gegen mich geführten Untersuchung konnte sowohl ich wie mein Anwalt, der Abgeordnete Desider Polónyi, einige Daten darüber erhalten, woher Emmerich Károlyi seine kühnen Behauptungen geschöpft hatte. Der Militärauditor, der die Untersuchung leitete, hieß Koloman Sztupka. Es ist der gleiche Sztupka, der sich später zur Zeit des weißen Terrors im Tisza-Prozeß so infam benahm und durchaus unschuldigen Leuten die Schuld am Morde zuschieben wollte, indem er seine Daten wieder nur mit Hilfe des privaten Auskunftsbureaus Emmerich Károlyis erlangt hatte. Emmerich Károlyi richtete ein Schreiben an das Militärgericht und zählte darin seine konkreten Beschuldigungen auf, durch die er beweisen wollte, daß ich ein „halber Vaterlandsverräter“ und ein Lügner sei. Desider Polónyi hatte Gelegenheit, in diesen Akt Einblick zu nehmen, und so konnte endlich auch ich etwas über meinen Vaterlandsverrat erfahren. Es war ein Gemisch von Ammenmärchen, plumpen Lügen und bösen Verleumdungen, die eine oder andere Beschuldigung aber war von so bestimmten Daten gestützt, daß es klar ersichtlich war, irgendein Spionagebureau habe ihn irregeführt. Der Zufall brachte Licht in diese Sache, als mir das Schicksal den Chef des Budapester deutschen Spionagebureaus, Major Konsten, in den Weg führte. Bald hatte ich handgreifliche Beweise von der Verbindung Emmerich Károlyis mit Major Konsten, und als ich später als Ministerpräsident die



offiziellen Originalakten durchlas, fand ich neuerlich in diesen Akten den untrüglichen Beweis dafür.

Wer die Geschichte des Kapitäns Dreyfus kennt, weiß, was es bedeutet, vor einem Militärgericht sein Recht zu suchen, wenn dieses Militärgericht unbedingt einen Vaterlandsverrat sehen will. Im Vertreter der Anklage, Koloman Sztupka, und im höchsten Honvédauditor, Hohenburger, war der gute Wille dazu vorhanden. Ihr Gewissen sträubte sich nicht gegen eine Ungesetzlichkeit. Bestürzt ersah ich aus den Originalakten, daß sie nicht nur dem deutschen Major Konsten Gelegenheit gegeben hatten, sich vor den Militärgerichten das Ergebnis der Untersuchung in meiner eigenen und auch in einer anderen Angelegenheit sowie deren Protokolle zu verschaffen, sondern ich feierte merkwürdigerweise auch ein freudiges Wiedersehen mit diesen Aufzeichnungen in den Eingaben, durch die Emmerich Károlyi seine Anschuldigungen beweisen wollte.

Emmerich Károlyi hat vor der Öffentlichkeit nie gesagt, worin mein Vaterlandsverrat bestand, und worauf er überhaupt seine Anklagen gründete. Im Verlaufe der Untersuchung erfuhr ich durch meinen Anwalt, Desider Polónyi, von diesen Dingen und hielt auch die Originalakten in Händen, als sie nach der Revolution Koloman Sztupka persönlich meinem Sekretär im Ministerpräsidium übergab. Die übrigen hierauf bezüglichen Aktenbündel übergab mir der Kriegsminister Albert Bartha zur Durchsicht.

Mit Sztupka wollte ich nach der Revolution nicht selbst sprechen. Der heimtückische Mensch war sehr erschrocken und glaubte, daß ihn jetzt meine Rache treffen müsse, darum versicherte er meinem Sekretär immer wieder, daß er unschuldig sei und die Gesetzwidrigkeiten nur auf Anordnung des Honvédministers Szurmay und des Generals Hohenburger begangen habe. Er selbst sei von meiner Unschuld immer überzeugt gewesen und habe deshalb gewußt, daß mir letzten Endes weder Konsten noch Emmerich Károlyi schaden könnten. Rachedurst liegt nicht in meiner Natur, darum ließ ich auch ihn laufen, ebenso wie ich es trotz aller Bitten nicht gestattete, daß man, solange ich am Ruder war, das Strafverfahren gegen Emmerich Károlyi aufnehme.

Diese Schriften hat später Paul Kéri übernommen, um ein Buch über diese mit Maffiamitteln arbeitende Gesellschaft zu schreiben, die die Hetze gegen mich und die anderen Gegner des Krieges



führte. Ob man diese Schriften später bei ihm gefunden hat, weiß ich nicht. Aber ich habe eine Ahnung, daß der Haß der Gesellschaft Emmerich Károlyi-Sztupka gegen ihn deshalb so groß war, um, wenn möglich, die Rede eines Menschen zu ersticken, der sie durch aktenmäßige Beweise vor allen anständigen Menschen an den Pranger stellen konnte und wollte.

Was Emmerich Károlyi versäumt hat, will jetzt ich erzählen: Weshalb und wieso er mich unter dem Vorwand des Vaterlandsverrates vernichten wollte.

In seiner Eingabe wollte er beweisen, daß ich den berühmten Januarstreik vom Jahre 1918, den ersten Streik im Kriege, organisiert habe. Was ich über diesen Streik weiß, habe ich hier wahrheitsgemäß schon erzählt. Die Behauptung Emmerich Károlyis war also eine Lüge, ein Spionenbericht, den sämtliche Streikleiter mit Leichtigkeit einstimmig hätten zurückweisen können, da mit mir niemand jemals über einen Streik verhandelte. Diese Beschuldigung aber wurde auch den Behörden eingeflüstert, und ich weiß, daß auch Vázsonyi ihr Glauben schenkte, ja, im Zusammenhang damit drohende Äußerungen gegen mich tat, mit dem er damals in Fehde stand. Der deutsche Spionagemajor Konsten arbeitete von da an doppelt heftig gegen mich, denn es schien ihm im Interesse Deutschlands zu liegen, wenn er meine Friedenspropaganda und meine deutschfeindliche Politik brechen konnte. Auf diese Angelegenheit werde ich noch zurückkommen. Die Hauptquelle der Anschuldigungen Emmerich Károlyis aber stammte aus Untersuchungsdaten und Aktenkopien eines vor dem Szegeder Militärgericht geführten Strafprozesses. Auf welche Art diese einem Privatmann und dem Spionagebureau eines fremden Staates, in die Hände fielen, erfuhr ich ebenfalls erst später, als mir der Militäranwalt, der die Szegeder Untersuchung führte, Hauptmann Zsifkovics, erzählte, daß er von den Protokollen des Verhöres laut Befehl Berichte und Kopien an den Militärauditor General Hohenburger nach Budapest schicken mußte, der sie an Szurmay weiterbeförderte. Major Konsten und Emmerich Károlyi erhielten die Protokolle von dieser Stelle.

Zu Anfang des Krieges führte der Abgeordnete Ludwig Beck, der Direktor der Unabhängigkeitsparteien, den katholischen Priester Dr. Johann Török in die Partei ein, den er uns als seinen intimen



Freund und einen verlässlichen Menschen vorstellte. Johann Török war gerade aus Rom eingetroffen und konnte uns als intelligenter Mann über die Lage in Italien interessant berichten. Über die Einzelheiten seiner Mission habe ich an anderer Stelle schon gesprochen. Auch davon, daß der auswärtige Minister Burian, den wir durch Julius Andrassy von den Verhandlungen zwischen Török und dem italienischen Minister des Äußeren Sonnino verständigt hatten, sowie davon, daß uns durch Töröks Vermittlung selbst nach dem Ausbruch des österreichisch-italienischen Krieges ein Weg zu Sonnino offen blieb — daß Burian uns für diesen Schritt seinen Dank aussprechen ließ.

Im September 1917, nach meinem Rechenschaftsbericht in Cegled, erfuhr ich aus den Zeitungen, daß Dr. Johann Török, der damals Feldkaplan war, irgendeiner unregelmäßigen Geldgebarung beschuldigt, verhaftet und in das Gefängnis des Szegeder Militärgerichtshofes gebracht worden war. Der junge und politisch sehr ehrgeizige Priester leugnete alle Schuld und berief sich entrüstet zuerst auf seine vornehmen Verbindungen und dann auf seine politische Mission, um die Unhaltbarkeit der Anklage — es handelte sich um das Fehlen einiger tausend Kronen — zu beweisen. Selbstverständlich erregte diese Art Verteidigung den Verdacht des Staatsanwaltes, der sofort bei seiner vorgesetzten Behörde meldete, es handle sich hier um eine diffizile Angelegenheit, eine Sache von größerer politischer Bedeutung. Allerdings ist es auch möglich, daß Töröks Verteidigung sie nicht überraschte, sondern daß sie sie geradezu erwarteten. Vielleicht hatten sie Török, der durch sein nicht eben diskretes Benehmen und durch vieles Reden Aufmerksamkeit erregt hatte, gerade deswegen verhaftet. Selbstverständlich wurde er vom Staatsanwalt gründlich ausgefragt — sobald der Befehl auch dazu gekommen war —, welche Dienste er der Károlyi-Partei geleistet, und was er zuletzt in der Schweiz getrieben habe. Im Jahre 1916 hatte Török in der Schweiz gelebt und sich angeboten, mich von dort zu informieren. Daß wir seine italienische Reise nicht heimlich veranlaßt hatten, das konnten die Behörden nicht wissen, denn wir hatten ja nicht einmal Török gesagt, daß von seiner Reise ein Aide-Memoire angefertigt und an die kompetente Stelle weiterbefördert werde.

Sie glaubten einen großen Fang gemacht zu haben. Der Staatsanwalt war sehr verblüfft, als ich ihm später als Zeuge mitteilte,



es wäre schade, hier weiter nachzuforschen, denn der Minister des Äußeren wisse von der ganzen Angelegenheit! Die Militärs aber witterten große Dinge, einen richtigen Vaterlandsverrat, und wollten durchaus ein Geständnis in diesem Sinne von Török erpressen. Er sagte alles, was er wußte, aber vieles konnte er selbst nicht sagen. Man glaubte ihm nicht, er blieb verhaftet, und man hielt wochenlang auch seinen Vater, seine Mutter, seine Schwester und seine junge Nichte gefangen, um dadurch einen Druck auf ihn auszuüben und seinen Widerstand zu brechen. Der gewöhnliche Strafprozeß, um dessen willen man ihn verhaftet hatte, interessierte den Staatsanwalt nicht mehr. In dieser Sache hatte sich Török vollständig eingewaschen. Als Prediger des Regimentes war er auch Menagemeister gewesen und hatte einen ihm zugeteilten Wachtmeister beauftragt, für 16000 Kronen Wein einzukaufen. Der Wachtmeister hatte betrogen, man hatte die Sache entdeckt, und der Wachtmeister hatte sich schließlich erschossen. Török hatte mit der ganzen Sache nichts zu tun. So blieb der fette Bissen eines Vaterlandsverrates. Der gegen mich gerichtete konzentrische Angriff fiel in diese Zeit, und meine Gegner brauchten aktenmäßige Beweise, um mich wie Caillaux von der politischen Arena zu entfernen.

Da die Armee Beweise gegen mich brauchte, sollte Török durchaus verstehen, daß er gestehen müsse. Ob er auch die Wahrheit sprach, war ihnen beinahe nicht wichtig. In diesem Prozeß spielte sozusagen dieselbe Garnitur die Hauptrolle wie im Tisza-Prozeß. Was dieses Militärgericht und diese Staatsanwaltschaft sich im ersten Tisza-Prozeß geleistet hatte, das wurde in seiner ganzen Entsetzlichkeit im zweiten, vor einem Zivilgericht verhandelten Tisza-Prozeß klar. Daß man die Verdächtigten bedrohte, terrorisierte und marterte, das war ein so gewohntes Hilfsmittel wie, daß man sie mit Geld fütterte, ihnen die verschiedensten Begünstigungen gewährte, sie in der Stadt spazierengehen ließ, ja, sie sogar aus dem Gefängnis zum Besuch von Kaffeehäusern und Unterhaltungslokalen entließ. Nun, ich kenne diese Art, ich kenne auch die Herren, die so arbeiteten.

Johann Török, der des Vaterlandsverrates beschuldigte Priester, wurde so lange bearbeitet, bis sie endlich glaubten, jetzt hielten sie mich in der Hand. Der Gefangene wurde eines Tages von Szeged nach Budapest gebracht, doch nicht ins Gefängnis, sondern in ein



angenehmes Spital. Das ist die erste Begünstigung. Aus dem Spital darf der „kranke“ Gefangene frei ausgehen und in der Stadt umher-spazieren. Eines Tages bringt man mir einen Brief: Johann schickt ihn mir aus dem nahe bei meinem Hause gelegenen Café Zentral und schreibt, er müsse unbedingt mit mir sprechen! Eben dort hatte er auch ein Rendezvous mit seinem Anwalt, Eugen Vidor, den ihm derselbe Ludwig Beck empfahl, der mir Török empfohlen hat, und dem daher Török vertraute. Die Sache gefiel mir nicht. Ein Häftling, der mich im Kaffeehaus sprechen will, obgleich er wußte, welche Hetze gegen mich im Zuge war! Ich habe zwar gehört, daß Török nicht versucht hatte, mir oder meinen Freunden irgendeine Schuld zuzuschieben, um sich dadurch selbst zu befreien, dennoch mußte ich vorsichtig sein.

Als Török sah, daß er sich auf glattem Wege nicht gegen die seltsamen Wünsche seiner Richter wehren konnte, beschloß er zu gestehen. Das konnte er nicht gestehen, daß ich mit ihm zusammen einen Vaterlandsverrat begangen oder durch ihn oder andere der Entente Geheimnisse verraten, oder daß die Entente der Unabhängigkeitspartei Geld gegeben hätte — denn all dies hätte man gar zu leicht als Lügen entlarven können. So sagte er also, daß die vertraulichen Aufzeichnungen über seine italienische Mission sich in der Schweiz befänden (ganz so wie Hüttner, der die Schriften des Tisza-Mordes angeblich in Prag deponiert hatte, aber durchaus nicht sagen wollte, wo!). In der Schweiz, in Zürich, befänden sich auch, so sagte Török, seine auf die Schweizerreise bezüglichen Schriften. Wer auf die Leichtgläubigkeit der Militärbehörden spekuliert, spekuliert gut. Wir hatten mit der Schweizerreise Töröks nicht das Geringste zu schaffen. Was und mit wem er dort sprach, wußten wir nicht. Manchmal schrieb er uns einen Brief aus der Schweiz, indem er sich mitunter auch mit der Stimmung des Aus-landes beschäftigte, das war alles.

Was sein Dossier in der Schweiz betraf, so sagte Török, ein Freund namens Meszlényi habe es in einer Züricher Bank deponiert. Die Chiffre des Safes laute: Thais. Es würde nur ihm allein eingehändigt werden, darum möge man ihn in die Schweiz reisen lassen, dort würde er sich es beschaffen. Darauf wagten aber die Richter nicht einzugehen, denn sie fürchteten, daß ihr Schützling, der jetzt schon so prächtig gestand, durchbrennen könnte.



Török aber hielt daran fest, daß auf einen bloßen Brief hin Meszlényi die Schriften nicht herausgeben würde, besonders jetzt nicht, da er von seiner Verhaftung erfahren hatte, denn sie hätten besprochen, er dürfe das Dossier nur Török oder Michael Károlyi beziehungsweise dem Bevollmächtigten Károlyis ausliefern. Offenbar glaubte die Militärbehörde Török auch dies aufs Wort.

Eines Tages suchte mich Töröks Anwalt, Vidor, auf und erzählte mir, wie sehr man Török zusetze, er möge bezüglich der italienischen Mission gegen mich aussagen, wozu aber Török trotz aller Verfolgungen nicht zu haben sei. Im Gegenteil, er habe kürzlich, als er heimlich das Spital verlassen und seine alte Wohnung bei seinen Eltern aufgesucht hätte, ein paar versteckte Schriften und Aufzeichnungen an sich genommen und sie seinem Anwalt mit dem Auftrag übergeben, sie mir zu senden. Es waren unbedeutende Aufzeichnungen, ferner eine Visitenkarte, die ich Török vor seiner Abreise gegeben hatte, um ihn darauf dem Prinzen Scipio Borghese zu empfehlen. Es war nichts Kompromittierendes in diesen Schriften, und ich konnte nicht verstehen, warum sie mir Rechtsanwalt Vidor zukommen lassen wollte, und wie es geschehen war, daß man sie nach all den Hausdurchsuchungen bei Török gelassen hatte. Doch ich war um jene Zeit so beschäftigt, und auch die Angriffe Emmerich Károlyis und Vázsonyis gaben mir soviel zu tun, daß ich mich nicht weiter mit dieser Sache befaßte. Dr. Vidor hatte mir Beck als unbedingt verlässlichen, wohlwollenden Menschen empfohlen, und ich wußte damals noch nicht, daß Vidor zu Vázsonyis getreuem Gefolge gehörte und auf dem Korso, im Kaffeehaus, im Demokratenklub von früh bis spät neben und hinter ihm zu sehen war. Schon als er mir diese im übrigen völlig bedeutungslosen Papiere übergab, bemerkte ich, ich halte es nicht für richtig, sich mit einem Untersuchungshäftling auf solche Dinge einzulassen, und ich fürchte, daß daraus Unannehmlichkeiten entstehen könnten. Er aber beruhigte mich und meinte, das sei nichts Besonderes und es könne auch nichts Besonderes daraus entstehen, denn er könne mit seinem Klienten frei verkehren. Kaum waren ein paar Tage vergangen, als mich Vidor wieder aufsuchte. Er sagte mir, er habe mit Török gesprochen, und Török möchte zu meiner Beruhigung seine in der Schweiz deponierten Schriften gerne in Sicherheit wissen. Wenn ich es wünschte, würde Török an Me-



szlényi schreiben, er möge meinem Bevollmächtigten, der ihm diesen Brief bringen würde, den Inhalt des „Thais“ übergeben. Als gutgläubiger Mensch fand ich an dieser Bitte nichts Ungewöhnliches, und auf Grund unserer Unterredung brachte mir Vidor auch bald den Brief Töröks an Meszlényi. Ich übernahm den Brief mit der Bemerkung, ich würde bei gegebener Gelegenheit durch irgend jemand die im Schweizer Safes deponierten Aufzeichnungen holen lassen, wenigstens würde ich sehen, was Török draußen eigentlich gemacht habe. Als ich den Brief in die Tasche stecken wollte, bat mich Vidor, ich möge ihm den Brief für einen Augenblick noch lassen, er möchte ihn abschreiben. Ich verstand nicht, wozu er das brauche, und sagte es ihm auch. Er erwiderte, daß er ihn vielleicht später doch nötig haben würde. Übrigens versuchte er, meine Aufmerksamkeit von der Sache abzulenken, und wenn ich das Ganze auch ein bißchen merkwürdig fand, widersetzte ich mich nicht länger, denn ich dachte, daß schließlich er mir den Brief gebracht hatte, und er ihn unterwegs so oft hätte abschreiben können, so oft er nur wollte. Darauf nahm er ein wappengeschmücktes, blaues Briefblatt von meinem Schreibtisch und kopierte darauf in meiner Gegenwart Töröks herausgeschmuggelten Brief. Er steckte ihn in die Briefftasche, und ich fragte, ob daraus kein Unheil entstehen, und ob man ihn bei einer möglichen Hausdurchsuchung nicht bei ihm finden könne. Keinesfalls, sagte er, laut der Prozeßordnung konnte wegen Töröks Sache bei ihm, als bei dessen Anwalt, überhaupt keine Hausdurchsuchung vorgenommen werden. Vidor, mit Töröks auf mein Briefpapier geschriebenem Brief in der Tasche, entfernte sich bald darauf. Daß Török seinen Freund Meszlényi um die Herausgabe seiner Aufzeichnungen bat, daß er deshalb im Wege seines Anwalts einen Brief aus dem Gefängnisse herausschmuggelte, das wäre mich juristisch bisher nichts angegangen, und selbst wenn Török dies mit der Begründung tat, auch mir dadurch einen Gefallen zu erweisen, so hätte mich dies auch nicht kompromittieren und nicht beweisen können, daß ich davon wußte. Mit einem Male aber hätte der ganze Trick zu meiner Angelegenheit werden können, wenn ich ein diesbezügliches Schriftstück aus der Hand gab. Török darum zu bitten und ihm einen Brief zu schreiben, hatte ich verweigert. Welche Bedeutung der Gebrauch meines Briefpapiers haben konnte,



darán dachte ich nicht, sah ich doch in Vidor ausschließlich den Anwalt Töröks.

Am nächsten Tage stürzte Vidors Konzipient zu mir und teilte mir mit, daß sein Chef verhaftet worden, aber in seiner Wohnung in Verwahrsam gehalten werde. Man hätte ihn und seine Wohnung durchsucht, und natürlich hätte die Polizei auch die Abschrift von Töröks Brief gefunden. Na, das konnte gut werden. Die beschlagnahmte Abschrift geriet Vázsonyi in die Hände, denn er war Justizminister. Vázsonyi erklärte darauf Andrásy, meine Handlungsweise wäre ein Verbrechen, für das er mich ins Zuchthaus bringen würde.

Mit meiner Verhaftung wollten sie aber so lange warten, bis die Schweizer Schriften eingetroffen waren, denn sie glaubten allen Ernstes, daß diese äußerst kompromittierend sein würden. Die weiteren Entwicklungen erfuhr ich ganz zufällig, teils durch die Liebenswürdigkeit des Majors Konsten, teils durch einen Freund, der auch mit Vázsonyi auf vertraulichem Fuße stand.

Meszlényi, dem Török den Brief geschrieben hatte, und der das angebliche Safes verwahrte, hatte in Budapest Verwandte und auch Brüder. Einer von diesen war Richter, ja sogar dem Justizministerium zugeteilt. An diesem Punkte wollten sie die Sache anpacken und Meszlényi die Schriften entlocken. Nach der Behauptung des Majors Konsten schickte Vázsonyi einen Kurier in die Schweiz, ich glaube, den Richter Meszlenyi selbst, mit dem Auftrag, den Inhalt des „Thais-Safes“ mitzubringen. Der betreffende Herr kam aber nur bis zur Grenze, dort wollten ihm die Militärorgane von der Quarantäne, trotzdem er sich auf Vázsonyi berief, durchaus nicht befreien, so daß er, um nicht wochenlang, wie es im Krieg oft geschah, an der Grenze warten zu müssen, ohne sich dabei die Schriften beschaffen zu können, lieber mit leeren Händen heimkehrte. Was ihm das von Vázsonyi eintrug, weiß ich nicht, aber mein obenerwähnter Freund erzählte mir, wie sehr Vázsonyi gewütet hätte, und wie er verlangte, der Kurier möge sofort umkehren und die Grenze überschreiten. Sie fürchteten nämlich, ich könnte, wenn sie mir nicht zuvorkamen, auf irgendeine Art Töröks Originalbrief hinausbefördern und ihnen die Schriften vor der Nase wegfischen. Welch große Anstrengungen sie machten, wird später aus der Geschichte des vielgenannten



Spions Konsten klar werden. Um sie wenigstens auf diesem Wege zu beruhigen, muß ich ihnen erzählen, daß der Apotheker Alexander Szántó, derselbe, der während der Oktoberrevolution dem General Lukacsich auf meine Bitte zur Flucht verhalf und ihn in seiner Wohnung verborgen hielt, gerade um jene Zeit in die Schweiz fuhr, und daß ich ihn bat, das Töröksche Dossier von Meszlényi zu verlangen. Nach kurzer Zeit verständigte mich Szántó, er habe mit Meszlényi gesprochen, der ihm gesagt habe, wir sollten doch diesem Märchen nicht aufsitzen, Török habe ihm niemals irgendwelche Schriften übergeben, so daß er diese selbstverständlich auch nicht aufbewahrte. Ich selbst war dem plumpen Märchen leider aufgesessen.

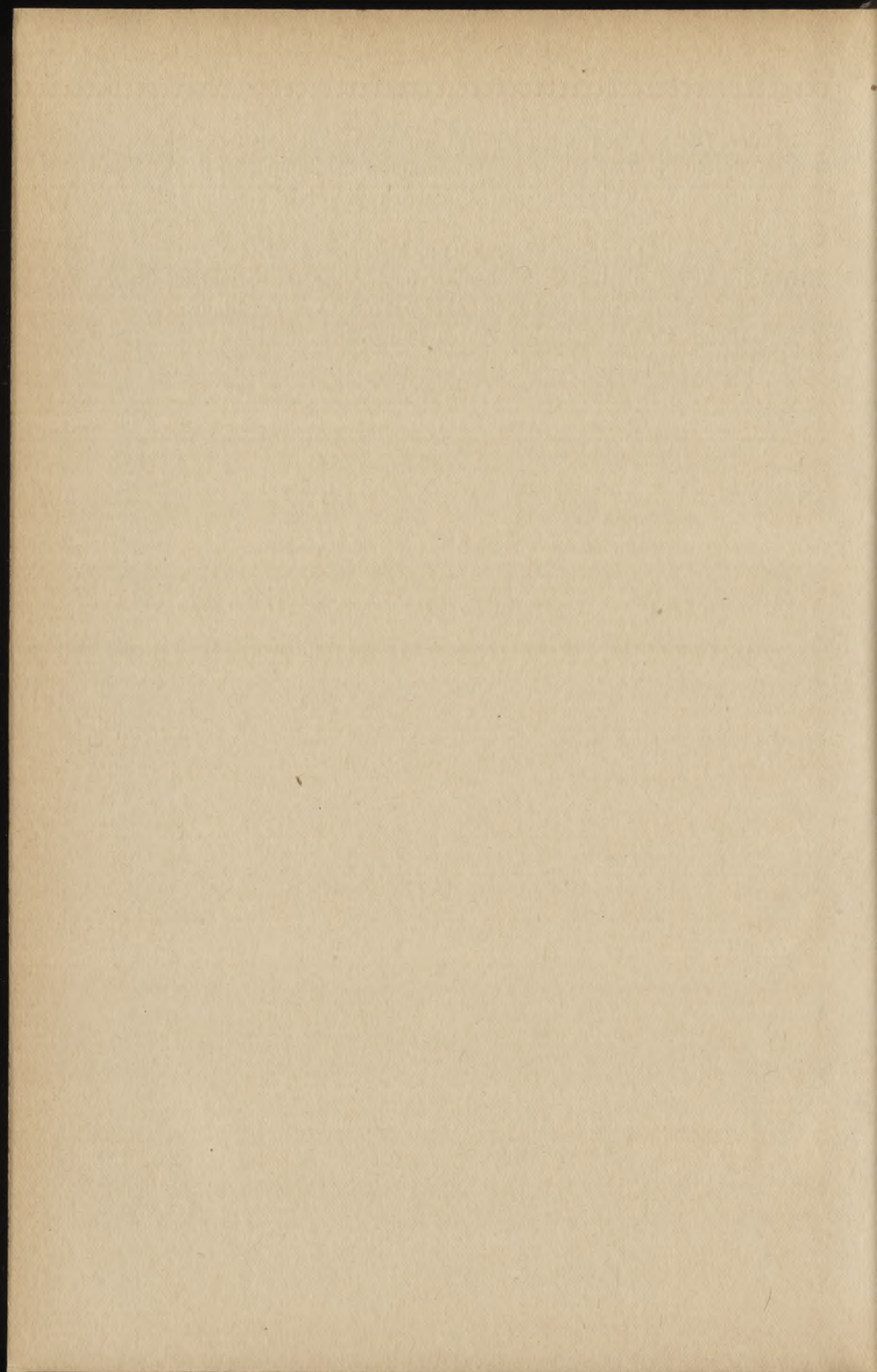
Als Török nach der Oktoberrevolution frei wurde, erzählte er mir selbst, sein Rechtsanwalt Vidor, dem er kein Mißtrauen entgegenbringen konnte, habe ihm immerfort zugesetzt, er möge ihm die Schriften übergeben, er, Vidor, würde sie mir schon zukommen lassen. Er habe dem Staatsanwalt deshalb von angeblich in der Schweiz deponierten Schriften gesprochen, um in die Schweiz hinauszugelangen, aber Vidor wollte ihm durchaus nicht glauben, daß die Geschichte von den Schriften ein bloßes Märchen sei und solche Schriften gar nicht existierten. Da er mir dadurch nicht schaden zu können glaubte, übergab er Vidor den an Meszlényi gerichteten Brief, in dem er schrieb, die Auslieferung des Inhaltes des angeblichen „Thais-Safes“ sei auch mein Gut. Doch weil er das übereifrige Auftreten Vidors nicht ganz verstand und es jedenfalls ein bißchen verdächtig fand, wagte er nicht, mich zu verständigen, daß das Ganze ein Bluff sei, und wollte aus dem gleichen Grunde auch nicht einen direkt an mich gerichteten Brief an mich senden oder hinausschmuggeln. Der Militäranwalt Töröks, Hauptmann Zsifkovics, übergab nach der Revolution die auf ihn bezüglichen Akten meinem Sekretär, und ich bin der Wahrheit die Erklärung schuldig, daß nach dem Zeugnis dieser Akten Török nie versucht hat, mich oder unsere Parteifreunde in irgendeine Anklage zu verwickeln. Andererseits gab auch der Staatsanwalt zu, daß man Török nur mehr wegen der Anklage, besser gesagt, des Verdachtes des Vaterlandsverrates gefangen hielt, denn seine Unschuld an dem gewöhnlichen Verbrechen, dessen er beschuldigt wurde, hatte er rasch klargestellt.



In der Hetze gegen mich erlitten meine Feinde das richtige Fiasko durch die Enthüllung des Majors Konsten, und hier brachen auch die Anschuldigungen Emmerich Károlyis vollständig zusammen.

Schon vor dem Januarstreik, seit meiner Schweizerreise kursierten bei der Polizei die wildesten Gerüchte über mich, und als die Behörden im Anschluß an die Affäre Török von der italienischen Mission im Jahre 1915 erfahren hatten, begann eine fieberhafte Untersuchung gegen mich.

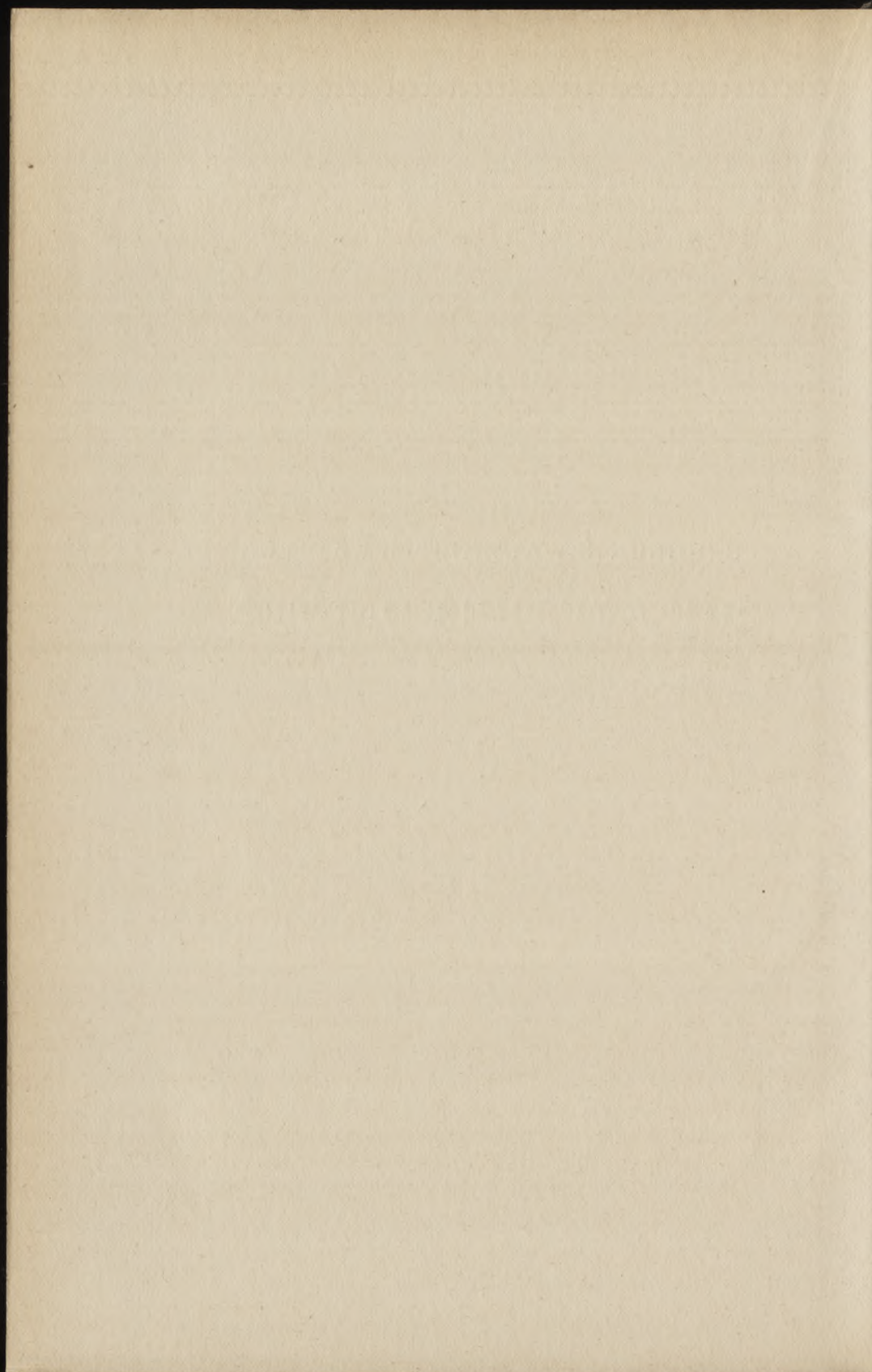






SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL  
**DIE AFFÄRE KONSTEN**







**A**m 26. Februar 1918 ließ sich mittags ein „Privatdetektiv Robinson“ bei mir melden. Meine Frau bat mich, ihn nicht zu empfangen, ich aber sagte ihr, man könne nie wissen, was so ein Besuch bedeute, und bald darauf saß ich Herrn Robinson gegenüber. Es stellte sich heraus, daß der Privatdetektiv in seiner Jugend unter dem Namen „Robinetti“ ein bekannter Preisringer war, und daß er noch früher Rosenfeld geheißen hatte. Seither hatte er sich ein Bäuchlein wachsen lassen und war kahl geworden. Seine geistigen Fähigkeiten blieben weit hinter seiner einstigen Muskelkraft zurück, reichten aber, wie man sehen wird, zur Erledigung gewisser Aufgaben immer noch hin.

Robinson teilte mir mit, daß er von irgendeinem deutschen Major, der sich in Budapest aufhalte, den Auftrag erhalten habe, kompromittierende, politische Daten gegen mich zu sammeln. Namentlich lege er auf einige jener Schriften Gewicht, die ich eben in einer großen Kiste nach Pará geschickt habe. Den Berichten seiner Spione habe jener Major nämlich entnommen, daß jene Kiste Dokumente enthalte, die sich auf meine französische Gefangenschaft bezogen, unter denen ihn besonders das Schriftstück mit den Bedingungen interessierte, auf Grund deren man mich im Jahre 1914 aus der Gefangenschaft entlassen hatte.

Robinson erklärte selbstbewußt, daß er zu patriotisch fühle, um gegen mich Spionage zu treiben, und daß er — wie er lächelnd hinzusetzte — auch zu gescheit sei, um derartige Ammenmärchen zu glauben. Er wisse, daß es solche Schriftstücke nicht gäbe. Allein er sei ein armer Teufel, und ein kleiner Verdienst käme ihm sehr erwünscht. Er bitte mich deshalb, ihm irgendein von mir stammendes Schriftstück zu geben; er erhalte dafür von seinem Auftraggeber Geld und könne mir überdies behilflich sein, jenen Major zu enthüllen.

Ich hatte damals tatsächlich mehrere Kisten nach Pará geschickt. Sie enthielten Wäsche, die wir in Pará waschen ließen. Dieser



deutsche Major — sofern er überhaupt existierte — hatte also zweifellos Vorgänge in meinem Hause beobachtet.

Ich wies Robinson nicht ab. Der merkwürdige Besuch beunruhigte mich und machte mich nervös. Ich fühlte, daß eine Maffia mich umgebe, und es schien mir möglich, mit Hilfe dieses Mannes die Fäden in die Hand zu bekommen, die zu ihr hinführten. Ich sagte also Robinson, daß er meinen Sekretär, Heinrich Simonyi, aufsuchen möge, ich würde mit diesem sprechen und ihn veranlassen, die nötigen Schriften auszufolgen.

Meinem Sekretär gegenüber machte Robinson ausführlichere Angaben über seinen Auftraggeber. Er teilte ihm mit, daß jener Major, der in deutschen oder türkischen Diensten stände, Hermann Konsten heiße und in der Nagy-János-Gasse 8 eine Wohnung und ein Bureau habe. Er tue sehr geheimnisvoll und habe auch ein geheimes Telefon, mit welchem die Budapester Zentrale nur dann Verbindungen herstelle, wenn der Anrufer das Losungswort: „Nobud“ hinzufüge. Nobud bedeute „Nachrichtenoftizier Budapest“. Robinson demonstrierte das auch gleich an Ort und Stelle, rief aus dem Palais Károlyi Nobud an und wechselte mit dem Major Konsten ein paar Worte. Heinrich Simonyi hörte auch die Antworten Konstens, aus denen hervorging, daß Robinson wirklich damit beauftragt war, Schriften von mir an sich zu bringen. Wie aus den weiteren Mitteilungen Robinsons hervorging, müsse er hauptsächlich jene Schriftstücke beschaffen, die sich auf meine Beziehungen zur Entente, meine Verbindung mit den Sozialisten — namentlich seit dem Januarstreik — und meinen Nexus mit den Freimaurern bezogen.

Simonyi übergab Robinson, wie verabredet, einige belanglose Schriftstücke politischer Natur, und zwar nur zu dem Zwecke, um der Sache auf den Grund zu gehen. Diese Schriftstücke enthielten durchaus gleichgültige Dinge, aber sie bewiesen immerhin, daß es Robinson gelungen war, zu mir zu gelangen. Er erhielt auch von dem geheimnisvollen Major für diese Dokumente 5000 Kronen. Von dieser Summe übergab Robinson meinem Sekretär einen Tausender, den wir markierten und weglegten.

Eines wußte ich also: Es gab hier in Budapest jemanden, der nicht nur jeden meiner Schritte verfolgte, sondern meinen Ruin im Schilde führte. Ich hätte gern Näheres darüber erfahren, was dieser Herr in Budapest treibe, und hätte meine Erfahrungen gern an die



Öffentlichkeit gebracht. Es schien mir also richtig, mit diesen Ausforschungen jemand zu betrauen, dessen Wort vor der Öffentlichkeit Gewicht habe.

Herr Konsten selbst kam mir zu Hilfe. Eines Tages verlangte er von Robinson, daß dieser ihn mit meinem Sekretär, Heinrich Simonyi, zusammenbringe. Er zweifelte offenbar keinen Augenblick daran, daß es ihm mit Geld gelingen würde, meinen Sekretär zu bewegen, mich ihm auszuliefern. Daß er sich damit auf einen gefährlichen Weg begab, schien Konsten nicht zu fühlen; er war überzeugt, daß er schlimmstenfalls mit der Gewalt der Kriegsmacht, die hinter ihm stand, jede Kritik unterdrücken könne. Ich suchte daher einen zur Enthüllung dieses „Nobud“ geeigneten Mann, fand ihn aber lange nicht. Endlich erwähnte einmal der Maler Nikolaus Vadász, der mich damals zeichnete, daß sein Freund Paul Kéri, der Mitarbeiter des „Az Est“, sicher geneigt sein würde, dieses Unternehmen durchzuführen. Er brachte Kéri zu mir, den ich damals erst persönlich kennenlernte. Kéri war ein Anhänger meiner Politik und zur Ausforschung und Enthüllung des Intrigenspiels sofort bereit.

Es schien nicht leicht, die Sache in die richtigen Wege zu leiten, denn Kéri war in Budapest sehr bekannt, und der gegen mich wühlende Major stand mit der Polizei in Verbindung, so daß man mit einem Eingreifen der Polizei rechnen mußte, noch bevor wir irgendein Resultat erreicht hatten. Allein, es kam anders. Der Leichtsinn, die Unbeholfenheit und die Tollkühnheit des Beauftragten der deutschen Heeresleitung machte es uns verhältnismäßig leicht, seine Ränke aufzudecken und zu vereiteln. Paul Kéri übernahm es tapfer, die ganze Arbeit allein zu vollbringen. Eines Abends suchte er den Major Konsten in dessen Wohnung auf und ließ sich als mein Sekretär Simonyi anmelden. Er hatte die Absicht, Konsten, falls dieser ihn erkennen sollte, offen mitzuteilen, daß wir seinen Machinationen auf die Spur gekommen seien, und ihm mit einem großen Skandal zu drohen, falls er sie nicht sofort einstelle. Major Konsten aber schöpfte keinerlei Verdacht, empfang Kéri als Simonyi, zeigte sich hochofrenut darüber, daß ihn mein Sekretär aufsuche und machte ihm auch gleich verschiedene Anträge. Diesem ersten Besuch folgten später mehrere andere, und Kéri unterhandelte mit dem deutschen Major als Simonyi darüber, wie man mich verraten



und zugrunde richten könne. Schließlich freundeten sie sich so an und wurden so vertraut, daß der deutsche Major Kéri auch andere, gar nicht zur Sache gehörige politische Nachrichten mitteilte.

Nach der Darstellung Kéris war dieser Beauftragte der deutschen Heeresleitung ein rasierter, untersetzter Mann, der im Äußeren und in seinem Benehmen dem Typ des deutschen Burschenschafters nahekam. Seine Zimmer waren mit verschiedenen Reiseandenken aus dem Orient, mit türkischen Nargilehs, chinesischen Seiden usw. angefüllt. Der Zugang zu seiner Wohnung war nur durch Vermittlung des Hausmeisters und unter Beobachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln möglich, sein Diener war ein ungarischer Offiziersbursche. Der Mann machte übrigens einen auffallend unruhigen, nervösen Eindruck, und man mußte darüber erstaunt sein, ihn mit so wichtigen Missionen betraut zu sehen. Daß Konsten seinen Auftrag von der deutschen Heeresleitung überhaupt erhalten konnte, war sicherlich nur infolge der Haltung möglich, die leitende ungarische, politische Kreise einnahmen. Denn Konsten war nicht nur Major, Spionagechef und politischer Kontrolleur in Budapest, sondern entfaltete auch in der Interessensphäre Emmerich Károlyis und der Ungarischen Bank rege geschäftliche Tätigkeit, stand mit dem Generaldirektor dieser Bank, Simon von Krausz, in lebhaftem Geschäftsverkehr und veröffentlichte im „Budapesti Hirlap“ große Artikel über die deutsch-ungarischen kommerziellen Expansionen nach dem Osten, für welche er die materielle Unterstützung der deutschen Heeresleitung verschafft hatte. Ich halte es für wahrscheinlich, daß seine Beziehungen zum Grafen Emmerich Károlyi ihn dazu gebracht hatten, die Leitung der gegen mich inszenierten politischen Hetze in die Hand zu nehmen. Auf diese Weise wurde er in Budapest eine mächtige Persönlichkeit.

Als Kéri, den er für meinen Sekretär Simonyi hielt, mit ihm bekannt geworden war, machte ihm Konsten sofort den Antrag, ihm jene, mich belastenden Schriften gegen eine Belohnung von 50 000 Kronen zu verschaffen. Um ihn in Sicherheit zu wiegen, stellte sich Kéri schwankend und erklärte die Sache für allzu gewagt.

— Wenn es herauskommt, so muß ich mich erschießen.

— Es kann nichts herauskommen und Ihnen kann gar nichts geschehen. Höchstens verlieren Sie Ihre Stellung, aber ich verschaffe Ihnen eine weit bessere, vertröstete ihn der Major.



Er erkundigte sich dann, wie groß seine Bezahlung sei, versicherte ihn nochmals, ihm eine weit einträglichere Stellung zu verschaffen, machte auch geringschätzigte Bemerkungen über mich, und als er dann glaubte, sein Opfer bereits genügend präpariert zu haben, rückte er mit seinen eigentlichen Wünschen heraus.

In erster Reihe brauche er die Aufzeichnungen oder Daten über jene Gespräche, die ich mit den Arbeiterführern und den Freimaurern gepflogen hätte, und in welchen ich die Arbeiter zum Streik ermuntert habe. Hierbei nannte der Major neben einer Menge völlig unbekannter Namen auch die zweier existierender Arbeiterführer. Es war leicht ersichtlich, daß er sich diese Daten für gutes Geld von Spionen verschafft habe. Ich habe Unterhandlungen ähnlicher Natur mit Arbeiterführern nie gepflogen, doch die Regierung und die deutsche Heeresleitung hatte natürlich ein Interesse daran, meine Mitwirkung an den Streikbewegungen im Januar festzustellen, und diese Feststellung hatte nun Major Konsten übernommen, der von irgendwelch verworfenen und dummen Spionen gegen mich gerichtete politische Berichte aufkaufte und so die Arbeit der Regierung unterstützte.

„Ich habe erfahren,“ sagte der Major, „daß Károlyi nur aus der französischen Gefangenschaft entlassen wurde, da er sich Poincaré gegenüber schriftlich verpflichtete, zu Hause die Politik der Entente zu unterstützen.“

Kéri erbat einen Zeitaufschub, um dieses Dokument in seine Hände zu bekommen, Konsten aber war ungeduldig und überredete ihn immer eifriger.

„Sie brauchen gar keine Bedenken zu haben, lieber Herr Simonyi, der Graf ist ohnehin ein verlorener Mann, der Graf ist nicht mehr zu retten. Übrigens wollen wir ihn ja nicht aufs Schafott bringen, aber es muß um jeden Preis erreicht werden, daß Graf Michael Károlyi aus der ungarischen Politik verschwindet. Und jetzt will ich Ihnen auch sagen, in welcher Weise wir vorgehen werden. Sie können darüber beruhigt sein, daß dem Grafen als Privatmann nichts geschehen wird. Wir werden die Dokumente und Daten, die sie mir verschaffen werden, dem Grafen Julius Andrássy mit anderen, noch zu beschaffenden belastenden Schriften vorlegen und ihn darum ersuchen, seinen Schwiegersohn zu bewegen, sich vom politischen Leben zurückzuziehen. Wir werden Andrássy zu ver-



stehen geben, daß dies der Preis dafür sei, daß sein Schwiegersohn den gesetzlichen Folgen, dem Gefängnis und vielleicht noch Schlimmerem entgeht. Sollte es Andrassy nicht gelingen, seinen Schwiegersohn zu diesem Schritt zu bewegen, dann wären wir freilich gezwungen, Károlyi zugrunde zu richten. Ich bin aber sicher, daß seine Familie genug Einfluß auf ihn haben wird, um ihn von der politischen Arena abtreten zu lassen. Das kann in der Weise geschehen, daß Károlyi den Blättern mitteilen wird, er sei krank. Diese Krankheit wird sich immer mehr verschlimmern, schließlich wird er irgendwo hinfahren, in die Provinz oder in ein Bad und bis zum Ende des Krieges dort bleiben. Andrassy wird das bei seinem Schwiegersohn sicher erreichen, denn es ist ja auch Andrassys Interesse. Andrassy weiß gar nicht, wie schwer ihn die Familienbande mit Károlyi auch politisch belasten. Bei der jetzigen Gestaltung der Lage zum Beispiel hätte Andrassy sicher zu einer Rolle gelangen können, aber als Schwiegervater Károlyis schien er der deutschen Heeresleitung nicht vertrauenswürdig. Solange sein Schwiegersohn Politik treibt, kann Andrassy keine das Schicksal der Monarchie oder Ungarns bestimmende Rolle übernehmen.

Als Kéri, um den Schein zu wahren, noch immer zögerte und schwankte und endlich auch eine Anspielung daraufhin machte, daß 50 000 Kronen nicht viel Geld seien, schlug der Major einen energischen Ton an und meinte: Man muß mit dem Gelde der deutschen Bevölkerung sparsam umgehen. Mehr kann ich nicht geben!

Zur Rettung der Ehre meines angeblichen Sekretärs schlug der in solchen Dingen offenbar geübte Major folgendes vor: Man werde Simonyi, nachdem er die Dokumente und Daten übergeben habe, verhaften, damit nicht der geringste Verdacht auf ihm sitzen bleibe. Ein paar Tage werde er in Haft bleiben, wobei der Major für gute Verpflegung und besonders rücksichtsvolle Behandlung Sorge tragen werde. Dann werde er freigelassen, müsse vorwurfsvoll zu mir kommen und darauf hinweisen, in welche Situation ihn meine Politik gebracht habe, seine Sekretärstelle niederlegen — worauf er nach kurzer Zeit eine ungleich einträglichere und angenehmere Stellung beziehen würde, die ihm Graf Emmerich Károlyi, der Präsident der Ungarischen Bank, zur Verfügung stelle.

Endlich einigte sich Kéri mit dem Major dahin, die nötigen



Dokumente beschaffen zu wollen, darunter aber jene, deren Verschwinden mir bald auffallen müsse, nur zu photographieren und zurückzulegen. Sofort nach Übergabe der Daten habe er die ausbedungenen 50 000 Kronen zu bekommen. „Die 50 000 Kronen sind hier in der Lade“, sagte der Major, auf den Schreibtisch schlagend; „und später folgt die fette Stellung bei der Ungarischen Bank.“

Ein paar Tage lang hielt Kéri den Major noch hin und nahm unterdes viele interessante und charakteristische Äußerungen entgegen. Schließlich stand die Sache tatsächlich so, daß nicht der Major Konsten über Károlyi erfuhr, was er erfahren wollte, sondern daß wir aus dem Munde des Spionagechefs die ganze gewalttätige Rolle der deutschen Heeresleitung in der ungarischen Politik genau kennenlernten. So erzählte der Major unter anderem, in welch vertrautem Verhältnis er zu Vázsonyi und Szurmay stehe, die alle Details der gegen mich gerichteten Spionage aufmerksam verfolgten und ihn andauernd ermutigten und unterstützten. Konsten zeigte Kéri auch die Akten des wegen des offenen Briefes an Emmerich Károlyi vom Honvédgericht gegen mich anhängig gemachten Verfahrens, die in einem Bündel vor ihm lagen. Er erzählte ihm, in welch enger Verbindung er mit dem General Hohenburger, dem Präsidenten des obersten Honvédgerichtes, stehe, der die Untersuchung in dieser Angelegenheit führe. Ebenso lagen auch die Akten des Prozesses Johann Török vor ihm, und Konsten las Kéri längere Teile daraus vor.

Er erzählte weiter, wie sehr es die deutsche Heeresleitung beunruhige, daß König Karl und die Königin dem Frieden zuneigten, und wie sehr es die deutsche Heeresleitung verurteile, daß der König mich empfange, wobei sich Konsten wenig ehrerbietiger Ausdrücke über den König bediente.

Die Regierung Wekerle machte damals wieder eine Krise durch, und Konsten führte mit meinem angeblichen Sekretär lange Gespräche über die voraussichtliche Gestaltung der neuen Regierung. Er teilte ihm mit, daß die deutsche Heeresleitung gern den Grafen Stefan Bethlen als Ministerpräsidenten gesehen hätte, was leider aus innerpolitischen Gründen nicht möglich sei. Konsten scheute sich auch nicht, Kéri alle bei ihm eingelaufenen Spionageberichte gegen mich vorzulegen und immer hinzuzufügen, von wem und für



welche Summe er sie erhalten habe. So hätte er u. a. von einem gewissen Emil Szittyá — einem verkommenen Skribenten, der wiederholt politische Spitzeldienste leistete — angeblich sehr wichtige Daten erhalten. Ferner teilte er Kéri mit, welch wertvolle Informationen über mich ihm einer meiner „Vertrauten“, namens Attila Orbok, gebracht habe (Orbok war später unter dem weißen Terror Nationalversammlungsabgeordneter). Konsten erzählte, daß Orbok — den ich übrigens kaum kannte — unter dem Titel zu meinen vertrautesten Freunden zu gehören, beim deutschen Generalkonsulat in Budapest als Spion angestellt und ihm, Konsten, für seine Kampagne gegen mich zugeteilt worden sei. Als die Affäre Konsten bekannt geworden war, veranstaltete der Journalistenverein gegen Attila Orbok eine Untersuchung, bei welcher Orbok zugab, Mitglied der deutschen Spionageorganisation gewesen zu sein. Er verteidigte sich damit, daß er nur auf diese Weise vom Militärdienst befreit werden konnte: Nach seiner Einberufung habe ihn das deutsche Generalkonsulat wissen lassen, es werde ihn davor bewahren, an die Front zu kommen, wenn er die Spionage gegen mich übernehme. (Nach dem Ergebnis der Untersuchung trat Orbok freiwillig aus dem Journalistenverein aus.)

Konsten zeigte Kéri auch verschiedene Briefe, darunter solche aus dem Ausland, wo er gleichfalls Spione gegen mich unterhielt und auch solche, die an mich adressiert waren, die ich aber nicht bekommen hatte, weil sie von der Post direkt an Herrn Konsten gelangten und dort blieben.

„Die Korrespondenz Károlyis kommt von der Post immer erst zu mir, und erst dann erhält sie Károlyi, wenn er sie überhaupt erhält.“

Kéri hatte von diesen aufgefangenen Briefen den Eindruck, daß sie im Auslande schon mit der Absicht fabriziert worden waren, um mich zu kompromittieren, was sie aber auf überaus primitive und läppische Weise taten. Der Major in Budapest zahlte nämlich freigebig, nicht nur in Budapest, sondern auch im Auslande, was sich in den Kreisen des von solchen Geldern lebenden Gesindels rasch verbreitete. Ich halte es für ausgeschlossen, daß Konsten all den Unsinn, den er da von seinen Spionen vorgesetzt bekam, glaubte. Ich bin vielmehr überzeugt, daß er sich gar nicht darum kümmerte, ob diese Dinge wahr oder auch nur glaubwürdig seien — ihm war es nur wichtig, mit allen Mitteln immer irgendwelche



kompromittierende Schriften gegen mich zusammenzuscharren. Nach der Enthüllung der Konsten-Affäre, als auch die Post es nicht mehr wagte, meine Korrespondenz vorher Herrn Konsten zur Begutachtung zu unterbreiten, bekam ich aus der Schweiz den Brief einer mir völlig unbekannten, exaltierten russischen Revolutionärin, mit der ich nie in irgendwelcher Verbindung gestanden war, und die mir in ihrem Schreiben über irgendeine Versammlung Bericht erstattete, an der ich angeblich teilgenommen hatte, obwohl ich damals gar nicht in der Schweiz war. Kéri sah ferner bei Konsten einen Brief, aus dem hervorging, daß mir eine Bankfirma „Neufchatel u. Comp.“ in Frankfurt ständig größere Gelder überweise. Ich muß nicht sagen, daß ich nichts von dieser Firma wußte; wie wir später feststellten, gibt es in Frankfurt gar keine Firma dieses Namens. Dies war nur die erste Quelle jenes unglaublichen Märchens, daß mich die Entente mit französischem Gelde gekauft habe. Als während des weißen Terrors dann die Hetze gegen mich losging, konnte ich überhaupt alle laut werdenden Verleumdungen bereits als gute Bekannte begrüßen, denn sie hatten alle in der famosen Kanzlei des Majors Konsten ihren ersten Ursprung.

Als wir derart alles nur Wissenswerte bereits erfahren hatten, mußten wir endlich überlegen, auf welche Weise wir diese Dinge an die Öffentlichkeit bringen sollten. Unter dem Terror der Kriegseinrichtungen schien dies recht schwer. Ich zog vor allem meinen Abgeordnetenkollegen, Ferdinand Urmanczy, ein unabhängig gesinntes Mitglied der parteilosen Opposition, ins Vertrauen, der sich aber erst nach längerem Zögern bereit erklärte, die Sache im Parlament zur Sprache zu bringen und auch dies nur in der Weise, daß er einen Teil der von uns erforschten Dinge verschwieg oder milderte. Wir planten deshalb folgendes: Am selben Tage, an welchem Urmanczy seine Interpellation im Abgeordnetenhouse vorbringe — dies würde vormittags geschehen —, sollte in dem zu gleicher Zeit erscheinenden „Az Est“ ein Artikel Paul Kéris erscheinen, welcher das ganze Intrigenspiel Konstens vollständig, also mit Inbegriff der von Urmanczy verschwiegenen Details darstellen sollte. Dies scheiterte aber an der Tapferkeit des Chefredakteurs des „Az Est“, Andor Miklós, der die Rache der deutschen Heeresleitung fürchtete und so überzeugt davon war, daß ihm selbst die ungeschickten und in die Falle geratenen deutschen Intriganten



Schaden zufügen würden, daß er unbedingt auf Kürzungen in dem Artikel Kéris bestand.

Ferdinand Urmanczy brachte am 11. Mai seine Interpellation im Abgeordnetenhouse vor und richtete die Frage an die Regierung, wie sie es zulassen könne, daß militärische Organe einer fremden Macht sich — und noch dazu mit solchen Mitteln — in die ungarische Politik einzumengen wagten. Die Interpellation rief unglaubliche Bestürzung hervor, und alle, die in diese schmutzige Affäre verwickelt waren, wurden von heftigem Schrecken erfaßt — einige unter ihnen saßen damals auf den Ministerfauteuils. Sofort trat natürlich die große Vertuschungsmaschine in Aktion, und der Kriegszensur sowie den übrigen kriegerischen Machtmitteln gelang es auch, bis zu einem gewissen Grade die allgemeine Erregung zu dämpfen. Die deutsche Regierung gab ein Dementi heraus, in welchem sie Konsten verleugnete, der, wie sie erklärte, gar kein Major sei und in keinerlei Beziehung zur deutschen Heeresleitung oder zum Budapester Generalkonsulat stehe. Die Dummheit und Kurzsichtigkeit Konstens ging übrigens so weit, daß er sich von der Vorspiegelung, es fände im Abgeordnetenhouse eine große Károlyi-Enthüllung statt, an jenem Tage auf die Galerie locken ließ, wo er Zeuge seiner eigenen Hinrichtung sein konnte. Allerdings verließ er dann das Parlament so schleunig, daß er sogar seinen Hut dort vergaß. Unmittelbar darauf wurde er entlassen.

Da nun die Zensur energisch dazwischentrat, konnte ich auf all die verschiedenen Dementis und Ableugnungen nicht antworten. Ich konnte also auch nicht, wie ursprünglich beabsichtigt — da ich offiziell sofort Lügen gestraft worden wäre —, mitteilen, daß das deutsche Generalkonsulat mit der Wohnung Konstens in der Nagy-János-Gasse in engster Verbindung stand, daß Konsten im deutschen Generalkonsulat ein Amtszimmer hatte, in welchem er sich zwar nicht ständig aufhielt, doch gelegentlich Parteien empfangt, und daß auf dem Generalkonsulat in der Liste der geheimen Telephonnummern, die an der Wand hing, auch die mit „N.O.Bud.“ bezeichnete Nummer angegeben war, sowie daß Konstens gesamte dienstliche Korrespondenz über das Generalkonsulat ging. Wir stellten ferner fest, daß der Pressechef der Regierung und Vertrauensmann Wekerles Heinrich Gonda es war, welcher Konsten jene Wohnung in der Nagy-János-Gasse überlassen hatte, was uns



— wenn wir es nicht längst gewußt hätten — allein bewiesen hätte, daß Konsten mit der ungarischen Regierung in engem Konnex stehe. Woraus übrigens der Major selbst nie ein Geheimnis gemacht hatte.

All dies gelangte im Rahmen einer Immunitätsanmeldung des Abgeordneten Alexander Juhász-Nagy am 13. Mai im Abgeordnetenhaus zur Kenntnis der Regierung. Doch unter dem Druck der Kriegszensur war es nicht möglich, die Affäre weiter in der Öffentlichkeit zu ventilieren. Überdies nahmen damals die verhängnisvollen deutschen Niederlagen ihren Anfang, und so wandte sich auch das allgemeine Interesse von diesem perfiden Spionagemanöver ab, das mir fast das Schicksal Caillaux' bereitet hätte.

Die Konsten-Affäre gewährt einen Einblick in den politischen Betrieb des deutschen Generalstabes. Sie läßt erkennen, daß der Generalstab seine eigene Diplomatie hatte, die über die Köpfe der amtlichen Diplomatie hinwegarbeitete. Und zwar, wie man sieht, höchst ungeschickt, in vollkommener Verkennung der Verhältnisse und der Menschen, mit leichtsinnigen, unbeholfenen, zweifelhaften Existenzen arbeitete, die selbst ihrem schmutzigen Handwerk nicht gewachsen waren.

Dieser Konsten z. B., der in Budapest ein so großer Mann war, dessen Gunst von Ministern, Generalen und Bankdirektoren gesucht wurde, war im Zivil ein kleiner Polizeibeamter. Die deutsche Regierung ernannte ihn dann im Kriege zum sogenannten Zivilmajor. Dieser Rang berechtigte zum Tragen einer Uniform, auf welcher nur ein kleines Abzeichen darauf hinwies, daß ihr Träger kein richtiger deutscher Offizier sei. Der Spionmajor arbeitete erst in der Türkei und wurde dann zum deutschen Nachrichtenoffizier in Budapest ernannt. Als solcher hatte er nicht nur die Spionage und Gegenspionage zu leiten, sondern auch mit den politischen Behörden in Fühlung zu treten. Hieraus entwickelte sich dann eine ebenso bemerkenswerte wie drollige Situation: Da während des Krieges tatsächlich überall das Militär regierte, und zwar überall dort, wo auch deutsches Militär vorhanden war, dieses und nicht das österreichische, so lag in Wahrheit die höchste Regierungsgewalt in Budapest in den Händen des deutschen Nachrichtenoffiziers. Es ist ganz unglaublich, wie sehr alle Fäden bei ihm zusammenliefen.

Nach seiner schmachvollen Niederlage verschwand Major Konsten spurlos aus Budapest, und damit schwand die Hoffnung aller jener,



die mich mit Verleumdungen und Spionberichten ins Gefängnis bringen wollten. Ladislaus Sándor, der damalige Polizeichef, der zur engeren Umgebung Vázsonyis gehörte, bestätigte, was auch Konsten immer wieder erklärte, daß Vázsonyi in nächtelangen Beratungen immer wieder so hartnäckig meine Verhaftung forderte, daß alle den Eindruck hatten, dies sei zu seiner fixen Idee geworden. Nachher verstummte er ebenso wie Emmerich Károlyi.

Konsten war also gefallen, und als mich im Laufe des Sommers der Militäranwalt Zsivkovics in der Affäre Török verhörte (und zwar nicht als Zeuge, sondern so verhörte, als ob ich verdächtig sei, denn das Verhör dauerte vom frühen Morgen mit kurzen Unterbrechungen bis zum späten Abend, offenbar, um durch physische Erschöpfung und die vielerlei Kreuzfragen doch etwas aus mir herauszuholen), war er sehr verblüfft, zu erfahren, daß wir — wie ich zu Protokoll gab — unser gesamtes Vorgehen durch den Grafen Julius Andrássy zur Kenntnis des Königs und des damaligen Außenministers Baron Stefan Burian gebracht hatten, und daß uns dafür sogar Dank ausgesprochen worden sei! Nun, da die Konsten-Bombe geplatzt war, schien auch den Militäranwalt seine Tapferkeit zu verlassen. Bisher hatte er das Verhör ersichtlich so geführt, als ob er nicht glaube, daß ich nichts zu verheimlichen hätte.

Mein Privatsekretär, welcher den Staatsanwalt einmal im Laufe des tagelang währenden Verhöres aufsuchte, um ihm mitzuteilen, daß ich am betreffenden Tag am Erscheinen bei ihm verhindert wäre, machte die Bemerkung, daß die ganze Affäre ja noch ihre Fortsetzung im Parlamente haben werde, da es ja noch aufzuklären galt, wer es gewesen sei, der im Verlauf des ganzen Verfahrens die Abschriften der Protokolle Major Konsten und dem Grafen Imre Károlyi ausgehändigt habe. Der Staatsanwalt bemerkte daraufhin, wie zu seiner Rechtfertigung, er habe keinerlei Unregelmäßigkeiten begangen, er sei nur den Weisungen seiner vorgesetzten Behörde nachgekommen, der er auch die Abschriften der Protokolle zugeschickt habe, im übrigen habe er, seinerseits, längst die Überzeugung gewonnen, daß ich nichts verbrochen hätte. Dieser Staatsanwalt zählte zu jener Gattung der lenkbaren Staatsanwälte, deren Zeit in Ungarn mit den beiden Revolutionen und der Gegenrevolution angebrochen war. Nachdem unsere Staatsanwälte zum größten Teil beiden Revolutionen zu Diensten gestanden waren, eilten sie,



sich auch der Gegenrevolution nach besten Kräften zur Verfügung zu stellen. Sie verstanden es aber jeweils ausgezeichnet, ihre Stimme nach den augenblicklichen Chancen ihres Brotgebers zu modulieren. Während des Verlaufes des Prozesses gegen die Volkskommissäre war es heiter anzusehen, wie die Staatsanwälte des christlichen Kurses ihre Stimme frei erhoben, sooft die Russen an der polnischen Front vorrückten, wie sie sie sinken ließen, sooft die Russen zurückgedrängt wurden.

Imre Károlyis Anklagen erschöpften sich weder in den unglaublichen, lächerlich anmutenden Angaben des Majors Konsten noch in der Török-Affäre. Er hatte noch andere Anklagen vorzubringen. Ich will nun vor die Tribüne der Öffentlichkeit bringen, was Imre Károlyi in seiner Eingabe zu beweisen bemüht war.

Um den Beweis dafür zu erbringen, daß ich seit langem vaterlandsverräterische Absichten hegte, die darauf hinausliefen, zum Feind überzugehen, die Revolution vorzubereiten, den König vom Thron zu stürzen, berief er sich auf eine Äußerung, die ich im Nationalkasino gemacht hatte, auf ein Telefongespräch usw. Er zählte sogar Zeugen auf, die die Äußerung bekräftigen konnten, den Fürsten Géza Odesscalchi, Friedrich Kállay, den Grafen Siegfried Pappenheim. Der Fürst Odesscalchi (der whip des Grafen Tisza im Nationalkasino) erfreute sich allda, ebenso wie Fürst Windischgrätz, nicht gerade des besten Rufes, denn seine Wahrheitsliebe wurde billig bezweifelt. Daß er über mich entstellte Nachrichten verbreiten sollte, nahm mich durchaus nicht wunder. Es befremdete mich hingegen, daß Graf Pappenheim, mein Schwager, oder Friedrich Kállay Unwahrheiten über mich verbreiten sollten. Letzterer war einer der Adjutanten Erzherzog Josefs und war daher mit dem Generalstabshauptmann Wild befreundet, der dem Siebenbürgener Generalstab des Erzherzogs Josef zugeteilt und seinerseits ein Getreuer des Majors Konsten und Imre Károlyis war. (Dieser Wild, der Kundschafteroffizier in Siebenbürgen war, erlaubte sich derartige Atrozitäten gegen die dortigen Rumänen, daß seine Kameraden den der Károlyi-Partei angehörenden Abgeordneten Karnél Kobek, der als Kraftfahrstoffizier dem Erzherzog Josef zugeteilt war, aufforderten, er möge in einer Interpellation Wilds Umtriebe dem Parlament enthüllen. Gegenwärtig ist Wild der Leiter einer Kundschafterstelle Horthys.) Mit meinem Schwa-



ger, dem Grafen Siegfried Pappenheim, war ich in ständigem Kontakt und in gutem Einvernehmen. Friedrich Kállay hatte, so schien es mir, auch keinen besonderen Grund, mich anzugreifen, er, der so lange Zeit hindurch meine Freigebigkeit in Anspruch genommen hatte und mir auch zu jener Zeit eine damals beträchtliche Summe Geldes schuldete. Nach einigen angestellten Erhebungen erwies es sich, daß nichts als ein aufgebauschter Klatsch so angewachsen war. Worauf Emmerich Károlyi seine Anklage gestützt hatte, war ein Kasinogespräch, das ich telephonisch mit meinem Schwager Pappenheim geführt hatte, der mich aus dem Kasino angerufen hatte. Im Laufe unseres Gespräches erzählte mir mein Schwager, der bayerischer Graf und als solcher deutscher Patriot ist, mit Begeisterung, welch großartige Leistungen jene Zeppeline vollbracht hätten, welche die englischen Küsten bombardierten. Ich antwortete ihm, daß mich das keineswegs entzücken könne, ich sehe keine Heldentat darin, daß offene Städte bombardiert, Kinder und Frauen getötet würden, und zornig fügte ich noch hinzu, so kämen wir dem Frieden nicht näher, eher noch, wenn jene Fabriken bombardiert würden, die solche Flugzeuge herstellen. Pappenheim erzählte dann kopfschüttelnd im Klub, dieser Michály sei doch ein Dickschädel, nichts sei ihm recht, was die Deutschen machen. Der Tratsch wuchs wie eine Lawine, und als die Nachricht von dem Telephongespräch im Wege Herrn Friedrich Kállays, der von Pappenheim darüber gehört hatte, Emmerich Károlyi erreichte, war er bereits zu einem grandiosen Projekt angewachsen: Zusammengehen mit dem Feind, Revolution, Bombenanschläge auf unsere Fabriken usw. usw. Die großzügige Legende hielt sich so lange, bis Graf Pappenheim und, wie ich vermute, auch Friedrich Kállay verhört wurden. Dann zerplatzte die Seifenblase.

Daß ich die Republik vorbereite, sollte aus der folgenden Geschichte hervorgehen: Eines Tages speiste ich im Familienkreise mit Andrássys im „Gänsezimmer“ des Nationalkasinos (so genannt nach einem dort hängenden Gemälde Paczkas, welches eine Gans darstellt). Jemand bemerkte im Scherz:

„Nun, wenn es so weitergeht, ist Vázsonyi in einem Jahr Präsident der Republik.“

„Vázsonyi?“ bemerkte ich, „das nicht, dann eher ich!“



Gewiß, viele werden den Kopf schütteln, und hätte ich es nicht schwarz auf weiß gelesen, ich hätte es selbst nie geglaubt, daß dieses scherzhafte Gespräch jemals als Unterlage zur Anklage dienen sollte, als ob ich mich gegen den König auflehnte und Präsident der Republik werden wollte.

In jenem offenen Briefe Emmerich Károlyis stand u. a. die Wendung zu lesen, ich verbreite „lügenhaft, wie ich bin“, dies und jenes. Nun war es an ihm, zu beweisen, daß er diese verletzenden Worte zu Recht gebraucht habe, daß ich also in der Tat ein lügenhafter Mensch sei. Das wollte er auf dem Wege bewirken, daß er in seiner Eingabe darlegte, ich hätte mich in einer meiner Reden darauf berufen, die Freiheitsideen von 48 schon mit der Muttermilch eingesogen zu haben, was doch gewiß eine ganz gewöhnliche Lüge sei, denn erstens habe mich meine Mutter nicht selbst genährt, zweitens habe sie mir auch die 48er-Freiheitsideen nicht beibringen können, da ich sie schon in meinem dritten Lebensjahre verloren habe. Braucht solche Beweisführung noch kommentiert zu werden? Meinem Gefühle nach hat, wer sich solcher Argumentation bedient, damit sich selbst trefflich charakterisiert. Doch muß ich den geneigten Leser bitten, sich all das ins Gedächtnis zurückzurufen, was ich am Anfang dieses Buches von der Rolle der Károlyis in der Revolution von 1848, von meinen beiden Großmüttern und von meiner Mutter aufgezeichnet habe. Meine arme Mutter konnte mich nicht nähren, noch auch konnte sie mich Petöfis „Talpra magyar“<sup>1</sup> lehren. Das stimmt. Doch überlasse ich es beruhigt dem Gewissen des unvoreingenommenen Lesers, sein Urteil darüber zu fällen, ob jenes saloppe Bild seinem Wesen nach wahr ist oder nicht.

Meine Lügenhaftigkeit bezeugt ferner die folgende Geschichte, von Emmerich Károlyi ebenfalls als Beweis in seiner Eingabe angeführt: Während des Krieges sprach mich einmal auf der Straße ein preußischer Offizier, einer jener unangenehmen preußischen Militärs, in schnoddrigem Tone an und fragte nach der Hauptpost. Ich erwiderte ihm auf französisch, es täte mir unendlich leid, aber ich spräche nicht deutsch. Der preußische Offizier war baff. Diesen komischen Vorfall pfl egte ich zuweilen selbst zu erzählen, um die

---

<sup>1</sup> Ein berühmtes Revolutionsgedicht Petöfis, in seiner Wucht und Wirkung der Marseillaise vergleichbar.



eingefleischten Preußenfreunde meiner Bekanntschaft auf eine harmlose Weise aufzuziehen. Emmerich Károlyi beruft sich in seiner Eingabe auch auf diese Geschichte, um mich triumphierend der groben Lüge zu überführen, da ich ja in Wirklichkeit ganz gut Deutsch könne! So blieb dem Armen nichts übrig, als nach dem jämmerlichen Scheitern der Konsten- und Sonnino-Beschuldigungen dieses erheiternde Dessert statt des Bratens aufzutischen.

Es ist mir jetzt nicht gegenwärtig, ob bereits in der Eingabe des Emmerich Károlyi die Konstense Beschuldigung, ich hätte die Meuterei in Cattaro angezettelt, in ernsterer Form gegen mich erhoben wurde, oder ob es diesbezüglich bei einer Andeutung blieb.

Dieser Meuterei, die am 1. Februar 1918 in Pola ihr Vorspiel gehabt hatte, dem bald darauf der eigentliche Aufstand in Cattaro gefolgt war, stand ich vollkommen fern. Ich hatte keine Ahnung von dieser Meuterei, selbst nicht nachdem sie längst unterdrückt worden war. Erst vom Grafen Julius Andrássy hörte ich über diesen Vorfall Näheres. Er erzählte mir, daß König Karl ihm gelegentlich einer Audienz im Tone des Vorwurfes sagte, er hätte es mir wahrlich nie zugemutet, daß ich Meutereien anstiften und mich überhaupt an so schwerwiegenden, gegen ihn gerichteten Machenschaften beteiligen würde. Er hätte das von mir auch nie geglaubt, nun hätte er aber erfahren müssen, daß ich einer der Anstifter der Meuterei in Cattaro wäre. Andrássy nahm mich in Schutz und erklärte, mich genügend zu kennen, um diese Behauptung bezweifeln zu dürfen. Hierauf gab ihm der König eine Schilderung der Vorgänge in Cattaro und wies das Original eines selbstverständlich inhibierten Telegrammes vor, in welchem die aufrührerischen Matrosen mir und Friedrich Adler ihren Gruß entboten. Dieses Telegramm ist mir nie zugestellt worden. Dem König wurde diese Handlung der Matrosen als vollgültiger Beweis dafür vorgelegt, daß die Meuterei von mir angezettelt worden wäre. Diese Matrosen waren offenbar friedensfreundlich gesinnt, und das war der Grund, warum sie mich, der ob seiner Friedensfreundlichkeit bekannt war, und den Sozialisten Friedrich Adler, der aus derselbe Ursache unter den österreichischen Matrosen noch um vieles volkstümlicher war, demonstrativ begrüßt hatten. Nur arge Böswilligkeit konnte darin genügenden Grund zu einer Anklage auf Hochverrat, zu der Beschuldigung, eine militärische Empörung angestellt zu haben, finden!



Ich wandte mich in einer Denkschrift an den König, an den meine Feinde dieses Telegramm, das mir nie zu Gesicht gekommen war, hatten gelangen lassen, und bat um die sofortige und dringliche Einleitung der Untersuchung. Nicht ein einziger der Matrosen war mir weder unmittelbar noch mittelbar je bekannt gewesen, und von ihren Plänen und Absichten wußte ich nicht das Geringste. Das klarzulegen schien so einfach zu sein, daß die Feststellung des wahren Sachverhaltes ohne weiteres erfolgen konnte. Doch gerade darum hütete man sich, meine Denkschrift meritorisch zu erledigen und mir Genugtuung werden zu lassen.

In jenen Memoiren, die Fürst Ludwig Windischgrätz nach dem Sturze der Bolschewiken in Buchform erscheinen ließ, feierte der Geist des Grafen Emmerich Károlyi neuerlich seine Auferstehung. Alle Konstenschen und Károlyischen Verleumdungen marschieren hier wieder auf, ohne die geringste Rücksicht auf den Umstand, daß sowohl ihr Ursprung als ihre völlige Verlogenheit seither aufgedeckt worden waren. Doch werden vom Fürsten auch neue Anwürfe gegen mich gerichtet. So schreibt er, er habe Kenntnis von einigen von mir an den König gerichteten Denkschriften, die geradezu von Loyalität überfließen und sich in der Kundgebung der Untertanentreue nicht genugtun könnten, obwohl ich zur Zeit ihrer Abfassung mit den Vorbereitungen zur Revolution beschäftigt gewesen sei.

Hieran ist wahr, daß ich im Laufe des Jahres 1918 dem König zwei Denkschriften, beide in persönlicher Sache, vorlegte. Die erstere betraf den oben erwähnten Fall der Meuterei in Cattaro. Ich sagte darin nur, was sowohl der Wahrheit als meinen Empfindungen entsprach, daß ich mich als treuen und loyalen Untertan Seiner Majestät fühle. Höfische Wendungen sind mir nie aus der Feder geflossen. Ich entsinne mich dessen, daß mein Rechtsanwalt Dezső Polónyi, dem ich die Denkschrift zeigte, den rückhaltslosen Ton, in welchem ich die Verleumdungen abwies, als zu schroff empfand und mir anriet, mich dem König gegenüber höflicher auszudrücken und mich dazu bewog, einige schablonenhafte Schlußwendungen anzufügen.

Auch eine andere Denkschrift war von mir an den König gesandt worden. Fürst Windischgrätz tut sie kurz ab, indem er sich darauf beschränkt, zu erwähnen, ich hätte den König durch die Versicherung meiner Loyalität hintergangen. Was sonst in diesem



Memorandum enthalten ist, davon vergißt er zu sprechen. Ich will seinem Gedächtnis etwas nachhelfen.

Anfangs Sommer 1918 ließ Wekerle meinen Rechtsanwalt Desider Polónyi zu sich rufen. Er möchte, so sagte er, in einer diskreten Angelegenheit seine freundschaftliche Hilfe erbitten, und zwar in öffentlichem Interesse. Die Sache sei die folgende: Fürst Ludwig Windischgrätz, Minister für Volksernährung, habe vor einigen Tagen meine Frau im Hotel Sacher in Wien gesprochen. Sie hätte ihm bei dieser Gelegenheit gesprächsweise mitgeteilt, man möge mir doch endlich Ruhe lassen, sonst würde ich — wenn man mich noch weiter so reizen sollte — das Original eines Schreibens vorweisen, das der König an mich gerichtet habe, und daraus würde schließlich eine noch ärgere Affäre entstehen, als es der Fall — Sixtus war! Windischgrätz hätte hiervon natürlich sowohl dem König als auch Wekerle eiligst Mitteilung gemacht, um mein Manöver zu hintertreiben. Wekerle ersuchte Polónyi, auf mich in dem Sinne einzuwirken, daß ich von der Veröffentlichung des erwähnten Schreibens Abstand nehmen und das Schreiben selbst ausliefern möge. Ich war höchlich erstaunt. Nie in meinem Leben hatte ich vom König einen Brief empfangen. Es hätte mir also auch nie beifallen können, eine derartige Äußerung zu tun. Da man sich jedoch auch auf meine Frau berief, so bat ich sie zu mir und frug sie, worüber sie eigentlich mit dem Fürsten Windischgrätz im Hotel Sacher gesprochen habe. Die ganze Erzählung stellte sich als reine Erfindung heraus. Allerdings war meine Frau dem Fürsten Windischgrätz in der Halle des Hotels Sacher begegnet, und sie hatte ihn auch gesprochen, und zwar in Gegenwart mehrerer weiblicher Angehöriger meiner Frau. Das Gespräch beschränkte sich darauf, daß der Fürst meine Frau begrüßte, was von ihr erwidert wurde, worauf der Fürst sie frug, ob ich mich ebenfalls daselbst aufhielte. Meine Frau antwortete, daß ich mich zwar nicht im Hotel, jedoch in Wien befände. Windischgrätz grüßte wieder und empfahl sich. Bei der Szene waren mehrere anwesend gewesen, die das Gespräch mitangehört haben. Ein Zweifel war also gar nicht möglich. Polónyi eilte darauf zum Ministerpräsidenten zurück, um diesem über seine Aufträge zu berichten und des Ministerpräsidenten Informationen zu ergänzen. Mein Anwalt war auf alles andere eher gefaßt als darauf, was er nun zu hören bekam.



„Ich hab' ja immer gewußt,“ sagte er, „daß dieser Fürst ein verlogener Kerl, ein hinterlistiger Mensch ist! Auch gegen mich wühlt er jetzt beim König — aber so etwas ist mir denn doch noch nicht vorgekommen . . .!“

Polónyi antwortete ihm ironisch: „Exzellenz, der Fürst ist dein Schüler!“

Noch am selben Tage ging ich gegen Abend mit meiner Frau ins Ernährungsministerium, um den Fürsten persönlich zur Verantwortung zu ziehen. Während ich bei ihm die unwürdige Lügengeschichte zu bereinigen suchte, wartete meine Frau im Vorzimmer. Windischgrätz, ein Mensch ohne jegliche moralische Kraft, ein Hasenherz, war bestürzt, erschrocken, redete hin und her, leugnete das Blaue vom Himmel herunter. Der alte Wekerle hätte die ganze Sache durcheinandergebracht, stammelte er, er, Wekerle, hätte den ganzen Tratsch aufgebracht. Er (Windischgrätz) selbst sei so unschuldig an der ganzen Geschichte wie ein neugeborenes Kind. Er habe es Wekerle überhaupt nicht gesagt, sondern Wekerle habe es ihm gesagt. Er gab zu, daß ihm meine Frau überhaupt nichts gesagt habe, und behauptete, er habe Wekerle auch nichts anderes gesagt, als daß er Frau Károlyi begegnet sei. Darauf bat ich meine Frau, hereinzukommen. Windischgrätz war in peinlichster Verwirrung. Er schämte sich fürchterlich, so ertappt worden zu sein. Ich sagte ihm daraufhin, daß Wekerle ihn, Windischgrätz, als Urheber der Lügen bezeichnet habe. Da er nun glatt ableugne, es wirklich zu sein, könne ich weder herausbringen, wie sich die Sache tatsächlich verhalte, noch auch ein Urteil fällen. Da man mich aber neuerdings verleumdet und noch dazu die Angelegenheit gleich dem König zugetragen hätte, sei es meine Pflicht, die Bereinigung der Angelegenheit zu fordern.

Dies habe ich nun auch getan. Und zwar in jenem zweiten, an den König gerichteten Memorandum, in welchem ich offenherzig darlegte, welche Nachricht mir von Wekerle durch Polónyi zugekommen war, und auch über Windischgrätz' kopflose Verteidigung berichtete. Ich schloß das eigenartig klingende Memorandum damit, daß ich es dem König überließe, zu entscheiden, welcher von seinen beiden verantwortlichen Ministern gelogen habe — Wekerle oder Windischgrätz. Niemand anders als der König sei ja zu einer derartigen Entscheidung berufen.



Es erübrigt sich, zu sagen, daß auch dieses Memorandum unbeantwortet blieb.

Mit all seinen späteren Verleumdungen, die Windischgrätz zur Zeit des christlichen Kurses gegen mich richtete, ist er ähnlich angekommen. Nur konnten sie infolge meiner Abwesenheit erst später dementiert werden.

Windischgrätz hatte, erst in den Spalten des „Pester Lloyd“, späterhin in der ersten Nationalversammlung behauptet, ich hätte während des Krieges zum Zweck der Organisation einer defaitistischen Bewegung in Ungarn von Frankreich Geld erhalten. Diese Gelder wären, nach dem Bericht Windischgrätz', von Desider Abrahám — während des Krieges Mitglied der Károlyi-Partei, später Staatssekretär der Károlyi-Regierung, während der Gegenrevolution Ministerpräsident in Szeged — nach Budapest gebracht worden und wären unter uns in der Wohnung des Redakteurs Ludwig Holló zur Verteilung gelangt. Windischgrätz berief sich hierbei darauf, Pierre Renaudel und Marius Montet, französische sozialistische Abgeordnete, sowie Georges Clemenceau, französischer Ministerpräsident, hätten in der französischen Kammer in dem Sinne gesprochen, als ob ich der französischen Regierung meine Dienste zur Revolutionierung Ungarns angeboten und diesbezügliche Berichte nach Frankreich gesandt hätte. Auf diese beispiellos unverfrorene Äußerung hin gaben all jene Franzosen, die zu erwähnen Windischgrätz unverantwortlich genug gewesen war, baldigst ihre Erklärungen ab.

Pierre Renaudel veröffentlichte einen Artikel unter dem Titel „Une machination en Hongrie“, dessen Inhalt er selbst wie folgt zusammenfaßt: „Herr Windischgrätz lügt und gibt gleichzeitig Beweise seiner Unwissenheit.“ „Er lügt, da er Dinge behauptet, die offenkundig falsch sind.“ (Im Original: „M. Windischgrätz tient donc à la fois un langage ignorant et mensonger . . . Mensonger, puisqu'il invoque des faits qui sont évidemment faux.“)

Desider Abrahám und Gabriel Holló, Ludwig Hollós Sohn, haben Windischgrätz gerichtlich verklagt, diesem jedoch gelang es bis heute, sich der Rechenschaft zu entziehen.

Theodor Batthyány, der Präsident der unabhängigen und 48er-Partei, hat sich an Clemenceau selbst mit der Bitte gewandt, eine Erklärung über die Worte abzugeben, die ihm Windischgrätz in den Mund legt. Diese Worte bildeten die schwerste Anklage gegen



Károlyi. Clemenceau depeschierte am 4. August 1921 an Batthyány.  
Das lakonische Telegramm lautet:

„Je n'ai prononcé aucune des paroles, que m'attribué Prince  
Windischgrätz. Clemenceau.“

Zu deutsch:

„Ich habe kein Wort davon gesagt, was Fürst Windischgrätz  
mir zuschreibt. Clemenceau.“

Was Clemenceau dem Grafen Czernin sagen ließ: „Il a menti!“  
(Er hat gelogen!) war bloß kürzer, jedoch nicht bestimmter.

Kehren wir jedoch zur Affäre Konsten-Emmerich Károlyi zurück.  
Ebenso wie aus der in der Konsten-Angelegenheit angesagten Untersuchung nichts geworden war, vermochte ich auch im Prozeß Emmerich Károlyi nach den nunmehr gemachten Enthüllungen die Beendigung des Verfahrens und die Abhaltung der Verhandlung nicht durchzusetzen. Vergebens betrieb ich es sowohl persönlich wie durch meinen Anwalt Desider Polónyi mündlich und auf dem Wege zahlloser Eingaben. Diese Tatsache allein liefert den allerstärksten Beweis gegen Emmerich Károlyi, denn es gibt wohl keinen Menschen in ganz Ungarn, dem weiszumachen wäre, daß die Mitglieder des Militärgerichtshofes und die Staatsanwälte auf meiner Seite gestanden wären. Zur Zeit des herannahenden bulgarischen Zusammenbruchs hat Wekerle erklärt, er möchte diese häßliche Emmerich-Károlyische Geschichte sehr gerne „applanieren“ — so drückte sich der alte Herr aus — und einen friedlichen Ausgleich beantragen. Ja, er ging noch weiter. Er hätte, so sagte er, über Windischgrätz stets die schlechteste Meinung gehegt, besonders sei er stets der Ansicht gewesen, daß jener in der fraglichen Angelegenheit nicht im guten Glauben gehandelt hätte. (Andrássy hatte unzählige Male geäußert, daß er Windischgrätz für einen unzuverlässigen, verlogenen Kerl halte, wobei ihm meine Schwiegermutter stets fortissime zustimmte. Offenbar scheute sich Wekerle, es ans Licht zu bringen, wer alles hinter Emmerich Károlyi gestanden hatte, aus Furcht, daß dieser, nachdem er sich so kläglich blamiert hatte, nun das Odium der Verantwortung gern auf die anderen überwälzen könnte. Ich habe indessen jeden Ausgleichsversuch zurückgewiesen und erklärt, entweder Emmerich Károlyi bringe Beweise für seine Behauptungen bei, dann solle man mich wie einen Vaterlandsverräter behandeln, oder aber er könne nichts be-



weisen, dann möge er seine Ruchlosigkeit büßen. Einzig meiner Großmut hatte er wie auch die ganze für ihn und mit ihm arbeitende Maffia zu verdanken, daß ich, solange ich an der Macht war, eine Vergeltung an ihnen mit Hilfe der Staatsgewalt nicht zuließ. Die Ereignisse mögen jenen recht gegeben haben, die für gerechte Sühne eingetreten waren, denn unsere Großmut wurde von den Schuldigen nur als Schwäche ausgelegt, und sie sind nur um so böswilliger und tollkühner bei der ersten sich bietenden Gelegenheit wieder gegen uns aufgetreten.

Eines jedoch ist nicht zu leugnen. Wären die demokratischen Kräfte des Landes unzersetzt gewesen, die gegen mich gerichtete wilde Hetze der Reaktion hätte selbst während des Krieges nicht so weit gedeihen können. Emmerich Károlyi hätte, wäre Vázsonyi nicht gewesen, seine Strafe noch im Laufe des Krieges ereilt. Vázsonyi mußte über jede Wendung in der Sache unterrichtet sein. Als Justizminister ließ er sich über alles berichten. Auch hier mußte er die Sache durchschaut haben, ebenso wie im Prozesse Désy-Lukács. Seine Eitelkeit und sein Haß waren jedoch so groß, daß er zur Vorbereitung eines Justizmordes hilfreiche Hand bot. Nicht an ihm war es gelegen, daß er eine Schlappe erlitt, wo er einen Erfolg erwartet hatte. Er tat, was er tun konnte, um mich zur Strecke zu bringen. Ich bin davon überzeugt, daß er auch in der Angelegenheit Vidor die Hand mit im Spiele hatte, denn Vidor war Vázsonyis Vertrauter, und wenn ich auch keine Beweise dafür habe, daß er den deutschen Kundschaftsmajor gekannt hat, so halte ich es doch für ausgeschlossen, daß ihm das Werk des „N.O.Bud.“ nicht bekannt gewesen wäre. Nie hat es noch in Ungarn eine ähnliche Hetze gegen einen Politiker gegeben. Bereits im Prozesse Désy-Lukács hat Vázsonyi zuweilen Mittel angewandt, die das erlaubte Maß überschritten; jetzt aber erst zeigte er, wessen er fähig war. In der Konsten-Affäre wirft schon die Moral des christlichen Kurses ihren Schatten voraus.

Vázsonyi war es, der der Möglichkeit einer friedlichen und demokratischen Lösung die Wege abschnitt, indem er sich gegen den Pazifismus wandte, das Bündnis mit den echten demokratischen Kräften von sich wies, den Wahlrechtsblock sprengte und sich der gegen mich inszenierten Hetze anschloß. Die Möglichkeit einer Verständigung zwischen uns und eines gemeinsamen politi-



schen Vorgehens schwand meinerseits dahin, als ich, ganz betroffen, Vázsonyi an der Spitze der Reaktion und meiner Feinde entdeckte; seinerseits, als er maniakisch zu behaupten begann, ich trage an aller Not, an allem Schlechten Schuld, und daß es keine Ruhe und keinen Frieden geben könne, solange ich nicht zugrunde gerichtet oder eingekerkert sei. Auf diese Weise hat der Führer der Budapester demokratischen Partei das Grab der ungarischen Demokratie gegraben. Wenn er seine Begabung nicht in den Dienst der Reaktion stellt, sich nicht als blindes Werkzeug hergibt, nur um durch die Herren von der Reaktion als Lohn für seine gegen das Wahlrecht und die Demokratie geleisteten Dienste einige kurze Wochen lang, ohne tatsächliche Macht, mit dem Titel „Minister“ geduldet zu werden — wenn er nicht mit Hilfe unentwegter Intrigen danach trachtet, alles und alle gegen mich und meine Friedenspolitik in eine Front zu drängen, dann vielleicht hätten die Dinge in Ungarn eine andere Wendung genommen.

Wilhelm Vázsonyi hat am 20. Januar 1917, nach König Karls Krönung, im Demokratischen Klub eine Rede gehalten, die während des Krieges der Zensur wegen nicht erscheinen konnte; in der Nachkriegszeit hatte sich Vázsonyi vor der Reaktion geschämt, seine Rede veröffentlicht zu sehen. Gegen den Krieg, gegen die Gesellschaftskreise, die während des Krieges ein hypokritisches und gefühlloses Verhalten zeigten, findet er da Worte voll Ironie und Bitterkeit. Zu mir sagte damals Wilhelm Vázsonyi: „Das Leben der zehn Gymnasiasten, die man eben in den Tod schickt, ist heiliger als die ganze Königskrönung!“

Das Verhältnis der Demokratie zu jenen, die aus ihren Reihen zur Macht gelangt sind, hat er wie folgt gekennzeichnet:

„Die Belohnung des Bürgertums besteht darin, daß einzelne seiner Führer ausgezeichnet und emporgehoben werden, wodurch das Bürgertum dieser seiner Führer beraubt wird. Denn jedesmal, wenn ein Bürger eine Auszeichnung erhält, ist es als fast sicher anzusehen, daß der Betreffende für die bürgerlichen Tugenden, die bürgerliche Arbeit, das bürgerliche Bewußtsein verlorengeht. Er ändert seine Denkungsart, wird zu einem eigenartigen Mixtum compositum, zu einem linkischen, gespreizten Wesen, bei dessen Anblick uns Lessings Märchen von der Gans und vom Schwan in den Sinn kommt, vom aristokratischen Schwan und



von der plebejischen Gans, die, um einen aristokratischen Hals zu bekommen, den ihrigen so lange streckt und reckt, bis sie zur lächerlichen Gans wurde, ohne deshalb zum Schwan geworden zu sein . . . Edelsteine sind Grabsteine der Tugend . . .“

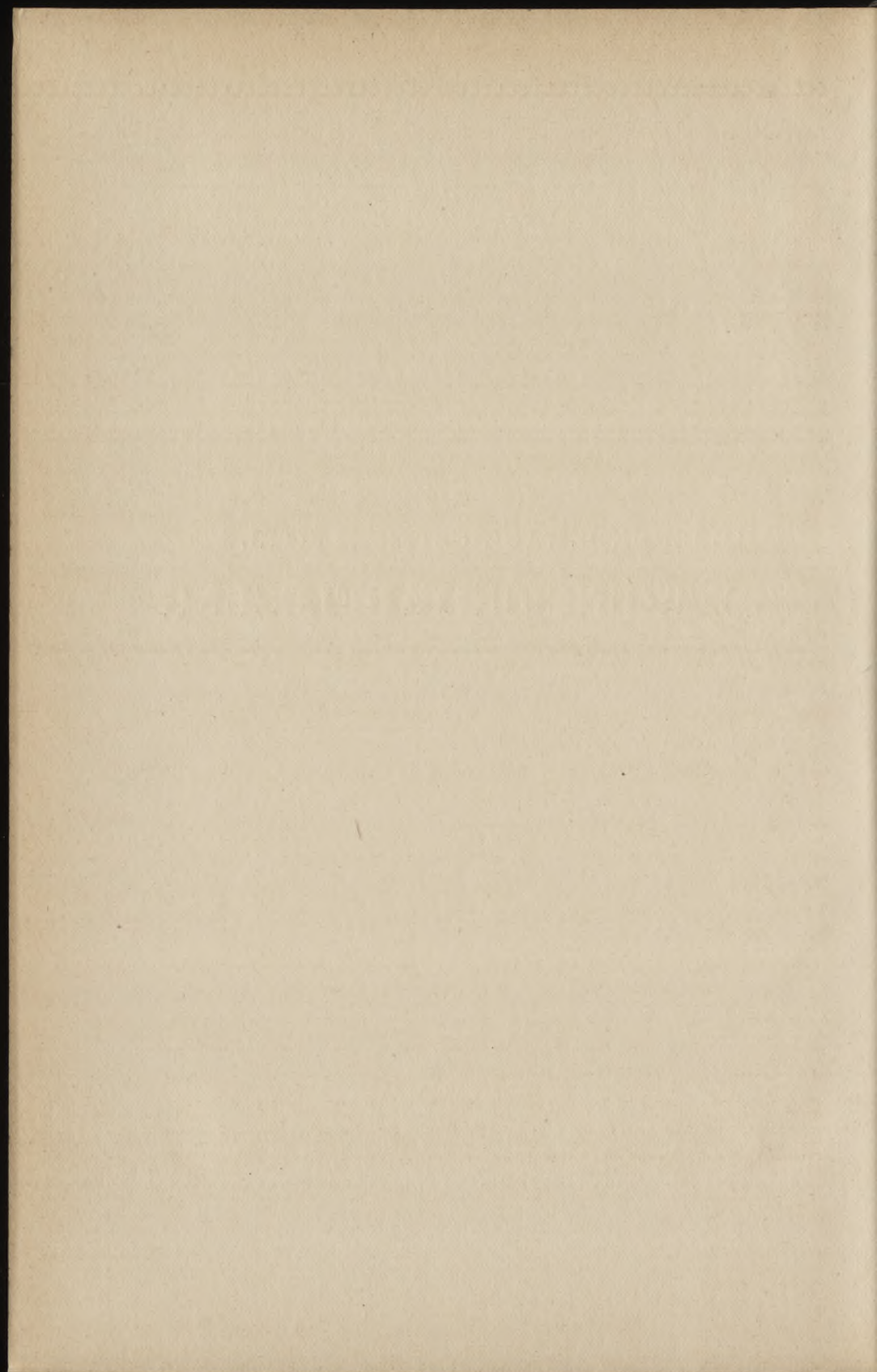
Ja, so geht es mitunter. Auch Vázsonyi erging es ähnlich. Seinerzeit war er auf dem Forum erschienen, als käme er stracks aus dem „Café des Patriotes“ des Jahres 1792. Dann erreichte er es durch langes und mühseliges Halsrecken, zwar nicht Volks-tribun, wohl aber Minister seiner Majestät zu werden. Als Exzellenz kehrte er an seinen Kaffeehausstammtisch zurück, über dessen Horizont sein Blick nie hinausgereicht hatte. Und da wurde es offenbar, daß dieses Café niemals ein anderes war als das Café Abbazia. Das Volk lernte ihn erkennen und verachten, die Herren stießen ihn von sich wie eine ausgepreßte Zitrone.



SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL

# ZERSETZUNG UND AUFLÖSUNG







Ein Schlag nach dem andern traf die Reaktion. Im Sommer 1918 wurde die innere und die äußere Lage gleich trostlos und die militärische Situation so hoffnungsarm wie die diplomatische. Die Niederlage am Piave hatte die Geister aufgerüttelt, und gleichzeitig mit den Mißerfolgen der Deutschen an der Westfront wurde die Forderung nach Frieden immer lauter.

Die Lage auf den Kriegsschauplätzen war schwerer denn je. Foch und Clemenceau waren entschlossen, den Krieg jetzt schon bis zur völligen Niederwerfung des deutschen Militarismus fortzuführen, und seit der unseligen Sixtus-Affäre war auch die außenpolitische Lage der Monarchie die denkbar schlechteste. Czernin demissionierte, und sein Nachfolger wurde zur allgemeinen Überraschung jener Baron Stefan Burian, von dem der König am Anfang seiner Regierung gesagt hatte: „Der ist doch zu dumm!“ Die Ernennung Burians bedeutete, daß der König jeden Rettungsversuch aufgegeben habe. Anstatt des leichtsinnigen und unverlässlichen Geistes Czernins zog wieder ein hartnäckiger und schwerfälliger Geist auf dem Ballplatz ein.

Die Sixtus-Affäre hatte dem Prestige des Herrschers nach drei Richtungen hin geschadet. Die Entente warf ihn nach der Ablehnung der Briefe und nach der großsprecherischen Erklärung, seine Kanonen an der Westfront würden Herrn Clemenceau schon die Antwort erteilen, nun schon völlig in einen Topf mit den Deutschen. Clemenceau sagte von Czernin: *Il a menti* (er hat gelogen) genau so lakonisch, wie er später in seinem Telegramm an Batthyány Ludwig Windischgrätz erledigte. Vor den Deutschen hatte sich Karl im höchsten Maße kompromittiert, denn niemand schenkte seinem Leugnen Glauben, und jeder wußte und sprach es offen aus, daß der König nicht die Wahrheit sage, sondern daß im Gegenteil Clemenceau die Wahrheit spreche, und daß der König in seinem Briefe tatsächlich von der Rückgabe Belgiens und Elsaß-Lothringens gesprochen habe. Leider besaß der König nicht genug



moralischen Mut, um diese Politik folgerichtig bis zu Ende durchzuführen, und so ist es nur möglich, daß er zwischen zwei Stühlen auf die Erde fallen mußte. Seine Person war endgültig in den Staub gezogen durch die häßliche und unmännliche Art, in der er vor der Öffentlichkeit alles leugnete, ja, sogar Czernin sein Wort zu geben wagte, daß der von Clemenceau veröffentlichte Text eine Fälschung sei! Der Canossagang des Königs nützte ihm bei den Deutschen nichts, hingegen schnitt er dadurch seiner Versöhnung mit der Entente den Weg ab und hatte kein anderes praktisches Ergebnis, als daß wir unsere uns noch verbliebene magere Selbständigkeit den deutschen Soldaten und dem Deutschen Kaiser als Beute hinwerfen mußten, und daß sie diese Wendung geschickt gegen den eingeschüchterten Karl verwendeten.

Der arme König versuchte von da an alles, um von den Deutschen in Ruhe gelassen zu werden, und von den noch herrschenden Anhängern des deutschen Bündnisses Verzeihung dafür zu erlangen, daß er sich auf dem Rücken der Deutschen aus der Kriegsflut retten wollte. Auch innerhalb der österreichisch-ungarischen Aristokratie begann eine ernst zu nehmende Bewegung, die den König zur Abdankung zwingen sollte. Selbst Czernin wollte dies. Im Nationalkasino sprachen die versammelten ungarischen Magnaten mit der größten Offenheit darüber, daß man nicht dulden dürfe, daß ein solcher König über das Land herrsche, weil er das Ansehen des Königtums vollständig untergrabe. An allen Ecken und Enden tagten Konventikel, und die Parole war: Abdanken, freiwillig oder unfreiwillig! Der Lügenkönig, der Ententekönig wurde Karl IV. genannt. Ein Getreuer Tiszas, Graf Schönborn-Buchheim, der bei der Krönung eine Rolle gespielt hatte, indem er es war, der den König ankleidete, führte bei uns die Verschwörung. Andrassy nahm an ihr nicht teil, da sie vom Erzherzog Josef ausging und ihren Ursprung in der Arbeitspartei hatte. Endlich scheiterte die Verschwörung daran, daß man sich über die Person des Regenten nicht einigen konnte. Im Kronrat, denn so weit kam die Sache, lenkte der König die Beratung so, daß man die Königin zur Regentin hätte ernennen sollen. Die Königin aber hielt noch mehr zur Entente als der König. Ein Teil der ungarischen Herren wollte einen ungarischen Regenten und wollte zu diesem Zwecke die Würde des Palatins erneuern.



Vielen tat es weh, daß der König die Deutschen im Stich gelassen hatte, andere schämten sich, daß der König gelogen, ja, seine Lüge durch sein Ehrenwort und dessen Veröffentlichung verschlimmert hatte; die meisten aber schmerzte es am tiefsten, daß der König die Deutschen und den Krieg tatsächlich im Stiche lassen wollte und ernstlich an den Frieden dachte! Der ganze Kampf machte auf mich dennoch den Eindruck, als wäre er nichts anderes als ein Sturm im Wasserglas. Ich kümmerte mich auch nicht viel um ihn. Hingegen fand ich die öffentlichen Erklärungen und Erläuterungen der Regierung zu ungenügend und richtete deshalb im Abgeordnetenhaus eine Interpellation an den Ministerpräsidenten. Ich hätte gerne die Meinung der so treu zu den Deutschen haltenden Regierung gehört und sie Farbe bekennen sehen: wer wagte es wohl unter den Kasinohelden, den Mund aufzutun, und wo würde die Regierung und die Mehrheit Stellung nehmen, rechts oder links?

Mein Standpunkt war der, daß die sixtinische Politik an sich genommen richtig war, nur ungeschickt durchgeführt wurde. Der größte Fehler war (außer dem Leugnen) das Stehenbleiben auf halbem Wege. Das Verhalten Czernins konnte ich unmöglich korrekt finden, weder in seiner Eigenschaft als Minister des Äußern, noch als Minister des königlichen Hauses. Er hätte sich nicht bemühen dürfen, den Kaiser vor den Deutschen beweisen zu lassen, daß die ganze Sache hinter seinem Rücken und ohne sein Wissen geschehen sei, sondern im Gegenteil den König und mit ihm zusammen die Monarchie — wenn das Malheur schon einmal geschehen war — aus der Klemme zu ziehen. Es war nicht seine Aufgabe, den König mit der Rache der Deutschen zu schrecken. Es war seine häßlichste und treuloseste Handlung gegen die Person des Königs, daß er dem König gestattet hatte, öffentlich zu leugnen, ja, ihn dazu bewogen hatte, ihm sein Ehrenwort zu geben. Dieses Ehrenwort deckt Czernin nur formell, war doch jeder vernünftige Mensch dessen sicher, daß Clemenceau den König richtig zitiert hatte. Czernin, der die damalige Auffassung des Königs kannte, durfte über jenen Brief wirklich nicht erstaunt sein. Übrigens mußte jeder, der den Brief gelesen hatte, bei einiger Logik erkennen, daß die abgeleugneten Stellen unmöglich fehlen konnten, oder daß dieser Brief, der eine Annäherung an die Franzosen versuchte, gar die Erklärung enthalten hätte, daß wir



auf Elsaß nicht verzichten! Czernin, der, hätte er die Grundgedanken der Sixtus-Politik nicht geteilt, in die Einladung des Prinzen Sixtus nicht hätte einwilligen müssen, zeigte sich als glänzender Diplomat seiner selbst, als er es zustande brachte, gewisse Dinge tatsächlich nicht zur Kenntnis zu nehmen, aus denen später Unannehmlichkeiten entstehen konnten. Hätte er der Diplomat der Monarchie und der Dynastie sein wollen, dann hätte zwar ein Brief an Sixtus geschrieben werden können, nur hätte ihn dann Czernin selbst schreiben müssen, damit der Kaiser, falls die Sache schief ging, ihn fallen lassen könne.

Meine Interpellation berührte die Regierung und auch die Mehrheit sehr unangenehm, da sie nicht wußten, wie die Sache ausgehen würde und sich darum auch von jeder Kundgebung und Stellungnahme fernhielten. In meiner Interpellation stellte ich die Unterschiede zwischen den Texten fest, die die Franzosen und wir veröffentlicht hatten, und fragte die Regierung geradezu, ob im Briefe des Königs von Belgien und Elsaß tatsächlich die Rede gewesen sei? Der Ministerpräsident, der ein großer Meister im Leugnen ist, zögerte und stammelte ziemlich auffallend, leugnete aber schließlich feierlich. Durch meine Interpellation aber, die ich darauf zugespitzt hatte, empfand jeder die Unmöglichkeit dessen, daß gerade die abgeleugneten Stellen im Briefe des Königs gefehlt hätten. Ohne diese Stellen hätte es doch gar keinen Sinn gehabt, daß der Schwager des Kaisers mit einem Brief, der aus leeren oder geradezu deutschfreundlichen Phrasen bestand, den Präsidenten Poincaré aufgesucht hätte.

Der Zersetzungsprozeß, zu dem die Ereignisse rund um den Thron den Anstoß gaben, setzte sich auch von unten fort. Der Zorn gegen die österreichische Armeeführung, der bisher einigermaßen unterdrückt worden war, brach nach der Katastrophe am Piave mit elementarer Gewalt hervor. Wir erlebten, daß im feigen ungarischen Abgeordnetenhaus die strenge Bestrafung der Schuldigen gefordert wurde. Ladislaus Fényes hielt vor Aufregung zitternd eine Rede, die ein Bahrgericht vor dem blutenden Leichenhaufen unserer Soldaten war. Der alte Wekerle gab ihm jene durch ihren unbewußten Zynismus berühmt gewordene Antwort, die Italiener hätten noch mehr Leute verloren. Dies der Trost — in den letzten Monaten des vierten Kriegsjahres! Die Umwandlung der Gemüter vollzog sich nicht an diesem



Tag, aber an diesem Tage empfing die Wandlung gewaltigen Schwung. Die Regierung versprach eine Untersuchung, Abhilfe, alles, was man wollte. Natürlich geschah nichts dergleichen. Conrad wurde aus Tirol zurückgerufen. Aber nach dem vielen zwecklosen Herumtappen hatten weder der Herrscher, noch die Regierung, noch die Armeeleitung mehr genug Macht und Ansehen, um die nötigen Maßnahmen zu treffen.

Ernste Übelstände zeigten sich auch innerhalb der Armee. Die Zahl der Deserteure hatte unglaublich zugenommen, und wer nur konnte, der kehrte von seinem Urlaub nicht mehr zur Truppe zurück. Man versuchte, sich dagegen durch das Standrecht zu schützen, und die Todesurteile des Militärkommandanten von Budapest, General Lukacsich, nährten die Empörung. Um die Person dieses Generals sammelte sich in diesen Tagen ein furchtbarer Haß. In Kroatien bildeten desertierende Soldaten sogenannte grüne Kaders, die sich in den Wäldern verschanzten und Ausfälle in die Dörfer veranstalteten, wo sie raubten, plünderten und sengten. Aus Pécs (Fünfkirchen) kam die Nachricht einer Militärrevolte, die zwar im Blute erstickt wurde, jedoch erst, nachdem die Rebellen die Stadt eine Weile in ihrer Macht behalten hatten.

In Budapest veranstaltete die Arbeiterschaft im Mai einen Generalstreik und streikte im Juni wieder, weil der Kommandant, Major Zsejunka, auf die Arbeiter der Maschinenfabrik der Staatsbahn durch Gendarmen hatte schießen lassen. Die Arbeiterschaft hatte Wekerles Versprechen vom 20. Januar nicht vergessen, daß an den wesentlichen Punkten des Wahlrechts nichts geändert werden würde, und ebensowenig die Tatsache, daß Wekerle dieses Versprechen gebrochen hatte. Verwirrung, Sorge, Erbitterung überall. An und hinter der Front löst sich alles auf. Der Egerer Sieg von Johann Vaß, der unter dem Banner der Károlyi-Partei, in dieser Stadt, die ein Bischofssitz ist, gegen den Kultus- und Unterrichtsminister gewählt wurde, ist nur eine Folge der allgemeinen Ausbreitung dieser Stimmung.

Der Sommer, den ich in Parád verbrachte, war windstill wie das Wetter vor dem Sturm. Eine Nachricht nach der anderen traf ein, die besagten, daß die Deutschen an der Westfront Niederlage auf Niederlage erlitten. Von Mitte Juni an dauerten diese wiederholten Niederlagen, und der Rückzug der Deutschen konnte nicht aufge-



halten werden. Jedermann mußte sehen, daß sie einer Katastrophe zueilten. Die zweite Marneschlacht konnte nicht mehr so vertuscht werden wie die erste. Man versuchte es wohl, aber es gelang nicht.

In Paráđ besuchte mich zuerst Ladislaus Fényes, dann Paul Kéri. Wir sprachen lange, stundenlang über die traurige Lage, und beide teilten meine Ansicht, daß man, sei es auch um den Preis der größten Opfer, sofort Frieden schließen müsse, um noch Schlimmeres zu vermeiden.

Vorläufig aber konnte die Öffentlichkeit keinerlei Zeichen dafür sehen, daß die leitenden Kreise der Monarchie zu Verstand gekommen wären. Am 8. September schrieb ich aus Paráđ meinen offenen Brief an meine Cegleder Wähler, in dem ich darauf hinwies, daß dies wirklich schon die zwölfte Stunde sei, um noch etwas aus dem Untergang zu retten. Ich hielt es für Irrsinn, auch noch weiter ohne Sinn und Zweck nur den Deutschen zuliebe den Krieg fortzusetzen und so viele Menschen zugrunde gehen zu lassen, nun, da es schon offenbar war, daß wir mit offenen Augen ins Verderben rannten. Ich forderte sofortige Schritte zur Aufnahme von Friedensverhandlungen auf Grund der vierzehn Punkte Wilsons.

Dieser offene Brief wirbelte in der ungarischen Politik viel Staub auf, leider aber brachte er weder den König, noch die Regierung, noch die Parlamentsmehrheit in diesem letzten Augenblick zur Besinnung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es überhaupt schon zu spät war. Ich selbst war mir über die Größe des deutschen Zusammenbruchs nicht ganz klar. Ich hielt es für möglich, daß die Deutschen Frankreich und Belgien räumen und auf der Maaslinie oder den Rhein entlang zwecks einer großartigen Defensive halten würden.

Anfang September kam eine Monstredeputation meiner Cegleder Wähler nach Budapest, um mich anläßlich meines offenen Briefes zu begrüßen, um mich der Unterstützung des Volkes und seiner Dankbarkeit für meine Friedenspolitik zu versichern. Wir hatten ein großes Bankett in einem Restaurant im Stadtwäldchen, und in der Rede, die ich bei dieser Gelegenheit hielt, forderte ich geradezu, die Regierung möge Wilsons vierzehn Punkte annehmen und auf Grund dieser vierzehn Punkte der Entente den Frieden anbieten.



Johann Hock hielt eine kraftvolle Rede, in der er sagte: „Mag sein, daß man uns in Eisen legen wird, aber um so größer wird dann unser Sieg sein!“ Meine Rede, in der ich bestimmter als je bisher Wilsons vierzehn Punkte als Grundlage des Friedens bezeichnete, übte eine noch tiefere Wirkung aus, als mein offener Brief. Es ist jedoch charakteristisch für die Kurzsichtigkeit der ungarischen Politiker und eines Teiles der Presse, daß sie damals noch immer nicht einsahen, daß es vom Standpunkt der Monarchie und Ungarns das allergünstigste wäre, wenn man auf Grund der Wilsonschen Punkte Frieden schließen könnte. Die deutschfreundliche kriegerische Mehrheit verwahrte sich einstimmig dagegen, ja, ich wurde im Nationalkasino wegen dieser Erklärungen angegriffen, und es gab viele, die die Annahme der Wilsonschen Grundlage geradezu als offenen Verrat am ungarischen Vaterland brandmarkten. Josef Cziráky teilte mir mit, man wolle mich aus dem Kasino hinausballotieren. Von den wenigen oppositionellen Blättern abgesehen, heulten die übrigen Blätter, die Regierungsblätter, die ganze chauvinistische Presse im Chor nicht nur gegen mich, sondern sie ließ auch am Präsidenten Wilson kein gutes Haar.

Auf den König übten die katastrophalen Niederlagen der Deutschen scheinbar größere Wirkung aus als auf unsere regierungsfreundliche Presse. Am 6. September 1918, also noch vor dem Durchbruch der bulgarischen Front und der bulgarischen Katastrophe, zu einer Zeit also, als im Vergleich zu den späteren Ereignissen unsere Lage noch erträglich war, traf General Dáni in Konstantinopel ein, um auf Befehl des Königs unserem dortigen Geschäftsträger Baron Julius Szilassy das Portefeuille für Äußeres anzubieten. Wenn man Burian fallen ließ und Szilassy berief, so bedeutete das den Sieg jenes politischen Systemwechsels, für den sich Anfang 1917 noch Czernin einsetzte. Szilassy war als Friedensfreund, geradezu als pazifistischer Diplomat bekannt und gehörte zu den wenigen, die gegen den Krieg gesprochen hatten. Im Einklang mit dieser Überzeugung war er auch gegen das österreichische und ungarische innerpolitische System, gegen die Herrschaft der Oligarchie, so daß seine Berufung als Minister des Äußern auch bedeutet hätte, daß in der ungarischen inneren Politik endlich die Unterstützung der Reaktion von oben vorbei sei und die Orientierung nach dem demokratischen, radikalen, sozialistischen und Natio-



nalitätenprogramm beginne. Die Ernennung Szilassys wurde beim König auch durch den Prinzen Windischgrätz unterstützt, und Szilassy selbst schreibt, daß, als er aus Konstantinopel kam, um sich beim König als Kandidat für den Posten des Außenministers zu melden, er in Budapest von Windischgrätz empfangen wurde, der in alles eingeweiht war. Mit ihm besprach er erschöpfend seine äußeren und inneren Pläne, mit denen Windischgrätz übereinstimmte, obgleich in der ungarischen inneren Politik der Prinz auch einiges Gewicht auf die fortschrittlicheren Vertreter der sogenannten historischen Klassen legte. War er auch vielleicht nicht in dem Maße radikal wie Szilassy selbst, so gab es doch ganz bestimmt keinen prinzipiellen Gegensatz zwischen ihnen.

Daß der Prinz, der sich übrigens seiner sozialistischen und demokratischen Sympathien wegen gern den „roten Prinzen“ nennen ließ, in jener Zeit wirklich nicht darandachte, durch die Konzentrierung der kriegsfreundlichen und reaktionären Kräfte zur Geltung zu kommen, dafür hatte ich einen Beweis. Es war schon zur Zeit nach dem Bekanntwerden der großen deutschen Niederlagen im Westen, als ich eines Tages von Paráds nach Budapest fuhr und im Zuge Franz Nagy begegnete, der im Ministerium Windischgrätz als Staatssekretär an der Seite des Prinzen wirkte. Im Laufe des Gesprächs sagte er, Windischgrätz sehe ein, die Politik der Reaktion und des deutschen Bündnisses habe uns in eine Sackgasse getrieben, und daß die Zeit für einen Richtungswechsel in der inneren und äußeren Politik gekommen sei. In der äußeren Politik wünsche der Prinz eine ausgesprochene Friedenspolitik und Ententefreundlichkeit, in der inneren aber eine soziale, radikale und demokratische Richtung. Nachdem Franz Nagy dies vorausgeschickt hatte, begann er bei mir auf den Zahn zu fühlen, ob es nicht möglich wäre, da doch der Prinz heute mit mir schon so sehr übereinstimme, eine Annäherung zwischen uns zustande zu bringen? Ich hatte wenig Vertrauen zum Ernst des Prinzen und ließ mich deshalb gar nicht auf eine meritorische Erörterung der Sache ein, Windischgrätz aber änderte rasch seine Überzeugung, und auch der Herrscher war nicht konsequenter als er. Szilassy wurde erst am 18. September beim König vorgelassen, und obgleich die militärische Lage damals schon wesentlich schlechter war als in den ersten Septembertagen, denn die bulgarische Front war schon durchbrochen, und der König wußte



davon, wurde er nicht zum Minister des Äußern ernannt. Was die eigentliche Ursache war, das beleuchtet Szilassy selbst in seinen Memoiren, indem er feststellt, daß die Leiter der ungarischen Politik auch noch in diesen Katastrophentagen jeden Wechsel in der inneren und äußeren Politik bekämpften. „Alle,“ schreibt Szilassy, „mit Tisza, Andrassy und Wekerle an der Spitze, sprachen heftig gegen die geringste territoriale Konzession. Ja, manche gingen so weit, den Monarchen daran zu erinnern, daß er bei der Krönung den Eid darauf geleistet habe, die Integrität der Länder der Stefanskronen niemals anzutasten (308. Seite).“ Und ebendort schreibt Szilassy, die ungarischen Minister wären darin so weit gegangen, daß sie den Gedanken, Kroatien könne sich von der heiligen Stefanskronen möglicherweise losreißen, „sinnlos“ nannten!

In dieser Lage fanden uns die September- und Oktobertage! Ich war zu allem entschlossen. Ich nahm mir vor, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und die öffentliche Meinung Ungarns aus dem Schläfe zu rütteln. Auch davor wollte ich nicht zurückschrecken, wenn man mich meiner Friedenspropaganda wegen jetzt wirklich einsperren würde. Schon zur Zeit der Konsten-Affäre hing meine Verhaftung meiner angeblichen Teilnahme am Januarstreik wegen an einem Haar. Szurmay und Vázsonyi drängten darauf. Die Ministerkonferenz, die dem Ministerrat voranging, beschäftigte sich damit. Einmal hatte mich der Ackerbauminister Bela Mezössy gewarnt.

Nun war es mir gleich: mochten sie mich verhaften. Aber ich wollte das Eisen schmieden, solange es heiß war. Ich gestehe: ich glaubte daran, daß die vernünftige Einsicht schließlich doch auch in den leitenden Kreisen die Oberhand gewinnen würde, besonders wenn das Volk zu handeln begann.

Vor allem dachte ich an eine Verständigung mit unseren Nationalitäten und gleichzeitig an eine gewaltige Friedensdemonstration. Ich wollte alle Schichten des ungarischen Bürgertums, die den Frieden herbeisehnten, die Bauern und die Arbeiterschaft zusammenbringen und durch einen Umzug von beispiellosen Dimensionen den Wilson-Frieden fordern und, wenn nötig, den sofortigen Sonderfrieden. Nie war die Stimmung im Lande bei Bürgern, Bauern und Arbeitern für eine solche Demonstration günstiger als damals. Meine Partei war mit mir ganz einer Meinung. Die



radikale Partei ebenfalls. Ich nahm an, daß auch die Sozialisten die Gelegenheit zu handeln mit Freude ergreifen würden. Ich rief Siegmund Kunfi in der Parteileitung an, bat ihn, mich aufzusuchen, und sagte ihm, um was es sich handle. Statt Kunfi aber, der verhindert war, suchte mich von den Parteiführern Ernst Garami, der Redakteur der „Népszava“, auf, dem ich meinen Plan in allen Einzelheiten vortrug.

Garami war im allgemeinen nicht dagegen, meinte aber, wir könnten die Budapester Kleinbürger nur dann organisieren, wenn wir auch Vázsonyi zu den Vorbereitungsarbeiten heranzögen. Vázsonyi aber, ganz abgesehen von seinen schlechten Beziehungen zu mir, wäre nur für eine Demonstration zu haben, die im Zeichen des Wahlrechts und nicht mit der Forderung nach Frieden aufträte.

Garami hielt die Demonstration für den Frieden nicht für zeitgemäß. Und auch sonst, sagte er, genüge es uns nicht, die Arbeiter zu gewinnen, wir brauchten auch die Bürgerschaft, und die komme nicht ohne Vázsonyi. Die sozialistischen Massen würden wir dem Frieden zuliebe nicht mobilisieren. Ich wußte nicht und kann auch noch heute nicht verstehen, was Garami so eng mit jenem Vázsonyi verknüpfte, der den Wahlrechtsblock in die Luft gesprengt, der das Wahlrecht zu Tode sabotiert, der gegen den exponiertesten Verfechter des Wahlrechtes eine wilde Hetzjagd begonnen hatte. Ich sah nur, daß Garami die Sache des Friedens irgendwie hinter die des Wahlrechtes zu drängen versuchte und Vázsonyi durchaus eine Rolle zukommen lassen wollte. Mit dem Wahlrecht aber hatten wir uns schon verspätet. Vor eineinhalb Jahren, vor einem Jahre noch hätte es ein Werkzeug des Friedens werden können, jetzt brauchten wir den Frieden selbst, sofort, unverzüglich. Und was Vázsonyi anbelangte: vielleicht meinte Garami eben, er könne mir die Lust zur Verwirklichung des ganzen Planes nehmen, wenn er sie an die Bedingung band, daß ich auf der gleichen Tribüne mit Vázsonyi erscheinen müsse. Ich aber hätte mich der großen Sache zuliebe meinetwegen auch mit Vázsonyi versöhnt, wenn die Sozialisten dies für gar so wichtig hielten, dann aber mußte ich wenigstens daran festhalten, daß heute nicht das Wahlrecht, sondern der Friede die Hauptsache sei, und daß die Forderung nach Frieden auch der erste und bestimmteste Programmpunkt der Demonstration sein müsse. Wir mußten einen Friedenstag veranstalten und unseren



Friedenswillen dem König und der Regierung aufzwingen. Dagegen aber hätte ich nichts einzuwenden gehabt, wenn innerhalb der Friedensversammlung Vázsonyi oder irgendein anderer das allgemeine Wahlrecht gefordert hätte. Garami aber konnte sich diesen Standpunkt nicht zu eigen machen, und unsere Verhandlungen schlossen damit, daß er mir jetzt nicht zur Verfügung stehen könne! Durch ihre Stellungnahme hat die Sozialdemokratische Partei sich die Verantwortung dafür aufgeladen, daß sie nicht rechtzeitig, als noch nicht alles verloren war, mit ihrer ganzen Kraft einen Druck zur gewaltsamen Erzwingung des Friedens auszuüben versuchte.

Während und nach der Oktoberrevolution hatte ich Gelegenheit, Ernst Garami, der der Handelsminister meiner Regierung war, näher kennenzulernen. Seine Gemäßigkeit und Vorsicht hat er auch damals bewahrt, er zeigte aber auch, wieviel Besonnenheit, kühles Blut und Einsicht sich dahinter barg. Als Fachminister war er, obgleich er sich vorher mit Handelsfragen nicht viel beschäftigt hatte, nach der einstimmigen Ansicht der Bürger und Arbeiter, einer der besten. Als Arbeiterführer aber übertrieb er seine Mäßigung so sehr, wollte so sehr in der Politik nie etwas aufs Spiel setzen, daß ihn deshalb in schwierigen Situationen, besonders zu Ende des Krieges, seitens der Arbeiter viel verbitterte Angriffe, Beschuldigungen, ja sogar Verdächtigungen trafen. Wenn diese Vorsicht, wenn seine Anhänglichkeit für Vázsonyi den Erfolg gehabt hätte, daß nicht immer er von seiner Politik nachließ, sondern daß er Vázsonyi auf dem Wege seiner immer stärkeren Annäherung an die Reaktion hätte zurückhalten können, dann wäre seine Politik vor der Arbeiterschaft wenigstens gerechtfertigt gewesen. So aber war es ein Fehler, die sozialistischen Kräfte so lange Zeit ohne jeden der Arbeiterschaft geleisteten Gegenwert der reaktionären und kriegesischen Politik zu verpflichten, sie dazu zu bewegen, diese Politik teils stillschweigend zu unterstützen, teils zu dulden — ein Fehler, der sich später durch das bald erwachte Mißtrauen gegen die alte Parteileitung schwer rächte.

Auf der ganzen Linie erfuhr ich das gleiche Unverständnis meiner eigenen Politik gegenüber, auch noch in den letzten Wochen und bei allen, die tatsächliche Macht besaßen. Ich forderte einen raschen, wenn nötig sofortigen Sonderfrieden auf der Grundlage von Wilsons vierzehn Punkten. Vom „Pester Lloyd“ bis zum „Pesti



Hirlap“ nannten mich alle einen Vaterlandsverräter, und von Tisza bis Andrassy bekämpfte mich jeder Parteiführer. Am 14. September kam Burians Friedensdemarche bei allen kriegführenden Staaten, aber das Wesentliche fehlte ihr: die Ankündigung, daß wir Wilsons vierzehn Punkte annehmen wollten. Es war eine richtige Burian-Note: leer und energielos, von vornherein zum Tode verurteilt. Nach drei oder vier Tagen kam auch die Antwort Amerikas. Die U. S. A. fänden, sagte Staatssekretär Lansing, daß es nur eine Antwort auf die Note der österreichisch-ungarischen Regierung gäbe, die Regierung der Vereinigten Staaten sei der Meinung, sie habe schon bei mehrfacher Gelegenheit völlig aufrichtig jene Bedingungen zu verstehen gegeben, auf deren Grundlage die Vereinigten Staaten an einen Friedensschluß denken könnten, und die amerikanische Regierung glaube nicht, daß es möglich oder daß sie willens sei, den Vorschlag einer Konferenz über einen Gegenstand in Erwägung zu ziehen, den betreffend sie ihre Stellungnahme und ihre Absichten schon klar und deutlich dargelegt habe! Dreißig Minuten hatte Staatssekretär Lansing gebraucht, um diese niederschmetternde Antwort zu geben.

Als ich zwei Wochen zuvor in dem offenen Brief an meine Cegleder Wähler und später in meiner Ansprache an die Cegleder Deputation darauf hingewiesen hatte, daß ein einziger Weg zum Frieden führe, und zwar die Annahme der vierzehn Punkte Wilsons, hörte man nicht auf mich und vergeudete kostbare Wochen. Nun war es bestätigt worden, daß jenes der einzige Weg war!

Ich hatte auch noch gesagt, die Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker sei nur so lange eine Gefahr für das Land, als die engherzige magyarische Herrenklasse die Unterdrückung der Nationalitäten fortsetzen und jene Politik nicht zur Geltung kommen lassen würde, die sich auf der wahren Gleichberechtigung der Nationalitäten aufbaut. Man müsse also die Verständigung mit den Nationalitäten suchen, denn der Dualismus und folglich auch in Ungarn die alte Unterdrückung der Nationalitäten könnte nicht länger aufrechterhalten werden.

Es ist charakteristisch für die Haltlosigkeit des Königs, daß er Szilassy fallen ließ und die neue Nationalitätenpolitik dadurch inaugurierte, daß er zur gleichen Zeit, da er schon um Frieden flehte, Tisza als seinen militärischen Vertreter zu den Südslawen



sandte, damit er sich über ihre Wünsche informiere und die nötigen Umwandlungen mit ihnen bespreche. Um den Charakter dieser Mission zu verstehen, muß man wissen, daß mit einem ähnlichen Auftrag FML. Bardolff und der Feldmarschall Böhm-Ermolli, nach Böhmen geschickt werden sollten. Tizas Ernennung war unbegreiflich. Dieser Monarch, der zwölf Tage später das Manifest erlassen sollte, das Österreich in Nationalstaaten auflöste, tat jetzt, am 5. Oktober, einen Schritt, der jenes Volk maßlos aufregen mußte, das von allen das tapferste war und später die Revolution ins Rollen brachte. Nicht Tizas Verhalten, das man nicht voraussehen konnte, Tizas Person war für die Südslawen rotes Tuch. Dies mußte man wissen. Man sage, *gouverner c'est prévoir*: Tizas Sendung wies jedenfalls den Mangel an Voraussicht auf. Die Monarchie wurde nicht mehr regiert.

Am 20. September traf Stefan Tisza als Bevollmächtigter des Kaisers und Königs von Agram in Sarajevo ein. Er wollte mit jeder Parteischattierung sprechen, um vollständig orientiert zu sein. Er ließ die Politiker durch Detektive einladen. Der Arzt Dr. Jokics sagte es Tisza ins Gesicht:

„Exzellenz ließen mich durch einen Detektiv einladen, durch denselben, der mich vor einem Jahr leicht hätte ins Gefängnis führen können!“

Bald konnte sich Tisza davon überzeugen, daß die überwältigende Majorität der südslawischen Parteien und Politiker sich schon damals offen für einen südslawischen Staat einsetzte. Nur insofern gab es noch einen Unterschied zwischen ihnen, daß nicht jeder wagte, ausdrücklich seinen Wunsch für die völlige Losreißung von der Monarchie auszusprechen. Sämtliche kroatischen und serbischen Parteien, die Stadler-Partei ausgenommen, überreichten Tisza ein Memorandum, das klipp und klar für den südslawischen Staat Stellung nahm. Tisza empfing die Deputationen der serbischen und kroatischen Parteien in seiner Felduniform, als Oberst, die Reitpeitsche in der Hand. Er brauchte gar nichts zu reden, sein Auftreten war beredt genug. Nicht einmal einen Platz bot er den Herren an! Er fuchtelte mit seiner Reitpeitsche herum und gab den Vertretern des Volkes auf militärisch-schneidige Art eine Lektion. In scharfen Worten wies er das Memorandum zurück und erklärte der Deputation, die Aufrechterhaltung des Dualismus sei eine



Existenzfrage für die Monarchie, darum könne man über die im Memorandum ausgesprochenen Wünsche nicht einmal reden. Er nannte das ganze Memorandum „blödes Zeug“, erwähnte im Zusammenhang damit das österreichische Parlament, dem einige der Anwesenden angehörten, und ließ sich zu einer beleidigenden Äußerung nach der anderen hinreißen, indem er den verblüfften Abgeordneten versicherte, er würde sie, wenn sie sich in Ungarn befänden, mit einem Fußtritt aus dem Parlament hinauswerfen. Schließlich schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Mag sein, daß wir zugrunde gehen, aber ehe wir zugrunde gehen, werden wir noch die Kraft haben, euch zu zermalmen!“

Drei Leute hatten bei uns dieses Wort „zermalmen“ im letzten Jahre gebraucht: Vázsonyi gegen die Pazifisten, Szterényi gegen die Arbeiter und jetzt Tisza gegen die Südslawen. Keinem von ihnen hat das Wort Glück gebracht. Als Tisza das Wort ausgesprochen hatte, sagte der Franziskaner Fra Ljubomir Galics leise zu den andern Herren:

„Aidemo! (Gehen wir!)“

Darauf erhoben sie sich wortlos und gingen. Tisza sprach noch immer. Danilo Dimovics, der sich als letzter entfernte, hörte noch, wie Tisza ihnen nachrief:

„Das ist das gescheiteste, was Sie tun können!“

In diesem Augenblick war die Lostrennung der Südslawen von der Monarchie besiegelt.

Jahre darauf sprach ich in Sarajevo mit einem ehrwürdigen alten Mohammedaner, dem Reis-al-Ülema Djemaleddin Effendi Causevic, der Tisza in dieser verhängnisvollen politischen Aktion nicht nur gesehen, sondern vorher vertraulich mit ihm gesprochen hatte. Der Reis-al-Ülema kannte Tisza von früher und fühlte Sympathie für ihn. Er schilderte ihm aufrichtig die Stimmung, und was er zu erwarten habe. Tisza war sehr niedergeschlagen durch das, was ihm der alte Türke mitteilte, und zweifellos glaubte er ihm auch. Was ihn zu seinem sonderbaren Auftreten bewog, obwohl man ihn gewarnt hatte, ist nicht recht klar. Vielleicht sah er schon ein, daß hier alles verloren war, und wollte noch einmal, ein letztesmal, auf den Tisch schlagen.

Der Abgeordnete Korosec teilte in einer Sitzung des Reichsrats noch einen Ausspruch Tizas mit, den Tisza am 21. September vor



den südslawischen Abgeordneten getan hatte, also zu einer Zeit, als der guteingeweihte Tisza schon allerlei von den Geschehnissen an der Südfront wissen mußte. „Serbien“, sagte Graf Stefan Tisza am 21. September 1918 in Sarajevo, „wird nach diesem Kriege so klein sein, daß Bulgarien es täglich zum Frühstück verspeisen kann!“

Später gab Generaloberst Sarkotic ein Diner zu Ehren Tizas, und auf diesem hielt Tisza eine Rede, in der er die südslawischen Politiker vor Illusionen warnt, wie es etwa der südslawische Gedanke ist, denn dieser könne sich nie verwirklichen, hingegen könne er sie in Gefahr und Verderben reißen. Die Monarchie aber lebe und würde leben. Bei diesem Diner waren die Politiker nicht mehr anwesend, nur die Beamten.

Kann es jemand geben, der heute nicht einsieht, wieviel dieser hochmütige Husarenton, diese husarische Denkart gerade Ungarn geschadet hat?! Der Verwirklichung des südslawischen Gedankens konnte zwar nichts mehr den Weg verlegen, aber die Südslawen empfingen noch im letzten Augenblick den Eindruck, als ob es die ungarischen Herren wären, die um jeden Preis die alte verfaulte Welt aufrechterhalten, und daß es die Ungarn seien, die ihren, der Südslawen, Untergang herbeiführen wollten.

In der ungarischen Geschichte der jüngsten Tage hat Tizas Auftreten eine Analogie in jener Audienz vom Jahre 1905, in der Franz Josef ähnlich schneidig mit den Führern der Koalition verfuhr. Auch Marschall Windischgrätz sagte im Januar 1849 Franz Deak und seinen Genossen: „Mit Rebellen unterhandle ich nicht!“ In Sarajevo nahm der Führer der Deak-Partei die Pose des Windischgrätz an. Unsere Feinde schwammen in Wonne wegen der Rolle, die Tisza in Sarajevo spielte.

„Es hat uns alle amüsiert,“ sagte Kramarz, „daß Tisza gerade jetzt hinuntergefahren ist, um die südslawische Frage zu erledigen . . . Gerade jetzt!“ — Und voll Freude umarmte er einen ungarischen Journalisten.

Das schneidige Verhalten Tizas in Sarajevo fand sein würdiges Gegenstück in Wekerles Erklärung über die südslawische Frage im „Magyar Hirlap“ vom 24. September, daß nämlich er, der ungarische Ministerpräsident, keinerlei künstlichen Einheit (weder einer religiösen, noch ethnographischen, noch traditionellen Ein-

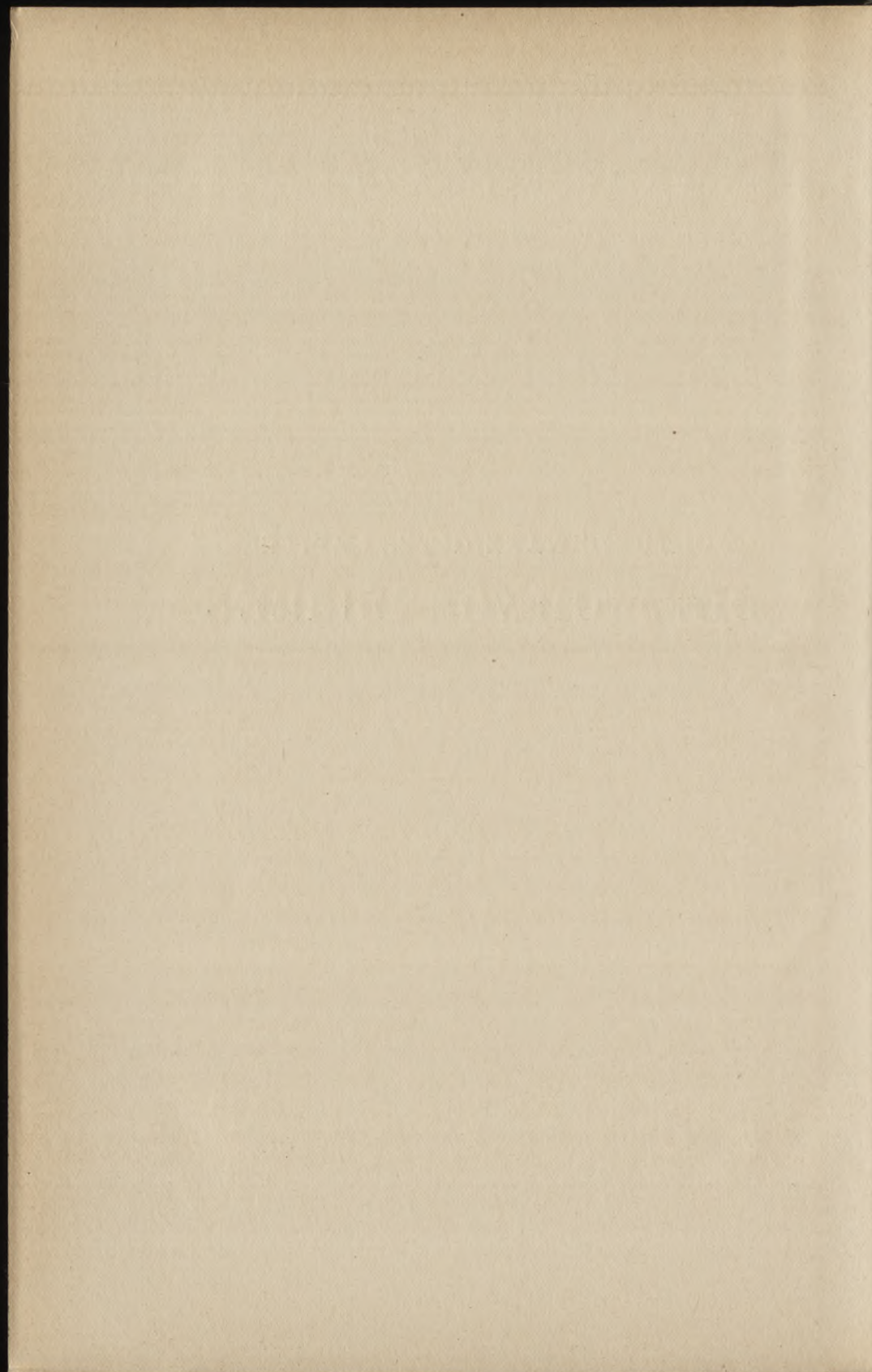


heit) zustimmen könne. Er stehe auf der Grundlage der bei der Annexion Bosniens anerkannten historischen ungarischen Rechte. Diesen Standpunkt teilen auch Andrassy, Apponyi und die ganze ungarische chauvinistische Mehrheit. In den österreichischen Politikern steckte mehr Vernunft, und sie machten sich wenigstens nicht lächerlich dadurch, daß sie die sogenannte ungarische Lösung in letzter Stunde durchgeführt hätten. Aber die einzig mögliche Lösung wiesen auch sie scharf zurück und erledigten die ganze Frage durch ein amtliches Communiqué in dem Sinne, die bosnisch-kroatische Frage sei nicht aktuell und bedürfe keiner Entscheidung. Vierundzwanzig oder sechsunddreißig Stunden darauf veröffentlichte die Armeeleitung den offiziellen Bericht über den Zusammenbruch der bulgarischen Front.



ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL  
**DIE JAGD VON DUBRIN**







Trotz der politischen Gegensätze, die sich zwischen mir und all jenen immer mehr verschärften, die, sei es im 58er- oder im 67er-Gewande, das alte feudale ultrachauvinistische System aufrechterhalten wollten — mein freundschaftliches Verhältnis zu Julius Andrassy ist durch den politischen Gegensatz niemals getrübt worden. Oft fiel es ihm so wie mir schwer, bei allen unseren scharfen politischen Gegensätzen und Kämpfen an dem alten harmonischen Verhältnis festzuhalten, aber im großen ganzen gelang es uns, denn Andrassy sowie ich taten alles, damit die politische Kluft zwischen uns zu keinem persönlichen Bruche führe.

Am 20. September, nach dem Empfang der Cegleder Deputation, lud mich Andrassy samt meiner Frau zur herbstlichen Pirschjagd auf sein Gut in Siebenbürgen ein. Vor der großen politischen Hetzkampagne fühlte ich das Bedürfnis, noch einmal mit ihm zu sprechen, und nahm daher die Einladung dankbar an. Wir fuhren also nach Dubrin. In der ersten Zeit der Jagd wohnten wir auf dem Berge Secatura. Andrassy und seine Frau, ihre Töchter und Schwiegersöhne waren dabei. An der Jagdhütte, die meine Frau und mich als Obdach erwartete, prangte eine Tafel mit der Aufschrift: „Hoch die Bolschewiken!“ Dieses Dubriner Jagdgebiet, obgleich es eigentlich gar nicht so weit von Klausenburg entfernt liegt, ist doch so ziemlich von der Welt abgeschlossen. Auf den 1800 Meter hohen Schneeberg brachte uns ein Kurier die Zeitungen.

Andrassy machte mir bittere Vorwürfe wegen meines offenen Cegleder Briefes und wegen jener Ansprache; ich fand bei ihm auch jetzt noch keinerlei Verständnis für einen Friedensschluß auf der Grundlage von Wilsons vierzehn Punkten. Sein Optimismus, der seine ganze Politik durchzog und ihn immer das glauben ließ, was er gerne wollte, ließ ihn auch diesmal nicht im Stich. Er behauptete, der Rückzug der Deutschen sei bloß ein strategischer und erwartete jeden Tag, daß der Rückzug endlich doch irgendwo haltmachen würde. Er sagte aber auch, daß, falls das



eintreffen sollte, was ich behaupte: daß wir geschlagen werden und infolgedessen die Welt vielleicht nach den Wilsonschen Grundsätzen neuorganisiert werde — daß er dann nichts weiter mit der Politik zu tun haben wolle und sich lieber ins Privatleben zurückziehe. Der Pazifismus widersprach seiner ganzen Natur und davon, daß wir ohne die Deutschen oder am Ende gegen sie einen Sonderfrieden schließen könnten und so versuchen wollten, uns aus dieser entsetzlichen Lage zu retten, davon wollte er durchaus nichts hören. Oft sagte er während des Krieges: lieber ehrenvoll sterben als ehrlos leben. (Und vier Wochen darauf führte dieser Mann selbst seinen Dolchstoß gegen das deutsche Bündnis.)

Etwa eine Woche jagten wir ruhig und vergnügt. Am 29. September schlug eine Nachricht wie eine Bombe bei uns ein. Forstmeister Daßler brachte sie uns aus Klausenburg. Es war die erste Nachricht, daß an der Südfront die Entente die bulgarische Front durchbrochen habe. Wir waren von der Secatura nach dem eigentlichen Dubrin gewandert, und so hatten wir einige Tage lang keine Zeitungen gesehen. Bald darauf erhielten wir die Meldung, die Bulgaren hätten die Waffen gestreckt und von der Entente einen Sonderfrieden erbeten. Diese Nachricht wirkte niederschmetternd auf Andrassy. Von Sorgen bedrückt, sichtlich hergenommen, zog er sich von uns zurück. Wir sprachen lange nicht miteinander, und nur gegen Abend, beim Spaziergehen, kam die Rede auf die neuen Ereignisse. Da sagte er, und sein ganzes Wesen war von einem düsteren Schmerz erfüllt, nun glaube auch er, daß in diesem Kriege jede Möglichkeit eines Sieges geschwunden sei, und daß nun auch er selbst nur mehr eine einzige Pflicht vor sich sehe: sofort, um jeden Preis, ohne eine Minute zu verlieren, Frieden zu schließen. Aber, fügte er hinzu, bei diesem Friedensschluß würden nicht mehr er und seine Freunde, die an den Sieg geglaubt und ihre Politik darauf aufgebaut hatten, die Hauptrolle spielen, sondern wir, die Politiker der sogenannten ententefreundlichen Friedenspolitik. Er seinerseits würde noch immer alles tun, um einen möglichst günstigen Frieden zu erlangen, nach dem Friedensschluß aber würde er sich von der Politik vollständig zurückziehen. Das Bewußtsein, daß endlich auch Andrassy einsah, daß die einzige Möglichkeit der Rettung im sofortigen Friedensschluß liege, und daß auch er uns darin unterstützen würde, war mir bei allem



Unglück eine große Beruhigung, war doch damals Andrásy der eigentliche Führer des konservativen Ungarns und der Regierungspartei. Tisza konnte als leitender Politiker für lange Zeit nicht in Erwägung gezogen werden, ohne daß es zur Revolution und zum vollständigen Chaos gekommen wäre. Am Abend dieses Tages traf der Abgeordnete Gabriel Ugron, der frühere Minister des Innern, bei uns ein. Nach einem langen Ritt, denn anders konnte man uns ja oben nicht erreichen, war er total erschöpft, erzählte uns aber doch gleich den Zweck seines Kommens. Er war gekommen, um Andrásy von dem Vorgefallenen zu verständigen und bat ihn, er, der Parteiführer, möge unverzüglich nach Budapest zurückkehren, denn es könnte sein, daß man ihn und jeden ungarischen Patrioten sehr nötig haben würde.

Andrásy hatte aber durchaus keine Lust, so plötzlich abzureisen. Die Nachricht von dem bulgarischen Zusammenbruch hatte wie ein Schock auf ihn gewirkt. Eine ganze Welt, seine Welt, war dort zusammengebrochen. Nicht die Jagdlust hielt ihn dort oben im Gebirge zurück. Er war als Politiker viel leidenschaftlicher denn als Jäger. Aber eine Sekunde lang fühlte er ganz richtig, daß die ungarische Politik an diesem Tage aufgehört hatte, sein Jagdgebiet zu sein.

So brachen also nur Ugron und ich am nächsten Morgen auf. Erst, beim Morgengrauen, zu Pferd, dann von Taravize nach Klausenburg im Auto und von dort im Schnellzug nach Budapest. Nach einer mehrfachen Panne trafen wir nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr in Klausenburg ein. Ugron beurteilte die Lage ohne jeden Optimismus, und auch er war der Meinung: Frieden schließen, so rasch es ging, und wenn die Deutschen nicht mittun wollten, dann einen Sonderfrieden. So klar dies war und so gut wir beide einander in diesem entscheidenden Punkte verstanden, so unsagbar blind zeigten sich die Leute in Klausenburg, wenn sie vom Zusammenbruch der Balkanfront und dessen Folgen sprachen.

Als sich in Klausenburg die Nachricht verbreitete, daß wir da seien, versammelten sich vor dem Hotel Newyork ein paar siebenbürgische Adelige, um mit uns die Sachlage zu besprechen. Unter anderen war auch Graf Stefan Bethlen anwesend, der anläßlich des Bukarester Friedens das meiste von Rumänien annektieren wollte, Stefan Apáthy, der Führer jener Ungarn in Siebenbürgen,



die der Unabhängigkeitspartei angehörten, Teleki, Bélydy, Barcsay und noch ein paar siebenbürgische Magnaten, deren Namen mir entfallen sind. Diese Aristokraten hatten auch damals nur noch die einzige Sorge: wie man jene annektierten rumänischen Gebiete, die — wie sie sagten — sie durch den Bukarester Frieden für Ungarn erkämpft hätten, am sichersten behalten könne! Vergeblich erklärte ich ihnen, die Zeit sei für uns vorbei, in der wir eroberte Gebietsteile behalten könnten; wir müßten lieber zusehen, daß die Rumänen uns die Sache nicht mit Zinsen heimzahlten und uns Siebenbürgen ließen. Vergeblich erklärte ich ihnen auch, daß dieses Ziel nur dann erreicht werden könne, wenn wir nicht nur freiwillig auf die Einhaltung des Bukarester Friedens verzichteten, sondern den Rumänen in Siebenbürgen schon jetzt weitgehende Zugeständnisse machten und dadurch ihre Unabhängigkeitsgelüste milderten oder paralyisierten; jene Herren wollten von dieser Möglichkeit ebensowenig etwas hören wie davon, daß wir Rumänien seine von Rumänen bewohnten Gebiete zurückgeben sollten, die ihm der Bukarester Friede geraubt hatte. Sie waren außer sich, daß es einen Ungarn geben könne, einen halben Vaterlandsverräter, der so sprach. Diese siebenbürgischen Magnaten standen, ebenso wie ein großer Teil der siebenbürgischen Ungarn, überhaupt auf seltsame Art völlig außerhalb des realen Lebens.

Mit dem Nachtzug fuhren wir zu dritt, Graf Stefan Bethlen, Gabriel Ugron und ich, nach Budapest. Meine Reisegenossen waren siebenbürgische Politiker, die jedes Ding auf Erden vom besonderen Gesichtswinkel Siebenbürgens aus betrachteten. Von unserem gemeinsamen Ahnherrn Gabriel Bethlen hat auch Stefan Bethlen einigen politischen Instinkt geerbt, der ihn in der inneren Politik zum traditionellen Hin- und Herlavieren befähigt. Doch die fruchtbare wirkliche Anpassungsfähigkeit des großen Fürsten von Siebenbürgen hat er nicht geerbt und ebensowenig seinen großen freien Geist. Bethlen ist schlau, aber sein Verstand steht in keinem Verhältnis zu seiner Schlaueit. (Louis Philippe sagte, als man ihm Palmerstons Klugheit lobte: „Ich weiß, daß Palmerston einer der schlauesten Menschen ist. Nun, gerade deshalb kann er nicht einer der klügsten sein.“) Stefan Bethlen war in seiner Nationalitätenpolitik engherziger und reaktionärer als die ärgsten Chauvinisten unter den ungarischen Politikern, und das will etwas sagen in



Ungarn, wo das verzweifelte Sichanklammern an die Suprematie der Magyaren und die Unterdrückung der Nationalitäten mit dem Begriff des Patriotismus identisch war.

Unterwegs sprachen wir hauptsächlich über die Nationalitätenfrage. Ugron und ich waren für die weitestgehenden Zugeständnisse, was Bethlen durchaus nicht gefallen wollte. Endlich gab er doch soviel zu, daß man angesichts einer so schlechten militärischen und außenpolitischen Lage nicht gut auf der alten Grundlage ausharren könne, so daß die Magyaren wohl gezwungen sein würden, irgendein Zugeständnis zugunsten der Nationalitäten zu machen. Aber er wollte sich so geizig wie möglich erweisen, denn er glaubte, ein guter Ungar sei nur der, der die Nationalitäten möglichst wenig befriedigen wolle. Auch damals noch kritisierte er die Nationalitätenpolitik Oskar Jászis aufs allerschärfste, besonders die Idee der „östlichen Schweiz“, unfähig einzusehen, daß, wenn die ungarische Politik tatsächlich diesen Weg verfolgt hätte, vielleicht sogar der Krieg zu vermeiden gewesen wäre, und wir jedenfalls so viel erreicht hätten, daß es nicht zur Abtrennung Siebenbürgens gekommen wäre.

Ich traf am 1. Oktober in Budapest ein. Während meiner Abwesenheit hatte sich die allgemeine Erregung sehr gesteigert. Als sich die Nachricht von meinem Eintreffen in der Stadt verbreitete, kam mir trotz der frühen Morgenstunde eine Deputation auf dem Bahnhof entgegen, um mich gleich dort im Namen der Unabhängigkeitspartei zu begrüßen. Johann Hock hielt eine kurze Ansprache und forderte mich auf, zu handeln. Obgleich diese Worte begeistert klangen und die Menschen zum Handeln entschlossen schienen, zeigte an diesem Herbstmorgen die Straße noch ein ruhiges Gesicht, und das Erscheinen dieser Deputation war immer nur noch eine bescheidene Kundgebung der kleinen unterdrückten Károlyi-Partei. Noch schlief die Stadt.

Aber sie erwachte bald. Es ist erstaunlich, wie rasch das ganze Bürgertum und die ganze Arbeiterschaft zum Bewußtsein der Lage kamen. Ein späterer Geschichtschreiber wird die Ursachen dieser schnellen und großen Wandlung feststellen und sämtliche Symptome beschreiben, die als Äußerungen eines unaufhaltsamen Massentriebes anzeigten, daß wir auf ein Ziel zurasten. Wo dieses Ziel lag, wird gleichfalls erst die spätere Forschung feststellen. Wir, die wir



mitte in den Ereignissen standen, sahen das Ziel auch damals noch nicht.

Ich, der ich schon vor dem Kriege die Überzeugung hatte, daß jenes irrsinnige Wettrüsten früher oder später unbedingt zum Kriege führen müsse, war, je länger der Krieg dauerte und je zahlreicher und tiefer gehend seine Wirkungen wurden, immer mehr von dem Gedanken durchdrungen, daß dieser Krieg nicht glatt und einfach enden würde. Ich hielt es für unmöglich, daß man die Menschen fünf Jahre lang aus ihrem gewohnten Leben, aus ihrer Alltagsarbeit, aus ihren alten Gedankengängen herausreißen könne, und daß dann von all dem keine Spur zurückbleibe. Fünf Jahre lang alle Sittenbegriffe so auf den Kopf stellen, wie es im Kriege geschah — die Leute morden, rauben, oft ungehemmt plündern lehren —, fünf Jahre lang ihnen vorsagen, daß die Könige und Politiker (versteht sich: die Könige und Politiker des Feindes) Schurken seien und andererseits jedes Verbrechen, wenn nicht der Feind es begeht, von der Schändung wehrloser Frauen bis zum Niedermetzeln von Kindern und Greisen, von der Verstümmelung der Feinde bis zur Bombardierung friedlicher bürgerlicher Städte nicht nur dulden, sondern verherrlichen und all das, was sich durchaus nicht verherrlichen ließ, entschuldigend in die entsetzliche Sauce der Kriegsethik tauchen, die da sagt: Not kennt kein Gebot — daß die Verkündigung und Praxis dieser Moral nur zu einer Katastrophe führen könne, sobald der eiserne Ring, den der Krieg um die Gesellschaft geschmiedet hatte, sich lockerte, das habe ich immer gewußt. Wurde doch nicht nur den Leuten an der Front diese Bibel der Unmenschlichkeiten gepredigt, sondern triefte doch auch das Hinterland, von dem es hieß, daß es die schweren wirtschaftlichen Auswirkungen des Krieges mit patriotischer Ergebung trage, von allen Sünden, die an der Front gepredigt wurden. Es war ein häßliches, verlogenes Märchen, daß in den Kapitalisten patriotische Einsicht und Mäßigung erwacht wären. Im Gegenteil: die Reichen dachten unter vollständiger Verdrängung jedes Schamgefühls an nichts anderes, als auch weiterhin so rasch wie möglich noch reicher zu werden und, sobald das erste patriotische Fieber geschwunden war, auch daran noch, wie man sich am sichersten jeder Erfüllung der sogenannten patriotischen Pflichten entziehen könne. Wie in einem brennenden Theater dachte hier



jeder nur daran, sich selbst zu retten. Wie viele gab es, die, um selbst dem Grauen und der Gefahr der Feuerlinie zu entgehen, alle, die ihnen im Wege standen, unmenschlich zertraten und sie erbarmungslos in den gefürchteten und gehaßten Schützengraben, an die von Granaten glühende, von Läusen wimmelnde Front hinausstießen! Und die Presse geißelte nicht die abscheulichsten Instinkte der Menschen, sondern peitschte sie noch heftiger auf, denn das war ein gutes und erlaubtes Geschäft. Die Priester aller Konfessionen in allen Ländern segneten die Geschütze und die giftigen Gase und erteilten im voraus die Absolution für jede Sünde, die zum Besten des heiligen Krieges begangen werden würde.

Welch furchtbaren Mangel an Phantasie zeigte der Glaube Tiszas und Andrássys, daß man nach dem Kriege, vielleicht mit größeren und kleineren Veränderungen, aber im großen und ganzen alles doch dort werde fortsetzen können, wo man im Kriege aufgehört hatte! Tisza sagte noch im Jahre 1917, daß aus den Schützengraben ein frommes, gottesfürchtiges Volk heimkehren und wieder alle Kirchen füllen würde. Die Mehrzahl der Menschen hatte schon lange das Gegenteil empfunden und gewußt, wenigstens in der Theorie gewußt, daß eine Wandlung kommen müsse. So wie in der Theorie vor dem Kriege viele gewußt haben, daß die großen Rüstungen unbedingt zum Kriege führen. Doch ebenso wie damals zogen die Leute auch jetzt nicht rechtzeitig die Schlüsse aus ihrer theoretischen Erkenntnis. So wie im Jahre 1914 der oft vorausgesagte Weltkrieg doch als Überraschung kam, so ging es uns mit der nach der militärischen Niederlage mit Bestimmtheit erwarteten Revolution. Es ist, als wagten die Menschen nicht ihrer eigenen Logik zu vertrauen. Das Vorhandene, sei es noch so ungewiß, hat stärkere Gewalt über ihre Geister als die noch so sichere Zukunft. Auch im Oktober 1918 lag die *Vis inertiae* als schwerer Druck über der Massenseele.

\* \* \*

Als ich am 1. Oktober in Budapest eintraf, dachte ich nicht, daß ich die Revolution nicht nur bald erleben, sondern in ihr eine so große Rolle spielen würde. Wenn man die Geschichte von Revolutionen liest, wundert man sich immer, wie es möglich war, daß die Leute von damals so gar nichts gegen die Übelstände unternahmen, daß sie ihnen erlaubten, sich auszubreiten und nie voraus-



sahen, wohin das führen mußte, was sie taten oder unterließen. Und man wundert sich, daß sie, wenn sie schon ganz tief in der Revolution steckten, noch immer nicht bemerkten, daß die Wellen über ihrem Kopfe zusammenschlugen. Wenn ich an jenen 1. Oktober 1918 zurückdenke, so kann ich Ludwig XVI. besser verstehen, der am 14. Juli 1789, am Tage des Sturmes auf die Bastille, als man ihm die große Nachricht brachte, zwar ausrief: „Das ist Revolte!“ aber als La Rochefoucauld ihn verbesserte: „Nein Sire, das ist die Revolution!“ dies offenbar nicht verstand oder den Unterschied bald vergaß, da er auch an diesem Tage nichts anderes in sein Tagebuch eintrug, als daß er mit mäßigem Glück gejagt habe! Er jagte an diesem Tage! Der Kalender der Revolutionen wird immer erst nachträglich gemacht. Die Revolution hebt immer erst später die von ihrem Standpunkt aus wichtigen Ereignisse aus der Masse der vorhergehenden Ereignisse heraus. Der Tag des bulgarischen Zusammenbruches ist sicher ein wichtiges Vorbereitungsdatum der ungarischen Revolution, und ich, der ich auf der anderen Seite der Barrikade stand, habe an diesem Tage ebensoweit, ja weiter vom Schauplatze der Ereignisse gejagt, als der unglückliche König, der nicht wußte, daß die große Französische Revolution mit dem Quatorze juillet beginnt. Hatvany wirft mir die „Irrgänge der Jäger“ vor. Wie ich damals jagen konnte? Nun: Damals war jenes Damals noch nicht „damals“. Die Jagd von Dubrin fand vier und ein Viertel Jahre nach Kriegsausbruch statt; daß sie fünf Wochen vor dem Ausbruch der Revolution stattfand, das stellte sich erst heraus, als fünf Wochen später die Revolution ausbrach.

Wann an der Front und hinter der Front die glühende Stimmung in einer Revolution explodieren würde, das konnte ich im voraus nicht wissen, ja, wir lebten schon lange mitten in der Revolution, als wir die Leidenschaften der Massen noch immer in legale Wege zu leiten gedachten. Eines fühlte ich, und dieses eine sagte ich jedem maßgebenden Faktor: daß man eilen müsse, um der Revolution zuvorzukommen, denn wir hätten nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Nun, die Weltgeschichte ist offenbar doch nicht die Lehrmeisterin des Lebens, denn die Zeichen eines offenkundigen Zusammenbruches schrien schon zum Himmel, doch jene, die das Schicksal der Völker in der Hand hielten, sahen sie noch immer nicht, oder wollten sie

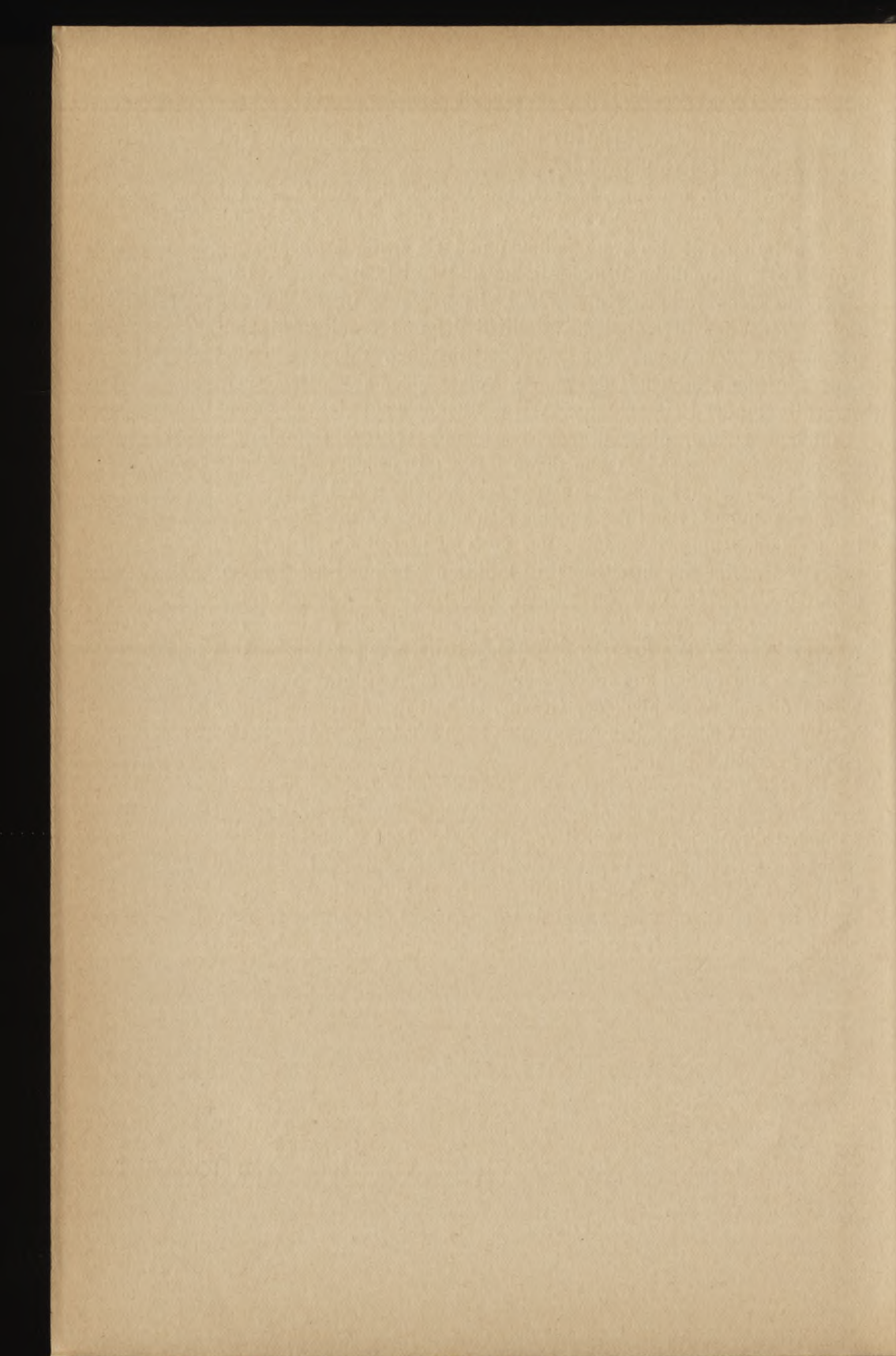


nicht sehen und taten jedenfalls nichts dagegen. Sie schiefen oder vertrauten auf ein Gotteswunder.

Alles, was ein einzelner Mensch tun konnte, das wollte ich zur Abwendung der Katastrophe versuchen. Mein Programm: Friede und Verständigung mit den Nationalitäten und als deren Vorbedingung und Beweis gründliche demokratische und soziale Reformen. Dies bedeutete einen völligen Kurswechsel. Es bedeutete in der äußeren Politik eine ententefreundliche, pazifistische und das Selbstbestimmungsrecht der Völker anerkennende Richtung, die soziale und demokratische Herrschaft des ganzen Volkes unter absoluter Gleichberechtigung der Nationalitäten. Wir mußten uns auf eine Wilsonsche Grundlage stellen, nicht nur, weil wir mit Wilsons Grundsätzen übereinstimmten, sondern aus der einfachen Ursache, weil, solange wir es nicht taten, keine Rede davon sein konnte, daß Amerika oder irgendein anderer Staat der Entente sich mit uns an den Konferenztisch setzte. Und wir konnten uns auch nicht mit der lauwarmen und auf traurige Art unzeitgemäßen Politik der nationalen Errungenschaften der 48er- und Verfassungspartei zufrieden geben, sondern wir mußten unsere völlige nationale Selbständigkeit fordern. Der Augenblick, von dem Kossuth gesprochen hatte, war gekommen. Und nie hatte die Nation die Selbstbestimmung noch so sehr gebraucht wie in diesem Augenblick der Gefahr, als mit der Anerkennung des Wilsonschen Selbstbestimmungsrechtes auch die Unabhängigkeit Ungarns gegeben schien.

Die Gefahr war groß. Nach dem Sonderfrieden Bulgariens mußte man befürchten, daß die mächtige Ententearmee unter General Franchet d'Esperey, unterstützt von den sicher bald wieder in Aktion tretenden serbischen und später rumänischen Truppen, bei der Donau einbrechen würde, so daß Siebenbürgen und Südungarn in kurzer Zeit in Feindeshand wären, und daß dann eine Lage geschaffen sein würde, in der wir mit unseren Nationalitäten nicht mehr verhandeln könnten.



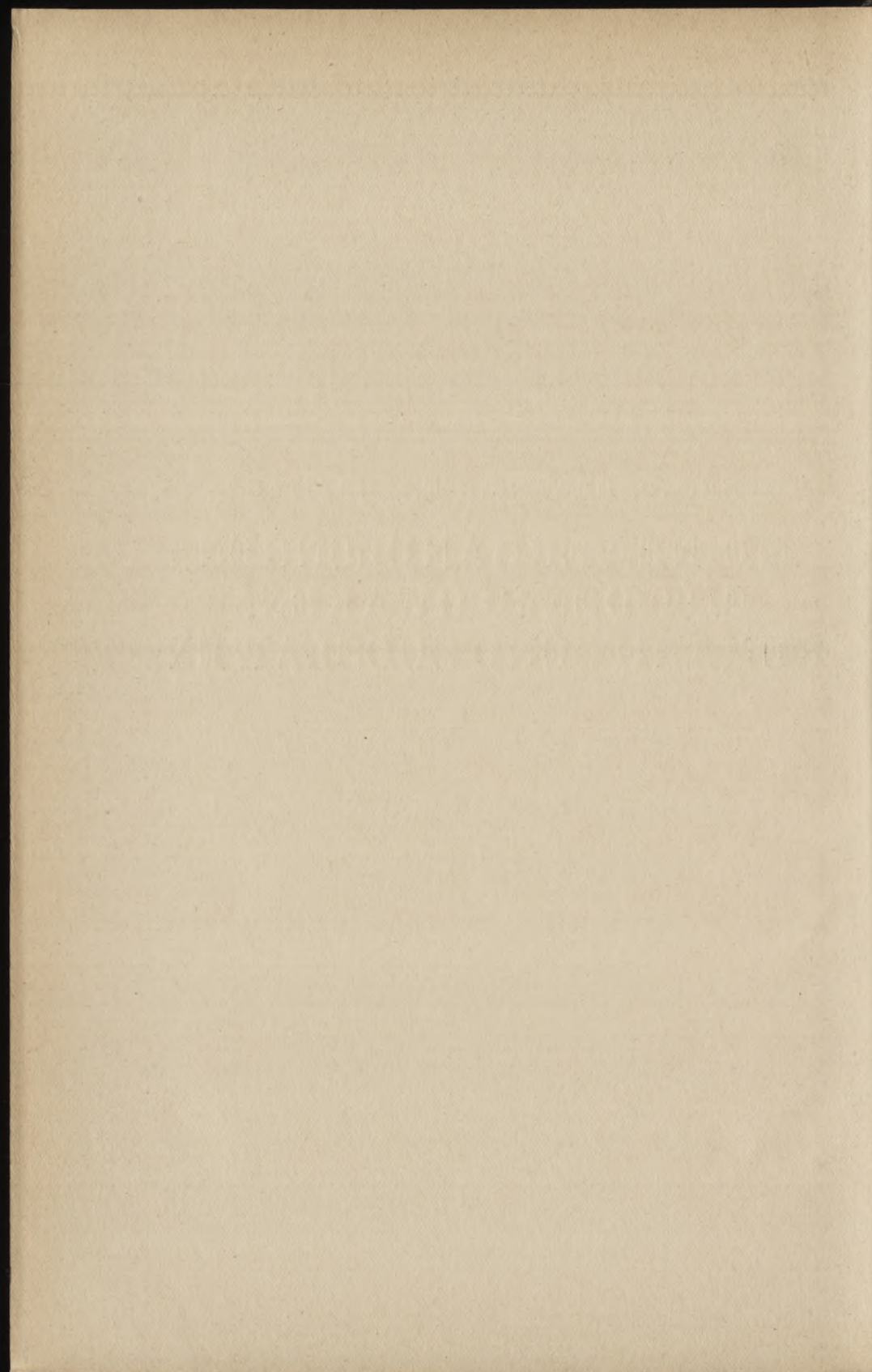




NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL

**MEINE VERHANDLUNGEN  
MIT DEN SLOWAKEN,  
RUMÄNEN UND SÜDSLAWEN**







Die ersten Oktobertage vergingen für mich unter fortwährenden Beratungen. Ich versuchte nicht nur die linksstehenden bürgerlichen Parteien und die Sozialisten für ein gemeinsames Aktionsprogramm zu gewinnen, was die Vorbedingung für jedes Handeln war, sondern ich versuchte gleichzeitig auch viele gemäßigte, ja geradezu rechtsstehende Parteiführer davon zu überzeugen, daß es in dieser ernsten Lage nichts anderes gäbe, als frei von Ranküne jenen einzig richtigen Weg zu betreten, den ich vorschlug. Sehr bald ergab sich ohne Schwierigkeit eine vollständige Übereinstimmung bezüglich des Aktionsprogrammes mit der Károlyi-Partei, der Bürgerlich-Radikalen Partei, den Sozialdemokraten sowie mit den fortschrittlichen Parteilosen. Jetzt endlich verschwand auch bei den sozialdemokratischen Führern der Unterschied zwischen Rechts und Links. Alle waren gleichermaßen zu handeln bereit.

Den nächsten Schritt bildeten die Verhandlungen mit den verschiedenen Nationalitäten. In dieser Arbeit half mir besonders Oskar Jászi, der nicht nur seit langem bei den Politikern der Nationalitäten großes Ansehen genoß, sondern auch ausgezeichnete Verbindungen mit ihnen hatte.

In der Nationalitätenpolitik stand ich damals schon ganz auf der Grundlage von Jászis Programm. Ich, für meine Person, hatte schon längst die Richtigkeit seiner Politik eingesehen. Auch heute glaube ich noch, daß es für das Ungartum die günstigste Lösung gewesen wäre, wenn das von Jászi wissenschaftlich, politisch und publizistisch gleichermaßen propagierte, auf Grund einer vollständigen Autonomie der Nationalitäten umgewandelte Ungarn, kurz die „östliche Schweiz“, an Stelle des auf die Suprematie der Magyaren, also der halben Bevölkerung, aufgebauten Ungarns getreten wäre. Die Forderung der Gerechtigkeit deckte sich hier mit dem wahren Interesse der magyarischen Rasse. Ein föderationalistisches Ungarn der nationalen Autonomien: das war die einzige Möglichkeit zur Erhaltung der wirtschaftlichen und Gebietsintegrität, während, in



Anbetracht des im Verlaufe des Krieges entstandenen Zeitgeistes und der tatsächlichen Kräfteverhältnisse, die andere unterdrückende magyarische Suprematie, die unangetastete Aufrechterhaltung des Prinzips der Heiligen Stefanskronen, die sicherste Art war, unsere territoriale und wirtschaftliche Integrität zu verlieren.

Es wäre überdies ein Vorteil der zielbewußten Verfolgung der Nationalitätenpolitik Jászis gewesen, daß sie, da sie sich auf der Grundlage von Wilsons Ideen aufbaute, auch den Friedensschluß erleichtert und dazu beigetragen hätte, daß die Entente endlich mit uns über den Frieden verhandle. Andererseits war die Verleugnung dieser Politik das sicherste Mittel dazu, daß sich einerseits weder die Entente mit uns an den grünen Tisch setzte, noch daß wir andererseits auch unsere Nationalitäten für unsere Sache gewinnen konnten. Ein weiterer Vorteil der beginnenden Gerechtigkeit und Verständigung wäre es gewesen, daß sie Ungarn den Krallen seiner feudalen Führer entrissen und es dem Lande ermöglicht hätte, sich im Einklang mit dem Zeitgeist in eine ernste Demokratie zu verwandeln. Von der Befriedigung der berechtigten Ansprüche der nichtmagyarischen Einwohner hätte gerade die arme magyarische Bevölkerung den größten Nutzen gehabt. Eine demokratische Konföderation hätte auch dem Irredentismus die Spitze abgebrochen und mit sich gebracht, daß die Nachbarstaaten, ob sie wollten oder nicht, sich dieser Demokratie ungarländischer Autonomien hätten anpassen müssen. Dies aber hätte letzten Endes ein harmonisches Zusammenarbeiten zwischen Ungarn und seinen Nachbarn geschaffen und die Ausgestaltung von Ludwig Kossuths Konzeption: der Donauföderation, beschleunigt. Das Ziel hätte sich natürlich nur dann erreichen lassen, wenn wir uns im Geiste der Kossuthschen Lehren mit den Slawen loyal verständigt und uns nicht als Werkzeug jener deutschen imperialistischen Bestrebungen hätten benützen lassen, die durch die Trennung der nördlichen und südlichen Slawen dem Gedanken Berlin-Bagdad dienen wollten.

Vor dem bulgarischen Sonderfrieden wäre ein solches Nationalitätenprogramm mit beinahe hundert Prozent Wahrscheinlichkeit von den Führern der Nationalitätenparteien angenommen worden. Der Verlauf der nicht viel später stattgefundenen Verhandlungen läßt auch bei gar nicht übermäßigem Optimismus darauf schließen. Natürlich wäre die Verständigung um so leichter gelungen, je früher



unsererseits ein annehmbarer Vorschlag gemacht worden wäre, und um so schwerer, je später unser Vorschlag kam. Die Verständigung mit den Nationalitäten wäre ja auch dadurch außerordentlich erleichtert worden, daß wir mit den Deutschen gebrochen und uns nach der Entente hin orientiert hätten. Als Gegenargument kann jetzt freilich vorgebracht werden, daß die Entente den Tschechoslowaken, Rumänen und Südslawen gegenüber Verpflichtungen hatte. Aber erstens ist es bewiesen, daß man kein einziges früheres Übereinkommen bei späteren Friedensschlüssen völlig und genau eingehalten hat. Zweitens sind diese Übereinkommen von den Ereignissen stark beeinflußt worden. Und schließlich hätte die Entente, hätte sie gewisse Versprechungen auch erfüllen müssen, diese doch nicht in dem Maße, so streng und so erbarmungslos erfüllt wie nach dem Zusammenbruche. Und es kann nicht bestritten werden, daß die Zerstückelung des Landes dann nicht in dem Maße verwirklicht worden wäre, wie sie verwirklicht worden ist. Konnte sich doch die Entente als auf ihr Hauptargument bei der Zerstückelung darauf berufen, daß die Nationalitäten nicht bei Ungarn bleiben wollten. Wenn sich nun die Nationalitäten selbst dahin geäußert hätten, daß sie von Ungarn nicht losgetrennt zu werden wünschten, weil sie sich mit den Magyaren schon über die Autonomie geeinigt hätten, dann wäre es der Entente nicht eingefallen, die Zerstückelung eines ententefreundlichen, von den Deutschen rechtzeitig und nicht erst nach dem Zusammenbruch losgekommenen Ungarn gegen den Willen der Nationalitäten so gut wie der Magyaren vorzunehmen. Und ein rascher Friede lag auch im Interesse der Entente, nicht nur in unserem eigenen, denn die Stimmung ihrer Völker und ihrer Soldaten forderten ihn ebenfalls.

Die Monarchie mußte aus dem Bündnis heraus, dessen Last sie nicht mehr tragen konnte. Vor dem Sprung aber mußte sie den Schwerpunkt wechseln. Hatte sie dies im Frieden zu tun versäumt, so mußte sie es jetzt tun. Gewiß war eine so wesentliche Änderung ihrer Struktur ein schweres Unternehmen. Aber der Versuch mußte unternommen werden, sonst gab es keinen Frieden, und die Fortsetzung des Krieges bedeutete den sicheren Tod.

Die erste meritorische Beratung hatte ich mit den Führern der slowakischen Nationalpartei. Zu diesen Beratungen zog ich ungarischerseits auch Josef Diener-Dénes und den Abgeordneten der



Arbeitspartei, Alexander Erdely, heran, da sie auf vertraulichem Fuße mit einigen slowakischen Parteiführern standen. Zuerst kam ich mit dem Präsidenten der slowakischen Nationalpartei, Matthias Dula, und mehreren anderen Parteimitgliedern zusammen. Ich hatte mit ihnen zahlreiche Beratungen in Gegenwart Dieners und Erdelys, teils im Hotel Jägerhorn, teils in Erdelys Wohnung. Ich hatte schon vor längerer Zeit auf die Bitte Matthias Dulas als Abgeordneter von Cegled Schritte getan, damit die Cegleder Internierung von Doktor Lorenz Srobar, einem Führer der Slowaken, einigermaßen gemildert werde, und versuchte jetzt bei Wekerle durchzusetzen, daß man Dr. Srobar ganz freilasse. Darin waren sich alle Teile der Konferenz einig, daß die Slowaken ihre Autonomie bekommen müßten, und man verhandelte nur über die Form und das Ausmaß der Autonomie. Meine bei dieser Art von Verhandlungen begreifliche Taktik war die, sich möglichst im Prinzip zu einigen und dann in den Einzelheiten meinerseits das Minimum anzubieten. Auf diese Art wollte ich erreichen, daß ich, wenn es zum Abschluß des endgültigen Paktes und zum natürlichen Feilschen käme, noch etwas nachlassen könnte. Die Slowaken hingegen versuchten gleichzeitig möglichst viel zu verlangen aus dem gleichen Grunde. Aber, und dies möchte ich unterstreichen, alle Beratungen, die ich mit den Führern der slowakischen Nationalpartei, mit den anerkannten Vertretern des slowakischen Volkes, hatte, nahmen immer zur Grundlage, daß die Slowaken Autonomie bekommen, daß sie aber nicht von Ungarn abgetrennt würden! Die slowakischen Führer nahmen die Plattform an. Es hätte ja auch sonst keinen Sinn gehabt, mit mir zu verhandeln. Die Tatsache, daß sie damals mit mir über die slowakische Autonomie, über die Politik der Zukunft, über die neue Regierung und über neue Einrichtungen verhandelten, beweist stärker als ihre damaligen Äußerungen, daß an die völlige Lostrennung von Ungarn, im Falle der Verwirklichung der von mir vorgeschlagenen Bedingungen, die Führer des slowakischen Volkes ebensowenig dachten wie die slowakische Bevölkerung selbst. Wir gingen bei diesen Verhandlungen so weit, daß wir mein ganzes außen- und innenpolitisches Programm in allen Einzelheiten besprachen, sowie meinen Plan, daß sich sofort eine Regierung bilden müsse, in der auch die Vertreter der Nationalitäten Platz fänden, um die legale Schaffung der nationalen Autonomien vorzubereiten. Die slowa-



kischen Führer zeigten sich damals sehr verständnisvoll, ihr Gedankengang lief dem meinen vielfach parallel. Ausgeschlossen ist es ja nicht, daß auch sie zwei Eisen im Feuer hatten. Vielleicht mußte man damit rechnen, daß sie im Falle eines vollständigen, überwältigenden, bis zur letzten Konsequenz getriebenen Ententekrieges den Pakt nicht einhalten würden. Aber gerade das war ja ein Hauptzweck der Verhandlungen, durch eine Verständigung zu ermöglichen, daß das Spiel in irgendeiner Form remis bleibe. Im Falle einer solchen Verständigung hätte man wenigstens die Volksabstimmung durchführen können. Wir hätten das Ergebnis dieser Volksabstimmung in der Hand gehabt und hätten uns darauf berufen können.

Als unsere Verhandlungen zu Ende waren und wir wenigstens die brennendsten Fragen so ziemlich bereinigt hatten, sagte mir Matthias Dula, der Führer der slowakischen Nationalpartei, das folgende:

„Wenn Sie jetzt der ernannte Ministerpräsident oder wenigstens der Homo regius wären, dann, dessen versichere ich Sie, könnten wir auch formell und endgültig ein Übereinkommen treffen. Aber Sie müssen begreifen, daß die slowakische Nationalpartei mit Ihnen, als mit einem oppositionellen Parteiführer, keine endgültige Vereinbarung treffen kann, weil das die slowakische Nationalpartei nur einseitig binden würde, was soviel bedeutet, daß wir Slowaken unter allen Umständen endgültig und auch formell zur Einhaltung des Vertrages verpflichtet wären, während die Ungarn diesen Vertrag, je nachdem die Lage sich gestaltet, einhalten können oder auch nicht. Sie brauchen einfach einen neuen Ministerpräsidenten zu ernennen, und der braucht bloß ein neues Programm zu bringen, und schon sind sie moralisch, rechtlich und formell, also überhaupt, davon befreit, ein solches Übereinkommen auch einzuhalten. Können sie sich doch immer darauf berufen, wir hätten unsere Vereinbarung nur mit einem dazu nicht berufenen Oppositionsführer getroffen, und daß diese Vereinbarung uns, die Slowaken, zwar binde und ebenso Károlyi und seine Getreuen, nicht aber das Ungartum, die Regierung und den König!“

Die Richtigkeit solcher Beweisführung mußte ich einsehen und mußte mich damit zufriedengeben, daß wir wenigstens die Basis gefunden hatten, auf der wir die Ansprüche des slowakischen



Volkes so hätten befriedigen können, daß es zu keiner Abtrennung gekommen wäre. Nachdem nun ein endgültiges Übereinkommen vorbereitet war, befahl mir und meinen Gesinnungsgenossen die primitivste patriotische Pflicht, die von den Slowaken gewünschte Vorbedingung eines endgültigen Vertrages sobald wie möglich herbeizuführen.

Mit den Führern der rumänischen Nationalpartei verhandelte ich teils unmittelbar, teils durch Oskar Jászi. Die ersten tastenden Schritte hatten wir bei Dr. Ladislaus Goldis, dem Sekretär des rumänischen Nationalrates in Arad unternommen, der als intransigentem rumänischer Politiker bei der rumänischen Intelligenz so gut wie beim rumänischen Volk großes Ansehen genoß. Zuerst wandte sich Jászi in seinem und in meinem Namen durch Ludwig Varjassy, den Sekretär der Handelskammer in Arad, und den Redakteur Tibor Zima an ihn.

Von früher kannte ich Anton Mocsonyi, den ich jetzt auch Oskar Jászi vorstellte, und mit dem wir einen Gedankenaustausch über die Lösung der rumänischen Frage hatten. Durch seine Vermittlung traf ich mit mehreren Rumänen zusammen, die die Stimmung und die Wünsche ihres Volkes sehr gut kannten. Der verhaßteste Mann war dort Tisza, der in seiner Verblendung in einer der letzten Parlamentssitzungen Pop-Csicsó zurief: „Die Mehrzahl der Rumänen folgt nicht Ihnen, sondern mir!“ — Doch nicht geringerer Antipathie erfreute sich bei ihnen Apponyi, dessen Schulgesetz sie tief verletzte, oder Stefan Bethlen, der schon vor dem Bukarester Frieden die unduldsamste Politik gegen die Rumänen gepredigt hatte.

Anton Mocsonyi war Mitglied des Nationalkasinos und kannte durch seine Verwandtschaft mit der ungarischen Aristokratie nicht nur die führenden Rumänen, sondern auch die Mitglieder der ungarischen Herrenklasse. Dank meiner versöhnlichen Nationalitätenpolitik betrachtete der sonst konservative Mocsonyi meine politische Tätigkeit mit viel Sympathie. Später, als ich Ministerpräsident wurde, dachte ich mir ihn als ersten ungarischen Gesandten in Bukarest. Ohne mir auf das Anerbieten des Postens eine gerade Antwort zu geben, schob er seine Meinungsäußerung immer wieder auf, wahrscheinlich deshalb, weil er selbst noch nicht wußte, wie die Lage sich gestalten würde, obgleich großrumänische Empfindungen



auch in ihm erwachten. Jene vier Wochen, die das Kabinett Wekerle und überhaupt die Führer unserer historischen Klassen vertrödelt haben, haben auch ihn zum Irredentisten gemacht, der, als er noch mit Jászi und mir sprach, besonders betonte, wie wenig irredentistisch er und das rumänische Volk seien, sofern man nur dessen gerechten Ansprüche befriedige.

Die wichtigste Verhandlung mit den Rumänen fand in meiner Wohnung in der Egyetemgasse statt. Anwesend war von ungarischer Seite außer mir noch Ernst Garami, von der Parteileitung der Sozialdemokratenpartei, und Oskar Jászi, von der rumänischen Nationalpartei Julius Maniu, Alexander Vajda, Ladislaus Goldis, Johann Erdely und noch andere. Die Verhandlungen mit den Leitern der rumänischen Nationalpartei wurden auf derselben Grundlage geführt wie mit den Slowaken.

Ich muß gestehen, die Schwierigkeiten dieser Verhandlungen, die ja auch in einen späteren Zeitpunkt fielen, schienen größer zu sein, als bei den Verhandlungen mit den Slowaken. Das mochte zum Teil daran liegen, daß jene sich immer stärker fühlten und die gegen die Entente kämpfende österreichisch-ungarische Monarchie immer schwächer wurde. Hinter ihnen stand schon eine rumänische Armee. Auch die Einigkeit, die zur Verständigung nötig war, fehlte bei den rumänischen Politikern. Die Rumänen forderten eine außerordentlich weitgehende Autonomie für das rumänische Volk beziehungsweise für Siebenbürgen, eine Autonomie, die mit dem Mutterland in viel loserem Zusammenhange gestanden wäre, als wir es wünschten. Doch selbst in dieser maximalen Forderung lebte noch ausgesprochenerweise der Gedanke der Nichtabtrennung von Ungarn, und ihre, auf eine weite Autonomie aufgebaute Politik trug entschieden den Charakter der ungarischen Orientierung. Dies und die Tatsache selbst, daß sie mit mir verhandelten und in Form der Autonomie eine Verständigung, einen Modus vivendi, suchten, machte sehr wahrscheinlich, daß sich all dies hätte finden lassen, wenn der König mich rechtzeitig mit der Kabinettsbildung betraut hätte. Muß man erst sagen, was dies im Vergleich zur heutigen Lage für den ungarischen Staat bedeutet hätte? Im Verlaufe der Verhandlungen ermächtigten sie mich, dem König zu erklären, daß es die Rumänen sehr beruhigen würde, wenn er ein Ministerium Károlyi ernennen wollte. Noch wenige



Tage vor der Revolution erklärten die bei Erzherzog Josef erschienenen rumänischen Politiker Alexander Vajda, der spätere rumänische Ministerpräsident, und Ladislaus Goldis, die Rumänen wünschten meine Ernennung zum Ministerpräsidenten. Unsere Verhandlungen konnten nicht mit einem konkreten Ergebnis und festem Übereinkommen abgeschlossen werden, aus dem gleichen, einfachen Grunde wie bei den Slowaken, weil sich auch die rumänischen Politiker nicht auf eine einseitige Gebundenheit einlassen konnten. Aber der Boden war für eine Verständigung vorbereitet, und solange die Vorbedingung eines endgültigen Vertrages: ein vom *Homo regius* oder von der Regierung kommender Vorschlag, nicht vorhanden war, konnte man nichts mehr zur Lösung der Nationalitätenfrage unternehmen.

Noch vor diesen Beratungen suchte mich Johann Hock auf, um mir mitzuteilen, daß Johann Erdely, der Budapester Exponent der rumänischen Nationalpartei, der später auch rumänischer Gesandter in Budapest wurde, ihn besucht und ihm erklärt hätte, ich müsse jetzt mit dem Abgeordneten rumänischer Nationalität, Julius Manju, verhandeln, denn er vertrete die rumänische Bevölkerung. Gleichzeitig erklärte Erdely, daß für den Fall, daß der König mich zum Ministerpräsident ernennen und ich als designierter Ministerpräsident den Rumänen die Autonomie garantieren würde, sie auf Grund dieses Programms mit mir, zu dem sie Vertrauen hätten, gerne ein Übereinkommen treffen würden und auch bereit seien, meine Regierung zu unterstützen. Als Hock darauf drängte, noch vor dieser Ernennung einen formellen Pakt mit uns abzuschließen, wies Erdely dies ebenfalls mit der Begründung zurück, ein oppositioneller Abgeordneter sei keine genügende Gewähr für die Autonomie.

Seitens der serbischen radikalen Partei standen mit uns Doktor Kosta Hadji und Jascha Tomitsch in Verbindung. Tomitsch versicherte mir in aller Form, daß sie eine Regierung Károlyi unterstützen würde, da die serbische Nationalpartei zu einer solchen Regierung unbedingtes Vertrauen habe. Dr. Kosta Hadji, mit dem ich am Abend des 29. September in den Räumen der Károlyi-Partei sprach, hatte mir auf meine Frage, ob die serbische radikale Partei, falls ich auf Grund meines Friedens- und Nationalitätenprogramms mit der Kabinettbildung betraut werden würde, mich zu unterstützen geneigt sei, erwidert, daß er mir auf diese



ungemein wichtige Frage erst nach einem Meinungsaustausch mit den leitenden Mitgliedern seiner Partei Antwort geben könne, ja, daß er zuerst auch eine Fühlungnahme mit den Führern der kroatisch-serbischen Koalition in Agram suchen müsse, ohne deren Einwilligung die serbisch-radikale Partei allein sich zu nichts verpflichten könne. Er setzte mir noch auseinander, daß es jedenfalls notwendig wäre, alle Ungerechtigkeiten gutzumachen, die die militärischen und Zivilbehörden gegen die Serben in Syrmien und Bosnien begangen hatten. Über diese Atrozitäten, deren Tatsache für mich völlig neu war, verfaßte er dort mitten in unserer Beratung ein Memorandum, und erklärte, er wolle, wenn ich ihm eine Audienz durchsetze, alles im Memorandum Enthaltene dem König erzählen. Theodor Batthyány fragte Dr. Kosta Hadji, ob er in einem Károlyi-Ministerium ein Portefeuille übernehmen würde. Er wehrte ab und empfahl an seiner Statt den Kurialpräsidenten Dr. Johann Lallossevitsch.

Hier muß ich noch erwähnen, daß ich auch mit den kroatischen Abgeordneten verhandelte, die aber damals schon alle auf jugoslawischer Basis standen. Ich sprach mit Duschan Popowitsch, Pribitschewitsch, Baron Nikolitsch, mit diesem direkt, mit den beiden anderen indirekt. Tisza hatte zwar durch sein Auftreten in Sarajevo der ungarischen Sache sehr geschadet. Doch sie begriffen, daß Tisza keineswegs das ganze ungarische Volk bedeute. Ich hatte schon vor den Verhandlungen nicht daran gezweifelt, daß es unmöglich sein würde, Kroatien unter den Gebieten der ungarischen Krone festzuhalten, und war sicher, daß die Kroaten vollständige Unabhängigkeit fordern würden. Der südslawische Staat stand nicht mehr in Frage, fraglich war nur noch, in welcher Form, ob in der Form eines loseren oder festeren Bündnisses Serbien, Kroatien, Bosnien, Dalmatien und die slowenischen Gebiete sich vereinigen würden. Ich wußte, daß niemand sie mehr an der Schaffung einer eigenen Staatlichkeit hindern könne. Ungarischerseits war es die dümmste Politik, sich ohne praktischen Wert und Sinn an historische Rechte zu klammern, nur damit die Slawen in uns ihre Feinde erblickten. Das ungarische Interesse lag darin, was ich und die Unabhängigkeitspartei damals verfochten. Wir sagten: Wir betrachten nicht nur ohne Widerspruch, sondern sogar mit Sympathie die Befreiung der slawischen Völker und wollten vom ungarischen Standpunkt aus bei



den Kroaten nur bezüglich Fiumes in irgendeiner Form ein gegenseitig befriedigendes Abkommen zustande bringen. Da wir den Lostrennungsgelüsten nicht im Wege stehen wollten, hatten diese Besprechungen auch nicht so sehr den Charakter sachlicher Beratungen, wie die früheren. Ich gewann in ihrem Verlauf den entschiedenen Eindruck, daß ein jetzt gebildetes Kabinett Károlyi auch bei ihnen große Sympathie finden würde, eine Sympathie, die bei der Lösung der für beide Teile wichtigen Fragen, vor allem bei der Entscheidung über das Schicksal Fiumes, von Nutzen gewesen wäre. Ich bin überzeugt davon, daß ein demokratisches, ein rationelle Politik betreibendes Ungarn selbst heute noch dieses Übereinkommen erlangen könnte, das auch im Interesse Jugoslawiens liegt.

Leider wurden auch die Fäden, die zu den Kroaten führten, durch die in Ungarn herrschende engherzige Politik abgeschnitten. Das Kabinett Wekerle hielt den König von jedem Zugeständnis zurück und protestierte, die Parlamentsmehrheit hinter sich, gegen die Befriedigung der slawischen Ansprüche. Sie nannten den Wunsch der Österreicher, wir mögen freiwillig auf Kroatien und Dalmatien verzichten, unsinnig! Und doch stand Kroatien nur mehr in losem Zusammenhange mit uns, während Dalmatien schon unendlich lange überhaupt nur mehr auf dem Papier zu uns gehörte! Im Falle eines friedlichen Auseinandergehens, besonders, wenn wir die Fiumaner Frage hätten ordnen und die Möglichkeit und das Recht eines Zuganges zum Meere sowie die Rechte der magyarischen Minderheit in Slawonien hätten sichern können, hätte sicherlich kein einziger Ungar die Lostrennung in der Weise empfunden, wie sie heute jeder empfindet.

Über meine Beratungen mit den Abgeordneten der Nationalitäten, von deren Ergebnissen und Eindrücken machte ich auch dem Grafen Julius Andrássy Mitteilung, den ich häufig sah. Er aber wollte von einer slowakischen oder rumänischen Autonomie, von Nationalitätenministern nicht einmal hören, bekämpfte sogar die Ernennung Oskar Jászis, der das Vertrauen der Nationalitäten genoß, zum Minister ohne Portefeuille, und das Maximum dessen, was er in der Nationalitätenfrage zugestanden, war die Möglichkeit, daß Jászi Staatssekretär in einem Kabinett werden könne, das den Nationalitäten mehr oder weniger große politische, wirtschaftliche und kulturelle Zugeständnisse machte. Andrássy, der drei Wochen



später alles über den Haufen werfen sollte, wollte damals wirklich nichts davon hören, daß Matthias Dula, Ladislaus Goldis oder die übrigen Führer der Nationalitäten auch nur Minister sein könnten!

Damals wie später wurde ich vielfach deswegen angegriffen, weil ich, wie man sagte, aus persönlichem Ehrgeiz so fest darauf bestand, daß nur ein Kabinett Károlyi gebildet werden dürfe, und jede andere Kombination verwarf. Ich muß zugeben, daß dies der Form nach richtig ist. Nach meinen Verhandlungen mit den Nationalitäten habe ich den entschiedenen Eindruck gewonnen, daß sich mit ihnen nur eine Regierung Károlyi-Jászi verständigen könnte, nicht nur weil sie gegen die andern Parteien und ungarischen Parteiführer mißtrauisch waren, sondern auch weil diese ungarischen Politiker noch in den ersten Oktobertagen, nach dem Auspringen Bulgariens aus dem Bündnisse, auf das schroffste jede Forderung der Nationalitäten verweigerten, die ihr auf Unterdrückung und Rechtsberaubung aufgebautes Machtsystem angegriffen hätte. Tisza, Apponyi, Andrássy, Wekerle oder Bethlen stimmten völlig darin überein, daß es Vaterlandsverrat sei, die Ansprüche der Nationalitäten so zu honorieren, wie Oskar Jászi, ich und die Sozialisten es wollten. Wenn wir uns mit unseren Nationalitäten nicht verständigten, so konnte keine Rede vom Frieden sein, denn die Annahme von Wilsons vierzehn Punkten war die Vorbedingung für unsere Verhandlungsfähigkeit.

Wenn ich durchaus an der Regierungsübernahme und damit auch an meiner Politik den Nationalitäten gegenüber gehindert werden sollte, — durch wen wollten sie dann die Vereinbarung zustande bringen? Vielleicht durch Wekerle, der in einem offiziellen Communiqué erklärt hatte, es gebe keine südslawische Frage, denn sie sei nicht aktuell! Durch Tisza, der jetzt aus Sarajevo gekommen war, wo er mit seiner Reitpeitsche die südslawischen Politiker beleidigt hatte, und der auch noch während der letzten Wahl die Vertreter der Nationalitäten mit allen Mitteln bekämpft hatte? Hätten die Nationalitäten über mich erfahren, daß ich mit Stefan Tisza auch nur rede, sie hätten sofort ihr Vertrauen zu mir verloren. Oder vielleicht durch Andrássy, der vom dualistischen Prinzip auch damals noch ebensowenig nachlassen wollte, wie von der Suprematie der Magyaren? Oder durch Apponyi, der seit seiner Schulverordnung rotes Tuch für die Ru-



mänen war? Durch Stefan Bethlen, der in der Nationalitätenfrage alle Vorurteile Tiszas, Apponyis und Andrássys vereinigte, oder vielleicht durch Vázsonyi, der jetzt ein Herz und eine Seele mit Tisza und Andrassy war, und während der Wahlrechtsverhandlungen sich völlig der gegen die Nationalitäten gerichteten, borniertesten hurrapatriotischen Politik verschrieben hatte, und der gestattete, daß man eine angebliche demokratische Reform an die Kenntnis der ungarischen Sprache in Wort und Schrift binde, in einem Lande, wo die Hälfte der Einwohnerschaft nicht ungarischer Zunge war! Oder am Ende durch Hadik, der in einem späteren Moment sich mein ganzes Programm zu eigen machte, nur eben meine Stellungnahme in der Nationalitätenfrage nicht? Als ob es überhaupt einen Politiker gegeben hätte, der in der Nationalitätenfrage nicht kompromittiert war! Obgleich hier jemand, der bloß nicht kompromittiert war, nicht genügte, denn man brauchte Männer, zu denen die Nationalitäten ihrer Taten wegen Vertrauen hatten.

Wenn ich mir all dies vor Augen hielt: Daß wir also weder Frieden schließen, noch unsere staatliche Existenz sichern konnten, wenn wir die Nationalitäten gegen uns hatten — ist es da ein Wunder, daß ich jede Lösung bekämpfte, die nicht zugleich einen gründlichen Systemwechsel bedeutete und keine Regierung unterstützen konnte, die sich nicht unter meiner Leitung aus einer Koalition gebildet hatte, in der die Károlyi-Partei, die radikale Partei, die Sozialdemokraten und auch die Nationalitäten vertreten waren, ein Kabinett, in dem diese das entscheidende Wort hätten, und wo neben ihnen nur jene nichtkompromittierten Abgeordneten der sogenannten historischen Klassen wirken konnten, die im Geist und im Tempo des Fortschrittes mit uns übereinstimmten? Nun war aber leider gerade an solchen großer Mangel.

Also war es nicht persönliche Eitelkeit oder heftiger Ehrgeiz, der mich leitete, als ich samt meiner Partei auf meiner eigenen Ministerpräsidentschaft und auf Jászis Ernennung zum Minister bestand, sondern ein Gebot der Lage. Daß die Ereignisse meine Politik rechtfertigten, daß das ganze Land demzufolge meine Ministerpräsidentschaft forderte, davon will ich jetzt nicht reden. Hingegen muß ich jenen gegenüber, die mir diese Beharrlichkeit zum Vorwurf machen, eine Tatsache festnageln. Meine Verhandlungen mit den Führern der Nationalitäten beweisen am besten, welch



ungeheures Versäumnis und welche Sünde das Gewissen jener belastet, die lieber alles verderben und zusammenbrechen ließen, als daß sie die Bildung eines Kabinetts Károlyi geduldet hätten. Vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, daß die Nationalitäten auch nach einer rechtzeitigen Gewährung der Autonomie sich von Ungarn hätten trennen wollen, so hätte man den Versuch der nationalen Autonomie auch dann machen müssen, da wir dadurch nichts verlieren, aber alles gewinnen konnten. Wem das Haus über dem Kopfe brennt, der kann sich vor dem sicheren Flammentod durch den ungewissen Sprung retten. Doch wäre was immer geschehen, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß ein auf nationalen Autonomien aufgebautes föderationalistisches Ungarn dem Irredentismus die Giftzähne gezogen hätte.

Wer die Stellung der Nationalitäten in Ungarn kennt, der weiß, wieviel Nahrung bei uns der Irredentismus aus dem Umstande zog, daß die Söhne der nichtmagyarischen Mittelklasse von den vornehmeren Posten im staatlichen und administrativen Dienst ausgeschlossen waren. Ein nichtmagyarischer Minister oder Staatssekretär war ebenso eine Seltenheit wie ein Obergespan oder irgendein anderer hoher Staatsbeamter, der einer anderen Nationalität angehört hätte. Das heißt, es gab schon welche, aber die mußten Renegaten sein. Selbst um Stuhlrichter zu werden, mußte man erst Renegat sein! Hätten wir ihnen nun den Staatsdienst, die politische, die kulturelle, die wirtschaftliche Laufbahn geöffnet, hätten ihre Vertreter in der Regierung, in den höheren Staatsämtern an der Spitze der Autonomie, in den Komitaten Platz gefunden: dann hätten sich die so zur Geltung gekommenen Menschen aus menschlichen Motiven an die einmal erkämpften Errungenschaften geklammert, hätten sich mit ihnen zufrieden gegeben und hätten ganz gewiß — wenigstens viele unter ihnen — diese Lebensstellungen nicht gerne mit dem Ungewissen vertauscht. Ihr wirtschaftliches Interesse aber hätte die Nationalitäten auch weiterhin zu Ungarn gezogen. Das System der Gebirge und Flüsse ließ sich eben nicht ändern, das Eisenbahn- und Straßennetz auch nur wenig, der einander ergänzende Tauschverkehr von Ebene und Gebirgsland sprach ebenfalls dafür, daß wir zusammenbleiben mußten, und dafür sprach in gewissem Maße auch der Konservatismus der menschlichen Natur, der nur ungern etwas am gewohnten Zustand ändert, solange



er nicht muß. Weiterhin sprach dafür die historische Überlieferung, die verwandtschaftlichen und anderen Bande, die man nicht so leicht von heute auf morgen vergessen und zerreißen kann. So wären die Maximalforderungen des Volkes und seiner Führer erfüllt gewesen. Aber setzen wir das Schlimmste voraus: Die westliche Slowakei hätten wir vielleicht verloren. Nicht aber die östliche Slowakei, die keinerlei gefühlsmäßige Verpflichtung Prag gegenüber hatte. Aber selbstverständlich hätten wir unser Angebot nicht erst unter der Guillotine machen dürfen, da Andrassy, der am 26. Oktober um Sonderfrieden ansuchte, ausdrücklich alles anerkennt, was Wilson bezüglich der Rechte der Völker Österreich-Ungarns, besonders der Tschechoslowaken und Jugoslawen, feststellte.

Hätte meine Politik gesiegt und wäre die Károlyi-Regierung nicht am 31. Oktober, als die Revolution ausbrach, sondern viel früher, und zwar rechtzeitig, zustande gekommen, eine Regierung, in der die Vertreter der Nationalitäten damals Platz gefunden hätten, so wäre eine solche Regierung unbedingt geeignet gewesen, einen Sonderfrieden zu schließen, denn sie hätte Wilsons vierzehn Punkte angenommen, mit den Deutschen gebrochen, sich nach der Entente hin orientiert und die Volksabstimmung angeordnet. Die prinzipielle und sachliche Grundlage dieser Behauptung ist die Tatsache, daß ich und meine Partei uns weder hinsichtlich des Krieges, noch des deutschen Bündnisses, noch der Nationalitätenfrage kompromittiert hatten, wir waren Entente- und Friedensfreunde, das wußte jeder im Ausland sowie in Ungarn. Nie wollte ich irgend jemand die Dummheit einreden — das sagten mir nur meine Feinde nach —, daß ich mit den Staatsmännern der Entente in einem Verhältnis stünde, in dem sie um meiner schönen Augen willen Ungarn alles gewähren wollten. Allerdings habe ich mit mehreren Ententepolitikern vor dem Kriege verhandelt, und es war mir auch gelungen, durch meine franzosen- und russenfreundliche Politik für meine Bestrebungen und vielleicht auch ein wenig für meine Person dort draußen Sympathien zu gewinnen. Aber ich war nie genug naiv zu glauben, und so gewissenlos, glauben zu machen, daß in so großen Dingen etwas anderes als das eigene Interesse und sachliche Erwägungen entscheiden könnten. Man wird mir vielleicht nicht das Recht abstreiten, zu glauben und zu verkünden, daß die Entente lieber ein ententefreundliches als ein ihr feindliches Ge-



sicht gesehen hätte. Nicht meinetwegen, sondern meiner Grundsätze und meiner oft verkündeten Politik halber durfte ich Verständnis erwarten.

Ich behaupte also auch nach allem, was geschehen ist, daß ein rechtzeitig ernanntes Kabinett Károlyi infolge seiner äußeren und inneren Politik, seiner Ententefreundlichkeit und seines guten Verhältnisses zu den Nationalitäten von allen möglichen ungarischen Regierungen die geeignetste zum Abschluß des Sonderfriedens gewesen wäre. Ein solches Kabinett Károlyi wäre von der Entente, wo die konservativen Militärs und Politiker infolge des Sieges so stark waren, tatsächlich viel besser behandelt worden als ein nach dem Zusammenbruch gebildetes und revolutionär gefärbtes Kabinett. Daß die Entente auch damals keine reaktionäre und konservative Regierung wollte, das wissen wir aus ihren offiziellen Noten, Äußerungen und ihrem Verhalten den Deutschen gegenüber.

Hätte es keinen Zusammenbruch gegeben, und wäre eine solche Regierung Károlyi nicht mit leerer Hand und nicht ohne Rückhalt bei den Nationalitäten vor der Entente gestanden, dann hätte es zwei Möglichkeiten gegeben: entweder sie schließt mit uns einen Frieden auf Wilsonscher Grundlage oder auf der Grundlage von Versailles. Den Wilson-Frieden hätte unser Ausspringen aus dem Bündnis und eine Nationalitätenpolitik zur rechten Zeit unbedingt gefördert. Den Wilson-Frieden hat die Politik des Durchhaltens, das Ausharren der Monarchie bis zum letzten Moment, zum Scheitern gebracht, denn infolge des Zusammenbruches war der militärische Sieg der Entente so groß, daß die Stimme der den Wilson-Frieden predigenden Politiker den siegestrunkenen Generalen gegenüber nicht mehr durchdringen konnte. Hätten Wilsons Friedensgrundsätze sich durchsetzen können, jene Grundsätze, wegen deren Propagierung die Reaktion mich einen Vaterlandsverräter nannte, dann — das wird heute schon jeder zugeben — hätte man auf Ungarn das Prinzip der Volksabstimmung angewendet, und es wäre uns unvergleichlich besser ergangen als durch den Frieden von Trianon. Wilsons Punkte bedeuteten Grundprinzipien, die, wenn sie beim Friedensschluß zur Geltung kamen, im Wesen tatsächlich jede frühere Vereinbarung umgeworfen hätten, der Amerika nicht zugestimmt hatte, und die im Widerspruch zum Wortlaut oder zum Geiste der vierzehn Punkte gestanden wären.



Sie hätten nicht nur den Londoner Vertrag umgeworfen, sondern auch den Bukarester vom 18. August 1916, von dem wir damals noch gar nichts wußten. Wir hätten uns schon deshalb an die Seite Wilsons stellen müssen, weil wir nur so hoffen durften, daß die Entente die den Slawen, Rumänen und Italienern in der Zwangslage des Krieges gegebenen, übertriebenen Versprechungen nicht werde halten können, weil ein neues und gewaltigeres Machtwort dazwischen gekommen wäre: der Wille Präsident Wilsons, d. h. Amerikas. Die Entente wäre, ob sie wollte oder nicht, gezwungen gewesen, ihre früheren, den vierzehn Punkten eigentlich widersprechenden Vereinbarungen als illusorisch zu betrachten. Ebenso gewiß wie Österreich durch die bei einem Wilson-Frieden selbstverständliche Volksabstimmung die von Deutschen bewohnten Teile Südtirols nicht verloren hätte, hätten auch wir im Falle einer Volksabstimmung schlimmstenfalls nur jene Komitate verloren, die eine nichtmagyarische Mehrheit hatten, und hätten auch von den gemischten Gebieten viel behalten können, wenn wir uns vorher mit den Nationalitäten auf der Grundlage der Autonomie verständigt hätten. Das war die Perspektive, die vor uns lag, wenn auch wir durch unsere eigene Politik dazu beitrugen, daß der Friede ein Wilsonscher Friede sei.

Aber nehmen wir nun den anderen Fall. Noch gab es keinen Zusammenbruch, keine Revolution, wir hatten nicht bis zum Äußersten bei den Deutschen und beim Kriege ausgeharrt, wir hatten um einen Sonderfrieden auf Grund der Wilsonschen Grundsätze er sucht, und die Károlyi-Regierung wäre im Einverständnis mit den Nationalitäten zustande gekommen, hätte ihnen einen Platz im Kabinett angewiesen, und trotz alledem hätte die Entente mit uns nicht auf Grund der Wilsonschen Punkte Frieden geschlossen. Setzen wir den Fall und fügen wir noch die Annahme hinzu, daß die Nationalitäten, obgleich sie einen Pakt mit uns eingegangen waren, später doch anspruchsvoller geworden wären und diesen Pakt selbst umgestoßen hätten. Unsere Lage wäre in diesem Falle gewiß nicht rosig gewesen, doch nicht so traurig wie heute. Wir hätten, da man unseren Bruch mit den Deutschen und unsere Orientierung nach der Entente hin honoriert hätte, zumindest einen ebenso guten Frieden bekommen können wie Bulgarien. Hätte die Entente ihre früheren Verträge (den von London und Bukarest)



auch teilweise eingehalten, so doch keinesfalls im maximalen Ausmaß. Westungarn hätten wir keinesfalls verloren, darüber hätte ernstlich nicht einmal gesprochen werden können. Einen Teil der östlichen Slowakei hätten wir auch behalten. An die Wegnahme rein magyarischer Gebiete dachten damals weder die Tschechen noch die Südslawen, und auch die Rumänen hätten sich mit der Abtrennung wirklich rumänischer Gebiete begnügt. Doch diese Erwägungen sind ganz gewiß übertrieben pessimistisch, denn vor dem endgültigen Zusammenbruch hatten wir alle Ursache, den mächtigen Vereinigten Staaten zu vertrauen, die damals imstande gewesen wären, ihren Willen durchzusetzen. Ich wiederhole: eine damals zustande gekommene Regierung hätte die Möglichkeit gehabt, die Volksabstimmung anzuordnen, und diese Volksabstimmung wäre klar gewesen. Die in Budapest im Kabinett sitzenden Führer der nichtmagyarischen Nationalitäten hätten diese Volksabstimmung geleitet, aber selbstverständlich hätten sich auch die magyarischen Stimmen durchgesetzt, und an die Abtrennung so rein magyarischer Städte wie Komárom (Komorn) hätte niemand auch nur gedacht.

Ich will nicht die Gewohnheit der Reaktion, jeden, der sie anzugreifen wagt, sofort einen Vaterlandsverräter zu nennen — ich will diese widerliche Gewohnheit nicht selbst nachahmen, wenn aber jemand einen Vaterlandsverrat begangen hat, so bin sicherlich nicht ich derjenige, noch irgendeiner von jenen, die mit mir zusammen gegen den Krieg sprachen, nicht wir, die wir Entente Freunde waren, die einen Wilson-Frieden forderten, die uns mit den nichtmagyarischen Nationalitäten verständigen wollten. Hingegen sind jene in höchstem Maße schuldig, die allen diesen Bestrebungen den verstocktesten Widerstand entgegensetzten, sie hinderten und zum Scheitern brachten. Sie tragen die Verantwortung für die Verstümmelung des Landes und den schlechten Frieden, für den Zusammenbruch und alle seine Folgen.

Es gab auch außer den Mitgliedern der Károlyi-Partei, außer den Sozialisten und Radikalen noch Politiker anderer Parteien, die fühlten, daß man den Weg beschreiten müsse, den ich empfahl, und daß man einer ententefreundlichen Regierung Gelegenheit geben müsse, ihre Rettungsversuche zu unternehmen. Béla Serényi, Gabriel Ugron gehörten zu diesen Politikern. Doch sie ließen sich durch das hartnäckige, chauvinistische Veto von Tisza, Apponyi,



Andrássy und Vázsonyi förmlich terrorisieren. Bis zu dem Augenblick, in dem endlich — zu spät — die Herren des chauvinistischen Vetos sich selbst auf die Grundlage der Wilsonschen Punkte begaben, war für sie jeder ein defaitistischer Vaterlandsverräter, der den Mund auftat, um den einzig richtigen Weg zu nennen.

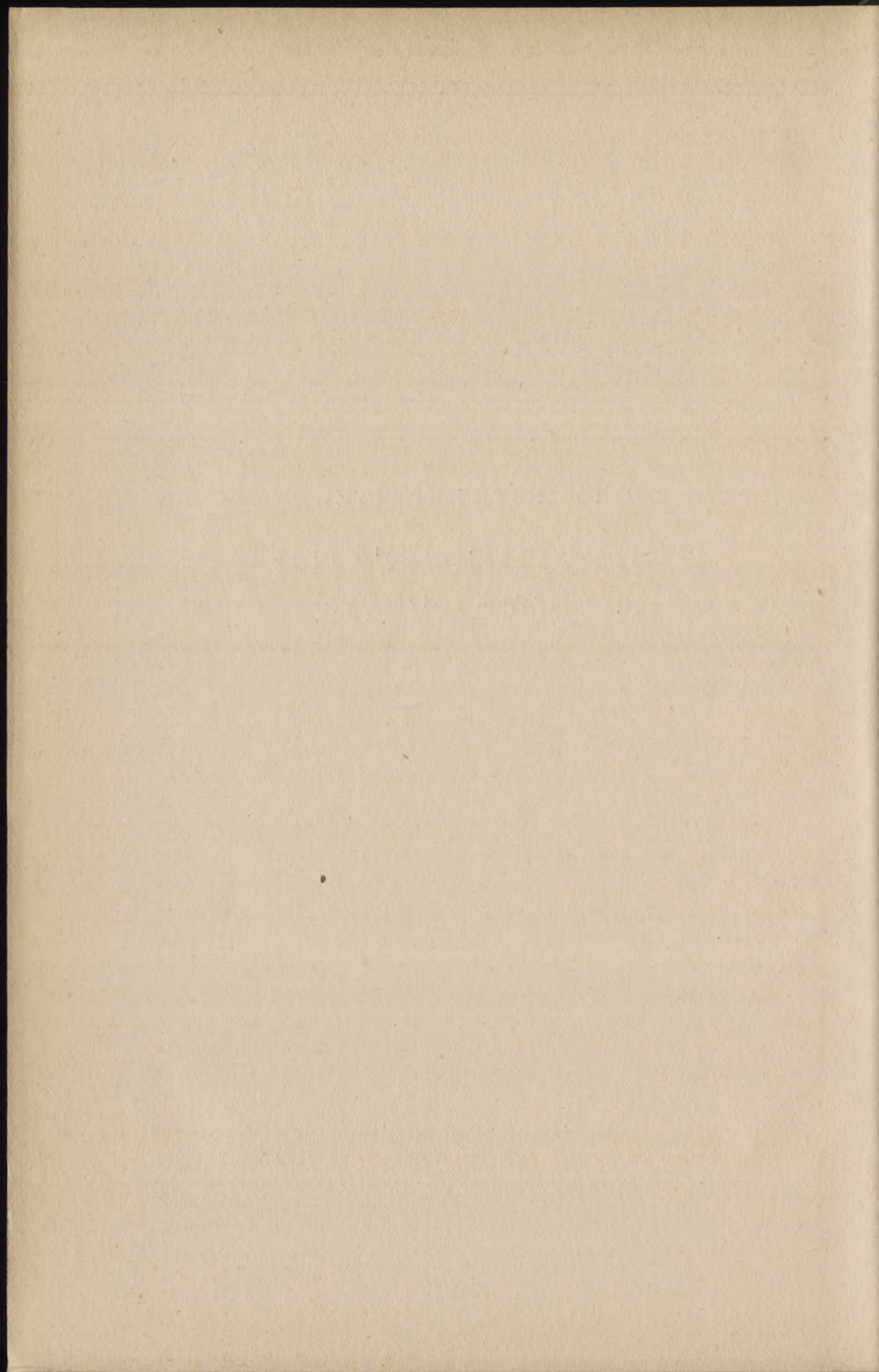
Dieser Terror hat teils die öffentliche Meinung verfälscht, teils ihre klare Äußerung verhindert. Noch immer, noch im Oktober 1918! Die Mehrheit des Landes stand hinter mir. Doch diese Mehrheit mußte erst organisiert werden.



DREISSIGSTES KAPITEL

**DER WIDERSTAND  
DER REAKTION**







**K**aum war Andrassy von Dubrin zurückgekehrt, als auch schon die Verhandlungen über die Bildung eines neuen Kabinetts begannen. Darin waren sich alle Parteien einig, daß die Regierung Wekerle nicht bleiben konnte. Die Mitglieder seines eigenen Kabinetts, vor allem Windischgrätz und Szterényi, arbeiteten am stärksten gegen den Ministerpräsidenten, der wirklich gar keinen Anhang mehr hatte, nicht einmal mehr im Parlament. Wekerle klammerte sich nicht an die Macht, doch die vielen Intrigen taten ihm sicherlich weh, so daß er Windischgrätz geradezu zu hassen begann.

Nach dem bulgarischen Zusammenbruch ließ Wekerle die Parteiführer zu sich bitten und informierte sie in seiner leichten Art über die Lage. Bei dieser Gelegenheit suchte auch ich den Ministerpräsidenten auf, obgleich ich seit Monaten nicht eben auf dem besten Fuße mit ihm stand, da auch er einigen Anteil an der gegen mich gerichteten offiziellen Hetzjagd haben mußte.

Um mein Vertrauen zu gewinnen, begann er sofort damit, wie wenig er diese grundlose Hetze jemals gebilligt habe, und wie gerne er diese ganze von Emmerich Károlyi ausgehende Affäre irgendwie friedlich beilegen möchte. Als er sah, daß ich zu keinerlei Vertuschung bereit sei, glitt er mit seiner gewohnten Geschicklichkeit sogleich auf ein anderes Thema über. Er sprach mit jovialem Lächeln und überaus ruhig. Man kann nicht behaupten, daß der Zusammenbruch seiner ganzen Politik, seiner Jahrzehnte alten Überzeugungen besondere Empfindungen in ihm erweckt hätte. Er erklärte einfach, er habe schon lang gewußt, daß wir den Krieg verloren hätten, und alles, was jetzt geschehe, überrasche ihn gar nicht. Starr vor Staunen betrachtete ich den lächelnden, beängstigend kalten und zynischen alten Herrn. Ich konnte mich nicht beherrschen und machte ihm heftige Vorwürfe darüber, daß er, wenn er schon längst gewußt hatte, daß wir den Krieg verloren haben, sich kein Gewissen daraus machte, eine Politik der Kriegshetze bis zum äußersten fortzusetzen! Er kam nicht aus seiner Ruhe und antwortete nur gleichmütig:



„Ja, weißt du, mein Lieber, wir konnten nicht anders, wegen der Deutschen!“

„Das heißt also,“ erwiderte ich, „daß wir mit offenen Augen ins sichere Verderben gerannt sind!“

Das war das zweitemal, daß ein offizieller, führender Politiker, ein Minister, der in alles eingeweiht war, mir ins Gesicht sagte, wir hätten den Krieg schon längst verloren. Der erste war Czernin, im Frühjahr 1917, der zweite Wekerle. Vor eineinhalb Jahren der Minister des Äußern und heute der ungarische Ministerpräsident! Und das, was sie wußten, wußte wahrscheinlich auch jeder vernünftige, in die Dinge von Amts wegen eingeweihte Mensch, und dabei gab es unter ihnen nicht einen einzigen Mann, der gewagt hätte, halt! zu rufen. Unter allen offiziellen Politikern der untergehenden Monarchie fand sich nicht ein einziger selbständig denkender Kopf, der sich über die jahrhundertalte Politik des „Fortwurschtelns“ erhoben hätte!

Diese verhängnisvolle Politik krönte Wekerle noch durch seinen verblüffenden Zynismus. Als er nach dem Ausspringen der Bulgaren aus dem Vierbund die Vertreter der Presse empfing, sagte er ihnen, der bulgarische Zusammenbruch habe die — Türkei in eine peinliche Lage gebracht; um das eventuelle baldige Austreten der Türkei aus unserem Bunde zu verhindern, mußten wir Truppen hinunterschicken, um den Türken gegen die Entente zu helfen. Welchen Zweck dies hatte, was wir davon erwarten durften, darauf gab Wekerle eine prompte Antwort in folgenden Worten:

„Arme Kerle, von diesen werden wir nicht viele wiedersehen!“

Hätten nicht so viele Journalisten mir dies erzählt und es auch aufgezeichnet, so hätte ich es nicht geglaubt. So hatte ich also vergeblich vier Jahre lang geredet, gebeten, gefleht, gedroht: Wekerle und seine Genossen gingen ruhig weiter auf ihrem verbrecherischen Wege, von dem sie, wie sie es jetzt gestanden, sehr gut wußten, wohin er führe! Sie führten die Nation in den Abgrund und hatten nicht einmal die Entschuldigung, nicht zu wissen, was sie taten.

Die politische Geschichte des letzten Monates gleicht in mancher entscheidenden Hinsicht erschreckend der Geschichte der vier Kriegsjahre. Ununterbrochen verhandelte man über die Bildung der neuen Regierung, über Programme und Zukunftspläne, und hatte auch



jetzt, wie so oft, die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Führer glaubten steif und fest, man werde doch keine grundlegenden Änderungen vornehmen müssen, und die gemeinen Soldaten folgten blindlings diesen Blinden.

Julius Andrassy hatte mir noch in Dubrin gesagt, ich und die mir gesinnungsverwandten Politiker müßten die Rettung des Landes in die Hand nehmen, und wir könnten in dieser Arbeit auf seine unbedingte Hilfe und Zustimmung rechnen. Er sehe ein, daß ich recht gehabt habe, sagte er, und er würde die Konsequenzen dieser Einsicht ziehen, denn er wolle sich nach dem Friedensschluß von der Politik zurückziehen. Doch dieses Geständnis, dieses Insichgehen, dort oben auf dem Berge von Dubrin, war offenbar nur eine Folge des Schocks, den die Nachricht vom bulgarischen Zusammenbruch im Nervensystem und in der Gedankenwelt des großen Optimisten verursacht hatte. Dort auf dem Gipfel des Dubrin war er der Wirklichkeit begegnet und hatte beschämt die Augen niedergeschlagen. In Budapest angelangt, sammelte Andrassy wieder die Reaktion um sich, die jetzt einheitlicher war denn je zuvor, verhandelte wieder mit Tisza, Apponyi, Wekerle, Windischgrätz und Vázsonyi, und der Geist der Wirklichkeit, der ihm in Dubrin erschienen war, blieb diesem Kreise fern. Wo waren jetzt die Dubriner Vorsätze! Diesem zerrütteten Menschen setzte man im Freundes- und Familienkreise Tag und Nacht so lange zu, bis es gelang, ihn nach Wunsch umzukneten, so daß er, als ich nach Dubrin zum erstenmal wieder mit ihm sprach, überhaupt nichts mehr davon hören wollte, daß ich ein Kabinett bilden, und er sich samt allen gescheiterten Politikern zurückziehen solle. Er hielt bereits eine Regierung Károlyi nicht mehr für unbedingt nötig und gab im Verlaufe der Verhandlungen höchstens zu, daß Wekerle gehen, daß eine neue Koalitionsregierung mit einem der Verfassungspartei angehörenden Ministerpräsidenten gebildet werden, und daß an der Regierung auch ich mit meiner Partei teilnehmen müsse. Als er so sprach, dachte er schon an sich oder an Johann Hadik als Ministerpräsidenten, wollte, wie gesagt, von Jászi und von den Vertretern der Nationalitäten als Minister nichts mehr wissen, ja, im Anfang nicht einmal von sozialistischen Ministern.

Am meisten hetzte Vázsonyi die Leute gegen mich auf. Andrassy bat mich, ich möge mich mit Vázsonyi versöhnen, denn es schaffe



in den Entwirrungsverhandlungen eine unmögliche Situation, wenn wir beide nicht miteinander sprächen. Vázsonyi hatte viel gegen mich gesündigt und es nicht einmal der Mühe wert gefunden, das Vor-gefallene irgendwie zu entschuldigen. Damit ich kein Hindernis für eine rasche Entwirrung sei, wirklich im Dienste des allgemeinen Wohles, gab ich Andrássys Bitte nach, so daß in seiner Wohnung dann endlich die Versöhnung stattfand. Vázsonyi und ich reichten uns die Hand, doch weder er noch ich sprachen von der Vergangenheit.

Meine Gegner waren ebenso hartnäckig wie ich und meine Gesinnungsgenossen, was so viel bedeutete, daß nichts geschah und alles beim alten blieb. Es ist klar, daß die innere und äußere Lage sich mit jedem dieser vergeudeteten Tage, während derer die Regierung wartete, daß ihr die gebratene Taube in den Mund fliegen würde, mehr und mehr verschlechterte. Noch immer war der unzulängliche Burian, Tiszas Exponent, Außenminister. Burian ließ am 5. Oktober Wekerle, Tisza, Apponyi und Andrassy nach Wien berufen, um das Nötige mit ihnen zu sprechen und sie über die Lage der Monarchie zu informieren.

Andrassy schreibt in seinen Memoiren, daß Burian damals schon die folgende Information abgab: „Deutschland sei so niedergebroschen, daß es, wiewohl es bisher gerade uns Feigheit vorgeworfen hatte, nun selbst den Waffenstillstand und den sofortigen Friedensschluß urgieren und den Frieden auf Grund des Wilsonschen Friedensprogrammes anbieten wolle.“

Am 15. September hatten alle diese Herren zusammen mit ihrer Presse und ihrem ganzen Anhang mich einen Vaterlandsverräter gescholten, weil ich vor der Abordnung der Cegleder die Annahme der Wilsonschen Grundsätze in entschiedener Form verlangt hatte. Wie berührte sie also nun diese Mitteilung Burians? Andrassy fürchtete sich noch immer vor einem Wilson-Frieden und wollte noch immer nicht begreifen, daß dies die einzige Rettung Ungarns sei, weil es nur einen schlechteren, keinesfalls aber einen besseren Frieden bekommen konnte. Wenn nun aber auch schon die Deutschen so weit hielten, so gab es keine Wahl. Burian hatte deutlich gesagt, daß wir entweder auf das Programm Wilsons eingehen, oder aber daß uns die Deutschen im Stiche lassen und die vierzehn Punkte ohne uns annehmen würden. Sie konnten dies etwas leichter tun als wir, da sie ein viel homogenes Land waren.



Von diesem Tage an nannten mich unsere Staatsmänner keinen Vaterlandsverräter mehr, wenn ich für Wilsons vierzehn Punkte eine Lanze brach, jetzt war ich nur mehr ein Vaterlandsverräter, wenn ich diese Forderungen ernst nahm und für die Nationalitäten das Selbstbestimmungsrecht und die Autonomie verlangte, oder wenn ich die Aufrechterhaltung des Dualismus unmöglich nannte. Allerdings brauchte ich nicht lange darauf zu warten, und die umsichtigen und konsequenten Parteiführer ließen auch in diesen Fragen etwas von ihren 67er Idealen nach.

Endlich, am 7. Oktober, begann der König in Reichenau die ungarischen Politiker zu empfangen. Tisza, Andrassy, Apponyi, Windischgrätz und Szterényi erschienen in Audienz. Der Monarch beschloß, das Ergebnis der Aktion Burians nicht abzuwarten, sondern Andrassy in die Schweiz zu schicken, damit dieser dort Verhandlungen mit den Vertrauensmännern der Entente beginne.

Welchen Grund Andrassy zu der Annahme hatte, daß es in der Schweiz zu meritorischen Verhandlungen kommen könne, weiß ich nicht. Nach den deutschfreundlichen Politikern wurde auch ich vom König empfangen.

Andrassy selbst gesteht in seinen Memoiren, daß selbst damals noch mit ihm zugleich sämtliche oben erwähnten Politiker beim König gegen die föderalistische Umwandlung der Monarchie Stellung nahmen, und daß er, bevor er am 11. Oktober in die Schweiz fuhr, dem Monarchen noch einmal ans Herz legte: „... die staatsrechtliche Form der Monarchie unberührt zu lassen, solange der Friede nicht geschlossen sei, und sich darauf zu beschränken, nach Rücksprache mit den berufenen Staatsmännern die neue Ausgestaltung vorzubereiten. Soviel ich weiß, erklärten sich alle ungarischen Staatsmänner gegen den Föderalismus, ausgenommen Károlyi, der nach uns in Audienz erschien.“

Dieses kleine Zitat beleuchtet Andrassys damaliges Programm. Seit dem 5. Oktober mußte man die Wilsonsche Plattform, die Forderung nach der Selbstbestimmung der Völker, annehmen — das mußte er wissen und wußte es auch. Gleichzeitig aber wollte er, daß der König gar nicht versuche, die Konsequenz dieser Basisänderung zu ziehen, sondern daß er alles beim alten lasse, auch weiterhin auf seine alten, erfahrenen und samt ihren Erfahrungen durchgefallenen Ratgeber höre, und dann könnten wir ja nach



dem Kriege, nach dem Friedensschluß die staatsrechtliche Form der Monarchie reformieren. Nach dem Friedensschluß! Wie stellte sich Andrássy diesen Frieden vor? Als Wilson-Frieden? Nicht nur er, sämtliche ungarische Staatsmänner, die bei jeder Audienz erschienen waren, bekämpften den Föderalismus, und in ihnen lebte der Hintergedanke, daß wir, sobald wir nur Frieden geschlossen hätten, uns nicht weiter um Wilson, noch um die übrigen Entente-mächte, noch um die Nationalitäten zu kümmern brauchten, sondern von unseren Versprechungen soviel einlösen könnten, als eben durchaus notwendig war. Es gehörte eine tüchtige Portion Naivität zu dem Glauben, daß die Entente oder die Nationalitäten, die damals mindestens so mächtig waren wie wir Magyaren oder die Deutschösterreicher, jemals darauf eingehen würden. Die Nationalitäten hegten mit Recht das größte Mißtrauen gegen den Kreis Andrássys und hatten es nicht schwer, dank ihrer weitver-zweigten und engen Verbindungen, ihre Bundesgenossen zur An-nahme des Standpunkts zu bewegen, daß die siegreichen Groß-mächte noch vor dem Friedensschluß, ja geradezu als dessen Vor-bedingung, die Rechte der Nationalitäten in der Monarchie fordern sollten. Wenn Andrássy und seine Getreuen mir vorwerfen, daß ich so fest dabei blieb, daß nur eine Regierung Károlyi eine beruhigende Lösung bringen könne, so verweise ich auf den unleugbaren Stand-punkt der Nationalitäten und sage: deshalb! Jene aber, die durch ihre dem König erteilten Ratschläge erreichten, daß der König nichts unternahm, die sogar noch die Initiative des Königs lähmten, die sich sonst offenbar in der Richtung der Föderationalisierung der Monarchie bewegt hätte: Sie haben mit jedem Wort, das sie zu Karl IV. sprachen, ihre schwere Verantwortung vor der Geschichte noch belastet.

Ich glaube, bis zu diesem Zeitpunkt hat niemand dem König die Wahrheit ganz deutlich, ganz düster, mitgeteilt. Dem ungarischen Volk teilte man sie mit. Am 8. Oktober 1918, an einem Dienstag, erschien auf der ersten und zweiten Seite der „Népszava“ jener Aufruf, den die Leitung und der Ausschuß der sozialdemokratischen Partei „an das Volk Ungarns“ richtete. Mit diesem Aufruf hat die sozialdemokratische Partei den Weg ihrer Pflicht betreten. Durch seine Zeilen weht revolutionärer Geist. Man erkennt darin Kunfis Hand und auch, daß nun der linke Flügel der Partei in der Leitung der Sozialdemokratie seinen Einfluß zur Geltung bringt.



Der Aufruf stellt fest, daß die Verfassung gescheitert sei, und daß der Krieg nicht aufhören und der Friede nicht kommen könne, solange das Volk Ungarns sich nicht eine neue Verfassung erkämpft habe. „Solange die noch immer gewaltigen Vertreter der herrschenden Klasse nicht vor den Richterstuhl des Volkes gestellt werden können, fordern wir sie vor das Bahrgericht des vernichteten Ungarns, und indem wir auf die tausend inneren und äußeren blutenden Wunden des Landes hinweisen, rufen wir ihnen zu: das habt ihr getan, das ist euer Werk, euer ist die Verantwortung!“ Eine neue Verfassung ist nötig, aber nicht eine, durch die die herrschenden Klassen des Ungarns die nichtmagyarischen Nationalitäten unterdrücken und die mittellosen Klassen ausbeuten, sondern eine Verfassung, die das Recht der im Lande lebenden Nationalitäten auf Selbstbestimmung und das der arbeitenden Klassen auf ein menschenwürdiges Dasein anerkennt und das Land im Geiste der demokratischen und sozialen Gerechtigkeit einrichtet.

Der Aufruf faßt die nötigen Schritte in zehn Punkte zusammen:

1. Möge sofort eine Regierung aus den Vertretern der demokratischen Klassen und sämtlicher Nationalitäten des Landes gebildet werden.

2. Möge diese Regierung das Parlament auflösen und auf Grund des allgemeinen, auch auf die Frauen ausgedehnten Wahlrechtes sofort die Konstituante einberufen.

3. Möge sie den feindlichen Staaten auf der Plattform der russischen proletarischen Revolution und Wilsons Grundsätzen den sofortigen Frieden anbieten.

4. Möge sie der nationalen Unterdrückung ein Ende bereiten.

5. Möge sie die Verwaltung demokratisieren und das freie Vereins-, Versammlungs- und Organisationsrecht garantieren.

6. Möge sie den Boden jenen geben, die ihn bebauen.

7. Möge sie die der individuellen Leitung entwachsenen Betriebe sozialisieren.

8. Möge sie durch eine gerechte Steuerpolitik die Kosten des Krieges auf die großen Vermögen abwälzen.

9. Möge sie den Arbeiterschutz ausbauen, eine großzügige Politik der Volkswohlfahrt beginnen und den achtstündigen Arbeitstag vorbereiten.



10. Möge sie für die heimkehrenden Soldaten sorgen und die Invaliden, Kriegswitwen und Waisen entsprechend entschädigen.

„Laßt uns alle Kräfte zusammenraffen und dieses Ungarn der Unterdrückung und Ausbeutung in einen Staat verwandeln, der standhalten kann in jener Schicksalsstunde, in der im Sinne eines internationalen Weltfriedensvertrages die hier lebenden Nationalitäten auf Grund ihres Selbstbestimmungsrechtes darüber entscheiden werden, ob sie dieses Land als ihr Vaterland betrachten können.“

„Alle, die wünschen, daß die freien und über sich selbst verfügenden Nationalitäten dieses neue Ungarn nicht verlassen, sondern auf Grund eines freien Entschlusses, zusammen mit einem freien und demokratischen, magyarischen Volke, hier alle Bedingungen für ihre Entwicklung und ihr Gedeihen finden mögen: alle diese mögen sich zu einer entscheidenden Tat aufraffen!“

Der Aufruf entsprach den wirklichen Gefühlen, den wirklichen Interessen des ungarischen Volkes und ebenso auch meinen Ansichten und meinen Plänen, und in diesem Sinne wollte ich auch den Willen des Volkes dem König verdolmetschen, bei dem ich am 11. Oktober zur Audienz befohlen war.

Als ich in Reichenau nach der Massenaudienz der ungarischen Politiker als letzter vor den König trat, von dem mich die vor mir gehörten Herren fünf Vierteljahre lang ferngehalten hatten, bekannte ich mich unerschütterlich zu einem dem ihren völlig entgegengesetzten Standpunkt. Den König fand ich ganz erschöpft, mit den Spuren großer geistiger und körperlicher Ermüdung, beinahe apathisch vor. Als ich ihn zuletzt in Laxenburg gesehen und gesprochen hatte, zeigte er viel jugendliche Frische und Lebenslust, war er voll Hoffnung und Sehnsucht nach guten Taten. Jetzt fand ich kaum eine Spur mehr von all dem. Ich sprach zu Karl IV. von der drohenden Gefahr, der nur rasches und entschlossenes Handeln vorbeugen könne. Das Nationalitätenproblem sei in seiner ganzen Schärfe aufgebrochen und lasse sich nur durch eine aufrichtige, echte und radikale Demokratie lösen. In diesem kritischen Augenblick müßten wir der Entente allein gegenüberstehen, darum müßten wir das deutsche Bündnis kündigen und uns unbedingt freie Hand vorbehalten. Neue Männer müßten kommen. Es sei gewiß, daß die Entente viel härtere Bedingungen stellen würde, wenn bei uns jene die Leitung der Dinge weiter behalten wollten, die für die ententefeindliche Politik verant-



wortlich seien, und die übrigens die Monarchie ins Verderben geführt hätten. Eine sehr rasche und sehr anschauliche Wandlung sei nötig. Amerika müsse sehen, daß wir nicht nur reden, sondern auch handeln.

Was Ungarn anbelangt, so sei es ein unmöglicher Zustand, daß man hier das Land mit der Unterstützung einer vor acht Jahren durch ein ganz beschränktes Wahlrecht gewählten Parlamentsmehrheit regiere. Dieses Parlament vertrete das Land durchaus nicht. Seine Beibehaltung in der heutigen Lage würde die größte Verwirrung anrichten. Das Volk beobachte zähneknirschend die Verhandlungen dieser unzeitgemäßen Körperschaft, das Volk wolle Frieden und würde sich empören, wenn man ihm den Frieden nicht verschaffe.

Eine energische Politik, die die Monarchie in das Lager der Entente bringe und sie ernstlich auf demokratische Basis stelle, könnte sie auch heute noch retten. Freilich nicht in ihrer alten dualistischen Struktur, sondern nur auf föderativer Grundlage, mit bloßer Personalunion zwischen Österreich und Ungarn. Die Politik, die der Herrscher durch einen an Sixtus gerichteten Brief begonnen habe, sei sicherlich die richtige gewesen und habe uns tatsächlich den einzigen Weg der Rettung gewiesen. Seine Majestät wisse natürlich auch, daß die Arbeitspartei und das Nationalkasino ihn eben wegen dieser lebensrettenden Politik seines Thrones berauben wollte.

Ich erzählte Karl IV., was ich im November 1917 in der Schweiz gesehen hätte. Jener Zeitpunkt sei für Verhandlungen besonders günstig gewesen. Aber freilich hätten wir dann die Vertiefung des deutschen Bündnisses aufgeben müssen. Die Ratgeber Sr. Majestät, in erster Reihe Wekerle, hätten mich damals gehindert, über meine Schweizerreise, die ich mit Wissen des Königs unternommen hätte, ihm zu berichten.

Der König wiederholte monoton, ich hätte recht gehabt, ich hätte auch heute recht. Ich bat ihn, er möge sofort in Österreich, wie in Ungarn, die politischen Gefangenen frei lassen, alle, in erster Reihe aber Friedrich Adler. Auch darauf sagte er:

„Ja, ja. Ich glaub', Sie hab'n recht.“

Über die Krise sagte der König nur, er sähe gerne eine Konzentration unter Teilnahme meiner Partei und der Radikalen. Ich aber



sagte dem König, die neue Politik müsse auf die im Parlament nicht vertretenen und nicht kompromittierten Parteien gegründet werden.

— „Ja, ja, Sie haben recht“ — sagte der König —, „aber man sagt mir immer, Sie haben nur fünfzehn bis zwanzig Leute hinter sich, ich kann mich auf die nicht stützen.“ Und dann sagte er, man könne unter den heutigen Verhältnissen keine Wahl ausschreiben. Dann kam die Frage der Ernennung Andrássys zum Minister des Äußern zur Sprache. Da sagte der König:

— „Das wird sehr schwer gehen, wegen der Österreicher.“

Ich bat den König, er möge mich hinausschicken, um mit den Franzosen Fühlung zu suchen. Aber damals war es schon beschlossene Sache, daß Andrassy in die Schweiz fahren würde. Ich hatte davon keine Ahnung. Auf meine Bitte antwortete der König höflich und ausweichend.

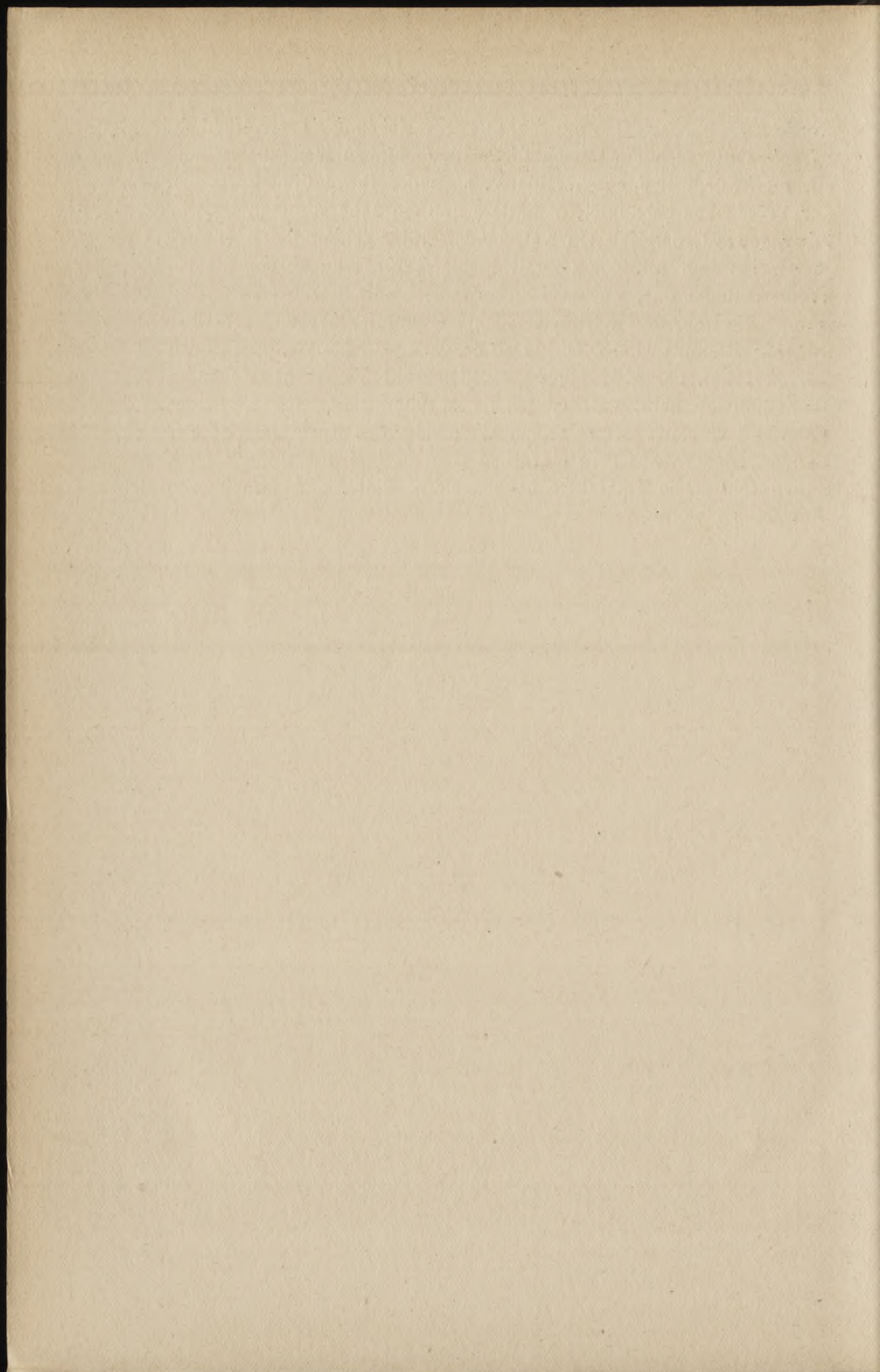
Meine Audienz begann um halb zwölf Uhr vormittags, dauerte eineinhalb Stunden, und ich versäumte auf diese Art den Zug, der mich nach Wien hätte führen sollen. Windischgrätz bot mir an, mich in einem Hofauto nach Wien zu bringen. Unterwegs erzählte er mir, der König hätte ihn an Stelle Wekerles zum Ministerpräsidenten ernennen wollen, er aber habe abgelehnt und an seiner Statt Náray empfohlen, hingegen hätte er den König gebeten, ihn zum Sektionschef im gemeinsamen Auswärtigen Amt zu ernennen, damit er dort seine spätere Ernennung zum Minister des Äußern vorbereiten könne. Den Posten des ungarischen Ministerpräsidenten hatte er nicht aus Bescheidenheit abgelehnt, sondern weil er wußte, daß er während der letzten Monate, als Mitglied des Kabinetts Wekerle, durch seine Intrigen und seinen Verrat am Wahlrecht unpopulär geworden war, daß er in der ungarischen Öffentlichkeit gar keinen Boden unter den Füßen hatte. Unterwegs erzählte er mir auch noch, daß man an die Ernennung Julius Szilassys zum Minister des Äußern denke. Es ist charakteristisch für Windischgrätz, daß es ihm ganz egal war, ob er unter Szilassy eine föderative und demokratische Politik, oder ob er ein paar Tage später unter Andrassy das Gegenteil davon vertreten müsse.

Seit jenem Vorfall im letzten Sommer, da er in Gegenwart meiner Frau widerrufen mußte, war unser Verhältnis sehr abgekühlt. Jetzt näherte sich mir Windischgrätz, der nicht wußte, ob er für den Fall der Ernennung Szilassys nicht mit mir und den Sozialisten



werde zusammenarbeiten müssen, mit schmeichelnder Freundlichkeit, offenbar um sich auch nach dieser Seite hin zu sichern. Er war ein merkwürdiger Mensch. Später, nach der Revolution, hörte ich, der Prinz habe behauptet, er hätte schon ein Jahr vor dem 30. Oktober gewußt, daß ich ein Vaterlandsverräter sei, und daß er derjenige gewesen sei, der überall meine Verhaftung verlangt habe. Wenn dem so war, warum näherte er sich mir jetzt so abstoßend schmeichlerisch, und warum versuchte er unmittelbar und mittelbar mit mir zusammenzuarbeiten? Daß er, wo er nur konnte, gegen mich intrigiert hat, das glaube ich gern, das weiß ich sogar. Er tat es aber nicht deshalb, weil er jemals geglaubt hätte, ich hätte das Vaterland verkauft wie er seinen Wein oder den Kartoffelgriß des Landes, sondern aus dem einfachen Grunde, weil ich, nachdem ich seinen schwachen Charakter kennengelernt hatte, nichts mehr von ihm wissen wollte.







EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL

# DAS ENDE DES DUALISMUS



THE  
LIBRARY OF THE  
MUSEUM OF NATURAL HISTORY  
AND  
ZOOLOGY  
OF THE  
CITY OF BOSTON



Andrássy fuhr also in die Schweiz, und während dieser Zeit blieb die Krise in Schwebe. Diese Sendung Andrássys gehört in die gleiche Kategorie wie Tizas südslawische Mission. Auch Tiza hatte man sicherlich deshalb zu den Südslawen geschickt, weil man eingesehen hatte, daß in der südslawischen Politik Wandel geschaffen werden müsse. Doch wenn man es einsah, so durfte man selbstverständlich nicht Tiza hinunterschicken, und ebensowenig hätte man den deutschfreundlichen Andrássy in die Schweiz schicken dürfen, um dort der Entente auf den Zahn zu fühlen. Karl IV. wollte, daß der Geiger Trompeten blase und der Trompeter Geige spiele.

Die unmittelbare Umgebung Andrássys, die bei Andrássys Gegnern immer die kleinlichsten Motive voraussetzte, verdächtigte jetzt Stefan Tiza damit — und dies hat mir Georg Pallavicini erzählt —, daß eigentlich Tiza Andrássy unter dem Vorwand einer Friedensmission ins Ausland hinausintrigiert habe, damit Andrássy daheim nicht seine innerpolitischen Kreise störe. Ich kenne Tizas Tugenden und Fehler, und ich glaube, daß diese Beschuldigung nicht stichhaltig ist. Ich glaube, Tiza war sich um diese Zeit schon ganz klar darüber, daß er eine Zeitlang weder in der ungarischen inneren Politik noch in der auswärtigen Politik eine führende Rolle spielen könne. Er hielt es also für das klügste, sich mit seiner Partei, der Arbeitspartei, zusammen an die Seite Andrássys zu stellen, um so durch die Vereinigung der konservativen Kräfte ihrem, im wesentlichen ohnehin auf dasselbe Ziel gerichteten Willen größere Macht zu verleihen.

Pallavicini begleitete Julius Andrássy nach Bern, kehrte aber etwas später als dieser zurück. Als der König die Delegationen für den 15. Oktober zum letzten Male nach Wien berief, fuhr auch ich hin und traf dort den aus der Schweiz heimgekehrten Georg Pallavicini. Er war nicht nur als Verwandter, sondern auch als Politiker, immer Andrássys treuester Anhänger gewesen, der seinem Führer blindlings



folgte. Jetzt fand ich ihn völlig verwandelt. Seine soeben im neutralen Ausland gesammelten Erfahrungen hatten einen großen Eindruck auf ihn gemacht. Die Freunde der Deutschen glaubten daran, daß die Deutschen sich noch erholen könnten, und daß, wenn wir nur bis zum Frühjahr aushielten, alles noch gut werden könne. Das hatte auch Pallavicini geglaubt, bevor er in der Schweiz war. Jetzt hielt er es für unmöglich, daß die Kriegslage sich noch ändern könne, und er sagte, die Katastrophe komme gefährlich näher, und wir könnten ihr nur ausweichen, wenn es uns gelänge, sofort Frieden zu schließen. Man muß gestehen, sagte er, daß Andrassy große Fehler begangen hat, und das Schlimme daran sei, daß er sich noch immer nicht entschließen könne, nach dem einzigen Rettungsanker zu greifen. Er wollte damit ausdrücken, daß Andrassy das deutsche Bündnis noch immer nicht zerreißen und sich noch immer nicht zu meiner Politik bekennen wolle. Pallavicini aber sah die Lage und die nötigen Schritte sehr klar und teilte im großen und ganzen völlig meinen Entwirrungsplan. Ich gewann den Eindruck, daß ich bei Verwirklichung dieser Orientierung auf seine tätige Unterstützung rechnen könne. Später beteiligte sich Pallavicini auch an jenen vertraulichen Konferenzen, die wir von der Károlyi-Partei mit den Sozialisten in einem Privatsaal des Abgeordnetenhauses hielten, und wo über die Zusammensetzung und das Programm der von uns gewünschten neuen Regierung verhandelt wurde. Er selbst zerstreute das anfängliche Mißtrauen der Sozialisten gegen seine Person dadurch, daß er sich immer um mindestens zwei Oktaven radikaler und liberaler zeigte als unser gemeinsamer Schwiegervater Julius Andrassy. Pallavicini galt, dank diesem Verhalten, als Ministerkandidat in jenen Plänen, auf deren Grundlage wir vor dem Ausbruch der Revolution das Kabinett zu bilden gedachten. Wenn meine Frau in diesen Tagen ihre Schwester Boy fragte, wohin sie ginge, gab Gräfin Pallavicini häufig zur Antwort: „Ich muß nach Georg sehen. Er hat große Lust, in das neue Kabinett einzutreten.“ — Ein Schritt, von dem seine Frau Pallavicini zurückhalten wollte.

Vorläufig aber war all dies nur noch Projekt. Nach den Audienzen beim König schrien die Regierungsblätter im Chor, daß die Hoffnungen Michael Károlyis und seiner Getreuen jetzt und in absehbarer Zeit aussichtslos seien, und tatsächlich vereinigte sich jetzt



die ganze Reaktion gegen mich, um eine innerpolitische Einheitsfront gegen meinen Entwirrungsplan zu organisieren. Wekerle erklärte, er sei bereit zu demissionieren, und er empfehle an seiner Statt dem König Baron Julius Wlassics als seinen Nachfolger.

Noch vor Einberufung der Delegationen hatte ich in Wien Gelegenheit, mit mehreren österreichischen Politikern zu verhandeln, so mit Professor Lammasch, dem späteren Ministerpräsidenten, mit dem mich unser gemeinsames, pazifistisches Ideal schon früher zusammengeführt, und mit dem wir ein paar herzliche Briefe gewechselt hatten, ferner mit dem Grafen Silva-Tarouca und mit verschiedenen führenden Mitgliedern der sozialdemokratischen Partei. Ich hatte den Eindruck, daß die österreichischen Politiker die Lage viel klarer sahen als die unseren, und daß es unter ihnen niemand gäbe, der die Konföderation hindern wollte.

Am 15. Oktober hielt nun der auswärtige Ausschuß seine erste konstituierende Sitzung ab, die gewöhnlich eine bloß formelle Sitzung zu sein pflegte, so daß höchstens der Minister des Äußern sein Exposé vortrug, dem aber keine Debatte folgte. Ich aber, der nicht wußte, was die Zukunft bringen konnte, beschloß, daß ich die Gelegenheit ergreifen und die Schuld und Verantwortung der Kriegsverlängerer feststellen wollte. Sobald also Burian sein nichtssagendes Exposé beendet hatte, meldete ich mich gegen alles Herkommen zum Wort.

Es war ein interessantes Bild. In dem herrlichen weißgoldenen Saal aus der Zeit Maria Theresia saßen, mit dem Minister des Äußern an der Spitze, all die unerschütterlichen Anhänger des 67er-Ausgleiches, der Einrichtung der Delegationen, des Dualismus und des deutschen Bündnisses und folgerichtig auch des Weltkrieges. Von hier aus hatten unsere Minister des Äußern in schöneren Tagen ihre Tiraden hinausgeschickt, ehrgeizige Delegierte hatten hier mehr als eine stolze säbelrasselnde Rede gehalten, und jetzt sollten dieselben hier den Nekrolog ihrer ganzen Politik zu hören bekommen. Nervöse Gesichter, unfreundliche Blicke ringsum. Es wollte niemand recht gefallen, daß ich mich jetzt zum Sprechen anschickte. Aber der Präsident konnte nicht Gewalt anwenden und war gezwungen, mir das Wort zu erteilen.

„Ich bin gekommen, Cäsar zu begraben, nicht ihn zu feiern. Ich mißachte die Delegationen und betrachte sie nur als Podium, das mir Gelegenheit bietet, gegen die gemeinsame österreichisch-



ungarische Regierung vor ganz Europa Anklage zu erheben. Die Fehler, die die gemeinsame Regierung und die Delegationen begangen haben, sind unverzeihlich. Graf Czernin und Graf Burian, der im Weltkrieg zweimal Minister war, haben absichtlich die Delegationen nicht zusammenberufen, um nicht vor deren Richterstuhl erscheinen zu müssen. Die Tatsache, daß Graf Burian sie jetzt zusammenberuft, ist eine Verhöhnung des ungarischen Volkes. Graf Burian hätte die heutigen Einladungen mit einem Trauerrand versehen müssen. Die 48er-Unabhängigkeitspartei ist seit jeher mit aller ihrer Kraft gegen dieses unmögliche Instrument, die Delegationen, aufgetreten. Ich klage das gemeinsame Ministerium und die Delegationen an, daß sie allein den Zusammenbruch der Monarchie verursachten und so Ungarn in die traurige Lage versetzt haben, in der es sich heute befindet. Die gemeinsame Regierung hat sich niemals um die Stimmung im Volke gekümmert, sondern auch in der ersten Zeit immer kleinliche Intrigen betrieben.“

Diese Worte scheinen, heute gelesen, nicht allzu hart. Dort aber, im Saale der Delegationen, den Delegierten ins Gesicht gesagt, taten sie ihre Wirkung. Die Delegierten lauschten beklommen meiner Rede. Der Präsident glaubte, es sei das klügste, mich nicht zu stören, doch als er sah, daß ich mit meinen Beschuldigungen fortfuhr, bat er mich, ein andermal meine meritorische Kritik vorzubringen. Doch ich sagte, was ich sagen wollte. Nur hier und da wurde ich durch ein zaghaftes „Oho!“ unterbrochen.

Tisza und alle seine Gesinnungsgenossen verharren bezüglich der auswärtigen Politik in Schweigen. Sie fanden nicht ein Wort in dieser historischen Sitzung; weder ein Wort der Verteidigung noch der Reue. Den Kopf zwischen die Schulter gezogen, saßen sie da und lauschten wortlos allen Anklagen. Dieses ruhmlose Ende des Dualismus, der Monarchie, der Delegationen dieser ganzen k. u. k. Wirtschaft, an die sie ihr Herz gehängt hatten, tat ihnen weh, allein keiner hatte den Mut, zu sagen, was er empfand. Nicht einer fand sich, der in dieser letzten Sitzung der Delegationen diesem symbolischen Instrument des Dualismus die Grabrede gehalten hätte. Wie ein paar Wochen darauf von ihrem Kaiser und König, so verabschiedeten sie sich hier, alles vergessend und alles verleugnend, ohne ein einziges Wort auf ewig von den Delegationen.

\* \* \*



Das Begräbnis, das ich angekündigt hatte, fand zwei Tage darauf wirklich statt. Der Kaiser selbst begrub in feierlicher Form die dualistische Monarchie. Am 17. Oktober wurde in Wien das Manifest des Kaisers von Österreich an seine treuen österreichischen Völker veröffentlicht, in dem er sie auffordert, sie mögen im Sinne des Selbstbestimmungsrechtes zur Bildung des föderativen Staates ihre Nationalräte konstituieren! „Österreich ist nach dem Willen seiner Völker ein Bundesstaat, in dem jeder Volksstamm auf seinen eigenen Siedlungsgebieten eigene Staatlichkeit besitzt. Dies berührt nicht die Vereinigung von Österreichs polnischen Gebieten mit dem unabhängigen polnischen Staat. Die Stadt Triest samt Umgebung gewinnt nach dem Wunsche ihrer Bevölkerung die Selbständigkeit.“ Burian und Wekerle kannten den Text des Manifestes. Wekerle bedrohte Österreich mit der Entziehung der Lebensmittellieferungen für den Fall, daß dieses Manifest die Integrität Ungarns nicht garantiere. Eine derartige Klausel wurde in den Text auch aufgenommen.

Dieses Manifest mußte den größten Teil der ungarischen Politiker mit Schreck erfüllen. Noch vor acht oder zehn Tagen hatten sämtliche ungarische Politiker, mich ausgenommen, dem König den Rat gegeben, die dualistische Struktur der Monarchie, wenn überhaupt, erst nach dem Friedensschluß anzutasten, und der König hatte in der ungarischen Politik auch bis zu Ende nach dem Wunsche dieser Herren gehandelt. Ihre Lage war peinlich. Der Károlyi-Partei und jenen Unabhängigen, die unter der Führung Bizony standen und Apponyi nicht in die Vereinigte 67er- und 48er-Partei gefolgt waren, jenen Abgeordneten, die auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker das Selbstbestimmungsrecht der ungarischen Nation, die Lostrennung von Österreich, die staatliche Selbständigkeit und die Personalunion gefordert hatten, wollten die übrigen Parteien auch in diesem Punkte nicht folgen. Und nun zwangen ihnen die vollzogenen Tatsachen einen neuen Standpunkt der Károlyi-Partei gegenüber auf. Doch gab es noch ein Moment, das schwerer wog als das gefühlsmäßige. Die ganze Politik dieser Parteien war auf dem Wahn aufgebaut, daß Ungarn allein nicht bestehen könne und ohne Österreich verloren wäre. Was sollten sie nun dem Volke sagen? Das alte System hatte ihnen die Suprematie der Magyaren über die anderen Nationalitäten garantiert, ebenso wie die



Herrschaft der magyarischen Herren über das magyarische und andere Volk. Das Manifest hatte im Nachbarhause die Grundlagen eines analogen Systems in die Luft gesprengt. Wie viele Tage hatte nach all dem das alte ungarische System noch zu leben? Überdies fühlten sie sich durch das ganze Verhalten des Königs mit Recht gekränkt. Einerseits hatte er sie ermutigt, hatte Andrassy in die Schweiz geschickt und mich nicht ernannt; andererseits aber hatte er dieses Manifest erlassen, sozusagen ohne sie und jedenfalls gegen sie. Wenn sie dieses merkwürdige Zusammentreffen der Ereignisse betrachteten, hatten sie von ihrem Standpunkt aus wirklich recht, wenn sie Verrat schrien. Ja, denn es war selbst ihnen klar, daß nach der Föderalisierung Österreichs auch ihr historisches Ungarn mit seinen heutigen Einrichtungen nicht werde bestehen bleiben, und daß nach dem Scheitern ihrer Kriegspolitik der Kaiser sie jetzt der Grundlage ihrer Existenz beraubt hatte. Nach Andrassy (S. 279) hatte diese Lösung in Österreich das deutsche, in Ungarn das magyarische Element, das die Hegemonie ausübte, mit Gefahr bedroht. Seien wir offen: Weder das deutsche Volk noch das ungarische Volk wären durch diese Wandlung geschädigt worden, wohl aber die sich an die Unterdrückung und an die ungerechte Hegemonie klammernden, herrschenden Klassen und hauptsächlich deren Politiker. Und die ungarischen Politiker kümmerten sich, wenn sie dieses, der Föderalisierung Österreichs dienende Manifest erwogen, wenig darum, daß auf Grund des Manifestes die ungarische Nation Gelegenheit hatte, ihren jahrhundertealten Wunsch, die ungarische Unabhängigkeit, ohne Blutverlust, ohne Gefahr zu verwirklichen. Andrassy sieht die Quelle aller späteren Übel in dieser Tat Karls IV., im Erlasse des Manifestes, und wahrlich, er drückt die Auffassung aller Anhänger des Dualismus aus, wenn er in seinem Buche von jenem Schritt schreibt:

„Es war nicht schwer vorauszusehen, daß, wenn wir im Momente unserer Niederlage die Monarchie auf neue Grundlagen legen wollen, wir unbedingt zusammenbrechen müssen, noch bevor wir uns an den grünen Tisch setzen. Damit uns keiner umbringe, wurden wir zu Selbstmördern.“

Ich stimmte und stimme mit Andrassys Auffassung nicht überein. Dennoch möge sich jeder seine Kritik gut einprägen, der für den Zusammenbruch die Oktoberrevolution oder mich verantwortlich machen will



Der Entschluß des Kaisers war als Folge einer nicht durchdachten Politik insofern tatsächlich ein schwerer Fehler. Doch hätte er die Konsequenz dieses Schrittes nach jeder Richtung hin gezogen, und hätte er ihn rechtzeitig und mit entsprechender Gründlichkeit vorbereitet, seine Vorteile wären unermesslich gewesen. Der Monarch aber beging auch hier denselben für seinen Charakter bezeichnenden entscheidenden Fehler wie in der Sache der Sixtus-Briefe; er blieb auf halbem Wege stehen. Logischerweise hätte derselbe, der in Österreich A sagte, in Ungarn B sagen müssen. Wer in Österreich föderalisierte, der durfte sich auch in Ungarn nicht auf jene stützen, die diesen Entschluß bis auf das Messer bekämpften, sondern auf jene Politiker und Parteien, die in dieser Lage die Politik nicht auf der alten staatsrechtlichen Basis, sondern auf der eben manifestierten leiten, entwickeln wollten. Der König aber wollte unbegreiflicherweise in Ungarn die alte Ordnung aufrechterhalten und befolgte, wenn auch nicht in Österreich, so doch in Ungarn den Rat Andrássys und seiner Getreuen. Der extremste Ausdruck dieser Politik war sein Widerstand gegen meine Ernennung, der ich von allen ungarischen Politikern als einziger die Föderalisierung empfohlen hatte, und sein Entschluß, als ersten auswärtigen Minister der halb schon föderalisierten Monarchie Andrassy, den Matador des Dualismus, zu ernennen, der sich kein größeres Unglück vorstellen konnte als die Föderalisierung.

\* \* \*

Das Manifest brachte auch das ungarische Abgeordnetenhaus in Bewegung. In Österreich waren die Nationalitäten durch das Manifest frei geworden! Die Frage der ungarischen Unabhängigkeit war von oben aufgeworfen worden! Zwei Parteien nannten sich Unabhängigkeitsparteien. Zwar hatte die Apponyi-Partei die Ideen der Unabhängigkeit und der 48er-Revolution schon lange verraten, aber sie hatte doch zumindest immer eine Formel gefunden, um ihr Verhalten zu beschönigen. Die Ereignisse waren über sie und über die dualistische Mehrheit hinweggegangen. Apponyi und die seinen waren völlig verwirrt. Die Welt war auf den Kopf gestellt! Der Kaiser war ein Unabhängiger geworden! Nun konnte niemand mehr sich der Personalunion widersetzen. Jeder mußte sich nun auf die Basis der Unabhängigkeit stellen. Aber Apponyi und seine



Getreuen wollten ihre Taktik noch immer nicht aufgeben und höchstens Theorien aussprechen und auch diese höchst behutsam.

Am 16. Oktober, in der ersten Sitzung des von uns zusammengerufenen Abgeordnetenhauses, teilte Wekerle mit, der König habe seine Demission nicht angenommen, und Ungarn stehe nun auf der Basis der Personalunion. „Wir müssen den Verfügungen des 1., 2. und 3. Gesetzesparagraphen vom Jahre 1723 Geltung verschaffen“, sagte er. Kurz: der Pragmatischen Sanktion.

In meiner Rede setzte ich auseinander, daß wir nicht auf Wekerles Wort vertrauen könnten, der auch in der Sache des Wahlrechts sein Wort gebrochen habe. Wir müßten sofort unseren bisherigen Zusammenhang mit Österreich lösen und Ungarn müsse bei den Friedensverhandlungen selbständig vertreten sein. Jene, die die deutsche Politik befolgt hätten, seien gefallen. Sie müßten die Konsequenz ziehen, und in der Zukunft müsse eine dem Zeitgeist entsprechende Nationalitätenpolitik gemacht werden. Das deutsche Bündnis, Mitteleuropa, ständen im Widerspruch zu den Gedanken, die heute gesiegt haben, im Widerspruch zum Selbstbestimmungsrecht der Völker, und es sei nur zu bedauern, daß wir uns nicht schon vor dem Kriege auf diese Basis gestellt hätten, denn dann hätten wir den Krieg vermeiden können. Als Ludwig Holló den Verständigungsfrieden gepredigt hatte, hätte die Arbeitspartei den Saal verlassen, Tisza hätte gesagt, dies sei eine Schmach und ein Vaterlandsverrat. „Was meinen Sie nun,“ fragte ich, indem ich mich Tisza zuwandte, „wessen Ansehen wird größer sein, das Ihre, die Sie von heute auf morgen unter dem Drucke der Ereignisse Pazifisten werden mußten, oder das Ansehen jener, die keine Angst vor dem Terror hatten? Sie werden von der Nation auf die Anklagebank gesetzt werden, und ich glaube nicht, daß man Sie freisprechen könnte. Ich spreche im Namen jener, die gestorben sind, und im Namen jener, die noch leben, wenn ich sage, daß der ganze Krieg eine Irreführung war.“

Die Arbeitspartei unterbrach meine Rede:

„Das ist eine Schmach! Ein Vaterlandsverrat!“

Aber Martin Lovászy, der neben mir saß, rief ihnen zu:

„Nehmen Sie zur Kenntnis, daß wir Entente Freunde sind.“

Johann Vaß wiederholte dröhnend:

„Jawohl, wir sind Entente Freunde.“



Windischgrätz, Szterényi und noch ein paar Reaktionäre von der Arbeitspartei wollten diese Zwischenrufe dazu benützen, um durch einen ausgezeichnet arrangierten Sturm der künstlichen Empörung der immer mutiger und draufgängerischer auftretenden Károlyi-Partei Schreck einzujagen. Sie inszenierten einen mächtigen Skandal. Der Minister Windischgrätz sprang außer sich von seiner Bank auf. Er wollte durchaus eine Rauferei provozieren und Lovászy hinauswerfen lassen. Lovászy saß mit der überlegenen Ruhe eines wahrhaften Mannes auf seinem Platz und ließ sich durch keine Bitte und keine aufdringliche Vermittlung dazu bewegen, das Geringste zurückzunehmen. Das Abgeordnetenhaus hatte noch Zeit genug, die beiden Abgeordneten wegen ihrer Zwischenrufe dazu zu verurteilen, daß ihr Verhalten in ihren Wahlbezirken öffentlich plakatiert werde. Johann Vaß nahm es in seinem offenen Briefe an seine Wähler stolz auf sich, in dieser Weise an den Pranger gestellt zu werden.

Die Sitzung mußte unterbrochen werden, und während dieser Zeit hatten wir reichlich Gelegenheit, aus dem Munde Windischgrätz' gegen uns und gegen die Entente eine Flut von Schimpfworten zu vernehmen, ebenso wie die Versicherungen einer Treue bis zum Grabe für die geliebten deutschen Bundesgenossen. Welche Tod-sünde war die Ententefreundlichkeit damals in den Augen derselben Prinzen und Grafen, die zwei oder drei Wochen später, als es galt, die junge ungarische Volksrepublik zur Hebung ihres eigenen Kredits zu verleumden, in der Schweiz oder später in Budapest in dem Vorzimmer der Ententemissionen nicht genug Worte fanden, um auseinanderzusetzen, wie wenig sie die Deutschen immer leiden konnten, und wie sehr sie die Engländer oder Franzosen stets geliebt hatten. Aber was sage ich da! Nach zehn Tagen schon, am 26. Oktober, führte an Andrássys Seite derselbe Windischgrätz meuchlings den Dolchstoß gegen die „Nibelungentreue“!

Am nächsten Tag erhob sich in der Sitzung des Abgeordnetenhauses Stefan Tisza, um mir zu antworten. Er sagte etwas anderes, als man von ihm erwartete. Er sagte:

„Ich will nicht mit Worten spielen, ich muß anerkennen, was Graf Michael Károlyi in seiner gestrigen Rede gesagt hat. Ich muß anerkennen, daß wir diesen Krieg verloren haben!“



Als Tisza diesen Satz ausgesprochen hatte und bemerkte, was er eigentlich gesagt habe, versuchte er ihn zu widerrufen und zu erklären. Aber es gelang ihm nicht. Das Wort war ausgesprochen und konnte nicht mehr zurückgenommen werden. Wie ein schwarzes Bahrtuch legte sich dieser düstere Satz vor allem über die Stimmung der förmlich erstarrten Mehrheit. Daß sie es gerade aus dem Munde Tiszas hörten, übte eine entsetzliche Wirkung auf sie aus. Alle fühlten, es müsse sehr schlimm stehen, wenn der niemals verzagte Führer der Kriegshetzer so etwas aussprechen konnte. Es war klar, daß Tisza unter der Wirkung der Ereignisse und unter der Last seiner furchtbaren Verantwortung zusammengebrochen war. Der Vorfall in Sarajevo und dieser Satz zeigten deutlich, daß er in den letzten beiden Monaten seines Lebens nicht mehr ganz Herr über seine Nerven war.

Tisza zusammengebrochen? Tisza, der kapituliert! Das war der schwerste Schlag, der inmitten all der Schwierigkeiten und Gefahren die Reaktion treffen konnte, denn er nahm ihr das Selbstvertrauen und deckte ihr den Abgrund der Aussichtslosigkeit und des sicheren Verderbens auf. Tiszas Ankündigung verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Lande, an der Front und im Hinterland, zündend oder lähmend. Es gab viele, noch immer sehr viele, die es erst Tisza glaubten, daß wir den Krieg verloren hatten.

Jene, die so zäh und ausdauernd die Reaktion gegen uns aufmarschieren lassen wollten, hatten jetzt einen moralischen Defekt erlitten, der alle ihre Energien bedeutend sinken ließ. Jene, die durchaus diese reaktionäre innerpolitische Einheitsfront gegen uns schmieden wollten, waren nicht mehr imstande, ihre Leute aufzurütteln.

Die Rückkehr zu den Grundlagen der Pragmatischen Sanktion, von der Wekerle gesprochen hatte, war nicht nur nicht genug, sondern rechnete auch gar nicht mehr mit dem tragischen Ernst der Lage. Sie rechnete nicht damit, daß nach dem Manifest des Kaisers in Österreich der Zersetzungsprozeß in stürmischem Tempo eingesetzt hatte; daß die Deutschösterreicher der einzige Volksstamm waren, der sich in gewisser Hinsicht auf die Basis des Manifestes gestellt hatte und im Sinne des Manifestes, aus den deutsch-österreichischen Abgeordneten des österreichischen Reichsrats seinen Nationalrat gebildet hatte, während die Tschechoslowaken und Süd-



slawen nicht einmal darüber verhandeln wollten. Der Geist Wekerles war nicht elastisch genug, um sich den raschen Wendungen, der vom Abend bis zum Morgen entscheidend geänderten und sich noch immer rasch ändernden Lage anzupassen. Nun hieß es im Namen Ungarns handeln, und da auf den Regierungsbänken Menschen saßen, die zu handeln unfähig waren, mußten ich und meine Getreuen, die das ganze Volk hinter uns wußten, aus unserer Opposition heraustreten und, falls wir die Tat nicht erzwingen konnten, die der Augenblick forderte, selbst handeln.

Am 22. Oktober versammelte sich das Abgeordnetenhaus zu einer Sitzung, auf deren Tagesordnung meine Vorlage über die Unabhängigkeit Ungarns stand. Ich nahm das Wort zur Begründung meiner Vorlage:

„Das Vaterland ist in Gefahr!“, so begann ich meine Rede, und mit dem Hinweis darauf, wie kostbar heute jede Minute sei, flehte ich, man möge handeln. „Zehn Tage haben Regierung und Majorität vergeudet! Die Lage gleicht den letzten Tagen von Byzanz. Eine schwüle, fieberische Stimmung herrscht im Lande. Alle wissen, wie es möglich geworden ist, daß man die ungarische Nation zu einem tief beschämenden Frieden zwingen will. Zwei Gefahren drohen der ungarischen Nation: Ein Hindenburgsieg oder aber die Fortsetzung des Krieges bis zu unserer völligen Niederwerfung. Einen einzigen richtigen Weg gibt es: den Sonderfrieden.“

Die Arbeitspartei lauschte meiner Rede in lautloser Ruhe.

Ich fuhr fort: „Wenn das Parlament nicht den Weg der Tat betritt, so wird ihn die ungarische Nation betreten, die nicht dulden wird, daß diese Mehrheit ein Hindernis für jedes demokratische Streben, für den Sonderfrieden, für den ungarischen Frieden sei. Es ist das schwerste Versäumnis der Regierung, daß sie bisher die Zeit nicht ausgenützt hat, um mit den Nationalitäten zu einer Verständigung zu kommen. Jetzt endlich tue die Regierung das, was das wichtigste ist: sie überlasse ihren Platz einer Regierung, die nicht diskreditiert ist, und in der auch die demokratischen Elemente, die Sozialisten und die Nationalitäten vertreten sind. Tut die Regierung dies nicht rechtzeitig, so muß sie darauf gefaßt sein, daß die Nation die Dinge selbst in die Hand nimmt. Wir können heute unser Schicksal nicht mehr an das in Auflösung befindliche Österreich ketten. Das Wesen meiner Gesetzesvorlage machen nicht ihre



Sätze aus, sondern die Handlung, die sie enthält. Die Zeit drängt. Wir haben keine Minute zu verlieren. Die Forderungen der Unabhängigkeit sind die folgenden:

1. Wir fordern, daß die gegenwärtige Regierung, die das Land offenkundig zur Katastrophe führt, sich sofort entferne, und daß eine Regierung aus ganz demokratischen, durch keinerlei Kriegspolitik kompromittierten Elementen gebildet werde.

2. Wir fordern, daß der Krieg sofort beendet, und daß das ungarische Militär sofort ins Land zurückgebracht werde. Die neue Regierung aber beginne sofort über den Frieden zu verhandeln.

3. Wir fordern, daß die ungarische Regierung durchsetze, daß der König in dieser kritischen Zeit nach Budapest komme.

4. Wir fordern, daß die Unabhängigkeit Ungarns im Gesetz ausgesprochen werde, und daß sofort ein Mitglied der neuen Regierung mit dem Wirkungskreis des Ministers des Äußern betraut, sowie daß das ungarische Militär dem Honvédminister unterstellt werde.

5. Wir fordern, daß das dem Gedanken des Weltbundes widersprechende deutsche Bündnis sofort gelöst werde.

6. Wir fordern, daß die neue Regierung sofort ihre Verhandlungen mit den Staatsbürgern nichtmagyarischer Zunge wegen Schaffung der Rechtsgleichheit und des brüderlichen Einverständnisses beginne.

7. Wir fordern, daß die neue Regierung erkläre, sie beabsichtige der Unabhängigkeit der südslawischen Nation nichts in den Weg zu legen und Ungarn gleichzeitig den Besitz der Hafenstadt Fiume und des zu ihr führenden Weges sichere.

8. Wir fordern das allgemeine, gleiche, geheime, auch auf die Frauen ausgedehnte Wahlrecht, die demokratische Umwandlung des Magnatenhauses und die Errichtung eines Ministeriums für Volkswohlfahrt.

9. Wir fordern die Wiederherstellung der Versammlungs-, Vereins- und Preßfreiheit sowie die vollständige Amnestie für politische Verfehlungen.

10. Wir fordern, daß die Regierung ohne Rücksicht auf die Haarspaltereien der zur Vertretung des Volkes nicht berechtigten parlamentarischen Gruppen alles tue, was zur Rettung des auf die Katastrophe zutreibenden Vaterlandes nötig erscheint.“

Jetzt, sagte ich, müsse man von jeder Form, von jeder Hausordnung absehen. „Hüten wir gut“, fügte ich hinzu, „die Produkte



dieses Landes! Hungersnot nach einem verlorenen Krieg: wir wissen alle, was das bedeutet. Wenn wir nicht wollen, daß hier Sansculotten oder Bolschewiken die Herrschaft übernehmen, dann, ich wiederhole es, müssen wir lieber heute als morgen handeln. Und was ich hier angedeutet habe, das wird eintreten, wenn die Regierung nicht abdankt. Hier werden Zustände herrschen, die nicht nur die Regierung wegwerfen, sondern auch Werte vernichten werden, die jedem Ungarn teuer sind. Jedes Hinausschieben macht es dem Feind leichter, in das Gebiet unseres Vaterlandes einzubrechen. Jede verlorene Minute bedeutet für den Feind ein paar Kilometer Vormarsch. Nicht nur die tschechoslowakische Frage steht auf der Tagesordnung, sondern auch die rumänische. Es ist ein Verbrechen, wenn die Regierung jetzt nicht handelt, und wenn sie nicht handelt, so werde, das melde ich dem Hause, ich handeln.“

Auf meine Rede antwortete Wekerle. Er berief sich auf seine Verdienste in der Vergangenheit, und seine ganze Rede bewies nur, daß ihn eine ganze Welt von der unter Schmerzen geborenen neuen Zeit trennte. „Károlyi wünscht eine Regierung,“ sagte er, „in der auch jene teilnehmen, die vielleicht später einmal teilnehmen könnten, aber nur, wenn sie vorher darauf verzichten, aus Ungarn eine östliche Schweiz machen zu wollen. Der verlangt Unmögliches, der wünscht, daß wir einen Sonderfrieden ohne Deutschland schließen. Die Preßfreiheit habe ich bisher liberal behandelt, aber von nun an werde ich gezwungen sein, sie strenger zu handhaben. Die Vorlage Károlyis erstreckt sich auf alles, auf die wirtschaftliche Einrichtung, auf die selbständige auswärtige Vertretung.“

Da machte Zoltan Mesko, ein erst vor kurzem gewählter, überaus lauter Abgeordneter, den Zwischenruf:

„Wir wollen einen eigenen König!“

„Nun, so weit gehen wir nicht“, beruhigte ihn Wekerle gemächlich. Aber Alexander Juhász-Nagy, ein Mitglied meiner Pratei, ein begeisterter Unabhängiger und echter Demokrat, den ein Wahlbezirk im Komitat Hajdu ins Parlament geschickt hatte, gab ihm die richtige Antwort:

„Die Nation wird entscheiden, ob wir einen König wollen oder eine Republik.“

Wekerle versuchte darauf durch eine klägliche Rabulistik zu beweisen, daß die Unabhängigkeitsvorlage, die er einreichen wolle,



eigentlich noch weitergehe als die meine, die sich vielleicht doch nicht auf alles erstreckt habe. Er zum Beispiel habe auch an den wirtschaftlichen Ausgleich mit Österreich gedacht. Bis zum Ende des Jahres 1919, sagte er, seien wir an Österreich gebunden.

Und das letzte ungarische Parlament beschloß am 22. Oktober 1918 mit 82 Stimmen gegen 36, daß über meine Vorlage nicht einmal verhandelt werden solle. Von den 413 Abgeordneten waren nur 128 anwesend. Die Arbeitspartei und die 48er-Verfassungspartei hatten für Nein gestimmt. Diese Parteien sprachen noch am Abend desselben Tages ihre Vereinigung aus. Im letzten Augenblick vor ihrem Fall war die Reaktion nun auch formell vereinigt.

Apponyi und die Seinen konnten nicht gegen meine Vorlage stimmen. Aber nachdem sie verworfen war, erhob sich Apponyi selbst und machte einen Vorschlag, der bezeichnender ist als alles andere für die unentschiedene zögernde Natur seines Unabhängigkeitskredos. Er schlug vor, das Haus möge „zur Entgegennahme der vertraulichen Mitteilungen der Regierung einen aus 15 Mitgliedern bestehenden Ausschuß für Auswärtiges und Landesverteidigung“ wählen. Gegen die Verwirklichung der Unabhängigkeit ließ Apponyi wieder die häusliche Gloire der Unabhängigen aufmarschieren, hatte er doch auf Kossuths „Honvéd-Kommission“ aus dem Jahre 1848 angespielt. Von Rechts wegen hätte er auch dieses Wort gebrauchen müssen. Das Haus nahm Apponyis Vorschlag an. Aber wie weit waren wir schon davon entfernt, durch Ausschüsse und ähnliche niedliche Dinge den Willen des Volkes und den Befehl der Lage erfüllen zu können!

Über einen Punkt gab es keine Meinungsverschiedenheit im Hause: daß die ungarischen Truppen zurückberufen werden mußten. Dies wurde vom ganzen Abgeordnetenhaus einstimmig gefordert. Der Ministerpräsident und der Honvédminister waren gezwungen, der aufgeregten Stimmung sofort Genüge zu tun. Es wurde das Schlagwort ausgegeben, sofort aus der gemeinsamen Heermacht austreten, zurück nach Ungarn oder an die ungarische Grenze! Der König hatte Erzherzog Josef zum Befehlshaber der ungarischen Truppen ernannt und wollte an seiner Statt den Feldmarschall Köveß nach Tirol schicken. Erzherzog Josef hätte sich also irgendwo an der Save aufhalten müssen. Vorläufig aber war er in Wien, wo ihn



der König mit irgendeiner ungarischen politischen Mission betrauen wollte.

Julius Andrassy, der am 22. Oktober aus der Schweiz in Budapest eintraf, erfuhr erst nachträglich von allem, was im Abgeordnetenhaus und in Wien vorgegangen war. In seinen Memoiren schreibt er folgendermaßen über das Bild, das ihn bei seiner Heimkehr empfing.

„Ich war entsetzt. Die Zurückberufung der ungarischen Truppen war gleichbedeutend mit einer Unterbrechung der Front und mit der militärischen Katastrophe. Wäre ich daheim gewesen, ich hätte alles aufgeboten, damit diese Erklärung nicht gemacht würde... Würde nicht auf einmal die ganze Front ins Schwanken geraten und sich auflösen, noch bevor über den Frieden verhandelt werden könnte? Es unterlag keinem Zweifel, daß das Bekenntnis der Niederlage (die Worte Tiszas) auch die letzten Fetzen des Selbstvertrauens zunichte machen und eine heillose Panik verursachen würde, und das zu einer Zeit, wo die italienische Offensive eben im Begriff war einzusetzen. Wie würde die innerlich zerrüttete Armee widerstehen können! Würde sie nicht einer Katastrophe entgegensehen, der Tausende und aber Tausende zum Opfer fallen müßten?“ (S. 281.)

Dies sind, in Andrassys Beleuchtung, jene Momente, die die Katastrophe, die Auflösung und den Zusammenbruch verursacht haben: das königliche Manifest, die Rede Tiszas und die Erklärung des ungarischen Abgeordnetenhauses und der Regierung, daß die ungarischen Truppen die Front verlassen mögen! Vielleicht hätte er auch noch den Befehl dazu nehmen können, durch den das A. O. K. am 29. Oktober spät nachmittags die Kommandanten der kämpfenden Armeen alarmierte. Die Nationalräte wollten die Republik ausrufen, sagte der Befehl. Aber die wahre Vertretung des Volkes sei die Armee, die alle Männer von 18 bis 50 Jahren in sich vereinige. Es sei wünschenswert, daß sich die Truppen und Formationen aller Nationalitäten telegraphisch dahin äußerten, daß sie ohne Zwang für die Monarchie und das Herrscherhaus Stellung nähmen. Mit einem Wort: man lasse die Armee abstimmen, ob sie die Monarchie wolle oder die Republik. Auch auf diesen Befehl könnte sich Andrassy berufen, ebenso wie, wenn er gerecht sein wollte, auf den ganzen Krieg und das ganze, am Kriege schuldtragende System, die den Zusammenbruch unvermeidlich gemacht haben.



Ich wiederhole also: nicht die Károlyi-Partei und nicht die Regierung Károlyi, nicht eine heimliche pazifistische Aufwiegelung im Hinterlande und an der Front, nicht die angeblichen Agitatoren, nicht der (lange nach den Ereignissen gebildete) ungarische Nationalrat und auch nicht die am 31. Oktober nach der völligen Auflösung der Front, nach der Niederlage und nach der endgültigen Katastrophe ausgebrochene Revolution waren die Ursachen des Zusammenbruches.

Es kann nicht geleugnet werden, daß ein Zusammenhang zwischen den von Andrassy festgenagelten drei Momenten und dem Zusammenbruch vorhanden war. Doch so wie das Manifest, in dem der Kaiser die Föderalisierung Österreichs anordnet, an sich noch kein Unheil gebracht hätte, falls der Herrscher rechtzeitig und konsequent jene Politik durchgesetzt hätte, deren Ausdruck es ist, so hätte auch die Zurückberufung der ungarischen Truppen an sich keine so verhängnisvollen Konsequenzen nach sich gezogen, wenn Regierung und Parlament, nachdem sie A gesagt hatten, auch B gesagt hätten. Denn das hatte allerdings keinen Sinn, die gemeinsame Armee der Monarchie, sofern sie noch vorhanden war, zwar völlig kampfunfähig zu machen, selbst aber den Krieg gegen die ganze Entente, ihre Bundesgenossen und unsere eigenen Nationalitäten auch weiter fortsetzen zu wollen. Wenn die Regierung sich zu diesem Schritt entschloß, so tat sie recht daran, denn es wäre wirklich unverzeihlich gewesen, wenn die ungarischen Soldaten noch weiter hätten gegen die Italiener kämpfen müssen, da sich die Kroaten, Tschechen, Slowaken, Rumänen und Polen der Reihe nach rüsteten, die Soldaten ihrer eigenen Nationalität aus der alten Heermacht herauszuziehen — daß gerade die Ungarn diese alte Monarchie verteidigen sollen, die das kaiserliche Manifest eigentlich schon aufgelöst hatte, oder auch weiter noch ihr Leben in einem Kriege opfern sollten, den der Führer ihrer Parlamentsmehrheit, Stefan Tisza, schon als verloren erklärt hatte. Weshalb hätten sie sich noch weiter schlagen sollen? Also war nicht jene Stellungnahme des ungarischen Abgeordnetenhauses der Hauptfehler, sondern daß diesem Entschlusse nicht der logische zweite folgte, sofort alle nötigen Schritte zu tun, um den Feindseligkeiten ein Ende zu bereiten. Es war ein unmöglicher Gedanke Andrassys, daß alles weiterbestehen sollte: die Monarchie, die gemeinsamen Institutionen, die gemeinsame Regierung, die gemeinsame Armee, und daß wir erst



nach dem Friedensschluß eine scheinbare Änderung schaffen sollten. Vor einem Jahre wäre das vielleicht noch gegangen, vielleicht! Aber nach dem bulgarischen Zusammenbruch konnte man über so etwas weder mit den Vertretern der Entente noch der Nationalitäten auch nur reden. Also mußte der Herrscher handeln, und den Entschluß des Herrschers konnte auch das ungarische Parlament und die ungarische Regierung nicht untätig betrachten. Die Zeit und die Art, in der diese beiden Faktoren auf eine von anderswo gekommene Initiative reagierten (nachdem sie gezögert hatten, selbst die Initiative zu ergreifen), und noch mehr die Tatsache, daß sie auf halbem Wege stehen blieben: das hat die Katastrophe verursacht. Und wenn wir den Schritt des Königs an sich prüfen: er hat nicht über das Neue nachgedacht, das an die Stelle des vernichteten Alten hätte gesetzt werden können. Den Dualismus hat er durch einen Federstrich abgeschafft, aber er hat die verknöcherten Dualisten als Ratgeber behalten, was in der Praxis soviel bedeutete, als daß er in Ungarn keinen Schritt zur Befriedigung der Nationalitäten oder in der Richtung einer demokratischen und sozialen Umwälzung tat. Und zur gleichen Zeit, da er durch die Reihe seiner Verfügungen die Armee unabwendbar in ihre Bestandteile auflöste, stellte er nicht sofort die Feindseligkeiten ein und bat nicht sofort um Waffenstillstand und Frieden. Im entscheidenden Augenblick schwankte auch er und blieb auch er auf halbem Wege stehen. Das war die unmittelbarste Ursache für den Zusammenbruch der Monarchie und den Fall König Karls.

Der schwache König umgab sich mit Männern, die mit Blindheit geschlagen waren. Als Andrassy nach seiner zehntägigen Schweizerreise heimkehrte, kannte er schon die Stimmung des Auslandes und sah daheim die Zersetzung, deren Keime von oben gesät wurden. Und dennoch sah er keine andere Pflicht, als die rechtsstehenden Parteien und Elemente zu konzentrieren, um ihre Macht auch weiterhin zu sichern. Kaum war Andrassy heimgekehrt, begannen in seinem Hause wieder die täglichen und nächtlichen Beratungen, bei denen jeder gesunde Reaktionäre gern gesehen war. Angesichts eines solchen Konventikels in Andrassys Hause fragte ich ihn, wie er sich einbilde, daß er sich mit einem solchen Anhang den demokratischen und radikalen Elementen gegenüber halten könne, da doch die ganze sozialdemokratische Partei hinter uns



stünde. Darauf gab mir Andrassy zur Antwort, das sei eben ein großer Irrtum, denn über die Sozialisten seien er und Vazsonyi besser informiert als ich, und er könne mich beruhigen, daß die Sozialisten in jenem Kabinett vertreten sein würden, das, wenn nötig, ohne mich zustande käme. Offenbar hatte ihm Vazsonyi versichert, daß er ihm die Sozialisten liefern würde. Die Ereignisse haben bewiesen, wie sehr sich Andrassy sowohl wie Vazsonyi verrechnet haben. Aber im Vertrauen auf den Eintritt der Sozialisten hielten Andrassy und die Seinen so hartnäckig gegen mich und auch gegen die Nationalitätenminister aus. Bezüglich des Programmes pflegte Andrassy fast gar keine konkreten Verhandlungen. Er hielt sein Programm immer ganz allgemein: ein rascher Friede, das allgemeine Wahlrecht, Bodenreform, soziale und demokratische Reformen. Eine Lösung des Nationalitätenproblems, so wie wir sie planten, stand überhaupt nicht auf seinem Programm. Die Lösung dieser Frage hätte er tatsächlich gern bis nach dem Friedensschluß hinausgeschoben und er sprach also jetzt nur in negativer Form davon, indem er unser Nationalitätenprogramm bekämpfte. Worin sein Programm selbst am 24. Oktober bestand, das sagt er selbst in seinem Buche, aus dem wir erfahren, er habe Abgeordneten der Arbeitspartei, die ihn mit der Bitte aufsuchten, er möge die Entwirrung in die Hand nehmen, das folgende Programm gegeben: Wahlrecht, rascher Friedensschluß, Kooperation mit den Sozialdemokraten (S. 291). Dies entspricht auch der Wahrheit. Von einer neuen Orientierung bezüglich der Nationalitäten, von nationalen Autonomien hat Andrassy nie gesprochen.

Drei Möglichkeiten sah Andrassy vor sich. Die erste wäre die Ernennung Tiskas gewesen. Das aber hielt er wie jeder andere für absurd im Hinblick auf die äußere und innere Lage. In seinen Memoiren schreibt er, die Ernennung Tiskas hätte im Lande Revolution hervorgerufen und auf das Ausland die Wirkung gehabt, die Feinde noch mehr gegen uns zu reizen, denn Tiska war für die Entente geradezu rotes Tuch. Daß er selbst dank seiner Vergangenheit nicht minder ein rotes Tuch war, schien er nicht zu ahnen.

Die zweite Möglichkeit wäre meine Ernennung gewesen. Dies hatte Andrassy in Dubrin für möglich, nach Dubrin aber für unmöglich gehalten, unmöglich aus Gründen der inneren und äußeren Politik. Innerpolitisch wegen meines Radikalismus, außen-



politisch deshalb, weil seiner Ansicht nach im Falle meiner Ernennung uns die Deutschen an unseren südlichen und östlichen Grenzen mit den Waffen hätten angreifen können. Diesen Angriff hielt er für wahrscheinlich, weil die Deutschen aus meiner Ernennung den Entschluß gezogen hätten, daß wir das Bündnis kündigten und einen Sonderfrieden schlossen. Doch wenn meine innere Politik so gefährlich war, warum kündigte er dann mit Vázsonyi und in den Spuren Vázsonyis allerdings erst in der allerletzten Phase — an, daß sie sich mein ganzes Programm zu eigen gemacht hätten? Und wenn meine Ernennung der Deutschen wegen unmöglich war, weil sie die Gefahr eines deutschen Angriffes heraufbeschworen hätte (obgleich ja die Deutschen nicht einmal ihren vorhandenen Feinden standhalten konnten), wie kam es dann, daß Julius Andrassy den Angriff der Deutschen nicht fürchtete, als er selbst die Axiome meines auswärtigen Programmes annahm, das deutsche Bündnis kündigte und einen Sonderfrieden anbot?!

Für die dritte Möglichkeit einer Lösung hielt Andrassy eine Koalitionsregierung, in der „auch“ meine Freunde und ich Platz gefunden hätten, ferner die Sozialdemokratische Partei und „vielleicht“ die Nationalitäten mitsamt den übrigen Parteien. So berichtet er über diese Sache, er, der wirklich immer gegen die Teilnahme der Nationalitäten an der Regierung war (S. 285). „Rascher Friede, sogar wenn notwendig ein Sonderfriede mit einer neuen Außenpolitik, Personalunion, eine neue Nationalitätenpolitik auf Basis der Autonomie der Nationalitäten und mit dem internationalen Schutze der Minderheitsrechte, ein neues Wahlrecht.“ Staunend habe ich diese Zeilen gelesen.

Wäre dies wirklich Andrassys Programm gewesen, so hätte er niemals die Reaktion durch chauvinistische Schlagworte gegen mich rallieren wollen und können. Doch dies war eben nicht Andrassys Programm. In seiner Abwesenheit hatten sich seine Anhänger der Erklärung Apponyis angeschlossen, der gelobt hatte, die „staatliche Einheit“, die „politische Einheit“ zu bewahren. Heimgekehrt, beeilte sich Andrassy nicht, seinen in der Nationalitätenfrage geänderten Standpunkt zu betonen. Und doch hätte Andrassy sehr klar sprechen, sehr laut seine Vergangenheit verleugnen müssen, damit man seinen veränderten Standpunkt erkenne. Und noch viel später, als die



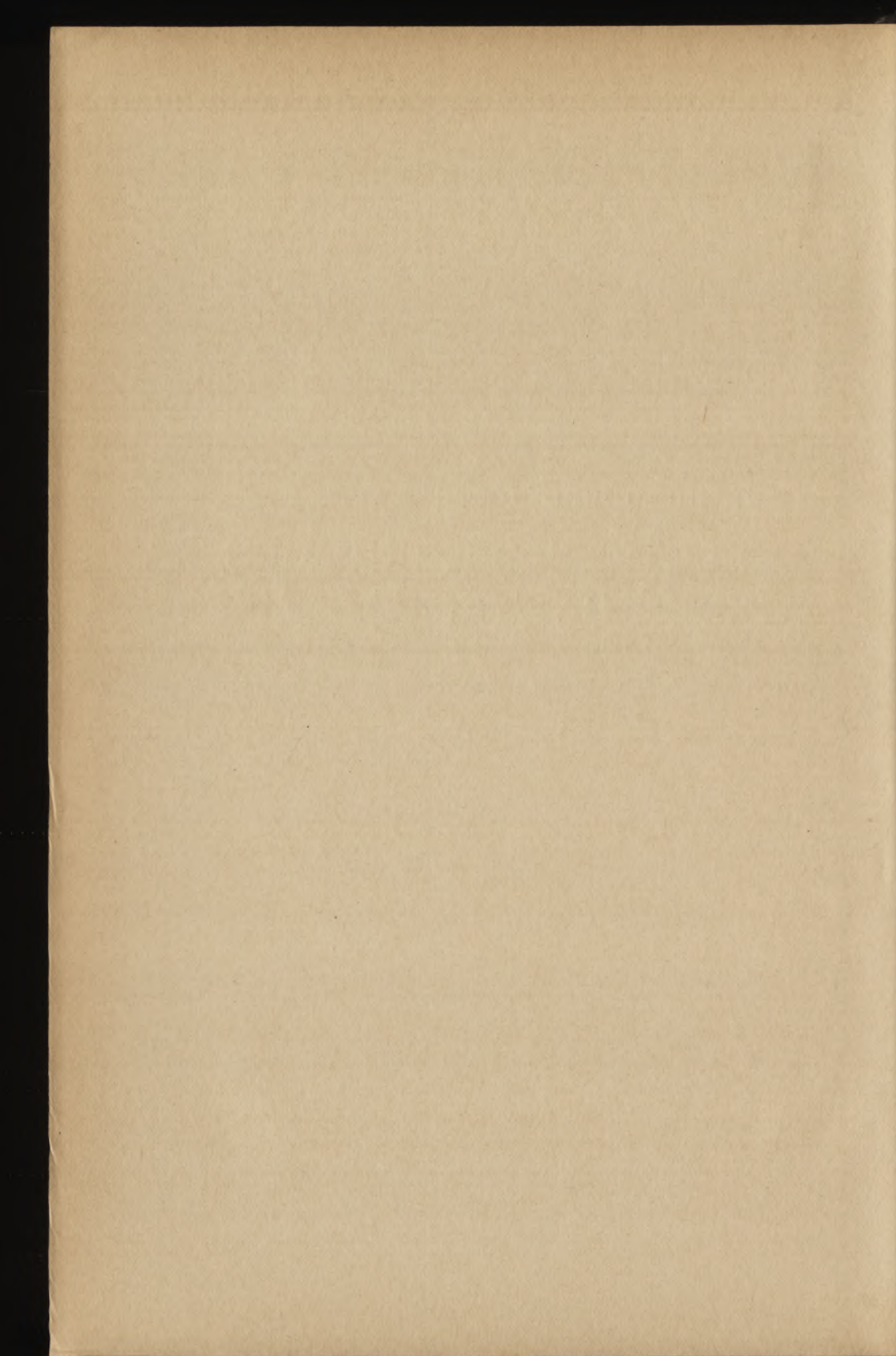
ganze innerpolitische Taktik Julius Andrássys unter Vázsonyis Einfluß darauf eingestellt war, sich „mein Programm anzueignen“, als sein Präsidentschaftskandidat, Graf Johann Hadik, über sein Programm in dem ihm nahestehenden „Pester Lloyd“ schreiben ließ (30. Oktober), auch damals und dort konnte man nur bei einigem guten Willen in einem einzigen Satz eine Anspielung auf die Nationalitätenfrage entdecken: „Was die innere Politik anbelangt, so will Hadik alle Bürger des Landes auf einer absolut aufrichtigen und demokratischen Grundlage vereinigen.“ Selbst hier ist noch keine Rede von der Autonomie der Nationalitäten. Nein, die „nationale Autonomie“ in Andrássys nachträglichem Programm ist ebenso sehr ein Produkt des Esprit d'escalier, wie der „internationale Schutz der Minderheitsrechte“.



ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL

**DIE LETZTE SITZUNG DES  
ABGEORDNETENHAUSES**







Man rief den König nach Ungarn. Doch nicht nach Budapest, wie es die Károlyi-Partei gefordert hatte. Obgleich die Monarchie im Begriffe war, sich völlig aufzulösen und die Eingeweihten wissen mußten, daß die Offensive der Italiener beginnen würde, brachten ihn seine weisen Ratgeber dazu, nach Debreczen zu fahren und die Debreczener Universität persönlich zu eröffnen. Man wollte dem hungernden und blutenden Volk durch eine kleine Festlichkeit eine Freude machen und gleichzeitig durch die gutinszenierte Begeisterung dieses Volkes dem König beweisen, daß alles in Ordnung sei, daß jeder für ihn schwärme, daß es also gar keiner besonderen Schritte bedurfte, um das Volk, das ja gar nicht murre, sondern sich nur begeistere, zu beruhigen. Bis zum letzten Augenblick arbeitete dieses System nur für den äußeren Schein. Vor dem kommenden Aschermittwoch versuchte es sich in ein großes Volksfest, vor der militärischen Katastrophe in eine militärische Parade zu retten. Es war eine komische und unzeitgemäße Sache, daß man in dem Augenblick der Todesgefahr, als die Monarchie, dieser große babylonische Turm, nahe daran war, zusammenzubrechen, den König zu einem Fest nach Ungarn brachte. Das sehen wir nicht nur rückblickend so, das schien auch damals schon allen Leuten gespenstisch. An hundert Punkten war die Monarchie gefährdet; und der Träger der Krone ließ sich zu leeren Repräsentationspflichten schleppen. Oder hatte man ihm eingeredet, daß sich jenes „moriatur“ wiederholen würde?

Durch einen zufälligen Mißton büßte er seine frivole Cedankenlosigkeit noch am selben Tage. In Debreczen empfing man den Herrscher mit der österreichischen Kaiserhymne, dem „Gott erhalte“, das dem ungarischen Volk verhaßter ist als den Franzosen die „Wacht am Rhein“, knüpfen sich doch daran soviel blutige und beschämende Erinnerungen aus der Zeit, da in Ungarn Kugel und Galgen herrschten. Es war Vorschrift, überall, wo der Monarch erschien, das „Gott erhalte“ erklingen zu lassen, und die verhaßte



Hymne klang, klang ununterbrochen, alles andere übertönend, bis der König und die Königin den Perron verließen. Vielleicht hätte der Militärkommandant quittieren müssen, wenn er etwas anderes hätte spielen lassen. Es war ein arger Fehler, doch ein symbolischer.

Mittags wußte man davon schon in Budapest. Die Abgeordneten ließen in der Nachmittagssitzung des Hauses die Abendblätter von Hand zu Hand gehen. Alle waren empört: auch jetzt noch! Der Mechanismus der Monarchie war noch unmittelbar vor ihrer Auflösung so starr, so wenig anpassungsfähig, daß er explodieren mußte.

Meine Freunde und ich hatten besprochen, daß nach der Sitzung, also etwa um sechs Uhr, sich in meinem Hause in der Egyetemgasse alle jene Politiker verschiedener Parteien treffen sollten, die auf Grund meines Programms die Entwirrung anstrebten. Wir planten die Schaffung eines Nationalrates, so wie dies bisher nicht nur bei den Nationalitäten Österreichs, sondern auch schon bei den Kroaten, Slowaken und Rumänen geschehen war. Seit meinen Verhandlungen mit den Nationalitäten waren kostbare Tage verlorengegangen. Und ich bekam ununterbrochen Briefe von Soldaten, die baten, wir mögen endlich Frieden schließen, denn sie würden die Waffen strecken; Briefe aus den Grenzstädten, wo die Leute vor den nahenden Ententetruppen zitterten. Vom Abgeordnetenhaus durfte man nichts mehr erwarten! Bürgermeister Franz Harrer und der Staatssekretär im Ernährungsministerium, Franz Nagy, waren schon bei mir, als aus dem Abgeordnetenhaus, dessen Nachmittagssitzung ich nicht besucht hatte, nach mir telephoniert wurde, ich möge sofort kommen: das Gewitter sei da! Im Parlament erfuhr ich dann das Geschehene. Die Nachricht vom „Gott erhalte“ in Debreczen hatte den Sturm aufgewirbelt. Die oppositionellen Abgeordneten schlugen auf die Bänke und forderten Genugtuung.

Zoltan Mesko war der lauteste und heftigste. Er ist ein Mensch von sehr kleinem Kaliber, völlig ungebildet und ein großer Chauvinist. Außerdem war er an diesem Tage ein wenig angeheitert. Er ließ, völlig hemmungslos, seinen Gefühlen freien Lauf und brüllte außer sich immer und immer wieder:

„Schweinerei! Schweinerei! In Debreczen hat man das „Gott erhalte“ gespielt. Das dulden wir nicht! Infame Schweinerei!“



Er lief zwischen der äußersten Linken und der Mitte immerfort auf und ab. Anfangs lachte man über ihn. Doch als er zum zwanzigsten Mal „Schweinerei“ schrie, riß er endlich die Leute mit sich. Der Sturm brauste durch das ganze Haus, und der Präsident war außerstande, die Ordnung wiederherzustellen. Die Opposition war nicht geneigt zu warten. Ein zufälliger Funke hatte das glimmende Feuer wieder entfacht. Karl Szász unterbrach die Sitzung und suchte Johann Hock auf, der von den Führern der Károlyi-Partei allein anwesend war. Er fragte ihn, was die Unabhängigkeitspartei denn eigentlich wolle? Die Zeiten seien so schwer und kritisch, daß er wenigstens die Ruhe des Abgeordnetenhauses aufrechterhalten möchte. Was in Debreczen geschehen sei, das, auch er müsse es zugeben, sei ein großer Fehler gewesen — nun sei aber die Frage, was für eine Genugtuung die Opposition fordere?

Johann Hock gab zur Antwort, es sei nicht nur das Interesse der Opposition, sondern des ganzen Abgeordnetenhauses, dem ungarischen Volk zu zeigen, daß den Abgeordneten seine Gefühle nicht gleichgültig seien, und deshalb müsse den verletzten Gefühlen vom Sitz des Präsidenten aus Genugtuung geboten werden. Darauf fragte der Präsident, ob, da er darin mit Hock übereinstimme, die Opposition sich damit zufrieden geben würde, wenn er in seiner Eigenschaft als Präsident den Vorfall brandmarkte und als Taktlosigkeit bezeichnen wolle? Hock fand, das genüge.

Da betrat der Ministerpräsident Wekerle das Haus, und der Präsident berichtete ihm über das Geschehene. Als Wekerle erfuhr, welche Erklärung Szász vom Sitz des Präsidenten aus abgeben wolle, geriet er in Wut und wollte nichts davon hören, daß der Präsident um den Preis einer solchen Erklärung die Beratungen des Parlaments zu ermöglichen gedenke. Da berief sich Karl Szász darauf, daß er der Opposition dies schon versprochen habe, doch wenn der Chef der Regierung so rede, dann sei er gezwungen, seine Demission einzureichen. Dafür aber wollte Wekerle nicht mehr die Verantwortung übernehmen. Er antwortete also:

— „So macht, was ihr wollt. Es steht ohnehin schon alles auf dem Kopf . . . Auch die Front löst sich schon auf!“

Nachdem der Präsident die Sitzung wieder eröffnet hatte, leierte er mit beängstigender Geschwindigkeit seine Erklärung herunter, in der er den Debreczener Vorfall eine Taktlosigkeit nannte. Er



sprach Worte, wie wir sie vom Präsidentensitz des Hauses seit Julius Justh nicht mehr gehört hatten.

Die Ruhe, die hierauf eintrat, war freilich nur eine scheinbare. Die Erbitterung und Erregung hatten tiefere und ernstere Gründe als die, denen Mesko Ausdruck gegeben hatte. Eben sprach Aladar Balla, als ich in der Hand eines Journalisten ein eben aus Fiume angelangtes, an mich gerichtetes Telegramm erblickte, in dem zu lesen stand, daß das 79. kroatische Infanterieregiment in Fiume gemeutert habe. Es hatte in Straßenkämpfen die dort befindlichen ungarischen Honvéd entwaffnet, die Polizei kampfunfähig gemacht, den königlichen Anwalt Balini gefangen genommen, die Tabakfabrik und den Bahnhof besetzt und die Schienen bis Debnice aufgerissen. Die sich jagenden Ereignisse waren so beredt, daß uns aus diesem Telegramm die Wahrheit förmlich entgegenschrie, angesichts der Untätigkeit des Königs und der Regierung nur mehr Stunden von der Katastrophe getrennt zu sein. Das Telegramm aus Fiume beleuchtete die Lage wie eine Strahlengarbe. Ich fühlte, dies sei der letzte Augenblick, in dem dieses verdorrte Abgeordnetenhaus sich am Ende doch noch rühren und zu irgendeinem Entschluß gelangen könne. Die öffentliche Meinung brauchte nicht mehr aufgerüttelt zu werden, die brannte schon vor Tatbegier, im Gegenteil, es war schwer, sie zu bändigen. Ich drückte das Telegramm Aladar Balla in die Hand mit der Bemerkung, er möge seine Rede unterbrechen und es sofort verlesen. Er, der nicht wußte, wovon die Rede war, unterbrach tatsächlich seine Rede und verlas dem mit gespannten Nerven horchenden Abgeordnetenhaus die Nachrichten aus Fiume (später nannte man dieses Telegramm eine Fälschung. Jekelfalussy, der Gouverneur von Fiume, besuchte mich während der ersten Zeit meiner Ministerpräsidentschaft und erhärtete die Echtheit des Telegramms. Er hatte Wekerle immerfort um Hilfe angefleht und das Kommende vorausgesagt, aber vergeblich).

Die Wirkung des Telegramms war ungeheuer. Das ganze Haus wandte sich gegen Wekerle, der verdutzt auf seinem Platze saß. Man konnte kein Wort verstehen. Die Sitzung wurde unterbrochen. Die übermäßig gespannte Saite war gerissen. Alles drängte hinaus in den Kuppelsaal. Ich sprach ein paar Worte:

— „Die Katastrophe ist da. Jeder sei bereit. Nur ein Feigling wird vor der Gefahr zurückschrecken. Eines ist gewiß: Die Regierung muß gehen.“



Selbst Andrassy gab mir recht: „Das hier ist kein Kinderspiel.“ Aber Apponyi versuchte uns zu besänftigen.

„Ich lasse mich nach keiner Seite hin abdrängen! Ich werde mich in keinerlei Turbulenz einlassen!“

Ich beriet mich eben mit Pallavicini, Andrassy und Oskar Jászi, als, ich weiß nicht, woher, die Parole ausgegeben wurde: hinein in den Sitzungssaal! Wir betraten den Saal. Die Opposition war entschlossen, die Regierung nicht einmal zu ihren Sitzplätzen gelangen zu lassen. Sie forderte ungeduldig die Wiedereröffnung der Sitzung, und es gab schon Stimmen, die vorschlugen, man möge einen Alterspräsidenten wählen. Aber es kam Karl Szász und brachte der seit eineinhalb Stunden verhandelnden Regierung Nachricht über die Stimmung des Hauses. Dann kam Andrassy eilig auf mich zu und sagte mir, die Regierung würde abdanken, vorher aber wolle Wekerle noch mit den Parteiführern konferieren.

Im Zimmer des Ministerpräsidenten versammelten sich die sogenannten „Großen“ zu einer Beratung. Alle Parteiführer des alten Parlaments waren da versammelt: Wekerle, Tisza, Apponyi, Andrassy und von der Volkspartei, wenn ich mich recht erinnere, Aladar Zichy und Stefan Rakovszky, Vázsonyi, Stefan Szabó-Nagyatád (es ist bemerkenswert, daß auch Stefan Szabó herangezogen wurde), Akos Bizony und ich. Wekerle teilt der Versammlung sofort mit, er wolle nach Wiedereröffnung der Sitzung die aufgeregten Gemüter dadurch beruhigen, daß er die Demission und den unbedingten Rücktritt des Kabinetts anmelden würde. Jeder der Anwesenden gab dann seine Meinung darüber ab, was zu tun wäre, und was für eine Regierung gebildet werden müssen. Nach Wekerle sprach Tisza und meinte, es solle sich eine Koalitionsregierung bilden, mit Julius Andrassy oder Albert Apponyi als Kabinettschef. Ein solches Koalitionskabinettt würde er und seine Getreuen gerne unterstützen, und heute würde er auch darauf schon eingehen, daß ich mich an einer solchen Koalitionsregierung beteilige. Das aber bekämpfte er auf das allerentschiedenste, daß ein Károlyi-Kabinettt gebildet werde. Schließlich erklärte er, er wolle blutenden Herzens auch der Gewährung des allgemeinen Wahlrechtes zustimmen. Darauf sagten auch die anderen Führer hübsch der Reihe nach ihr Sprüchlein auf: daß sie nicht dulden wollten, daß die neue Regierung in meinem Zeichen gebildet werde, darein



aber einwilligten, daß in ihrem Kabinett sowohl ich als auch andere Mitglieder meiner Partei ein Portefeuille erhalten, ferner, daß zur neuen Regierung auch außerhalb des Parlaments stehende Kräfte herangezogen werden würden. Ich erklärte, daß weder ich noch die Károlyi-Partei, noch die Sozialdemokraten auf eine Koalition eingehen würden, der die Führer der alten, kriegshetzerischen, germanophilen, nationalitäten- und volksfeindlichen Politik ihren Stempel aufdrückten. Hingegen sei ich geneigt, eine Regierung auf der Basis meines Programmes zu bilden, in der zur Beruhigung der historischen Klassen und mit Rücksicht auf die schwere Lage der Nation ein oder zwei Vertreter der Partei Andrássys, Apponyis, der Volkspartei und der Demokratenpartei Platz finden könnten. Darauf wollten sie nicht eingehen.

Die unfruchtbare Debatte dauerte ziemlich lang. Unterdessen wurden die Abgeordneten draußen immer ungeduldiger. Die Abgeordneten hatten böse Erfahrungen mit ihren Führern gemacht und fürchteten nicht ohne Grund, die „Führer“ könnten die „Mannschaft“ verraten. Die Károlyi-Partei vertraute mir und war dessen gewiß, daß man mich nicht von meinem Standpunkt abbringen könne. Ich war auch die Hoffnung der parteilosen unabhängigen Abgeordneten. Auf den Korridoren summt es wie in einem Bienenkorb, und die Grafen der ungarischen Politik mußten staunend zur Kenntnis nehmen, daß die Mannschaft meuterte. Man wagte den Sitzungssaal zu betreten! Das war noch niemals vorgekommen! Sie ließen uns sagen, es wäre gut, die Beratung abubrechen, denn von jetzt ab würden sie ohnehin nicht mehr darauf eingehen, daß die Führer, in denen sie sich so sehr getäuscht hatten, wieder ohne sie und gegen sie Beschlüsse fassen sollten! Der Präsident des Abgeordnetenhauses öffnete zweimal die Tür und meinte, wir sollten die Konferenz beenden, denn die Stimmung draußen sei erregt. Auch ich bat die Herren Schluß zu machen, denn das Schicksal der Nation würden ohnehin nicht wir in diesem Zimmer entscheiden.

Düsteres Schweigen herrschte im Saal, als der Präsident die Sitzung eröffnete. Inzwischen hatte auch Wekerle Platz genommen. Dann kündigte er mit flammend rotem Gesicht seine Demission an, und daß er dem König vorschlagen wolle, es möge eine Regierung gebildet werden, die auch die außerhalb des Hauses stehenden



nationalen Kräfte vereinige. Als Wekerle wieder Platz nahm, spielte sich eine beispiellose Szene ab.

Die Leute auf der linksseitigen Journalistentribüne erhoben sich und schrien:

— „Preßfreiheit! Nieder mit der Zensur!“

Die Károlyi-Partei erhob sich und feierte mit Applaus die Preßfreiheit. Zehn Minuten lang dauerte der stürmische Jubel. Tisza sprang auf, lief in der Richtung der Tribüne und schrie:

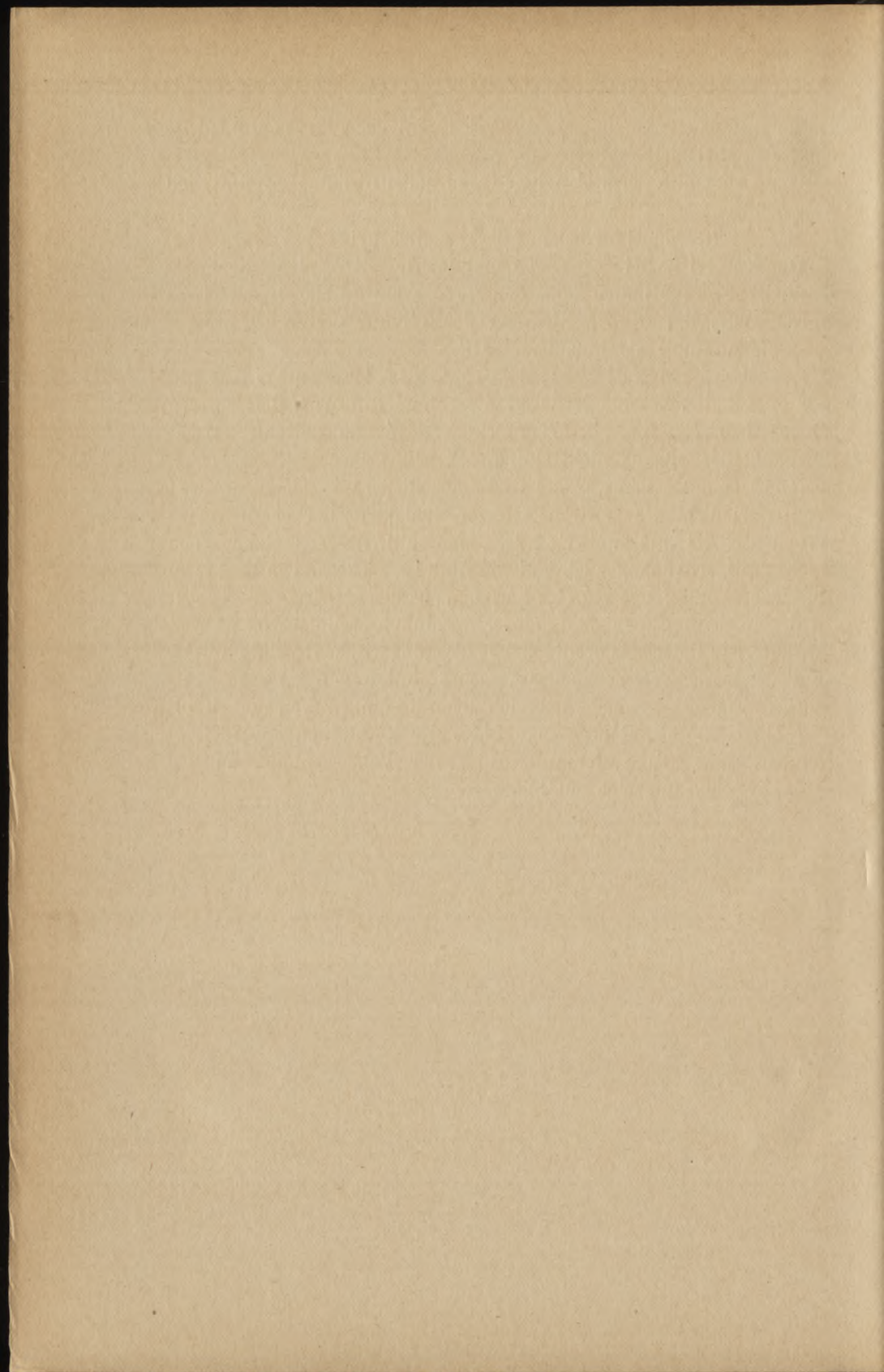
— „Man muß sie hinauswerfen!“

Aber Präsident Karl Szász, der früher dem leisesten Wink Tiszas gehorcht hatte, brachte jetzt nur die ruhige Bitte vor, die sehr geehrten Vertreter der Presse möchten doch die parlamentarische Ordnung der Sitzung nicht stören.

(Die Demonstration war von zwei Journalisten veranstaltet worden: Vom Sozialdemokraten Franz Göndör, Redakteur der pazifistischen Wochenschrift „Az Ember“ („Der Mensch“), der auch heute noch mein mutiger Anhänger ist, und von Andreas Szakács, dem Redakteur der Tageszeitung der Károlyi-Partei, „Virradat“ („Tagesanbruch“), in dessen Zeitung man während der Revolution „zehntausend Köpfe“ forderte, und der später die Sache des ungarischen Volkes verriet und der erste Pressechef der Gegenrevolution wurde.)

Das Abgeordnetenhaus hat sich dann nie mehr versammelt bis auf ein einziges Mal nach dem Siege der Revolution, am 16. November, dem Tage der Ausrufung der Volksrepublik, nur zu dem Zwecke, um sich aufzulösen.



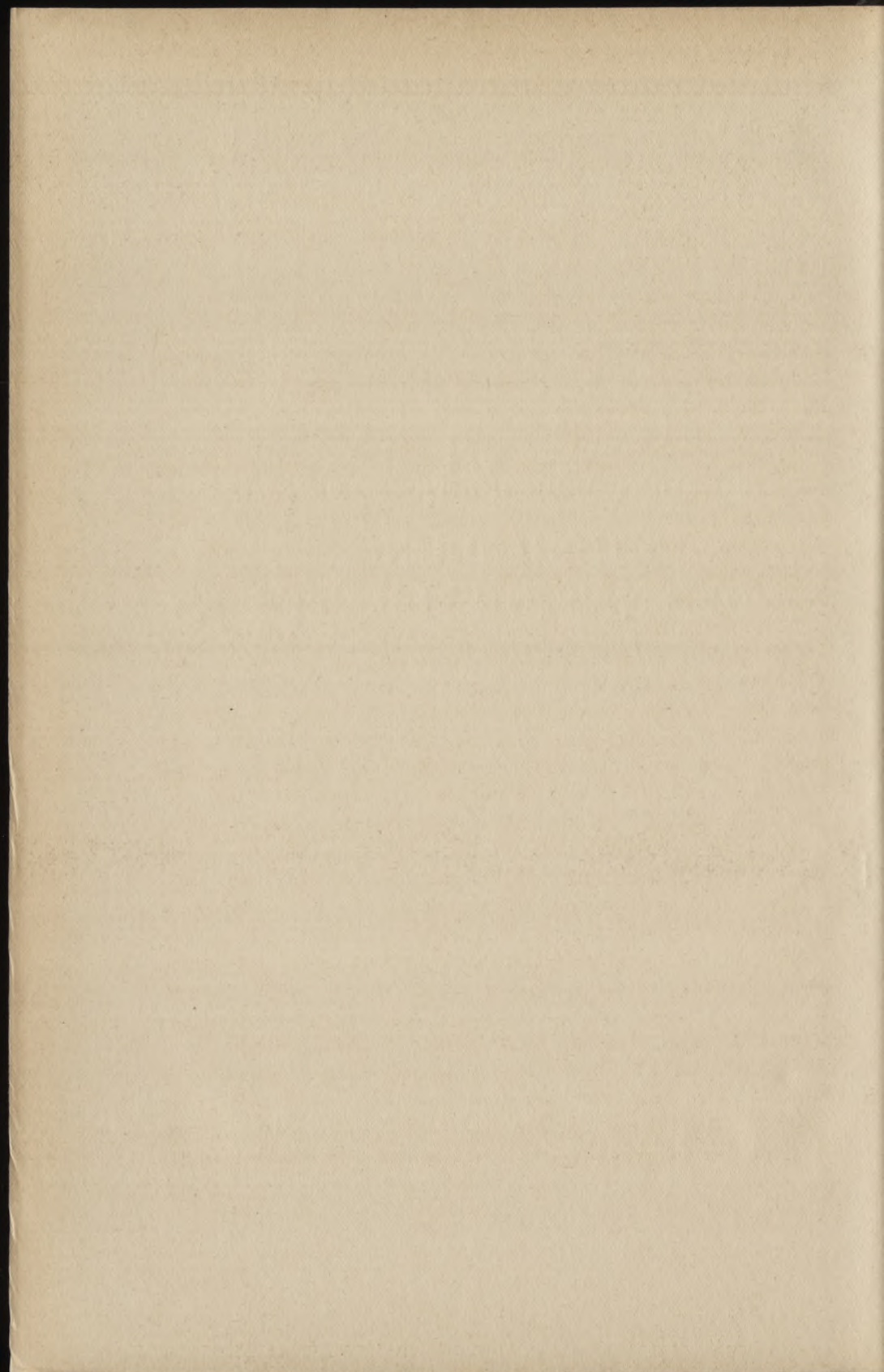




DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL

**DIE BILDUNG  
DES NATIONALRATES**







Aus dem Parlament gingen wir zum Abendessen in die Wohnung Andrássys auf dem Donaukai. Andrásy war von Windischgrätz, der mit dem König an diesem Tag aus Debreczen in Gödöllő eingetroffen war, verständigt worden, daß der König ihn am nächsten Vormittag empfangen wolle. Die Ernennung Andrássys zum Minister des Äußeren war damals sehr wahrscheinlich.

Es war 11 Uhr abends, als ich in mein Haus in der Egytemgasse zurückkehrte, wo die Abordnungen der Károlyi-Partei, der Sozialdemokraten, der Radikalen und der zu uns übergegangenen Parteien bereits verhandelten. Seitdem sich allerorten Nationalräte gebildet hatten, drängte man auch bei uns darauf, nicht länger zu warten, sondern die Führung der Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Die Ereignisse im Abgeordnetenhaus hatten bewiesen, daß die Regierung keinerlei Macht und Ansehen mehr habe, und daß das Land um so mehr verliere, je später wir die Führung übernahmen. Wir Führer wollten bis zum letzten Augenblick vermeiden, daß sich eine Nebenregierung bilde, denn wir, die wir die Stimmung im ganzen Lande kannten, zweifelten nicht daran, daß bei Bildung eines Nationalrates keinerlei Macht hinter der Regierung stehen und das geschehen würde, was der Nationalrat will. Doch da wir keine Revolution, sondern Evolution wollten, so verhielten wir uns, solange nur noch die geringste Hoffnung vorhanden war, abwartend.

Nach meinen Beratungen mit den Parteiführern im Parlament waren meine Freunde ebenso wie ich der Meinung, daß die bisherigen Führer niemals von selbst darauf eingehen würden, die Konsequenzen ihrer Niederlage zu ziehen, folglich mußten wir aus unserer Reserve heraustreten und zu arbeiten beginnen. Bei dieser abendlichen Beratung in meiner Wohnung waren anwesend: von der Unabhängigkeitspartei Graf Theodor Batthyány, Johann Hock, Martin Lovászy und ich, von den Sozialdemokraten Sigmund Kunfi und Ernst Garami, ferner waren zugegen Oskar Jászi, Paul Szende, Ludwig Purjesz, Julius Rácz, Ladislaus Fényes, Franz Harrer und Franz Nagy.



Zuerst berichtete ich den anwesenden Herren über den Verlauf der jüngsten Konferenz der Parteiführer. Ich erzählte, alle wären gegen meine Ernennung zum Ministerpräsidenten gewesen. Dennoch halte ich daran fest, daß unter meinem Präsidium ein Kabinett gebildet werde, in dem die Vertreter der Károlyi-Partei, der Sozialdemokraten, der Radikalen, eventuell der Nationalitäten, die zu uns übergegangenen Parteilosen und, zur Beruhigung des ganzen Landes und zur Vermeidung von Extravaganzen, auch jene Politiker der Andrassy-, Apponyi- oder Volkspartei neben uns Platz fänden, die zwar die historischen Klassen verträten, aber, durch Schaden klug geworden, bereit wären, unser Koalitionsprogramm zu unterstützen. Ich legte der Konferenz ans Herz, sie möchte einen Ausgleich mit Julius Andrassy treffen, der heute das ganze historische Ungarn vertrete, und aus unserer Koalition nicht ganz die alten Parteien ausschließen, die, mochten sie momentan auch sehr geschwächt sein, doch eine gewisse Macht verkörperten. Ich betonte, daß mich, wenn ich dies sagte, keinerlei verwandtschaftliche oder familiäre Motive leiteten, sondern rein sachliche Erwägungen. Ich dachte, dies könne unsere Kraft nur vermehren und unseren Weg leichter und glatter machen, ohne unseren Zielen Abbruch zu tun; denn schließlich würden wir ja in das Kabinett nur Männer aufnehmen, die sich rückhaltlos auf die Grundlage unseres Programmes stellten. Ich trug also den Gedanken vor, Andrassy solle Minister des Äußeren werden, wodurch wir uns seiner Kraft und Unterstützung versicherten, ohne daß zu befürchten wäre, daß er seine reaktionäre Neigungen in Ungarns innerer Politik durchsetzen könne. Als gemeinsamer Außenminister könnte er aber die Angelegenheiten nur übergangsweise leiten, bis sich die Trennung vollzog, so daß er zu einem vorherbestimmten Zeitpunkt automatisch den Platz des ungarischen Außenministers einnehmen würde. Unter den rechtsstehenden Politikern, die für mein Kabinett eventuell in Frage kommen könnten, nannte ich Männer wie Ludwig Návay, Markgraf Georg Pallavicini, Gabriel Ugron, Franz Székely, Béla Mezössy.

Sämtliche Anwesende, von Theodor Batthyány bis Ernst Garami, stießen sich an der Person Andrassys. Die Unabhängigen und Jászi wiesen darauf hin, Andrassys Name müsse auf die Entente und die Nationalitäten wie rotes Tuch wirken, so daß seine Teilnahme einen schlechten Frieden bedeuten könne. Die Sozialisten und Radikalen



fügten noch hinzu, bei der Menge sei Andrassy, der schwarze Graf, so unbeliebt, ja verhaßt, daß seinetwegen die neue Regierung in die größten Schwierigkeiten geraten könnte.

Während wir im großen Salon verhandelten, hielt sich Markgraf Georg Pallavicini in meinen Privatzimmern auf, um dort das Ergebnis der Beratungen abzuwarten. Mein Sekretär, Henry Simonyi, der auch der Schriftführer der Konferenz war, suchte ihn von Zeit zu Zeit auf, um ihn über die Stimmung zu informieren und darüber, daß kein einziger der Anwesenden Andrassy annehmen wolle, obgleich ich mich bis zum Äußersten für ihn eingesetzt hatte. Bestürzt ließ mich Pallavicini von der Konferenz wegrufen, angeblich weil er etwas Wichtiges mit mir zu besprechen habe. Pallavicini hatte nämlich mittlerweile von meiner Wohnung aus telephonisch mit unserem gemeinsamen Schwiegervater Andrassy gesprochen, und erfahren, daß der König ihn noch in dieser Nacht zum gemeinsamen Außenminister ernennen wolle. Ich verließ die Konferenz für ein paar Minuten, suchte meinen Schwager auf, und da teilte mir Pallavicini Andrassys Ernennung als vollzogene Tatsache mit und bat mich, sofort zu den Herren zurückzukehren und sie noch einmal zu bitten, die Sache doch noch in Erwägung zu ziehen und Andrassys Person zu befürworten. Wenn es anders nicht ging, so sollte ich ihnen die vollzogene Tatsache mitteilen, daß Andrassy schon ernannt sei.

Ich, der ich die Stimmung gesehen hatte, die sich selbst gegen mich wendete, weil ich mich für Andrassy eingesetzt habe, fühlte, daß diese Nachricht den Widerstand gegen Andrassy noch verstärken müsse, und daß man nicht eine vollzogene Tatsache darin erblicken würde, mit der sich abzufinden das klügste war, sondern eine Provokation, gegen die man sich zur Wehr setzen mußte. Aber ich ging doch hinein, und nachdem ich mitgeteilt hatte, daß Andrassy zum Außenminister ernannt sei, flehte ich sie an, sie möchten sich damit abfinden und mit ihm zusammenarbeiten. Abfinden mußten sie sich, da sie an der vollzogenen Tatsache nichts ändern konnten. Aber diese Ernennung hatte plötzlich etwas provoziert, womit wir noch warten wollten: den Beschluß, daß der Nationalrat jetzt unverzüglich geschaffen werden müsse. Und ferner provozierte dieses Ereignis auch die entschiedene Forderung, die Institution des gemeinsamen Auswärtigen Amtes müsse binnen einer



bestimmten, sehr kurzen Frist abgeschafft werden. Allgemein war man der Auffassung, ein ungarisches Auswärtiges Amt müsse automatisch und sehr bald zustande kommen, noch bevor die Friedensverhandlungen begannen. Mochte den Frieden auch der gemeinsame Außenminister anbieten und auch er die Waffenstillstandsverhandlung beginnen; die Friedensverhandlungen und der Friedensschluß waren schon Sache des ungarischen Außenministers.

Diese nächtliche Konferenz hatte also das konkrete Ergebnis, daß wir im Prinzip die Notwendigkeit der Schaffung des Nationalrates aussprachen und die nötigen Schritte beschlossen. Ein zweites konkretes Ergebnis war, daß wir uns für die rasche Liquidierung der Institution eines gemeinsamen Auswärtigen Amtes und für die Bildung eines ungarischen Außenministeriums ausgesprochen hatten.

Andrássy behauptet, die Schaffung des Nationalrates habe, als revolutionäre Tatsache, die politische Krise zu einer Familienkrise zwischen uns werden lassen. Prinz Ludwig Windischgrätz geht in seinen Münchhauseniaden noch weiter, indem er einfach erzählt, Andrássy habe schon seit Monaten jeden Verkehr mit mir abgebrochen, und als er mich Ende Oktober bei Andrássy getroffen habe, sei die eisige Kälte auffallend gewesen, mit der Andrássy mich behandelt habe. Von eisiger Kälte war gar keine Rede. Hingegen mußte ich, als ich an dem Tage, der jener die Bildung des Nationalrates vorbereitenden Konferenz folgte, im Palais auf dem Donaukai frühstückte, zur Kenntnis nehmen, daß Andrássy und sein Kreis sich mit der Enteignung meines Programmes beschäftigten. Wir saßen im großen Salon, und im Nebenzimmer war auch Vázsonyi anwesend, den Windischgrätz mitgebracht hatte. Unwillkürlich mußte ich Vázsonyis Ausführungen mit anhören, in denen er sagte, man müsse sich Károlyis Programm zu eigen machen, und es müsse eine energische Regierung mit Hadik an der Spitze ernannt werden, um dem Bolschewismus zuvorzukommen. An der Beratung, zu der man mich dann hineinrief, nahmen außer Andrássy und Vázsonyi auch noch Pallavicini und Moritz Eszterházy teil. Andrássy wollte eine Gesetzesvorlage über das ungarische Außenministerium einreichen, laut der es erst nach dem Friedensschluß geschaffen werden, zur Friedenskonferenz jedoch ein ungarischer Delegierter entsendet werden solle. Über diesen Punkt konnten wir uns natürlich nicht einigen. Doch dies war eine sachliche und durchaus keine familiäre Differenz.



Am Mittag des 25. Oktober demonstrierte die Universitätsjugend vor meinem Hause, und in meiner Wohnung erschien eine große jugendliche Abordnung. Batthyány sagte zu meiner Frau: „Passen Sie auf, das ist der erste Stein, der ins Rollen kommt, und man wird ihn nicht aufhalten können.“ Aus dem Fenster hielt Johann Hock eine Ansprache an die Jugend, und als er sagte: „Auch unser junger König will den Frieden“ — ließen einzelne Zwischenrufer schon die Republik hochleben. Die Studenten wollten nach Gödöllő zum König, aber ich brachte sie davon ab. Sie verlangten von mir und erhielten auch eine rotweißgrüne Fahne. Dann zogen sie in die Burg, durchbrachen den Kordon, der den inneren Hof abspernte, das Militär ließ sie ein, sie drangen in die Säle, nagelten ihr Programm an die Wände und zogen dann in aller Ruhe ab. Die Soldaten ließen sie wieder gewähren, plötzlich aber umringten sie berittene Polizisten, drängten sie an die Wand und wollten ihnen die Fahne wegnehmen. Es gab mehrere Verwundete, ein Teil der Menge flutete zu unserem Hause zurück, man brachte die Verwundeten, und meine Frau und meine Schwester Elisabeth pflegten sie im Kinderzimmer, das sie in ein Lazarett verwandelt hatten. Diese Demonstration wurde von den Behörden noch nicht sehr ernst genommen, obgleich gegen alles Dienstreglement Offiziere in Uniform tollkühn an ihr teilgenommen hatten. Nach dieser Demonstration beschlossen ihre Veranstalter, daß ein besonderer Soldatenrat die Offiziere und Mannschaften und ein Studentenrat die Jugend für die Sache der nationalen Befreiung gewinnen solle. Der Soldatenrat wollte seine Sitzungen zuerst in meinem Hause abhalten. Ich hatte nicht viel Vertrauen zu ihnen, und nach ein, zwei Tagen gelang es mir, sie zu delogieren. Nie habe ich an irgendeiner ihrer Sitzungen teilgenommen und, um ganz aufrichtig zu sein: der Nationalrat nahm sie bis zum letzten Augenblick nicht sehr ernst. Der Nationalrat hatte nichts mit den Soldatenräten zu tun. Am Tage der Demonstration in der Burg, nachmittags um 3 Uhr, brachte mich ein königliches Auto nach Gödöllő. Ich hatte Andrassy zwar gebeten, er möge dem König sagen, es habe keinen Zweck, mich zur Audienz zu befehlen. Aber Andrassy sagte, er würde diese Botschaft keinesfalls überbringen.

Während der Audienz setzte ich ausführlich mein bekanntes Programm auseinander und sprach mit dem König nun nicht mehr als



Präsident der Unabhängigkeitspartei, sondern auch als der wahrscheinliche Präsident des Nationalrates. Während meiner Audienz wurde Julius Andrassy angemeldet, worauf der König die Konferenz unterbrach und Andrassy empfang, der nach Wien reisen wollte, um sein Amt anzutreten. Nachdem Andrassy sich entfernt hatte, ließ mich der König wieder rufen. Der König hörte die sachlichen und persönlichen Wünsche meines Programmes an, traf aber keinerlei Entscheidung. Er sagte weder ja noch nein. Bevor ich mich verabschiedete, empfahl ich dem König, auch Theodor Batthyány und Gabriel Ugron zu empfangen. Da dies nichts kostete, willigte er ein. Um die Verantwortung von mir abzuwälzen, warnte ich den zögernden König mit der größten Aufrichtigkeit vor der großen Gefahr, die eben wegen seines Zögerns das Land und auch den Thron bedrohte. Ich empfahl ihm, so rasch wie möglich freiwillig eine Lösung anzunehmen, zu der er sich entschließen müsse, sollten nicht die Wellen über unseren Köpfen zusammenschlagen. Es sei ein gewaltiger Unterschied, ob die Lösung von ihm oder aber ohne oder gar gegen ihn durch das erbitterte Volk herbeigeführt werden würde. Trotz dieses für ihn wahrscheinlich ungewohnten Tones zeigte der König keinen Zorn, wie er überhaupt nicht fähig war, zornig zu werden; im Gegenteil, er war, wie man zu sagen pflegt, während der ganzen Audienz überaus huldvoll. Außer einer Einladung für Batthyány bestand das einzige Positive, was er sagte, darin, daß auch er den sofortigen Sonderfrieden für unvermeidlich halte. Die nötigen Schritte sollten auch gleich gemacht werden, und darum glaube er, daß jeder Gegensatz zwischen Andrassy und mir nun geschwunden und eine sehr günstige Basis für unser Zusammenwirken gefunden sei. Eine Stunde lang erklärte ich ihm den Standpunkt des in Bildung begriffenen Nationalrates, und weshalb wir nicht auf die Aufrechterhaltung des gemeinsamen Außenministers eingehen könnten. Ich erklärte ihm, aus welchen sachlichen und persönlichen Gründen die Männer des Nationalrates so intransigent seien, aber das war auch das ganze Ergebnis der Audienz.

Die Audienz beruhigte mich überhaupt nicht im geringsten, denn nicht nur mit mir konnten der König und Andrassy zu keinem Ende gelangen, sondern sie konnten sich auch in anderer Richtung zu keinem Entschluß aufraffen. Das einzige, woran Andrassy und der König sich festklammerten, war der Entschluß, unserer Forderung



nach einem ungarischen Außenministerium nicht nachzugeben. In diesem einen Punkt hatten sie wenigstens endgültig Stellung genommen, in allen übrigen blieben sie bei ihrer Politik des Zögerns und Schwankens.

Nach der Audienz begegnete ich draußen Andrassy. Er kam zusammen mit dem Grafen Nikolaus Szécsén, der bei seiner Eidesleistung dabei gewesen war. Als er mich erblickte, bat er Szécsén, mir seinen Platz im Auto zu überlassen, damit wir zusammen in die Stadt fahren und unterwegs plaudern konnten. Ich kann sagen, kein einziges Anzeichen deutete auf eine Familienkrise.

Am Abend empfing der König Theodor Batthyány und Ugron, deren Audienz ich dem König empfohlen hatte. Ein Ergebnis hatte diese Audienz nicht.

Vor den Mitgliedern des zur Bildung des Nationalrates in meiner Wohnung versammelten Organisationskomitees sprachen Batthyány sowie ich von der königlichen Audienz. Es herrschte keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß die Stunde gekommen sei, in der man das nationale Instrument schaffen müsse, das in diesem tatsächlich ohne Regierung gebliebenen Lande die Nation führen und unter Übernahme der Gewalt im Interesse des ganzen Volkes handeln könne.

Bei dem durch die Unabhängigkeitspartei veranstalteten Partisouper, an dem auch die Parteilosen und die unabhängigen Abgeordneten der Bizony-Gruppe teilnahmen, kündigte ich an, daß wir gegen die Ernennung Andrassys zum gemeinsamen Außenminister Stellung nehmen, da jeder Tag des Zögerns und jeder Mißerfolg, der sich aus dem Festhalten an den gemeinsamen Institutionen ergebe, ein ungarisches Komitat kosten könne. Schließlich stellte ich das folgende Programm auf: Völliges Brechen mit der Vergangenheit, Verständigung mit den Nationalitäten, vollständige, gründliche Demokratisierung, ein selbständiges ungarisches Außenministerium — das sei die Zukunft Ungarns. Andrassy gehe andere Wege, denn er werde von seiner ganzen Denkungsart irregeführt, die ihm den klaren Blick und den vollständigen Bruch mit der Vergangenheit verwehre. Und weil Andrassy solchen Sinnes sei, sei die Verständigung zwischen uns unmöglich geworden, und mit dem heutigen Tage müßten wir zu handeln beginnen.



Alle teilten meine Meinung, und am Abend des 25. Oktober gründeten wir den Nationalrat. Wir faßten unser Programm in zwölf Punkte zusammen und forderten das ganze Land auf, sich uns anzuschließen.

Am 24. Oktober war vom Budapester Journalistenverein und von der Freien Gewerkschaft der Budapester Journalisten die Pressezensur *via facti* aufgehoben worden, indem ihre Mitglieder es einfach unterließen, ihre Manuskripte und Abzüge der Zensur vorzulegen. Infolgedessen las am nächsten Morgen das ganze Land in den uns nahestehenden Blättern das Programm des Nationalrates, das, wenn ich mich recht erinnere, durch Martin Lovászy in die folgenden zwölf Punkte gefaßt worden war:

I. Das gegenwärtige parlamentarische und Regierungssystem ist ein korruptes. Das Land sieht es nicht als seine Vertretung, sondern als seinen Feind an. Es ist unverzüglich abzuschaffen.

II. Die volle Unabhängigkeit Ungarns sowohl in außenpolitischer als in militärischer Hinsicht ist ohne Verzug sicherzustellen. Die ungarischen Streitkräfte sind in ihr Heimatland zurückzuberufen, die ausländischen in ihre bezüglichen Heimatländer abzubefördern.

III. Der völlig aussichtslos gewordene Krieg ist sofort zu beendigen. Der abzuschließende Friede oder Waffenstillstand darf einzig und allein vom Gesichtspunkte der Wahrung der Interessen Ungarns ins Auge gefaßt werden. Das Bündnis mit Deutschland ist zu kündigen.

IV. Das Abgeordnetenhaus ist unverzüglich aufzulösen und die Neuwahlen sofort auszuschreiben. Das allgemeine, gleiche, geheime, das Frauenstimmrecht umfassende Wahlrecht ist unverzüglich zum Gesetze zu erheben. Dasselbe Wahlrecht hat künftighin auch für die munizipalen und kommunalen Vertretungen zu gelten.

V. Das Selbstbestimmungsrecht im Sinne der Wilsonschen Prinzipien ist allen Völkern des Landes von nicht ungarischer Zunge sofort zu gewährleisten. Diese Forderung wird in der Überzeugung erhoben, daß diese Prinzipien die territoriale Integrität des Landes nicht nur nicht zu gefährden, sondern im Gegenteil diese auf eine gefestigte Grundlage zu versetzen geeignet sind. Die kulturelle und lokale Selbstverwaltung der Nationalitäten des Landes ist in denkbar weitestgehendem Maße auszubauen. Der friedliche Wettbewerb der



Kulturen, der hierdurch gewährleistet erscheint, wird das materielle, geistige und sittliche Gedeihen aller Völker des Landes am besten fördern. Im neuen Ungarn muß die Unterscheidung zwischen Nation und Nationalitäten, diese Quelle schädlichster Mißdeutungen, ein für allemal fallen. Zu einem brüderlichen Bunde gleichberechtigter Völker hat dieses Land zu werden; denn nicht aus nationalen Sonderwünschen heraus, sondern auf Grund der wirtschaftlichen und geographischen Zusammengehörigkeit erstreben wir die Erhaltung der territorialen Integrität des Landes. Auf die nüchterne Erfassung dieser Zusammengehörigkeit, nicht auf Zwang und Gewalt, wollen wir unsere Hoffnung stützen, daß alle Völker des Landes treu zur alten Schicksalsgemeinschaft halten werden.

VI. Die Freiheit der Versammlungen und der Vereinigung ist zu gewährleisten. Die Pressezensur, die nunmehr nicht den Interessen der Kriegführung, sondern jenen einer selbstsüchtigen Partei- und Klassenherrschaft dient, ist abzuschaffen und die Preß- und Gewissensfreiheit gesetzlich zu sichern.

VII. Eine allgemeine Amnestie ist allen zu erteilen, die wegen politischer Vergehen verurteilt worden sind, sowohl Zivilisten wie Militärpersonen. Die politischen Prozesse sind einzustellen, gleichviel ob sie bei zivilen oder bei militärischen Gerichten anhängig sind.

VIII. Der drohenden Hungersnot ist sowohl durch außenpolitische als auch durch innerpolitische Maßnahmen vorzubeugen.

IX. Eine umfassende Agrarreform, die dem Volk zu Boden verhelfen soll, und entsprechende sozialpolitische Reformen sind einzuleiten, um das Los der arbeitenden Bevölkerung, in erster Linie das der heimkehrenden Soldaten, wirksam zu lindern. Dem Anhäufen übermäßiger Kapitalien ist entgegenzuwirken. Diese sind in weitgehendem Maße öffentlichen Zwecken dienstbar zu machen.

X. Die neuentstandenen ukrainischen, polnischen, tschechischen, südslawischen und deutschösterreichischen Gemeinwesen sind von Ungarn anzuerkennen. Es muß unser Bestreben dahin gehen, diesen die Überzeugung zu vermitteln, daß das unabhängige, demokratische Ungarn der Verwirklichung ihrer berechtigten Lebensinteressen keineswegs entgegensteht, vielmehr ein möglichst inniges wirtschaftliches und politisches Bündnis mit ihnen anstrebt, geleitet von der Überzeugung, daß diese Staaten die nicht minder berechtigten Lebensinteressen Ungarns ebenfalls respektieren werden.



XI. Es sind geeignete Vertreter mit der Mission zu betrauen, die wahren Ziele der ungarischen Demokratie dem gebildeten Auslande näherzubringen. Hierbei ist jene Interessenharmonie, die zwischen den Ungarn und ihren nichtungarischen Brüdervölkern besteht, zum überzeugenden Ausdruck zu bringen.

XII. Bei den allgemeinen Friedensverhandlungen ist Ungarn durch Männer zu vertreten, die rückhaltlose Anhänger der Idee der Abrüstung, der internationalen Schiedsgerichte und des Völkerbundes sind. Die Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und von Bukarest sind zu annullieren. Über Annahme oder Ablehnung des Friedensvertrages wird die Volksvertretung zu entscheiden haben.

Wenn ich mich recht entsinne, so wurde der Aufruf durch folgende Blätter verbreitet: „Népszava“, „Világ“, „Magyarország“, „Az Est“, „Déli Hírlap“, „Pesti Napló“ und „Virradat“. Unbeschreiblich war die Begeisterung, die im ganzen Lande erwachte. In den zwölf Punkten sprach sich der innigste Wunsch aller denkenden Köpfe Ungarns retslos aus.

\* \* \*

Am 26. abends fuhr Andrássy nach Wien, um sein Amt anzutreten. Vor seiner Abreise sprach ihn meine Frau in meinem Auftrag am Bahnhof. Von neuem machte sie ihn darauf aufmerksam, daß ich als Kenner der Massenstimmung die Situation höchst kritisch erachtete. Mein letzter Vorschlag war dahin gegangen, daß sich die Mitglieder des Nationalrates in die Ernennung Andrássys zum Minister des Äußeren fügen mögen, falls Andrássy sich dazu verstehe, daß das gemeinsame Ministerium als liquidierendes Ministerium nur für eine beschränkte, nicht lange Zeit bestehen bleibe, und daß Andrássy nach dessen Liquidierung sein Amt als ungarischer Minister des Äußern weiterführe. Der fragliche Zeitabschnitt solle höchstens zwei Monate betragen. Dem Nationalrat kam selbst diese Zeitspanne als zu lang vor. Ich wollte aber andererseits mit Andrássy, und zwar unabhängig von der zweimonatlichen Frist, die Abmachung treffen, daß, falls die Friedensverhandlungen noch vor dem Ablauf dieser Frist ihren Anfang nehmen sollten, Ungarn sich durch einen eigenen Beauftragten mit unbeschränkter Vollmacht bei ihnen vertreten lassen solle. Andrássy wollte selbst hierauf nicht eingehen. „Ich lasse mir die Hände nicht binden“, war seine Antwort.



Die letzte Unterredung, die ich mit Andrassy in bezug auf seine Ernennung zum gemeinsamen Minister im Salon meiner Schwiegermutter geführt hatte, ist mir noch lebhaft in Erinnerung. Er wußte kaum ein ernstes Argument vorzubringen, wollte aber dennoch nicht nachgeben. Ich verließ ihn mit der Bemerkung, daß unsere Wege von nun an auseinandergingen. (Im Laufe meines Lebens habe ich das dreien gesagt: Zu Tisza, Czernin und Andrassy.) Ich fügte hinzu, daß mir dies vom politischen Gesichtspunkt aus leid täte, denn ich wußte gewiß, daß seine Hartnäckigkeit sowohl für ihn wie auch für das Herrscherhaus nur von Nachteil sein könne, jedoch auch für mich und meine politischen Freunde könne es nicht gleichgültig sein, ob wir uns in unserem Kampfe um das neue Ungarn zu den unzähligen Schwierigkeiten noch eine weitere aufbürdeten oder nicht. Vom persönlichen Gesichtspunkt aus aber freue es mich, daß wir nicht Mitglieder eines und desselben Kabinetts sein würden, denn so würde es uns leichter fallen, das gute Verhältnis zueinander, das zwischen uns, ungeachtet unserer politischen Gegensätze, immer geherrscht hatte, auch fürderhin aufrechtzuerhalten, jedenfalls leichter, als wenn wir, zu Mitgliedern des gleichen Kabinetts geworden, im Kampf für unsere widersprechenden politischen Ansichten und Weltanschauungen in heftigsten Gegensatz zueinander gerieten. Andrassy sprach sich in ähnlichem Sinne aus.

Kaum hatte Andrassy das Amt des Außenministers angetreten, als er auch schon (als seine erste Amtshandlung) am 26. dem Deutschen Kaiser durch König Karl die Nachricht zukommen ließ, die Monarchie sei außerstande weiterzukämpfen und werde, um völligem Zusammenbruch vorzubeugen, einen Sonderfrieden schließen. Dies also war der Sinn von König Karls Worten gewesen, als er mir sagte, wir bäten um Sonderfrieden. Einen Monat vorher hatte Andrassy nach einem Interview gesagt: „Lieber mit Ehren fallen . . .“

Gleichzeitig fuhr der König mit den Audienzen ungarischer Politiker fort. Doch weder ich noch der Nationalrat konnten noch die Hoffnung hegen, der König würde die Lösung der Krise in der Ernennung eines Kabinetts Károlyi suchen. Wir gingen daran, unser ursprüngliches Programm, auf uns selbst gestellt, zu verwirklichen. Für Sonntag, den 27., beriefen wir eine Volksversammlung



vor das Parlament ein, die bei der herrschenden Stimmung großzügig auszufallen versprach.

Am Vormittag suchte mich Simon v. Krausz, Generaldirektor der Ungarischen Bank, auf, der als Zweck seines Besuches das folgende angab: Es handle sich um einen Lösungsversuch der Krise, den er mit mehreren demokratisch gesinnten Politikern besprochen habe, und zu welchem auch mehrere jener Politiker ihre Zustimmung geben würden, welche sich bis jetzt noch nicht in den Gedanken meiner Ministerpräsidentenschaft finden konnten. Der fragliche Lösungsversuch fände in allen Punkten die Zustimmung und Unterstützung meines Schwagers, des Markgrafen Pallavicini, und er, Simon Krausz, wisse, daß der König diesen Plan ohne Bedenken akzeptieren würde. Auf einem Zettel stand die Liste der Kabinettsmitglieder eingezeichnet, die auf Grund des vorliegenden Projektes am heutigen Tage zu ernennen wären. Ministerpräsident wäre ich geworden, im Kabinett wären der Károlyi-Partei eine entsprechende Anzahl Portefeuilles reserviert gewesen (Batthyány und Lovászy kamen dafür in Betracht), ferner der sozialdemokratischen Partei (Garami, Kunfi) und der bürgerlich-radikalen Partei (Jászi). Bedingung war, daß drei Portefeuilles, und zwar das des Honvédministers, des Finanzministers und des Justizministers, Mitgliedern der Andrassy-Partei zukommen sollten. (In Revolutionszeiten haben die einzelnen Portefeuilles verschiedenes Gewicht. Das des Honvédministers wäre zum Portefeuille des ungarischen Kriegsministers geworden, dem eine wichtige Rolle zukommen sollte. Das Portefeuille des Finanzministers ist das wichtigste, das des Justizministers ist weniger wichtig.) Was das Programm anlangt, so würde das Programm des Nationalrates in allen Punkten angenommen werden, auch in betreff des Außenministers würde man unseren Wünschen entgegenkommen. D. h. das gemeinsame Außenministerium hätte nur während zweier Monate amtiert, nach Ablauf welcher sich das ungarische Außenministerium auf automatischem Wege daraus gebildet haben würde. Auch jener Plan wurde angenommen, daß diese maximale Frist nur so aufzufassen sei, daß, im Falle die Friedenskonferenz zusammentreten würde, bevor noch die Liquidierung des gemeinsamen Außenministeriums erfolgt sei, Ungarn auf der Friedenskonferenz durch eigene Abgesandte mit unbeschränkten Vollmachten vertreten werden sollte. (Zu jener



Zeit nahm man allgemein an, die Friedenskonferenz werde in kürzester Zeit zusammentreten.) Ich nahm das Projekt zur Kenntnis, und Simon v. Krausz verließ mich mit der Versicherung, ich werde bis zum Nachmittag von zuständiger Seite Antwort erhalten.

Am Nachmittag rief mich in der Tat Graf Georg Pallavicini an und wiederholte mir Punkt für Punkt den Antrag, den schon Simon v. Krausz gestellt hatte. Auch ihm sprach ich meine dahin gehende Meinung aus, daß ich den Plan für ausführbar erachte und es für gewiß annehme, die Exekutive des Nationalrates werde ihre Zustimmung dazu erteilen. Zufällig wurde Graf Josef Hunyadi, der Obersthofmeister des Königs, in den Apparat eingeschaltet. Er suchte offenbar mit Georg Pallavicini zu sprechen. Während einiger Minuten unterhielten wir uns zu dritt über das fragliche Lösungsprojekt. Hunyadi erklärte, er sei über den Plan orientiert, der König habe in der Tat seine Zustimmung dazu erteilt, und falls ich und der Nationalrat auf den Plan eingingen, wäre damit die Lösung der Krise gegeben! Er erklärte uns, er hätte dem König schon über die Angelegenheit Bericht erstattet, und da er nun auch von meiner Seite höre, daß der Lösung der Krise auf dieser Grundlage nichts im Wege stehe, würde er ein Hofautomobil um mich schicken, ich möchte gegen fünf Uhr nachmittags damit nach Gödöllő fahren, wo mich der König erwarten würde.

Eilig ließ ich Batthyány, Lovászy, Kunfi und Jászi zu mir bitten und gab ihnen von der Wendung Kenntnis. Wir hatten keine Zeit mehr, um den ganzen Nationalrat zusammenzurufen und seine Entscheidung zu fordern. Ein Beschluß mußte jedoch gefaßt werden, und zwar in aller Eile, denn jeden Augenblick konnte das Auto anlangen. Nach kurzer Beratung entschieden wir uns dafür, auf das Kompromiß einzugehen, trotzdem wichtige Portefeuilles geopfert werden mußten, damit der friedliche Ausgleich nicht an unserem Verhalten scheitern möge; jedoch sollte ich dem König empfehlen, außer mir und Batthyány noch anderen Mitgliedern des Nationalrates Audienzen zu erteilen, so den Sozialisten Garami und Kunfi und dem Radikalen Jászi, um über die tatsächliche Lage der Dinge unzweideutig informiert zu sein.

Nach kurzer Zeit erschien das Hofauto, welches mich nach Gödöllő bringen sollte. Bei Hofe ging es hoch her. Vom frühen Morgen an



wurden allerhand Pläne zur Kabinettsbildung geschmiedet und Intrigen gegen den Nationalrat gesponnen. Der König empfing die ungarischen Politiker in solcher Menge, daß es mir schon frivol erschien. Eine Unmenge Leute waren bei ihm in Audienz, die er nie im Leben gesehen hatte. Offenbar hatte er keine Ahnung davon, mit wem er jedesmal zu tun hatte. Der König hatte nur sehr schematische Ansichten über die Schichtung des ungarischen politischen Lebens. Er war ein viel zu junger Herrscher, um zu wissen, wer hinter wem steht. Nun ließ man die verschiedenen Abgeordneten aller Abarten unterschiedslos vor ihm aufmarschieren, teils um deren Eitelkeit zu schmeicheln, teils um den König zu betäuben. Dieser Massenaufzug, anscheinend von Vázsonyi inszeniert, sollte den Zweck verfolgen, dem König zu zeigen, daß er nichts zu befürchten habe, daß er den Nationalrat nicht zu respektieren brauche.

Vor meiner Audienz traf ich den Bürgermeister Stefan Bárczy, der mir in allen Einzelheiten beschrieb, welch bunte Prozession am Vor- und Nachmittage zum König gepilgert war. Man könne die Ernennung Johann Hadiks zum Ministerpräsidenten für so gut wie sicher ansehen. Jeder, der heute beim König erschienen war, von Vázsonyi angefangen bis zu den Volksparteilern Karl Huszár und Stefan Haller, bis zum Kleinwirt Stefan Szabó und zu Lehel Héderváry und Stefan Zlinszky, war so gerührt über den Einfall Vázsonyis, daß er, der simple Abgeordnete, den sonst niemand sonderlich beachtete, nun zur Audienz zum König berufen ward, daß er in seiner Freude über die hohe Ehrung mit Vergnügen dem König die Versicherung gab, nur die Ernennung Hadiks könnte die Stimmung im Lande beruhigen. Einzig der Bürgermeister bekannte sich vor dem König als Anhänger meiner Ernennung und sagte es, womit Vázsonyi und seine Freunde freilich nicht gerechnet hatten, offen heraus, daß keine andere Lösung zur Ruhe im Lande führe.

Bevor ich in das Arbeitszimmer des Königs eingelassen wurde, traf ich auch mit dem Grafen Johann Hadik zusammen, der in beträchtlicher Erregung auf und ab ging. Wir grüßten uns bloß, sprachen aber nicht miteinander. Endlich war die Reihe an mir.

Der König empfing mich im großen Ecksalon. Im Nebenzimmer, dessen Tür offen stand, lagen auf den Tischen Generalstabs-



karten mit aufgesteckten Fähnchen, welche die Stellungen angaben. Es dunkelte bereits, die Lüster brannten. Karl IV. stand bei seinem Schreibtisch, in Felduniform mit Gamaschen, und rauchte eine Zigarette. Er war diesmal nicht apathisch, eher traurig. Er zeigte die Spuren großer Nervenanspannung. Wie viele Leute hatte er an jenem Tag schon empfangen, wie viel neue Gesichter gesehen!

Ich kam ungesäumt auf die Sache zu sprechen. Ich berief mich darauf, daß der König meines Wissens bereit sei, die Krise auf Grund des Kompromisses zu lösen, von welchem ich vormittags benachrichtigt wurde. Ich wiederholte in knappen Worten den Inhalt des Kompromisses. Der König unterbrach mich: er wisse von keinerlei Projekt.

Es ging mir durch den Sinn, was ich draußen von Bárczy vernommen hatte: Der König wird Hadik ernennen. Nun gilt es für ihn, den Rückzug anzutreten. Die Art und Weise jedoch, wie er dies tat, dünkten mich eigenartig. Ich antwortete, es mache mich betroffen, was ich vom König höre, denn ich wäre ja eben deshalb herausgekommen, weil man mit diesem Lösungsprojekt an mich herangetreten wäre, und zwar mit der Bemerkung, daß Se. Majestät es kenne und gutheiße und gewillt sei, auf Grund dieses Planes die Lösung der gefährlichen Krise in zwölfter Stunde durch Ernennung meiner Person zum Ministerpräsidenten zu finden. Ich berief mich auf Hunyadi, den Oberhofmeister des Königs.

„Das macht nichts“, antwortete der König. Denn er sei mit dem Programm, welches ich eben entwickelt habe, ungeachtet er es früher nicht gekannt habe, in persönlicher wie in sachlicher Beziehung einverstanden. „Aber“, fügte er nachdenklich hinzu . . .

„ . . . die Herren haben mir immer das Gegenteil geraten. Sie warnen mich immer vor Ihnen. Man sagt mir, Sie wollen die Republik. Ist das wahr?“

„Ich kann Majestät versichern, daß das eine Verleumdung ist. Ich will nicht die Republik, wohl aber das selbständige, demokratische Ungarn. Das will ich, aber nicht die Republik.“

Der König blickte mich forschend an.

„Ich habe mich entschlossen, Sie zu meinem ungarischen Ministerpräsidenten zu ernennen.“

Ich verneigte mich. Der König schritt zur weinroten Rokogarnitur, die in der Ecke des Zimmers stand. Wir setzten uns. Er



auf das Sofa, ich auf einen Fauteuil. Der König bot mir eine Zigarette an und sagte:

„Gehen wir also an die Besprechung der Details. Entwickeln Sie mir Ihr Programm in aller Ruhe und gründlich und besprechen wir alles gut miteinander. Reden wir in Ruhe darüber, was in der heutigen schweren Lage alles zu tun ist.“

Offensichtlich wollte er sich durch seine Worte zur Ruhe zwingen, jedoch auch mich, denn auch ich war erregt. Ich begann die Aufgaben des Augenblicks aufzuzählen. Ich wiederholte, ich wünschte die Regierung auf Grund der am Vormittag gefundenen Plattform zu bilden. Ich würde mich auf den Nationalrat stützen, und im selben Sinne drei Portefeuilles, das des Honvédministers, des Finanzministers und des Justizministers für Anhänger Andrássys reservieren. Außer ihnen und, selbstredend, außer den Vertretern der Parteien des Nationalrates würde ich auch noch demokratisch denkende Fachmänner zuziehen, die sich uns bis jetzt ferngehalten haben. Ich charakterisierte meine Kandidaten für die Ministerwürde. Garami schilderte ich als vorzüglichen Fachmann, bei Jászi hob ich dessen kristallklaren Charakter hervor, über Kunfi sagte ich dem König, er sei ein außerordentlich begabter Mann, der noch eine große Rolle spielen würde.

Die Aufmerksamkeit des Königs begann zu ermatten. Persönliche Fragen pflegten ihn sonst lebhaft zu interessieren. Jetzt fragte er nicht einmal danach, ob seine künftigen Minister Juden wären oder nicht, was er sonst selten zu tun unterließ.

Ich ging auf das Sachliche über. In deutscher Sprache las ich dem König von einem Blatt Papier das Programm des Nationalrates kurzgefaßt und deutlich artikuliert vor.

Der König nickte dazu mit dem Kopf:

„Ja, ja, Sie haben ganz recht.“

Dann einige Male, entschlossen und fest:

„Ich bin einverstanden.“

Die Wiedergabe des Programms wurde durch das Erscheinen eines Offiziers im Nebenzimmer unterbrochen. Dort, wo die Landkarten lagen, meldete er dem König etwas, was ich nicht hören konnte.

Als er zurückkehrte, sagte der König, offenbar unter dem Eindruck der empfangenen Meldung:

„Unsere braven Soldaten kämpfen trotz alledem wie die Löwen.“



Dieses „trotz alledem“ haben wir, wie es scheint, verschieden aufgefaßt. Ich dachte an die Ereignisse der letzten Wochen, an den Abfall Bulgariens, an den ununterbrochenen Rückzug der Deutschen; Karl IV. an die Ereignisse der letzten Stunden, in erster Linie wohl an die ersten Zeichen der Auflösung der Fronten, an die Revolten.

Wir hielten beim dritten Programmpunkt des Nationalrates. Als wir zu der Stelle kamen: „Das Bündnis mit Deutschland ist zu kündigen“, fiel der König dazwischen und sagte, Andrassy werde das Bündnis mit Deutschland lösen. Und er fügte hinzu:

„Ihr Hauptwunsch wird so auch in Erfüllung gehen.“

Dann kam die Auflösung des Parlaments daran, das allgemeine, die Frauen mit einschließende Wahlrecht, das Selbstbestimmungsrecht der Völker im Sinne der Wilsonschen Grundsätze.

Der König war schon ungeduldig, er hieß mich eilen. Als wollte er die Lektüre verkürzen:

„Ja, ja, ich weiß es schon. — Geh'n wir weiter. — Also, was kommt jetzt?“

Wir waren aber schon gegen das Ende des Programms angelangt. Plötzlich erschien die Königin im Salon. Der König stellte mich ihr vor, sie wechselte leise ein paar Worte mit ihrem Manne und wandte sich dann an mich:

„Seine Majestät ist so müde.“ Und sie ließ uns wieder allein.

Der König deutete durch eine Handbewegung an, daß er das Gespräch fortzusetzen wünsche. Wir nahmen wieder Platz.

Ich kam mit dem Vortrag meines Programms zu Ende. Der König nahm alle Punkte an, wie bei einer Kapitulation. Wir erhoben uns. Der König forderte mich auf, einen Vorschlag zu machen, wann meine Eidesleistung stattfinden sollte. Da der König noch am selben Abend nach Wien fuhr, da ich als ungarischer Ministerpräsident unverzüglich mit dem österreichischen Ministerpräsidenten Lammasch und mit Andrassy in Fühlung treten mußte, um über die Wilson zu gebende Antwort mit ihnen einig zu werden, schlug ich vor, die Eidesleistung möge in Wien stattfinden. (Der Vorschlag wurde den orthodoxen 48er-Traditionen wenig gerecht.)

Der König stimmte mir bei:



„Das ist das wichtigste. Wir müssen die Wilson-Note ohne Vorbehalte annehmen.“

(Er wußte besser als ich, wie das Dach über unserem Kopfe brannte.)

„Sehen Sie, Majestät,“ erwiderte ich, „hätten wir das früher getan, wir wären jetzt nicht in dieser peinlichen Zwangslage.“

„Ja, aber Sie müssen auch meine Lage verstehen.“

Der König gab seine Zustimmung dazu, daß die Eidesleistung in Wien stattfinden sollte. Ich versprach das Kabinett baldmöglichst zu bilden und nach Wien zu kommen. Nun bat ich den König nur noch, er möchte Batthyány, Garami, Kunfi und Jászi in Audienz empfangen. Der König wollte sie noch am selben Tage empfangen, ich bat, Automobile nach ihnen schicken zu lassen, da sie sonst schwerlich noch am selben Tage in Gödöllő erscheinen könnten. Der König betraute mich mit der Erledigung dieser Sache und bat mich nur, mich nicht zu entfernen, im Schloß zu Abend zu essen, damit er nachher die wichtigsten und dringendsten Aufgaben nochmals mit mir besprechen könne. Der König entließ mich wie einer, dem ein schwerer Stein vom Herzen gefallen ist.

Augenblicklich rief ich Batthyány vom offenen Telephon des Korridors aus an und referierte ihm darüber, was ich ausgerichtet hatte. Gleichzeitig mußten auch Jászi, Garami und Kunfi aufgetrieben werden. Hadik hörte, wie ich telephonierte.

Ich begab mich zum Abendessen. Wir saßen zu zehnt an der Marschalltafel: Einige Hofdamen, einige Flügeladjutanten. Nichthofleute gab es nur uns zwei: Hadik und mich. Die Stimmung war düster und gedrückt. Draußen ging der Regen nieder. Die Konversation bewegte sich in konventionellen Bahnen; man sprach über allgemeine Themen; nicht selten stockte das Gespräch vollends. Die Hofdamen kamen auf die Kinder des Königs zu sprechen. Keiner wußte, was werden solle. Nicht einmal für das allernächste war noch vorgesorgt worden. Würden die Kinder bleiben, würden sie abreisen — man wußte es nicht. Mutmaßungen wurden laut:

Was wird geschehen?

Hadik schien sehr beunruhigt zu sein. Man sah es ihm an, daß er die Lage nicht beherrsche, oder daß sie ihm nicht genehm sei. Daß ich Anordnungen traf, noch immer hier verweilte, auf die Fortsetzung der Audienz wartete, all das stimmte nicht dazu, was ihm bekannt, mir aber unbekannt war, nämlich, daß der König auch



ihn bereits zum Ministerpräsidenten ernannt hatte. Auch in Budapest war, noch ehe ich mich wegbegeben hatte, die Nachricht verbreitet gewesen, daß der König meine Person zum Ministerpräsidenten ernannt hätte. Hadiks Erstaunen hatte also guten Grund. Ich machte ihm keinerlei Eröffnungen, doch die Situation sprach für sich, und zwar auf vielsagende Weise.

Diesem ziemlich peinlichen Beisammensein machte die Nachricht ein Ende, daß der König mich erwartete. Ich mußte vor seinem Arbeitszimmer eine Weile warten, bis die Audienz Garamis, Kunfis und Jászis zu Ende war. Ich hatte mich in eine Fenster-nische zurückgezogen, als die Königin durch das Zimmer schritt. Ich begrüßte sie achtungsvoll, sie erkannte mich und kam gleich auf mich zu. Als sie sich an mich wandte, bebte ihre Stimme vor Erregung. Sie sagte leise und mit etwas zitternder Stimme:

„Nicht wahr, Sie werden dem König und dem Lande helfen können?“

„Ich werde alles tun, was an mir liegt,“ antwortete ich ihr, „um das Unglück abzuwehren. Die zwölfte Stunde hat geschlagen, und die Lage ist bereits sehr schwierig. Das wenige, das noch zu retten wäre, ist nur zu retten, wenn wir jedem Zögern ein Ende machen und das Messer an die Wunde legen. Doch muß sich auch die Königin zu großen Opfern entschließen, sonst ist der Thron von Ungarn für den König und die Königin verloren.“

Die großen, schönen, mutigen Augen der Königin strahlten auf, indem sie meine Worte anhörte. Tiefbewegt sagte sie dann:

„Nicht wahr, Sie werden alles, alles tun?“

Ich will es nicht leugnen, daß diese Szene einen starken Eindruck auf mich machte.

Schon rief man mich ins Arbeitszimmer des Königs, wo die unterbrochenen Besprechungen ihren Fortgang nehmen sollten. Alles ging glatt vonstatten. Ich fühlte mich erleichtert, denn es schien mir, als ob noch in der letzten Stunde manches gut gemacht werden könnte, jetzt, da der König voll guten Willens und endlich auch wirklich entschlossen zu sein schien. Doch waren wir noch nicht zu Ende, als der König ins Nebenzimmer zum Telephon gerufen wurde. Worüber und mit wem er sich unterhielt, konnte ich nicht hören, da die Tür verschlossen war. Es dauerte eine gute halbe Stunde, ehe er zurückkam. Sein Gesicht war gerötet, vor Erregung



entstellt. Andrassy hatte ihm aus Wien böse Nachrichten mitgeteilt. Der König hatte ihm eröffnet, daß er mich zu seinem Ministerpräsidenten ernannt habe. Hierauf hatte Andrassy geantwortet, daß der König sich damit möglicherweise den ungarischen Thron sichern könne, des österreichischen jedoch bestimmt verlustig ginge. (Es kam mir in den Sinn, daß mir doch der König nachmittags mitgeteilt hatte, daß Andrassy das Bündnis mit Deutschland kündigen und morgen auch um einen Sonderfrieden bitten werde. Freilich konnte er, nachdem er diese Schritte getan hatte, dem König nicht offen sagen, daß meine Ernennung uns die Deutschen auf den Hals bringen werde; da mußte eben ein anderer Vorwand herhalten.)

Der König blickte mich ratlos, mit fragendem Gesichtsausdruck an.

Ich gab ihm zur Antwort, es sei das eine Folge davon, daß er sich so spät zu meiner Ernennung entschlossen habe; die Situation habe sich allerdings in der Zwischenzeit sehr verschlimmert, und es läge wahrlich nicht an mir, daß nunmehr nicht alles zu retten sein werde. Auch in Österreich wäre Hussarek zu lange gehalten, Lammasch zu spät ernannt worden; es sei kein Wunder, wenn das Volk auch drüben ungeduldig und mißtrauisch geworden wäre. Auch in Ungarn sei die Lage derartig, daß es vielleicht schon morgen zu spät sein werde, das Volk zu beruhigen. Es gebe keinen ungarischen Politiker, der in der gegenwärtigen Lage für den Verlauf der Ereignisse in Österreich eine Gewähr übernehmen könne, auch nicht für das Schicksal des österreichischen Thrones. Auch ich könne sie nicht übernehmen. Ich sei Volksvertreter, nicht aber Hofmann. Sollte ich ganz aufrichtig reden, so müßte ich es herausagen: in der trostlos verfahrenen Lage, wie sie jetzt sei, erscheine es möglich, ja wahrscheinlich, daß der König nicht im Besitz aller seiner Kronen verbleiben könne. Als ungarischer Staatsmann könne ich ihm nur anraten, alles, was nur in seiner Macht liege, im Interesse der Völker zu tun, im übrigen aber sich nunmehr auf den ungarischen Thron zu stützen. Als ungarischer Ministerpräsident konnte ich ja in bezug auf Österreich gar keine Versprechungen geben, wenn aber der König, sich auf das ungarische Volk stützend, den ungarischen Thron festzuhalten trachtete und dabei meine Ratschläge befolgte, dann könne ich es verbürgen,



daß heute dieser Thron noch zu retten sei. Und sollte er im gegenwärtigen Moment des österreichischen Thrones auch verlustig gehen — nicht meinetwegen, dies sei kindisches Geschwätz, sondern der begangenen Fehler wegen, ein volksfreundlich gesinnter Herrscher könne immer noch die Hoffnung hegen, seinen Thron zurückzugewinnen. Heute aber sei es die Hauptsache, wenigstens einen seiner Throne gesichert zu wissen!

Die Ruhe des Königs war jedoch dahin. Vielleicht überhörte er alles, was ich ihm dargelegt hatte, bis auf die Worte, er könnte des einen oder anderen Thrones verlustig werden. Der andere hört von allem nur das Nein!

„Nun bleibt uns wirklich nichts anderes mehr zu tun übrig,“ sagte er, „als daß Sie noch heute abend mit dem Sonderzug mit uns nach Wien reisen, dort werden wir dann alles in Ordnung bringen.“

Der König war bereits vollständig reisefertig, ich dagegen hatte durchaus nichts bei mir, was zu einer Reise notwendig ist. Ich trug einen Salonrock und hatte nicht einmal einen Hut bei mir. Ich war in einer Automobilmütze von zu Hause aufgebrochen, mein Diener brachte den Zylinder erst, als das Auto, in dem ich saß, schon im Gang war. Der König drängte hingegen so sehr darauf, daß ich mitführe, um mich schon am nächsten Morgen mit Andrassy und Lammasch besprechen zu können, daß mir nichts übrig blieb: ich mußte reisen, so wie ich ging und stand, im Salonrock, ohne Hut und Gepäck.

Hadik war immer noch anwesend. Der König sagte es dem nachmittags bereits halb und halb designierten Ministerpräsidenten nicht, noch ließ er es ihm sagen, daß er ihn nicht mehr erwarte, daß er auch mich im Laufe des Nachmittags zum Ministerpräsidenten designiert hatte, und daß ich mit ihm nach Wien führe. Man ließ ihn den lieben langen Tag lang auf den König warten. Vorerst dachte ich mir, der König wolle auch Hadik bei der Hand haben, daß er also auch mitführe, damit, falls der König mit mir Schwierigkeiten haben sollte, er auf die Hadik-Kombination zurückgreifen könne. Da mich jedoch der König nach seiner Unterredung mit Hadik designiert hatte, so fiel es mir wahrlich nicht ein, daran zu denken, meine endgültige Ernennung könnte noch an etwas anderem scheitern als daran, daß ich mit dem pazifistisch gesinnten



Lammasch oder mit dem sonderfriedenfreundlichen Andrassy nicht einig werden könnte. Mit Lammasch hatte ich vor zwei bis drei Wochen einen Gedankenaustausch gepflogen, und schon damals erwies es sich, daß wir über die große Politik durchaus einer Meinung waren. Pallavicini und Hunyadi wiederum hatten versichert, Andrassy wäre mit unserem Kompromißvorschlag, das Außenministerium betreffend, einverstanden. Ich hatte also allen Grund, auch diesen Verhandlungen optimistisch entgegenzusehen.

Hadik wartete, bis der König, die Königin, das Gefolge und ich in die Automobile gestiegen waren, um zum Sonderzug zu fahren. Ich sagte ihm, ich führe mit Sr. Majestät nach Wien. Hadik sah mich betroffen an, sein Gesicht verzerrte sich vor Staunen und Überraschung.

„So?!“ war seine Antwort. Dann entfernte er sich mürrisch. Nun verstand er schon ganz und gar nicht, weshalb ihn der König zum Besten gehabt hatte, weshalb er sich den ganzen Tag an Ort und Stelle herumtreiben mußte, um dann ohne alle Förmlichkeiten einfach beiseite geschoben zu werden. Wozu diente dieses Spiel? Ich empfand die Demütigung, die ihn grundlos getroffen hatte, heftig. Keine vierundzwanzig Stunden waren vergangen, als wir die Rollen tauschten, und nun war es an ihm, so er wollte, wegen des „anderen“ ähnliche Empfindungen zu hegen.

Dieser Vorfall war für den Ton, der damals in Gödöllő herrschte, sehr charakteristisch. Innerhalb zweier Tage war ich dreimal beim König in Audienz gewesen, und was sich da um mich herum tat, das atmete schon den Geist der zerfallenden Monarchie. Die Etikette wurde zwar noch eingehalten, jedoch nicht mit jener peinlichen Genauigkeit, welche an diesem Hofe Sitte war. Unter den gewohnten Gesichtern und Gestalten der Wartezimmer bemerkte man nun Abgeordnete aus der Partei der Kleinwirte in derben Stiefeln und Arbeiterführer in einfachem, dunklem Straßenanzug. Die Räume, in welchen man auf die Audienz wartete, machten den Eindruck eines Wartezimmers in irgendeinem Ministerium, wo eine Partei der anderen die Klinke reicht.

Im Salon, wo ich wartete, daß der König mit der Audienz eines meiner Kollegen fertig würde, stand an der Ecke eines Tisches ein simples Gedeck bereit mit einfachem Eßzeug und mit einem Viertel Wein. Ich dachte, einer der Adjutanten, der sich nicht



frei machen könne, würde hier in der Eile etwas zu sich nehmen, bis man mich darüber aufklärte, daß der König hier sein bescheidenes Abendessen einnehmen werde. Dies wurde mir wie auch den anderen zugeflüstert, als hätte man es damit auf einen großen Effekt abgesehen. Das Wartezimmer war die ganze Zeit hindurch voller Leute. Der Hofmarschall wäre gewiß entsetzt gewesen, hätte er gesehen, wie die Wartenden ungezwungen vor des Königs Arbeitszimmer auf und ab gingen, wie manche nervöse Politiker debattierten oder sich in einer Ecke berieten. Johann Hadik ging, übelgelaunt und zornig, ohne auf irgend jemand zu achten, ohne Unterlaß auf und ab. Zwei Adjutanten machten sich liebenswürdig um die Leute herum zu schaffen, aber jedermann empfand den Bann der gespannten Lage so stark, daß keiner sich um sie scherte. Sonst war immer ein förmliches Geriß um sie gewesen. Als ich vor wenigen Tagen, bei Andrássys Eidesleistung, in Audienz hier gewesen war, hatte ich den Hof in ziemlich gedrückter und nervöser Stimmung vorgefunden, doch kam mein Eindruck von damals dem Eindruck der Niedergeschlagenheit und allgemeinen Kopfflosigkeit, den ich nun gewann, nicht nahe.

Im Zug zog sich der König mit der Königin zurück. Ich nahm im Waggon Platz, der für das Gefolge reserviert war, und traf hier mit Johann Hunyadi, dem Hofmarschall, zusammen. Ich machte ihm Vorwürfe wegen der am Vormittag aufgetauchten Pallavicini-Simon Krauszschen Plattform, ich sagte ihm, wie peinlich es war, als der König erklärte, er wisse nichts von der ganzen Sache. Vergeblich bemühte ich mich, herauszubekommen, welche Bewandnis es damit eigentlich gehabt hätte. Es war nicht möglich, aus dem Hofmarschall eine gerade Antwort herauszubekommen.

Unterwegs ließ mir der König sagen, ich möchte noch vom Zuge aus meine Anordnungen treffen, in dem Sinne, daß die Volksversammlung, die für den nächsten Tag vom Nationalrat einberufen worden war, möglichst ohne Zwischenfall verlaufen möge. Auch sollte ich meine Anhänger in jeder Weise zu beruhigen trachten. Ich schrieb augenblicklich einen Brief an Batthyány, in welchem ich ihn verständigte, daß ich mit dem König nach Wien gefahren sei, wo ich mit dem österreichischen Ministerpräsidenten und mit Andrassy Verhandlungen zu führen hätte, und bat ihn, dahin zu wirken, daß der ruhige Verlauf der Volks-



versammlung und der Demonstration gesichert würden. Der Zug machte irgendwo in der Gegend von Rákos halt, dort übergaben wir den Brief dem Stationsvorsteher, der ihn noch am selben Abend an Batthyány weiterbefördern ließ. Batthyány sorgte auch in der Tat dafür, daß alles so geschah, wie wir es erbeten hatten.

Dann begaben wir uns zur Ruhe. Unterwegs sprach ich den König nicht, auch Sonntag früh ließ er mich nicht zu sich rufen. Als wir in Wien anlangten, ohne ein Wort gewechselt zu haben, stieg er in ein Auto, grüßte und fuhr von dannen. Ich fragte Hunyadi, wo ich die Befehle des Königs hinsichtlich der Verhandlungen entgegennehmen solle. Er riet mir, nach Schönbrunn zu fahren, wo er mich im kaiserlichen Schloß unterbringen würde, und dort zu warten, bis nach mir gesandt würde. Ich hielt es hingegen für ratsamer, in der Stadt zu verbleiben, und so blieb es zwischen uns dabei, daß ich im „Bristol“ absteigen werde, wo ich leichter zugänglich war, falls mich jemand aufsuchen wollte, und von wo aus auch ich selbst überallhin bequemer gelangen konnte, falls ich irgendwohin zu Verhandlungen gerufen würde.

Wir trennten uns, nachdem wir besprochen hatten, daß mich Hunyadi im „Bristol“ verständigen werde, wo und wen ich nach den weiteren Befehlen des Königs aufzusuchen hätte. Von acht Uhr früh bis drei Uhr nachmittags wartete ich auf meinem Zimmer, ohne irgendeine Verständigung oder Nachricht direkt oder indirekt zu bekommen. Weder der König, noch die Kabinettskanzlei, noch das Hofmarschallamt ließen von sich hören. Auch vom Ministerium des Äußern und vom österreichischen Ministerpräsidenten wurde ich nicht gesucht. Bloß mit Journalisten sprach ich während der ganzen Zeit. Andrassy erfuhr sowohl durch den König wie auch durch andere, daß ich in Wien sei und auch den Zweck meiner Herkunft, allein auch er wollte kein Lebenszeichen geben. Später erfuhr ich durch meine Frau, daß mich Frau Julius Andrassy in der Halle des „Bristol“ gesehen und erkannt hatte, ich hatte sie jedoch nicht bemerkt. Man kann sich leicht einen Begriff davon machen, in welchen Gemütszustand ich verfiel, da ich Stunde um Stunde verfließen sah. Die peinliche Situation Hadiks von gestern kam mir in den Sinn, doch bis zum letzten Moment weigerte ich mich zu glauben, daß man mit mir dasselbe frivole Spiel treibe. Endlich gelang es mir mit schwerer Mühe, Hunyadi telephonisch zu er-



reichen — ich hatte ihn angerufen — und ihm mitzuteilen, ich hätte laut Verabredung bis jetzt auf die Verständigung, was ich zu unternehmen hätte, gewartet. Da man mich ohne ein Wort Bescheid bis jetzt im „Bristol“ sitzen ließe, glaubte ich annehmen zu können, ein längeres Warten sei überflüssig. Ich bliebe nicht länger in Wien, sondern führe mit dem ersten Zug nach Budapest zurück, wohin mich die Pflicht rufe. Der König habe mich ja wie ich sehe, nicht mehr nötig. Hunyadi hielt mich nicht zurück. Hingegen kam mir, knapp bevor ich mich auf den Bahnhof begab, die Nachricht zu, daß Erzherzog Josef mit demselben Zuge nach Budapest fahre wie ich, ich möge mich, um alles weitere zu erfahren, an ihn wenden.

Im Hofwartesaal des Ostbahnhofes traf ich Erzherzog Josef, der mich in seinen Salonwagen einlud. Bis Marchegg fuhren wir zusammen. Erzherzogin Auguste war ebenfalls zugegen. Erst sprachen wir Männer allein miteinander, später unterhielten wir uns zu dritt. Nach den ersten Worten, die ich mit dem Erzherzog gewechselt hatte, ergab es sich, daß der König ihm keinerlei Botschaft für mich übergeben hatte. Was noch im letzten Augenblick zusammenzubringen war, so schien es mir, war nichts als ein Einfall Hunyadis, der mir nach unserem Telephongespräch offenbar dieses Pflästerchen zgedacht hatte dafür, daß ich auf solche Weise zum Narren gehalten worden war. Bevor ich mich in Marchegg vom Erzherzog verabschiedete, klagte er mir darüber, wie entsetzlich die Lage an der Front sei, welche Katastrophe uns aus diesem Grunde bevorstünde. Damit erhielt ich die erste Schreckensnachricht von der großen Schlacht und der Katastrophe, die im Süden ihren Anfang genommen hatte. Der Erzherzog kam unmittelbar von der Tiroler Front, wo er ein Manifest ausgegeben hatte, in welchem den ungarischen Soldaten der Heimtransport zugesichert wird. (General Willerding, sein Generalstabschef, war gegen das Manifest.) Alle Mühe, die revoltierenden Divisionen zum Gehorsam zu überreden, erwies sich als vergeblich.

Ich vermutete, der Erzherzog hätte unsere Zusammenkunft in die Wege geleitet, da er vom König mit der Lösung der Krise beauftragt worden war und er anscheinend gerne erfahren hätte, welchen Standpunkt ich nach dem Geschehenen einnahm. Mich hatte der König offenbar fallen gelassen — wie ich später erfuhr, ist meine



Ernennung unter anderem von Arz, dem Generalstabschef, als unheilbringend bezeichnet worden —, und es sprach alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Erzherzog mit fertigem Programm hervortreten und von neuem den Plan des bereits einmal fallen gelassenen Kabinetts Hadik aufwerfen würde. Der König mag nicht nur mir, auch Hadik gegenüber in einer gewissen Verlegenheit gewesen sein; so ist man denn darauf verfallen, die Entscheidung der Frage im Sinne der Ernennung Hadiks dem Erzherzog zu überlassen, der ja mit der Würde eines ungarischen Palatins bekleidet werden sollte.

Der Erzherzog sprach erst über die Gebrechen der Front, über die italienische Offensive:

„Die ungarischen Burschen wollen nicht länger an der Front bleiben, und ich habe es auch dem König gesagt, man kann sie nicht länger dort lassen, sondern muß auf ihren Heimtransport bedacht sein.“

Dann erwähnte er noch, welcher Beliebtheit er sich bei den Soldaten erfreue, schließlich kam er auf das geplante Palatinat zu sprechen, auf welchem Wege er sich tätig in die ungarische Politik einfügen würde.

Bereits im Laufe des Vormittags kam es mir in den Sinn, daß König Karl ja gänzlich den Kopf verloren habe. Als ich nun mit dem Erzherzog unter vier Augen sprach und ihn über seine Pläne reden hörte, erfaßte mich das instinktive Gefühl immer stärker, daß der Erzherzog — während sich König Karl kopfüber ins Verderben stürzte — bestrebt sei, für sich selbst zu retten, was noch zu retten war. Daß unter König Karl die Dynastie wie das Land zugrunde zu gehen verurteilt waren, zeigten die traurigen Ereignisse der letzten Tage immer deutlicher. Ohne es innerlich lang zu erwägen, mehr der Ahnung dessen vertrauend, was im Innersten des Erzherzogs vorgehen mochte, wenn er, der Feldherr, in den Stunden schwerster Gefährdung der Front plötzlich im Hinterlande auftauchte, eine höchst politische Mission für sich in Anspruch nehmend, sprach ich zu ihm (wir waren noch zu zweit) im folgenden Sinne:

„Ich will eine Sache berühren, auf die ich um keine Antwort bitte, ja auf die ich nicht einmal eine Antwort gewärtige, denn ich bin kein Agent provocateur. Ich werde eher nur laut denken,



damit der Erzherzog erfährt, wie ich denke. Die militärische und die politische Lage lassen es gleichwohl erkennen, daß die Monarchie, nun da wir den Krieg verloren haben und die Katastrophe hereinbricht, zerfallen wird. Hätte König Karl Energie und Weisheit genug besessen, so hätte er die militärische Niederlage durch eine geschickte Diplomatie erträglicher gestalten können. Vieles hat er zu tun unterlassen, vieles hat er verspätet getan, selbst heute gibt es für ihn auf der schiefen Ebene kein Halten. Österreich und Ungarn werden sich als gänzlich unabhängige Staaten voneinander trennen; daß unter König Karl nicht daran zu denken sein wird, beide Throne beisammen zu behalten, dafür hat er der Beweise genug geliefert. Erweist sich Erzherzog Josef als der Mann, der fähig ist, den demokratischen und pazifistischen Geist der neuen Zeiten zu begreifen, als ein Mann von Energie, Mut und Initiative, dann könnte er das Königtum in Ungarn wohl vor dem Untergang retten, dem es entgegensteuert. Mit Hilfe einer demokratischen und sozialen Politik, durch Verleihung nationaler Autonomien, wäre es für ihn ein leichtes, das Volk für sich zu gewinnen, das Vertrauen der historischen Klassen besitzt er ohnedies in vollem Maße.“

Der loyale Erzherzog zeigte fürwahr keinerlei Empörung über meine Worte, noch wies er sie zurück. Er schwieg versonnen, und, obzwar ich keine Antwort auf meine Ausführungen erbeten hatte, sagte er nach kurzer Zeit:

„Die Lage ist sehr traurig. Leider kann ich mich aber auf eine Sache, die die Zustimmung der Familie und des Familienoberhauptes nicht findet, nicht einlassen. Dieses Palatinat hingegen, welches einen Vertreter des Königs von Ungarn vorsieht, muß zustande kommen. Es wird nur zu Gutem führen und jedenfalls eine heilsame Sache darstellen . . .“

Gegen Abend fuhr unser Zug in den Budapester Westbahnhof ein. Die ganze Stadt wußte bereits, daß Erzherzog Josef ankäme und ich mit ihm. Über mich wußte man, daß ich beiseitegeschoben worden war, über den Erzherzog war die Nachricht verbreitet, der König hätte ihn zum Diktator ernannt. (Zum Diktator! Wie rasch doch die Menge in revolutionären Zeiten mit Schlagworten bereit ist! Im Jahre 1849 hatte es bei uns zum ersten- und letztenmal einen Diktator gegeben: Arthur Görgei.) Eine ungeheure Men-



schenmenge erfüllte den Bahnhof und den geräumigen Platz vor demselben. Bevor der Zug noch in die Halle eingefahren war, vernahm ich bereits das unheimliche Tosen der Menge. Im Bahnhof standen die Leute dicht aneinandergedrängt und saßen auf den Dächern der Waggonen. Die Menge demonstrierte für mich in ekstatischer Begeisterung. In tobender Wut wandte sie sich gegen den Erzherzog: „Wir brauchen keinen Diktator! Nieder mit dem Diktator!“ Der Erzherzog konnte sich vor Insulten nur dadurch retten, daß ihn die Bahnbeamten auf einer Hintertreppe entkommen ließen.

Zu meinem Empfang war auch meine Partei ausgerückt, mit Martin Lovász an der Spitze, welcher mich in einer Ansprache begrüßte. Als mich, vier Wochen vorher, eine Abordnung meiner Partei auf demselben Fleck empfangen hatte, war die Straße noch still gewesen, nun flammte revolutionäres Feuer durch die ganze Stadt. Nichts schreckte mehr die Menge, nichts erwartete sie mehr von den Gewaltigen des Landes. Lovászs Wort: „Bist du nicht Ministerpräsident des Königs geworden, so werden wir dich zum Ministerpräsidenten des Volkes machen!“ — wurde von der Menge aufgegriffen und zur Losung der kommenden Tage gemacht. Ich empfand plötzlich, daß das wahr werden würde. Das Volk hatte die Leitung seiner Geschicke in die Hand genommen. Die Revolution war da. Nur wir dachten, sie würde erst kommen.

Das Gedränge auf dem Bahnhof war so groß, daß es unmöglich war, vorwärts zu kommen. Schließlich vermochte ich ins Freie zu gelangen, indem ich über das eiserne Gitter kletterte, das den Bahnhof vom Platz trennt, und auf der anderen Seite hinuntersprang. Auch hier standen jedoch die Leute zu Zehntausenden. Der Verkehr der Elektrischen und der Straßenbahn stockte vollständig. Die Menge tobte förmlich. Als ich mich in einen Wagen setzte, wurden die Pferde ausgespannt, und die Leute zogen ihn an der Deichsel. Daraufhin stieg ich aus, um meinen Weg zum Lokal der Unabhängigkeitspartei lieber zu Fuß fortzusetzen, wo ich mit meinen politischen Freunden Rücksprache nehmen wollte. So schritt ich der begeisterten Menge voran, bis es mir endlich gelang, in ein Auto zu springen. Ich stellte mich dem Chauffeur vor und bat ihn, mich auf den Giselaplatz zu fahren. Auf diese Weise gelang es mir, noch vor der Menge das Parteilokal zu erreichen.



Auch im Parteilokal fand ich eine revolutionäre Stimmung vor. Die drei Zimmer des kleinen Klublokals waren dicht gedrängt mit Menschen. Zwei Drittel der Leute waren mir vollständig unbekannt. Kaum konnte ich mit meinen Kollegen einige Worte wechseln, als die Menge auch schon vor dem Parteiklub angelangt war und die Demonstration von neuem anhub. In der Menge befanden sich Bürger, Arbeiter, Offiziere und Mannschaften, und man sang abwechselnd die ungarische Nationalhymne, das Kossuth-Lied und die Marseillaise, nicht mit dem französischen Texte, sondern mit den Worten: „Auf zum Sange, Genossen, laßt hören der Arbeit trauriges, heiliges Lied —“ zum Zeichen der nationalen und volkstümlichen Ziele der Revolution. Aus den Fenstern des Parteiklubs wurden begeisterte Ansprachen an die unermüdliche Menge gehalten. Ich sagte, ich hätte aus Wien nicht mitgebracht, was sie von dort erwartet hätten, dafür aber hätte ich meine felsenfeste Entschlossenheit zurückgebracht. Ich entsinne mich der Worte Barnabas Buzas, der von dem verbrecherischen Spiele sprach, das der König und seine Ratgeber mit dem Volke trieben. Die Herren dächten wohl, sie säßen beim Kartenspiel im Kasino, er aber mache die Herren darauf aufmerksam, große Dinge stünden auf dem Spiel. Der Einsatz, um den es gehe, sei eine Königskrone.

Diese Worte lösten eine unbeschreibliche Wirkung aus, sowohl auf der Straße, wie auch im Parteilokal selbst. Am lautesten in seiner Begeisterung war Stefan Friedrich, der, halb außer sich, nach Taten, nur nach Taten rief.

Erzherzog Josef begann am nächsten Tag, am 28. Oktober, den ungarischen Politikern Audienz zu erteilen. Wir waren der Meinung, die Regierung Hadik würde unverzüglich ernannt werden, damit hatte es jedoch seine eigene Bewandnis. Wie sich herausstellte, war Hadik nun nicht mehr geneigt, die Regierungsbildung zu übernehmen, wozu er von den Anhängern Andrássys und Vázsonyis gedrängt wurde. Am Morgen war auch ein offizielles Kommuniqué erschienen, laut welchem Andrassy im Namen der Monarchie Wilson und der Entente einen Sonderfrieden angeboten hatte.

Die Note Andrássys, in welcher er den Sonderfrieden offiziell anbot, stellte gleichzeitig eine Antwort auf die Note Lansings vom 18. Oktober dar. In dieser Note hatte Lansing das am 4. Oktober



erfolgte Friedensangebot des gemeinsamen österreichisch-ungarischen Ministers des Äußern unter anderem mit folgendem beantwortet:

„Der Präsident hält es für seine Pflicht, der österreichisch-ungarischen Regierung mitzuteilen, daß er sich mit dem vorliegenden Vorschlag dieser Regierung nicht befassen kann, weil seit seiner Botschaft vom 8. Januar gewisse Ereignisse von größter Bedeutung eingetreten sind, die notwendigerweise die Kompetenz und die Verantwortlichkeit der Regierung der Vereinigten Staaten geändert haben. Unter den 14 Friedensbedingungen, die der Präsident damals formulierte, kam die folgende vor:

„Den Völkern Österreich-Ungarns, deren Platz unter den Nationen wir geschützt und gesichert zu sehen wünschen, sollte die freieste Gelegenheit zu autonomer Entwicklung gewährt werden.“

Seit dieser Satz geschrieben und vor dem Kongreß der Vereinigten Staaten ausgesprochen wurde, hat die Regierung der Vereinigten Staaten anerkannt, daß der Kriegszustand zwischen den Tschechoslowaken und dem Deutschen und Österreichisch-Ungarischen Reiche besteht, und daß der tschechoslowakische Nationalrat eine de facto kriegführende Regierung ist, die mit der entsprechenden Autorität ausgestattet ist, die militärischen und politischen Angelegenheiten der Tschechoslowaken zu leiten. Sie hat auch in weitestgehender Weise die Gerechtigkeit der nationalen Aspirationen der Jugoslawen nach Freiheit anerkannt. Der Präsident verfügt deshalb nicht länger über die Freiheit, die bloße ‚Autonomie‘ dieser Völker als Grundlage für den Frieden anzuerkennen, sondern er ist gezwungen, darauf zu bestehen, daß sie und nicht er Richter darüber sein sollen, welche Aktion auf seiten der österreichisch-ungarischen Regierung ihre Aspirationen und ihre Auffassung von ihren Rechten und ihrer Bestimmung als Mitglieder der Familie der Nationen befriedigen wird.“

Andrássy hätte seine politische Vergangenheit nicht vollkommener verleugnen können, als es in diesen Sätzen geschah. Von ihm sollte also als erstem die staatliche und politische Einheit Ungarns verleugnet werden, gerade von ihm sollten die tschechoslowakischen und



jugoslawischen Ansprüche auf ungarisches Gebiet zuerst anerkannt werden. Es ist menschlich schwer zu begreifen, aus welchem Beweggrund er all seinen Ehrgeiz darangesetzt hatte, zu einem Zeitpunkt Minister des Äußeren zu werden, zu welchem er das Bündnis mit Deutschland meucheln mußte, zu welchem er die territoriale Integrität des Landes aufgeben mußte, zu welchem er, mit einem Worte, all seinen politischen Idealen den Gnadenstoß versetzen mußte. Was hatte ihn dazu getrieben? Die Partie war unrettbar verloren. Das Matt war nicht abzuwenden. Die wenigen Zwangszüge, die noch übrig waren, mußte er, der gewiegte Schachspieler auf dem Gebiete der Politik, klar voraussehen. Warum wollte er um jeden Preis derjenige sein, der diese Züge machen wollte? War es denn nicht gleichgültig, wer sie machte? Oder vielleicht doch nicht? In diesem Falle gab es aber andere, deren Persönlichkeit der Entente sympathischer erscheinen mochte als die seine. Warum also nicht Szilassy, warum nicht Tarnowsky, wer immer, sei es auch eine graue, nichtssagende Gestalt, nur nicht eben er, dem man mit Recht nachsagte, er wäre neben Stefan Tisza die Seele der Kriegspartei gewesen, er, der endgültig kompromittiert war als ein fanatischer Anhänger des Kampfes bis zum Äußersten? Nur einen zulänglichen Grund hätte es geben können: wenn er hierzu in der Schweiz von Ententediplomaten ermuntert worden wäre. Doch nein, nichts, rein gar nichts hatte er aus der Schweiz mitgebracht — das gab er ja selbst unumwunden zu. Die Ernennung Tiszas hatte er selbst als ein rotes Tuch für die Entente bezeichnet, mein Sonderfriedensangebot würde, so meinte er, den Angriff Mackensens gegen uns entfesseln und — nun hatte er all das selbst getan. Wähnte er vielleicht, daß Verrat weniger schmerze, wenn er von Freundesseite komme? Wußte er nicht, daß man den offenen Gegner höher einschätzt als den heimtückischen Freund?

Daß das Sonderfriedensangebot gerade von Andrassy ausgegangen war, mußte dem Feinde die ganze innere Haltlosigkeit unserer Stellung enthüllen. Der falsche Mann am falschen Orte. Man spürte es: ein Ertrinkender greift nach dem Strohhalme. In Österreich erweckte Andrassys Schritt helle Empörung. Dort befand sich die Macht in den Händen der Nationalräte. Dort hatten sich bereits sämtliche Nationen für selbständig erklärt. Die Tschechen



erwiderten, Andrassy habe kein Recht, in ihrem Namen zu sprechen, und wollten mit ihm überhaupt nichts zu tun haben. Desgleichen die Südslawen, die Jugoslawen. Diese hatten längst ihre eigenen Verbindungen mit der Entente, die von ihnen jetzt in offizielle Form gebracht wurden; sie machten ihre eigenen Vertreter zur Friedenskonferenz namhaft. Der deutschösterreichische Nationalrat aber sandte eine besondere Note an Wilson ab, die von den drei Vorsitzenden des Nationalrates gefertigt war.

Andrassy wollte den Dualismus für Ungarn erhalten, selbst ohne den Beitritt der anderen Nationen. Er hoffte auf eine Mehrheit im ungarischen Parlament. Inzwischen war jedoch der Nationalrat zum Vertreter des Landes geworden.

Daß er die Aussichten seines Unternehmens pessimistisch beurteilte, sagt Andrassy in seinen Memoiren selbst. Allerdings drangen später, nachdem die Regierung Károlyi ans Ruder gekommen war und nachher, in der Phase des Bolschewismus, anders lautende Äußerungen aus seiner Umgebung in die Öffentlichkeit. Etwa als hätte er bessere Bedingungen erwirken können, wenn ihm nicht der Nationalrat in den Arm gefallen wäre. Waren ihm aber doch die Deutschösterreicher um vieles früher in den Arm gefallen, als der ungarische Nationalrat! Übrigens wären diese „besseren Bedingungen“ auch dann bloße Fabel geblieben, wenn Andrassy ungehindert an den Fäden seiner Politik hätte weiterspinnen können. Es ging die Mär, als ob Andrassy, hätte man ihn nur gewähren lassen, manche Zusicherung, die ihm von Lord Landsdown und von Pichon gemacht worden waren, günstig verwertet hätte. Man vergißt, daß Landsdown der verflossene Minister eines vor zehn Jahren verstorbenen Herrschers war, ein ebenso ehrenwerter als einflußloser Gentleman. Andrassy nährte Landsdown betreffend besondere Illusionen. Vor seiner Wiener Reise machte er einem Journalisten gegenüber Mitteilungen über die Versöhnlichkeit Landsdowns. Auch sonst war er in dem Wahne befangen, daß die englischen Konservativen, aus Gründen des Interesses und der Tradition, den endgültigen Sturz Habsburgs hintanhalten würden. All das erwies sich als luftige Kombination, ohne Grund und Halt. Doch wie steht's um Pichon, den Minister des Äußeren im Kabinett Clemenceau? Nicht mit einem Worte tut Andrassy in seinen Memoiren seiner Erwähnung. In meinen Augen unterliegt es demnach keinem Zweifel, daß es eben



nichts, aber schon gar nichts mit Bezug auf ihn zu erwähnen gab. Sonst hätte er es unfehlbar getan. Alles, rein alles, was seinen Gedanken Nahrung geben konnte, war bestenfalls vom Schlage einer Salonpolitik, wie sie jene französische Aktion darstellte, welche angeblich auf die Restauration der Habsburger in Ungarn abgezielt haben sollte.

Der Kronzeuge Andrássys ist und bleibt: Windischgrätz. Windischgrätz hatte, vor dem Zusammenbruch, aus der Schweiz die Impression mitgebracht, daß Hoffnung auf einen annehmbaren Frieden vorhanden sei. Dann sei die Revolution gefolgt, durch welche alle Aussichten vernichtet worden wären. Die Impressionen eines Windischgrätz sind wohl schwerlich als jenes Fundament zu betrachten, auf welches die öffentliche Meinung Ungarns in einer Frage von historischer Tragweite ihr Urteil stützen konnte.

Was konnten übrigens jene günstigen Eindrücke sein? Seither hatte ich Gelegenheit, mit tschechischen und jugoslawischen Staatsmännern zu sprechen, die unmittelbaren Anteil und Einfluß beim Friedensschluß mit der Monarchie hatten. Alle sagen übereinstimmend, es habe tatsächlich eine Zeit gegeben, in der die Entente versöhnlicher gegen die Monarchie gestimmt war, doch in dem Augenblick, da Andrassy sich dazu entschloß, war die Entente schon einig in dem Vorsatz, das Bestehen der Monarchie nicht zu dulden und den tschechischen und den südslawischen Staat im vollsten Ausmaß zu unterstützen. Gerade das Gegenteil davon ist wahr, was Windischgrätz behauptet, nämlich daß das gemeinsame Außenministerium günstige Aussichten hatte. Wahr vielmehr ist, daß jedes Bestreben, das auf die Ausgestaltung der Nationalstaaten gerichtet war, damals schon von der ganzen Entente kräftig unterstützt wurde. Auch das ist Tatsache, daß, wenn die Entente mit Andrássys Plänen sympathisiert hätte, nichts leichter gewesen wäre, als dies zu beweisen: sie hätte eben nur Andrassy vor der Revolution antworten müssen. Aber die Entente wartete so lange, bis die mit Sicherheit erwarteten Revolutionen überall den Kaiser und König samt seinem Andrassy und Windischgrätz hinweggefegt hatten. Andrassy selbst klagt hierüber auf der 308. Seite seines Buches, da er feststellen muß, daß die Entente ihre Antwort absichtlich verzögerte. Der Schritt Andrássys hat überall sein Ziel verfehlt. Nicht einmal den Krieg konnte er beenden, nahm doch die italienische Offensive weiter ihren Fortgang.



Die ganze Note hat nichts weiter erledigt als ihren Verfasser, den aber gründlich.

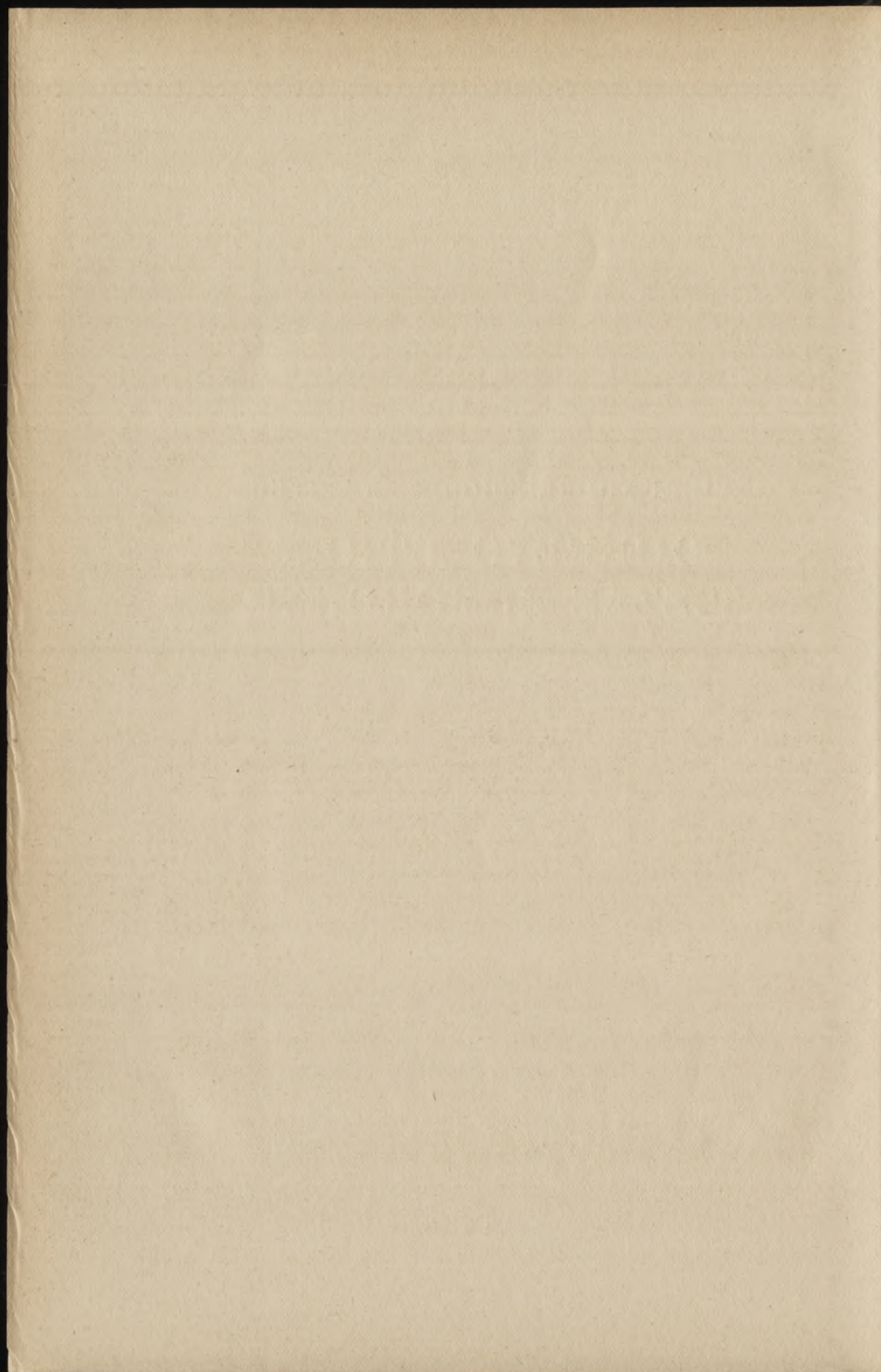
Der Erzherzog, der bei Lösung der Krise die ungarischen Politiker der Reihe nach anhören und aus unmittelbarer Nähe erfahren konnte, welche Stimmung in der Hauptstadt des Landes herrschte, mußte ebenfalls daraufkommen, wie wenig die Friedensaktion Andrássys die öffentliche Meinung beruhigt hatte. Der Nationalrat begann völlig unabhängig von den alten Machtfaktoren zu arbeiten, doch am ersten Tage erfüllten so Batthyány wie Lovászy und ich noch widerspruchslos den Wunsch des Erzherzogs und verhandelten auch mit ihm über die Entwirrung. Der Erzherzog teilte mir mit, er würde dem Monarchen die Ernennung Johann Hadiks empfehlen. Wir hatten ihm wenig zu sagen, denn er kannte unser Programm und unsere Ziele wie wir die seinen.



VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL

**DIE REVOLUTION  
TISZAS ERMORDUNG**







Der Nationalrat, der seine Beratungen bisher in meiner Wohnung in der Egyetemgasse gehalten hatte, mietete jetzt im ersten Stock des Hotels „Astoria“ mehrere Zimmer und arbeitete dort in Permanenz. Ich muß hier erwähnen, daß der Nationalrat niemals eine Sitzung in der Károlyi-Partei gehalten hat, daß also alles Lüge ist, was seither über angeblich dort abgehaltene Sitzungen zusammengeschwätzt wurde. Auch im Hotel „Astoria“ berieten wir nur miteinander, ohne daß jemals Fremde dabeigewesen wären. Selbst die Richter des „christlichen Kurses“ waren gezwungen festzustellen, daß der Nationalrat nichts mit der Ermordung Tiszas zu schaffen hatte. In der Tat haben wir im Nationalrat nie über ihn gesprochen, in keiner einzigen Sitzung, nicht einmal davon war die Rede, ihn unter Anklage zu stellen. Tisza hatte für eine Weile aufgehört, eine Gestalt im Vordergrund der Politik zu sein. Die Ereignisse rasten hier zu schnell vorwärts, als daß wir Zeit gehabt hätten, in die Vergangenheit zurückzublicken, hatten wir doch sogar wenig Zeit, uns mit künftigen Dingen zu beschäftigen. Man war allgemein der Ansicht, daß Tisza vollständig ausgespielt habe und als politischer Gegner absolut nicht mehr in Betracht komme. Als politische Gegner betrachtete man viel eher Andrassy, Windischgrätz und Vázsonyi. Der Nationalrat befaßte sich nur mit großer Politik. Es gab einen Soldatenrat und einen Studentenrat, die sich in ihrer jugendlichen Begeisterung, ohne unser Wissen und Wollen, mit mancherlei beschäftigten, aber der Gedanke an Mord lag offenbar auch diesen fern. Wir kannten flüchtig ein paar von ihren tätigeren Mitgliedern, und diese wieder die bedeutenderen Leute des Nationalrates. Ein paarmal hat der Sozialdemokrat Siegmund Kunfi mit ihnen verhandelt und von der Károlyi-Partei als einziger Stefan Friedrich, der nicht einmal Mitglied des Exekutivkomitees des Nationalrates war. Der wichtigste Mann im Soldatenrat war der Artilleriehauptmann Csernyak, ein externes Mitglied der Károlyi-Partei, als solches hatten ihn Friedrich und Héderváry empfohlen, denn sie kannten



ihn aus Mátyásföld, wo Friedrich wohnte, und das zu Hédervárys Bezirk gehörte. Paul Kéri und Ladislaus Fényes bemühten sich schon als Journalisten, alles zu überblicken, und vielleicht hatten auch sie Verbindungen zu den Leuten des Soldatenrates. Kéri war uns durch seinen Idealismus und seinen Haß gegen den Krieg zugeführt worden. Diese beiden Momente spielten auch bei Ladislaus Fényes mit, der seine große Beliebtheit bei den Massen oft dazu benützte, beruhigend und besänftigend auf die verbitterten Menschen einzuwirken. Weder der eine noch der andere hat jemals auch nur eine Anspielung auf die Ermordung Tizzas gemacht. Wer sie kennt, der kann keinen Augenblick daran zweifeln, daß sie nichts mit der Sache zu tun hatten. Wahr ist ferner, daß auch Stefan Friedrich niemals, weder vor mir noch vor den Mitgliedern des Nationalrates, von der Ermordung Tizzas oder irgendeines anderen Menschen gesprochen hat, obgleich gerade er sich immer zu den unüberlegtesten und leichtfertigsten Ausbrüchen hinreißen ließ und sich immer über den Mangel an Taten beschwerte. Aber eben weil er immer so bestimmt und geradezu sprach, ist es ausgeschlossen, daß er es auch nur einen Augenblick lang verheimlicht hätte, wenn er Mordpläne gehegt hätte.

\* \* \*

Erzherzog Josef verhandelte als homo regius mit den Parteien und dachte an die Ernennung Hadiks. Inzwischen aber trat, beinahe unmerklich und auch für uns überraschend, ein merkwürdiges Ereignis ein. Den Befehlen der geschäftsführenden Regierung und ihrer Behörden gehorchte allmählich niemand mehr. Die Menge riß von den Türen des amtlich versiegelten Galilei-Klubs die Siegel ab, und siehe, nichts geschah. Zwar war der berüchtigte Lukachich der Kommandant der Budapester Brachialgewalt, und in der Nacht vom 26. auf den 27. Oktober waren die Truppen der Garnison in Bereitschaft und das Volk deswegen ziemlich erregt, doch all dies bedeutete schließlich nur, daß man irgendwo den Widerstand gegen den gewaltsamen Umsturz vorbereitete, nicht aber daß man versuchte, die Ordnung in positiver Form aufrechtzuerhalten. Wer hätte sie auch aufrechterhalten sollen? Ungarn hatte in diesen Tagen sozusagen keine Regierung. Die Geschäftsführung des zurückgetretenen Kabinetts Wekerle war weniger als nominell. Diese Regierung stand



so sehr und so offenkundig im Widerspruch zum Willen des ganzen Landes und zeigte andererseits so wenig Geneigtheit zu handeln, daß sich bald niemand mehr an diese Regierung wandte. Sondern, und dies war das Merkwürdige, man holte sich seine Vorschriften vom kaum gebildeten Nationalrat, was zur Folge hatte, daß der Nationalrat sich aus einem rein beratenden Organ in ein Exekutivorgan zu verwandeln begann.

Eine Episode unter vielen: In den Abendstunden des 28. Oktober erschien beim Nationalrat der Korvettenkapitän Peter Senyi, Kommandant der vor Budapest vor Anker liegenden Monitorflottille, und trug die folgende Angelegenheit vor: Der Nationalrat hätte mit der Unterschrift Marineamt, Pola, ein Telegramm bekommen, in dem es hieß, in Pola sei auf den Schiffen der Kriegsmarine eine Meuterei ausgebrochen, mit der die dortigen Marinebehörden nicht fertig werden könnten. Das Marineamt bitte darum den Nationalrat, dieser möge die Meuterei abwiegeln, denn auf seine Worte würden die Matrosen offenbar noch hören. Der aufregende Bericht des Vizeadmirals Keil vom 27. März 1920 über die letzten Tage der Flotte, beweist, daß jenes Ersuchen an den Nationalrat der Teil einer weit-ausgreifenden Aktion war. Aus Pola wurde nicht nur der ungarische, sondern auch der tschechische und südslawische Nationalrat dringend ersucht, sie möchten durch Entsendung von Abgeordneten und durch Aufrufe an die Matrosen die Katastrophe der Auflösung verhindern oder wenigstens hinausschieben helfen. Der Nationalrat hat das ihm aus Pola geschickte Telegramm niemals erhalten, da Wekerle verbot, es ihm auszufolgen. Er hatte uns Senyi geschickt, der das Exekutivkomitee des Nationalrates förmlich anflehte, wir möchten helfen die Flotte zu retten. Wir zeigten uns geneigt, telegraphisch und im Wege eines dem Nationalrat angehörenden Abgeordneten auch persönlich mit dem Personal der Flotte zu verhandeln, forderten aber begreiflicherweise, der geschäftsführende Ministerpräsident Wekerle möge den Nationalrat offiziell darum ersuchen. Wekerle zögerte, Senyi lief unermüdlich zwischen dem Hotel „Astoria“ und dem Ministerpräsidium hin und her, und der Nationalrat erklärte, er müsse jede Verantwortung auf jene abwälzen, die ihre Pflicht aufs gröblichste verletzten, nur um den Nationalrat nicht anerkennen zu müssen. Wekerle wollte nicht einmal garantieren, daß ein durch uns zu verfassendes Telegramm unverändert und mit der Unter-



schrift des Nationalrates nach Pola gelangen würde. Wir aber, im Bewußtsein unserer Verantwortung, da der geschäftsführende Ministerpräsident nun einmal der Rettung der Flotte selbst das kleinste Prestigeopfer zu bringen zögerte, beschlossen endlich, aus eigener Initiative die Abgeordneten Aladar Balla und Ladislaus Fényes mit dem Auftrag nach Pola zu schicken, sie möchten dort nach ihrer besten Überzeugung handeln. Doch bevor sie Pola noch erreichten, meldete ein Telegramm, Vizeadmiral Nikolaus von Horthy, der letzte Flottenkommandant, habe die ganze Flotte dem Nationalrat von Agram ausgeliefert. Am 30. Oktober, vor dem Ausbruch der Oktoberrevolution, machte sich aus Agram die Kommission des Agramer Nationalrates auf den Weg, die unsere Flotte übernehmen sollte. „Die kaiserliche und königliche Kriegsflotte mit allem Material und sämtlichen Vorräten wird hiermit unter Aufrechterhaltung des Eigentumsrechtes der nichtslawischen Staaten und der Völker der bisher bestandenen österreich-ungarischen Monarchie dem Agramer Nationalrat übergeben.“ So zu lesen in dem am 31. Oktober 1918 in Pola aufgenommenen Protokoll. Die Mitglieder des Nationalrates waren also zu spät gekommen. Die Flotte war übergeben, und zwar jenem kroatischen Nationalrat, der die Selbständigkeit Kroatiens ausgesprochen und die Soldaten kroatischer Nationalität dem Befehl des A.O.K. entzogen hatte. Der Kommandant der Flotte hatte dieses Protokoll unterzeichnet, in dem geschrieben stand: „die bisher bestandene österreich-ungarische Monarchie“.

So, in diesem Wortlaut, unterschrieb es Nikolaus von Horthy, kaiserlicher und königlicher Kämmerer, Vizeadmiral und Kommandant der Kriegsflotte.

Hier hätte der Nationalrat schon vergeblich zu handeln versucht.

\*                      \*

Die Kommandanten der an die Front befohlenen Marschbataillone kamen zum Nationalrat und meldeten, die Soldaten hätten den Gehorsam verweigert und ließen sich nicht einwaggonieren. Die heimkehrenden Soldaten wurden vom Nationalrat vereidigt, der auch die Hauptstadt anrief, die Soldaten in Schulen einzuquartieren. Ihre Einquartierung und Verpflegung geschah nach unseren Anweisungen.

Auch aus Wien kamen Truppen, die nicht länger mehr unter der gemeinsamen Fahne dienen wollten. Auch diese versorgte der Na-



tionalrat. Es wäre ihnen nicht im Traume eingefallen, sich an die Regierung oder an das Honvédministerium zu wenden.

Mit einem Mal kam die Meldung, die Arbeiter der Frommerschen Waffenfabrik auf der Soroksaristraße hätten revoltiert und die Gewehre und Pistolen unter sich verteilt. Die Arbeiter hätten sich in der Fabrik verschanzt, und die Fabrik sei vom Militär umringt worden. Die Polizei so gut wie die Soldaten wandten sich an den Nationalrat und flehten uns an, wir möchten Ordnung schaffen und einem Blutbad vorbeugen. Spät abends setzte ich mich mit Eugen Landler in ein Auto, und es gelang uns an Ort und Stelle, erst die Soldaten, dann die Arbeiter zu beruhigen.

Erzherzog Josef betraute Hadik mit der Kabinettsbildung. Die Mitglieder des Nationalrates wollten anfangs nichts mit ihm zu tun haben und beschlossen später, daß weder mit ihm noch mit dem Erzherzog irgendeiner von uns ohne Wissen und Zustimmung des Nationalrates verhandeln dürfe. Als die Sozialisten und Radikalen kurz und bündig mit ihm zu verhandeln abschlugen, nahm ich, der ich noch im letzten Augenblick eine friedliche Lösung anstrebte, das Odium solcher Verhandlungen auf mich und traf in der Wohnung Andreas Hadiks mit Johann Hadik zusammen. Hadik warf den Plan eines Zusammenwirkens mit dem Nationalrat auf. Er machte immer neue Vorschläge. Im Verlaufe der persönlichen und der indirekten Verhandlungen versuchte er, durch sachliche und persönliche Zugeständnisse den Nationalrat für seine Regierung zu gewinnen. Von den Mitgliedern des Nationalrates wollte er Batthyány, Lovászy, Jászi und mich in seinem Kabinett haben. Zum Minister des Innern wollte er Ludwig Náray ernennen, der immer ein Anhänger des Wahlrechtes gewesen war. Dieses Anerbieten trug ich dem Nationalrat vor. Sobald sich Hadik bereiterklärt hatte, mein Programm anzunehmen, ergab sich eine Lage, in der es schien, als habe die Revolution keinen anderen Zweck, als daß ich und kein anderer Chef der Regierung werde. Ich verfocht damals jede annehmbare Kombination, die eine Regierung mit Einbeziehung des Nationalrates bilden wollte. Früher hatte auch ich dasselbe gefordert wie der Nationalrat, nämlich daß ein Kabinett Károlyi ernannt werde, jetzt aber, da ich sah, daß die Revolution unmittelbar bevorstand, und da man uns persönliche und sachliche Garantien für die vollständige Durchführung des sachlichen Programms der



Revolution anbot, beschloß ich den Nationalrat zu bitten, er möge noch einmal gewissenhaft prüfen, ob uns ohne jede Rücksicht auf meine Person die neuen Vorschläge befriedigen könnten. In einer seiner letzten Kombinationen hatte Hadik Ludwig Návay als Ministerpräsidenten empfohlen. Der Nationalrat aber klammerte sich an meine Präsidentschaft. In dieser Lage sagte ich zu Pallavicini, es gäbe nur zwei Möglichkeiten: Entweder ich gelange an die Spitze der Revolution und halte die Ordnung nach Kräften aufrecht, oder ich ziehe mich zurück, und dann mache das erbitterte Volk eine Sowjetregierung, die vielleicht in drei Tagen niedergeschlagen werde, aber ungeheure Menschenopfer fordern würde. Ich müsse die Macht in die Hand bekommen, solange es nicht zu spät sei. Pallavicini sprach mit Hadik und höchstwahrscheinlich auch mit Erzherzog Josef, denn am Abend ließ mich der Erzherzog zu sich bitten. Ich sprach auch telephonisch mit Hadik, aus dessen Worten ich zu entnehmen glaubte, daß er meiner Präsidentschaft schon halb und halb zustimme. Da veröffentlichte Georg Pallavicini eine Erklärung, daß „Károlyi die innere Ruhe des Landes unter allen Umständen aufrecht erhalten wolle und deshalb geneigt sei, in die Regierung auch die Vertreter der demokratisch-bürgerlichen Parteien aufzunehmen“. Als der Nationalrat erklärte, er halte es „im wohlerwogenen Interesse des Landes nötig, daß mit Michael Károlyi als Präsident eine Regierung gebildet werde, die das Programm des Nationalrates verwirklichen wolle und könne, er sei aber geneigt, auch die Vertreter der übrigen linksstehenden Parteien in das Kabinett aufzunehmen“, schien es schon, als wäre es uns in zwölfter Stunde doch noch gelungen, eine Art Ausgleich zu schaffen. Ich ging zum Erzherzog, um auf der Grundlage dieses so schwer zustande gekommenen Kompromisses mit ihm zu verhandeln, als ein unvorhergesehenes Ereignis jede Verhandlungsmöglichkeit abschlug.

Von all dem Zögern und Schwanken hatte die Öffentlichkeit nämlich nur begriffen, daß der König und die feudale Macht, die den König umgab, sich dem Nationalrat noch immer widersetzte. Im Nationalrat und in der Károlyi-Partei sah ich, sooft ich in diesen Tagen hinkam, lauter erbitterte und zu allem bereite Leute. Vor dem Parteiklub und dem Hotel „Astoria“ demonstrierten allabendlich viele Tausende Menschen, und Hunderte von Offizieren leisteten mit entblößtem Säbel den Eid auf den Nationalrat. Die Masse



erwartete und forderte Taten, während wir dort oben die friedliche Entwirrung wollten. Als wir im Klub der Unabhängigkeitspartei gerade über dieses Thema berieten, rief mich Martin Lovászy aus dem Saal.

„Um Himmels willen,“ sagte er, „so hilf mir doch! Friedrich ist total übergeschnappt. Er will seine Matrosen durchaus auf die Burg schießen lassen. Wenn es uns nicht gelingt, ihn zur Vernunft zu bringen, kann er uns alle in die fürchterlichste Gefahr hineinreißen.“

Außer dem Sitzungssaal hatten wir noch zwei Zimmer, die aber ebenso wie das Vorzimmer von Menschen dicht gefüllt waren, so daß wir mit Stefan Friedrich nur in dem kleinen Waschraum unter vier Augen sprechen konnten. Friedrich, rot vor Zorn, wiederholte, wie außer sich, immer und immer wieder:

„Das ist eine Schweinerei, was hier vorgeht! Jetzt haben wir gerade genug Worte gehört, jetzt wollen wir Taten! Wenn ihr Feiglinge seid, so werde ich schon zeigen, was die Nation verlangt. Ich halte meine Matrosen ganz in der Hand; es kostet mich ein Wort, und die Monitore ziehen die Donau hinauf. Ich werde die königliche Burg und das Palais des Erzherzogs Josef unter Feuer halten, und du wirst schon sehen, wie rasch man sich dann entscheiden wird! Geht es nicht im Guten, so werden wir ihn mit Gewalt zwingen, den Willen des Nationalrates zu respektieren.“

Lovászy und ich versuchten beide den aufgeregten Menschen zu besänftigen. Zuerst erwiderte er, es sei ihm egal, wenn wir ihn auch im Stiche ließen, denn er sei entschlossen, auch allein seinen Weg zu gehen. Dann, als ich ihn schon ärgerlich anfuhr, nun sei es genug, nun fordere ich ihn schon auf, als Soldat dem Befehl des Führers zu gehorchen, und ich verbäte mir derartige verrückte Privatunternehmungen, verstummte er. Lovászy atmete auf. „Gott sei Dank, daß es dir gelungen ist, diesen Wahnsinnigen zu bändigen“, sagte er erleichtert.

Von hier ging ich zum Erzherzog. Das Gespräch, an dem Hadik nicht teilnahm, hatte keinen formellen Charakter, sondern nur den einer Information, bestätigte aber meine Empfindung, daß es mir innerhalb weniger Stunden gelingen würde, auf der oben skizzierten Grundlage den Frieden zu sichern. Als ich Erzherzog Josef verließ, ging ich rückwärts, über die dunkle Lovasgasse hinunter, und auch



in der Kossuth-Lajos-Gasse gingen nur mehr wenige Menschen. Ich eilte ins „Astoria“, um dem Nationalrat den Plan des Kompromisses zum Zwecke einer Entschließung vorzulegen, und da erzählten mir meine Freunde, in der Zeit, die ich beim Erzherzog verbrachte, habe sich vor der Kettenbrücke eine blutige Demonstration abgespielt.

Während ich mit Erzherzog Josef verhandelte, hatten vor unserem Klublokal, auf dem Giselaplatz, die gewohnten Demonstrationen ihren Fortgang genommen. Die Abgeordneten hatten abwechselnd von den Fenstern aus zur Menge gesprochen. Ein paar Leute hatten ausgerufen, man müsse endlich handeln, worauf Friedrich ans Fenster sprang und der Menge hinunterrief, die Mitbürger mögen mit ihm nach Ofen zum Erzherzog kommen und meine Ernennung fordern. Niemand wußte, daß zufällig gerade ich beim Erzherzog sei. Ich wäre in eine sehr unangenehme Situation geraten, wenn das Volk in die Burg hinaufgelangt und mich dort vorgefunden hätte. Mit großer Begeisterung, unter den Klängen des Kossuth-Liedes, versuchten sie über die Kettenbrücke in die Burg hinaufzuziehen. An der Spitze des Zuges schritt Stefan Friedrich mit Barnabas Buza und Ladislaus Fényes. Vor der Brücke stießen sie auf einen starken Militär- und Polizeikordon. Die Informationen der Leute vom Soldatenrat bestätigten sich jedoch: Die Soldaten, Szegeder Honvéds, stellten sich auf die Seite des Nationalrates und hinderten nicht nur nicht den Zug der Menge, sondern öffneten ihm sogar eine Straße, trotz aller Drohungen ihrer Offiziere. Die hinter ihnen stehenden Polizisten und berittenen Polizisten aber feuerten auf Befehl des Oberstadthauptmannstellvertreters Koloman Krecsányi eine Salve ab und stürzten sich dann mit der flachen Klinge auf die wehrlosen Demonstranten. Selbst Friedrich wurde ein klein wenig verwundet, doch war seine Verwundung viel leichter Natur, als er selbst später behauptete. Auf dem Platz blieben Tote und Verwundete liegen. Der siebenundzwanzigjährige Arbeiter Alexander Kacsmarik, der Spengler Stefan Riesner und noch ein Arbeiter namens Krisztics starben unter den Kugeln der Polizisten. Fünfundfünfzig andere wurden verwundet in das Hotel Ritz gebracht und dort verbunden. Die Empörung gegen die Polizei war unbeschreiblich, hatte sie doch dieses Blutbad ganz ohne Grund veranstaltet. Nicht minder groß war die Erbitterung gegen Erzherzog Josef, denn es war ihm rechtzeitig telephoniert worden, das Volk wolle in friedlicher Absicht in die Burg hinauf-



ziehen, er möge also den Befehl geben, es zu keinem Zusammenstoß kommen zu lassen.

Die Würfel waren gefallen. Der Nationalrat beschloß, mit Erzherzog Josef und den Urhebern des Blutbades nicht mehr zu verhandeln. Er beschloß ferner, daß am nächsten Tag, dem 29. Oktober, morgens von zehn bis halb elf Uhr, in allen Fabriken, Geschäften, Werkstätten und anderen Arbeitsplätzen zum Zeichen der Trauer und der Empörung die Arbeit ruhen möge. Diese stille Demonstration vollzog sich ohne Ruhestörung. Wir wollten für die Opfer ein großes Leichenbegängnis veranstalten, eines, das der ersten Märtyrer der Revolution würdig gewesen wäre. Ladislaus Fényes forderte dieses Begräbnis auch im Nationalrat, doch es konnte infolge der sich immer mehr türmenden Ereignisse erst nach der Revolution stattfinden.

Die allgemeine Stimmung war derart, daß mich schon am nächsten Tage die Vertrauensmänner der Beamtenschaft der Staatspolizei aufsuchten und mir mitteilten, die Polizei wolle beweisen, daß sie sich eins mit der Nation fühle, und wolle sich samt der Mannschaft dem Nationalrat anschließen. Der Anschluß der Polizei bedeutete, daß wir in unseren Aktionen ihrerseits kein Blutvergießen mehr fürchten mußten, ja, daß uns eine aktive Brachialgewalt zur Verfügung stand. Trotz aller Bitten und Drohungen des Oberstadthauptmannes harnte die ganze Polizei neben dem Nationalrat aus, so daß die Macht der Reaktion nur mehr auf dem Papier stand. Der Reihe nach schlossen sich dem Nationalrat die Postbeamten, die Eisenbahner, verschiedene militärische Formationen, Beamte, Kaufleute, Gewerbetreibende an. Vor dem „Astoria“ erschienen allabendlich unzählige Offiziere und Soldaten und leisteten den Eid auf den Nationalrat. Dies war schon die Revolution, und vergeblich hatte seinerzeit der König den General Lukachich zum Stadtkommandanten von Budapest ernannt, damit er jede gefährlich aussehende Bewegung im Blute ersticke; dieser elementaren Massenbewegung gegenüber war Lukachich machtlos. Die Soldaten gehorchten seinen Befehlen nicht mehr. Es gab zwar in Budapest bosnische und andere fremde Truppen, von denen es hieß, daß Lukachich mit diesen die Revolution, die das ungarische Volk für Unabhängigkeit und Frieden rüstete, niederschlagen wolle, und da wir die Stimmung dieser Soldaten nicht kannten, fürchteten auch wir, daß ein blutiger Zu-



sammenstoß unvermeidlich sei. Ein Blutbad wollte ich um jeden Preis vermeiden. Die Volksstimmung zur Umkehr zu bringen, war unmöglich. Eine Möglichkeit nur gab es: Dem König und dem Außenminister das Geschehene begreiflich zu machen und sie dazu zu bringen, daß sie, ohne eine Minute zu verlieren, taten, was sie tun mußten, wenn sie der Revolution ausweichen wollten.

Nach dem Blutbad vor der Kettenbrücke und dem Anschluß der Polizei beschloß ich, meine Frau nach Wien zu Julius Andrassy zu schicken, damit sie ihm den Ernst der Lage auseinandersetze und ihn in meinem Namen bitte, er möge den König zu dem Schritt bewegen, der allein die Revolution oder besser gesagt das Blutvergießen verhindern konnte. Es gab tatsächlich nur einen solchen Schritt: die Anerkennung des Nationalrates und seinem Wunsche entsprechend die sofortige Ernennung der neuen Regierung. Ich kannte Andrassys optimistische Natur, ich wußte, daß er immer das für wahr hielt, was er gerne gesehen hätte. Ich vermutete, daß er die Budapester Zeitungsnachrichten skeptisch aufnehmen und glauben würde, daß bloß die mit uns sympathisierenden Journalisten so schrieben, daß aber die Wirklichkeit ganz anders geartet sei. Es war meine letzte Hoffnung, daß vielleicht die unmittelbaren Ausführungen seiner Stieftochter doch auf ihn wirken würden, und daß er sich im Bewußtsein seiner Verantwortung entschließen würde, den König zur Ernennung eines Károlyi-Kabinetts zu bewegen. Am Abend des 29. fuhr meine Frau nach Wien und traf am Morgen des 30. dort ein. Auf dem Bahnhof erwartete sie Windischgrätz, der Sektionschef Andrassys, und brachte sie sofort auf den Ballhausplatz. Andrassy und seine Umgebung begrüßten meine Frau mit großer Wärme. Als sie einen Augenblick mit Andrassy allein blieb, erzählte sie ihm, was sich in Budapest abspiele. Als Andrassy die Aufregung seiner Tochter sah, füllten sich seine Augen mit Tränen. Meine Frau sagte ihm, daß die Ernennung Hadiks das Land dem Bolschewismus in die Arme treiben würde. Er könne bringen, was er wolle, das Volk hätte doch nur mehr zu mir Vertrauen. In Wien sei man offenbar über die herrschende Stimmung nicht gut unterrichtet. Andrassy hielt die Budapester Vorgänge in diesem Augenblick nicht für besonders wichtig. Hingegen klagte er, wieviel Schwierigkeiten er in Wien habe, wie unsympathisch man seine Tätigkeit beurteile. Am 29. habe man sogar gegen ihn demonstriert.



In der Nähe lauerten angeblich drei preußische Offiziere mit der Absicht, ihn im Auto zu entführen. Auch die Tschechen seien ganz übergeshnapppt. Sie hätten diesen närrischen Masaryk zum Präsidenten der Republik ausgerufen!

Es kam ein Telegramm mit dem Vermerk „streng geheim“, das meldete, unsere Armee sei an der italienischen Front in eine Lage geraten, die einen sofortigen Waffenstillstand fordere, sollten nicht viele tausend Menschenleben umsonst geopfert werden. Man sprach gerade über dieses traurige Telegramm, als das Telephon läutete. Der König rief seinen Außenminister an. „Übergeben?“ fragte Andrassy ins Telephon. Dann antwortete er resigniert auf eine Frage: „Ja, es bleibt uns halt nichts anderes übrig.“ Es handelte sich um die Kriegsflotte, die Horthy den Jugoslawen übergeben wollte, und Andrassy riet dem König, einzuwilligen. Manchmal steckte Windischgrätz den Kopf herein, dann zog er sich wieder zurück, weil die Plaudernden jedesmal verstummten. Andrassy war böse auf Hadik, weil er sich so spät entschlossen hätte, die ungarische Ministerpräsidentenschaft zu übernehmen, aber daraus, daß er sie doch übernahm, folgte er, Hadik habe einige Hoffnung, und es sei noch nicht alles verloren. Er war aus zwei Gründen gegen meine Ernennung. Erstens weil die Deutschen, wie er sagte, auf die Nachricht von meiner Ernennung hin ihre Truppen sofort von der siebenbürgischen Grenze zurückziehen würden, so daß das Chaos vollständig wäre. Von ihm wissen die Deutschen, daß er, wenn er auch das Bündnis zerrissen hatte, niemals eine deutschfeindliche Politik machen, daß er die Eisenbahnen nicht dem Feinde überlassen würde usw. Erst wenn die Entente auch dies noch fordern sollte, würde die Zeit gekommen sein, mich zu ernennen, zu dem die Entente mehr Vertrauen zu haben schien als zu anderen. Jedenfalls aber müsse man jetzt die Antwort Wilsons abwarten.

Der zweite Grund, weshalb Andrassy sich meiner Ernennung widersetzte, war der, daß ich, wie er meiner Frau mitteilte, sobald ich und meine Getreuen zur Macht gelangt wären, die Republik ausrufen würde. Ich, sagte Andrassy, sei immer ein Revolutionär gewesen, und er glaube nicht, daß ich mich jetzt geändert hätte. Hierauf raffte meine Frau ihre ganze Beredsamkeit zusammen und bemühte sich, Andrassy zu überzeugen, daß er mich falsch beurteile. Meine Ernennung sagte sie, sei die letzte Möglichkeit zur Ver-



meidung der Revolution. Ernannte man mich jetzt nicht, so würde die Revolution meine Ernennung erzwingen, und dann ließe sich die republikanische Stimmung ganz bestimmt nicht mehr bändigen.

Andrássy sagte, er könne nur dann in meine Ministerpräsidentschaft einwilligen, wenn meine Frau ihm schwören könne, daß ich die Republik nicht wolle. Meine Frau erwiderte, jetzt denke noch niemand an Republik, doch die Volksstimmung werde von Stunde zu Stunde revolutionärer, und wenn Andrássy mir nicht durch Taten zu Hilfe eile, dann ginge es über meine Kraft, die Revolution zu vermeiden. Die Mutter meiner Frau sagte, der König dürfe mich deshalb nicht ernennen, weil das den Anschein erwecken müsse, als sei er erschrocken, und erschrecken sei in solchen Zeiten das allerärmste. Wegen Károlyis Person aber würde man in Budapest noch lange keine Revolution machen. Schließlich ließ mir Andrássy sagen, er möchte gerne mit mir reden; er habe mich erwartet, als ich am 27. in Wien war, und er bitte mich, auch ich möge Hadik unterstützen, denn seine Regierung sei nur provisorisch, in ein bis zwei Wochen würde die Lage sich ändern, und inzwischen würde er, Andrássy, bemüht sein, mit mir ins reine zu kommen.

Bevor meine Frau mit dem frühen Nachmittagszug zurückreiste, kam vor dem Essen Prinzessin Liechtenstein, geborene Marica Andrássy, und wandte sich sofort mit der Frage an meine Frau:

„Schon Revolution?“

Meine Frau erzählte, die Kundgebung vor der Kettenbrücke habe drei Tote und fünfundfünfzig Verwundete gekostet. Die Prinzessin verzog geringschätzig die Lippen und sagte:

„Nur drei Tote? Schade, daß es nicht mehr sind.“

Ihr Mann war Marineoffizier, einer von jenen, die die Matrosenmeuterei von Cattaro niedergeschlagen hatten, ein Freund des Vizeadmirals Horthy.

Meine Frau kam mit dem Eindruck zurück, daß wir von Andrássy vergeblich die nötigen entschlossenen Taten erwarteten. Das Telegramm von der italienischen Front hatte die Lage genügend beleuchtet, und Andrássy wußte, daß das Zusammenbrechen der Front nur mehr eine Frage der Stunde sei. In diesen Stunden war er leidenschaftslos, ruhig und in Anbetracht der Lage sogar zuversichtlich. Trotzdem hatte meine Frau den Eindruck gewonnen, daß nicht einmal er den Optimismus so weit trieb, sich auf dem Ballplatz



endgültig einrichten zu wollen. Er rechnete nicht mehr auf eine lange Dauer seiner Ministerschaft, und er mußte sich darein finden, daß er bald den Platz verlassen müsse, nach dem er sich lange Jahre, vielleicht ein ganzes Leben hindurch, gesehnt hatte, und dem zuliebe er noch vor wenigen Tagen mit mir und dem Nationalrat in unüberbrückbaren Widerspruch geraten war. Man schickte den Andrássy täglich frische Butter aus Budapest, aber jetzt ließ Gräfin Andrássy durch meine Frau der Beschließerin sagen, es sei nicht mehr nötig, denn bis die Butter nach Wien käme — wer weiß, wo sie da schon sein würden . . . Der Diener bereitete ein Bad, vergaß zufällig den Hahn zu schließen, und die Gräfin Andrássy fand das Badezimmer überschwemmt. Ärgerlich rief sie aus:

„Furchtbar! Wir kommen her und haben in einer Woche alles zugrunde gerichtet!“

Sie ist eine abergläubische Frau und hielt diese Sintflut für ein böses Omen. Es kränkte sie, daß sie jetzt, da ihr Traum sich endlich erfüllt hatte, keine Freude an der Herrschaft auf dem Ballplatz finden konnte. Das Schicksal war auch in kleinen Dingen dem nicht gnädig, der in großen Dingen soviel gesündigt hatte.

Hadik wurde am 29. zum Ministerpräsidenten ernannt, als es schon offenkundig war, daß die Volksstimmung so stark geworden sei, daß sich niemand gegen sie behaupten konnte. Hadik stellte am nächsten Tage, am 30., rasch sein Kabinett zusammen, und zwar ausschließlich aus den Parteien der mittleren Linken. Auch Stefan Szabó, den kleinen Landwirt, nahm er in sein Kabinett auf.

An diesem Tage weckte mich um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr morgens der Artilleriehauptmann Csernyak, der Präsident des Soldatenrates, und meldete mir, die Soldaten bereiteten einen Putsch vor, wollten die öffentlichen Bauten besetzen, die selbständige ungarische Armee gründen und meine Ernennung zum Ministerpräsidenten fordern. Ich vermochte kaum, ihn von seinem Plane abzubringen. Es hatte dem Nationalrat schon übermenschliche Anstrengung gekostet, die Matrosen, die von ihren Monitoren durchaus das Palais des Erzherzogs und die Ministerien beschießen wollten, irgendwie abzuwiegeln.

Die Lage Hadiks war völlig aussichtslos. Noch vor wenigen Wochen, als die Situation sich nicht so zugespitzt hatte, hätte ein Unternehmen, das durch die Aneignung meines Programms zum Ziele gelangen wollte, einigen Erfolg haben können, besonders, wenn



man diese Aneignung ernstlich und auf der ganzen Linie, also auch in der Nationalitätenfrage, konsequent hätte durchführen wollen. Heute aber war seine Person durchaus nicht mehr geeignet, die Parteien der Linken und die hinter ihnen stehende öffentliche Meinung zu befriedigen. Diese Regierung war die Krönung von Vázsonyis Intrigen, doch dieser konnte bei seinen sozialistischen Freunden nicht einmal durchsetzen, daß sie mit Hadik auch nur sprachen.

Und doch war Hadiks Person bei den dritten Schichten des Volkes sonst weder unbeliebt noch verhaßt. Noch unter der Koalitionsregierung von 1906 bis 1910, in der er unter Andrassy im Ministerium des Innern Staatssekretär war, war er einer der „schwärzesten“ Grafen, ja, in der ersten Zeit des Eszterházy-Kabinetts interpellierte er im Magnatenhaus wegen der Ministerschaft Batthyánys. Als Minister aber war er weder reaktionär noch unbedingt germanophil, noch auch ein Lakai des Kaisers gewesen. Als Ernährungsminister, der einerseits die Interessen der ärmeren Volksschichten, andererseits die der Ungarn den österreichischen Soldaten und allerlei Lebensmittelwucherern gegenüber zu wahren bemüht war, wurde er bald eines der populärsten Mitglieder der Regierung. Sein energisches, gegen jede Korruption gerichtetes Auftreten hat ihm auch Feinde verschafft, und bald begannen Intrigen gegen ihn. Da er der Führer der Opposition im Magnatenhause war, die sich Tisza anzugreifen vermaß, vereinigte sich die Rechte gerne gegen ihn, und die heimtückischen Intrigen des Prinzen Windischgrätz untergruben seine Stellung beim König und bei der Parlamentsmehrheit. Doch er blieb fest und warf lieber die Macht hin als seine reine Überzeugung. Er war ein harter und logischer Schädel, aber nicht eigensinnig und nicht einer von denen, die angesichts der Ereignisse verständnislos auf ihrem alten Standpunkt ausharren. So ist es begreiflich, daß, obgleich er in der alten Koalitionsregierung der verhaßte Gegner der Sozialisten war, er als Ernährungsminister zum ersten ungarischen Staatsmann wurde, der in seinem Ministerium den aus dem Parlament völlig ausgeschlossenen Sozialisten ein weites Arbeitsfeld sicherte und zum erstenmal so mit ihnen zusammenarbeitete, daß beide Teile zufrieden sein konnten.

Daß gerade er zum Ministerpräsidenten ausersehen war, geschah auch deshalb, weil man mit den Sympathien rechnete, die er bei den



Sozialisten genoß. Nicht seine Person, sondern die ganz verfahrenere Situation war schuld daran, daß man überhaupt nicht mit ihm verhandelte. Im ganzen Nationalrat war ich der einzige, der bis zu Ende geneigt war, eine Verständigung zu suchen und zu diesem Zwecke zu verhandeln.

Ich kenne Hadik als einen ungeduldigen, energischen Menschen, doch meine Überzeugung geht auch heute noch dahin, daß er, selbst wenn er einige Brachialgewalt oder etwas Militär hinter sich gehabt hätte, was, wie man nachträglich erfuhr, nicht der Fall war, es doch nicht auf sich genommen hätte, der ganzen flammenden Volksstimmung gegenüber seine Zuflucht zur Gewalt zu nehmen und seinen Namen mit einem Blutbad in Verbindung bringen zu lassen. Auch später, als das Kabinett Károlyi schon zustande gekommen war, war er, obgleich die eintägige Ministerpräsidentschaft seinem Prestige einigen Abbruch getan hatte, einer von jenen, die den neuen Zeiten und deren neuen Anforderungen volles Verständnis entgegenbrachten. Noch vor unserem Sturz sandte er mir die Botschaft, unsere Koalitionsregierung könne auch auf seine tätige Unterstützung rechnen, denn er sehe ein, daß wir in unserer Lage nicht anders handeln könnten, als wir handelten. Er wollte seinen Standpunkt auch vor der Öffentlichkeit in einem Artikel ausführen, aber mittlerweile hatte unser Sturz alles gegenstandslos gemacht.

Er blieb nur sich selbst gegenüber treu und konsequent, als er an der ruhmlosen, verbrecherischen Arbeit des sogenannten christlichen Kurses nicht nur nicht teilnahm, sondern auch seine Stimme gegen ihn erhob.

Die Regierung, die er am 30. Oktober zusammenstellte, zeigte seine Schwäche. Sämtliche Kräfte, alle Wertfaktoren gruppierten sich schon um den Nationalrat, und auch der alte Staatsmechanismus funktionierte nicht mehr. Ohne physische und moralische Kraft war diese Regierung außerstande, die Nation zu führen oder die Ordnung aufrechtzuerhalten. Aus den Kasernen zerstreuten sich die Soldaten in alle Winde, ein Teil der Arbeiter war bewaffnet, ein großer Teil des Bürgertums, der Polizei, der Offiziere und Soldaten hielt es mit uns.

Den Nationalrat ließ die Ernennung der Regierung Hadik ziemlich gleichgültig. Am Tage dieser Ernennung waren die Dinge auch in Wien bereits so weit gediehen, daß Deutschösterreich Republik



wurde. Unsere Sorge war es, die vielen Putschpläne rechtzeitig zu vereiteln, denn wir mußten immer damit rechnen, daß fremdes Militär gegen die Revolution in Aktion trete, wobei dann ein Blutbad unvermeidlich gewesen wäre. Die Aufrechterhaltung der Ordnung blieb ganz und gar die Aufgabe des Nationalrates, und diese Aufgabe war nicht leicht. Fast stündlich strömten neue Marschbataillone vor das Hotel „Astoria“, die den weiteren Gehorsam verweigerten und sich uns anschlossen. Der Nationalrat beschloß daher, die ungarischen Soldaten in einer Proklamation aufzufordern, den Gehorsam zu verweigern, sofern man von ihnen verlangen sollte, auf das Volk zu schießen, und im übrigen die Befehle des Nationalrates abzuwarten. Wir beabsichtigten, diese Proklamation am Morgen des 31. Oktober zu veröffentlichen. Doch in der Nacht vom 30. auf den 31. Oktober kam etwas dazwischen: Die Revolution brach aus.

Am späten Nachmittag des 30. Oktober traf beim Nationalrat die Nachricht ein, daß unter dem Kommando von Offizieren des Soldatenrates das Platzkommando besetzt worden sei! Wir waren vollkommen verblüfft. Denn wir wollten ja die Macht noch nicht übernehmen; wir wollten erst unsere Kräfte organisieren. Doch bis zum Abend hatte sich die Revolution vollkommen entfaltet. Ohne jeden Widerstand wurden hintereinander die Kommandostellen, die Kasernen, die Telephonzentralen und die Hauptpost besetzt! Das Volk selbst machte die Revolution, das Volk ergriff die Macht und legte sie in die Hände des Nationalrates.

Als die revolutionären Soldaten das Platzkommando besetzt hatten und den Platzkommandanten gefangen in das Hotel „Astoria“ brachten, erklärte ich dem General Várkonyi, der stramm salutierend vor mich hintrat, daß er sich als unser Gefangener zu betrachten habe, worauf der General seinen Säbel abschnallte und uns übergab. Ich beruhigte ihn, daß zur Übergabe seines Säbels kein Grund vorläge, er möge ihn nur behalten. Und ich bat ihn, vorläufig in einem Zimmer des Hotels „Astoria“ in unserem Gewahrsam zu verbleiben. Noch bevor er sich entfernt hatte, entstand plötzlich großer Lärm, und mehrere Detonationen schlugen an unser Ohr. Der gefangene General horchte auf, und auch wir wurden aufmerksam. Er vermeinte das Knattern von Maschinengewehren zu hören und sagte mit freudestrahlendem Gesicht zu den jüngeren Offizieren,



die mit ihm zusammen gefangen eingebracht worden waren: „Die Truppen zu unserer Befreiung nähern sich! Mein geübtes Ohr ist nicht zu täuschen — ich erkenne von weitem die Maschinengewehre!“ Es stellte sich rasch heraus, daß er das Zuschlagen mehrerer Türen für Maschinengewehrschüsse gehalten hatte.

Damals lagen die Dinge so, daß wir die Arbeiterschaft aufgefordert hatten, am nächsten Morgen von überall her in die Stadt zu ziehen und sich an bestimmten Versammlungspunkten einzufinden. Wir überließen uns dem Schicksal: War es richtig, daß das Militär nicht mehr gegen das Volk, gegen seine Brüder, Väter und Söhne zu verwenden war, dann war der Nationalrat am anderen Tage Herr des Landes. Hatten wir uns getäuscht, dann mußte unsere Kühnheit mit dem Leben bezahlt werden. Zu jener Stunde hatte sich die Arbeiterschaft längst aus den Fabriken und Werkstätten entfernt, und vor dem Morgen konnten wir also auf ihre Hilfe nicht rechnen. Es stand uns keine andere Brachialgewalt zur Verfügung als jene Offiziere und Soldaten, die uns den Eid geleistet hatten. Doch nicht bloß die Arbeiter, nicht bloß der größte Teil der Bevölkerung hatte keine Ahnung davon, was an jenem Abend in der Stadt vorging, selbst viele Mitglieder des Nationalrates wußten es nicht. Vorläufig waren wir im unklaren darüber, was sich in der Nacht ereignen würde, und diejenigen, die bereits nach Hause gegangen waren, erfuhren nichts mehr — so glatt und geräuschlos wickelten sich die Ereignisse ab. Auch unsere kleine Gruppe, die zusammengeblieben war, verringerte sich mit den jeweilig auftauchenden Schreckensnachrichten. Unentwegt hielten bis zuletzt die folgenden aus: Ladislaus Fényes, Siegmund Kunfi, Ernst Garami, Ludwig Biró, Ludwig Purjesz, Oskar Jászi, Wilhelm Böhm, Paul Szende, Eugen Landler, Ludwig Hatvany, Karl Kernstock und ich, endlich ein paar Journalisten, in erster Reihe Paul Kéri, der gar nicht Mitglied des Nationalrates war, und Ludwig Magyar, den die Fachorganisation der Budapester Journalisten in den Nationalrat delegiert hatte, nachdem sie die Zensur abgeworfen und auf revolutionären Boden getreten war.

Gegen ein Uhr begab ich mich nach meiner Wohnung, um für den Schutz meiner aus Wien heimgekehrten Frau und meiner Kinder zu sorgen, da man auf alles vorbereitet sein mußte. Ich postierte eine kleine Wache im Tor und ein Maschinengewehr auf dem Erker.



Ein Journalist, namens Nikolaus Lázár, der den General Lukachich von der Front kannte, suchte die sozialistischen Führer auf und sagte ihnen, daß Lukachich keineswegs jener blutdürstige österreichische Tyrann vom Schlage Haynaus sei, für den er allgemein gehalten wurde. Er habe mit ihm und auch mit einem seiner Angehörigen gesprochen und glaube, daß der General für unsere Sache zu gewinnen wäre, wenn der Nationalrat noch im Laufe der Nacht mit ihm in Unterhandlung träte. Dies war eine wichtige Nachricht, denn sie hätte uns den unblutigen Sieg gesichert. Wir beschlossen also, gemeinsam mit Garami den General aufzusuchen und vertraulich mit ihm zu sprechen. Als wir auf die Straße traten, fanden wir nur schwer ein Auto. Gleich darauf übergaben wir dieses den Matrosen, die zur Donau eilten, um das Wegschaffen unserer Monitore zu verhindern. So ging ich statt zu Lukachich nach meiner Wohnung in die Egyetemgasse. Als ich spät nachts meine Frau mit mir ins „Astoria“ nahm, hörten wir vom nahen, bereits besetzten Platzkommando deutlich Gewehr- und Maschinengewehrschüsse. Wir glaubten erst, daß ein eben aufmarschiertes bosnisches Regiment die im Gebäude Befindlichen attackiere. Es stellte sich aber heraus, daß die aufgeklärten bosnischen Soldaten durchaus keine Lust zu einem Angriff hatten. Es handelte sich nur um Freudenschüsse.

Als wir uns dem „Astoria“ näherten, empfing uns neuerdings heftiges Gewehrfeuer. Dies sah weit ernster aus. Je näher wir kamen, um so heftiger feuerte man, und ich war bereits überzeugt, daß regierungstreue Truppen angekommen waren und der formelle Angriff gegen die Revolutionäre im Zuge sei. Die nächtliche Dunkelheit und der Nebel machte es unmöglich, in der schwarzen Masse zu erkennen, was eigentlich vorgehe, und auf wen so wild geschossen werde. Auf das Gewehrfeuer rannte ein Teil der vor dem Hotel angesammelten Menschenmassen Hals über Kopf nach den Eingängen, denen auch wir zustrebten. Vor der Drehtür der Halle, die von zwei Seiten gleichzeitig bestürmt wurde, war das Gedränge so groß, daß man weder hinein, noch herausgelangen konnte. Die Luft gellte von Schreien und Flüchen. Die Situation war überaus peinlich, und erst nach geraumer Zeit nahm ich wahr, daß uns die Menge von hinten durch die Glastür in die Halle gedrängt hatte. Endlich ließ das Schießen nach, und wir stellten fest, daß ein an die Front bestimmtes Marschbataillon von der Bahn zurückgeholt



worden war, und daß dessen Freudenschüsse von den Truppen rings um das Hotel erwidert wurden. Im Nebel war dies von den weiter Rückwärtsstehenden nicht zu erkennen, die meisten glaubten an einen Angriff, und es ist ein Wunder, daß diese Unklarheit kein Menschenleben kostete.

Oben traf ich die Mitglieder des Nationalrates in sehr gemischten Gefühlen an. Wir wußten: Hatte Lukachich Truppen zur Verfügung, mit welchen er uns noch in der Nacht überfallen konnte, dann waren wir verloren, denn vor acht Uhr morgens konnte die Arbeiterschaft nicht anrücken. Überdies bereitete es uns große Sorge, jedes Blutvergießen zwischen den Truppen der Regierung und den unseren zu vermeiden.

Um drei Uhr morgens ging ich neuerdings nach Hause, um dort nach dem Rechten zu sehen und eine Stunde lang zu ruhen. Kaum hatte ich meine Wohnung betreten, da stürzt Ludwig Purjesz atemlos bei mir ein: Es müsse unbedingt sofort etwas unternommen werden, um mit Lukachich Frieden zu schließen, sonst werde die Revolution am Morgen im Blute erstickt und die Mitglieder des Nationalrates gefangengenommen. Die Telephonzentrale habe Lukachichs Telephongespräche angehört und so erfahren, daß der General dem König über die Ereignisse Bericht erstattet und dessen Befehle darüber erbeten habe, ob er auf das Volk schießen lassen solle. Purjesz bat mich, auch im Namen der übrigen zusammengebliebenen Mitglieder des Nationalrates, sofort mit dem General Lukachich und auch mit dem Erzherzog Josef telephonisch zu sprechen, damit verhindert werde, daß just in den Straßen Budapests Blut fließe, während doch auf dem Gebiete der ganzen übrigen Monarchie die unabhängigen Nationalstaaten unblutig zustande gekommen waren. Ich rief sofort, spät in der Nacht, den Erzherzog Josef an und sprach mit ihm in diesem Sinne. Ich bat ihn dringend, sofort mit dem General Lukachich zu sprechen, was der Erzherzog auch versprach. Er verabschiedete sich und wollte mir das Resultat seines Gespräches mit Lukachich unverzüglich bekanntgeben.

Ich eilte sofort in Begleitung meiner Frau nach dem „Astoria“ zurück, obwohl Purjesz mich überreden wollte, sie zu Hause zu lassen, da er sie den Ereignissen, die immerhin eintreten konnten, nicht aussetzen wollte. Meine Frau aber meinte, sie bleibe im Falle eines Unglückes lieber neben mir als allein. Wir schritten in dem



Bewußtsein dahin, vielleicht Gefangene zu sein, ehe es Tag geworden. Als wir das Hotel erreicht hatten, dämmerte es bereits. Es regnete. Jetzt erkannten wir erst, daß das gesamte Militär vor dem Hotel nicht mehr als hundert, zweihundert Mann betrug. Oben empfingen uns müde, übernächliche Gesichter, schläfrige Gestalten. Wohin man blickte: Zigarrenstummel, Rauch, stickige Luft. Jászi und Kéri erklärten die Schlacht für verloren, denn von nirgend käme Militär, und die Arbeiterschaft sei nicht rechtzeitig zu alarmieren. Andere vertrauten darauf, daß auch Lukachich nicht genug Soldaten habe, und daß sich der schwankende König und die Regierung die Sache bis zum Morgen überlegen würden — dann aber hätten wir nichts mehr zu fürchten, denn dann stünden Hunderttausende bewaffnet neben uns. Darin aber stimmten alle überein, daß es — mußte die Revolution einmal ausbrechen — sehr bedauerlich sei, daß sie ohne unser Wissen, ohne unsere Vorkehrungen ausgebrochen sei.

In solcher Stimmung erwarteten wir den Anbruch des 31. Oktober. Es regnete unaufhörlich, und unsere kleine Besatzung schmolz zusammen, denn immer mehr Müde und Schläfrige, Durchnäßte stahlen sich nach Hause. Sozialisten gaben den Journalisten und den Soldaten die Schuld, diese Situation herbeigeführt zu haben, dieselben Sozialisten, die es am Nachmittag versäumt hatten, die Arbeiterschaft auf die Beine zu bringen.

Diese peinlichen Minuten wurden durch einen Telefonanruf unterbrochen. Graf Johann Hadik war am Telefon — er wollte mit mir verhandeln. Ich sagte ihm, daß ich mich auf Verhandlungen nur einlassen könne, wenn er den Nationalrat anerkenne und mit mir in meiner Eigenschaft als Präsident dieses Nationalrates zu sprechen wünsche. Er antwortete, es sei in Ordnung, er nehme diese Bedingungen an. Wir alle, die wir dort zusammenkauerten, atmeten auf, wir fühlten, daß sich die Schlacht zu unseren Gunsten entscheide, denn Hadiks Gefügsamkeit bedeutete schon den halben Sieg. Sie verriet, daß es den Gegnern an physischer wie moralischer Kraft mangle, gegen uns vorzugehen. — „Wann treffen wir uns?“ fragte ich Hadik. Hadik, der im Gebäude des Ministerpräsidiums schlief, antwortete, er sei sehr müde und schläfrig, es sei noch zu früh, er möchte die Unterhandlungen auf eine etwas spätere Stunde festsetzen. — „Laß mich also wissen, wann du ausgeschlafen hast“, sagte ich ihm und setzte hinzu: „Die Sache ist wichtig genug, um



das Ausschlafen auf nachher zu verschieben.“ — „Wenn du willst, kannst du auch gleich kommen“, gab Hadik unwillig zurück. Trotzdem unterblieb die Begegnung vorläufig. Erst gegen sieben Uhr verständigte man mich, daß Erzherzog Josef und Ministerpräsident Hadik mich erwarteten. Ich setzte mich mit Jászi und Kunfi ins Auto und wir fuhren zum Ministerpräsidium.

Johann Hadik kam uns in Schlafrock und Pantoffeln entgegen. Er war blaß, müde und nicht minder ernst gestimmt als wir. So, wie er war, fast ohne ein Wort zu sprechen, ging er mit uns in das nahe Palais des Erzherzogs, wo wir diesen in Gesellschaft des Grafen Albert Apponyi antrafen. Apponyi saß mit gekreuzten Händen aufmerksam zuhörend da, den schönen Kopf auf die Brust gestützt. Er war vollkommen korrekt gekleidet, frisch und rosig, wie stets. Er hatte sicher auch in dieser Nacht geschlafen.

Johann Hadik begann damit, daß er dem Erzherzog im Hinblick auf die Ereignisse der Nacht seine Demission als Ministerpräsident übergab, die der Erzherzog zur Kenntnis nahm und im Namen des Königs akzeptierte. Dann erklärte Erzherzog Josef mich im Auftrage des Königs zum Ministerpräsidenten zu ernennen. Von irgend-einem Programm, irgendwelchen Bedingungen, war mit keinem Worte die Rede. Der Gegner hatte sich bedingungslos ergeben und die Waffen gestreckt. Nachdem wir dies zur Kenntnis genommen hatten, bat mich der Erzherzog, das Kabinett sobald als möglich zusammenzustellen. Ich antwortete ihm, daß auch ich dies angesichts der heutigen Lage für außerordentlich wichtig und dringend halte. Die Regierung werde unbedingt noch im Laufe dieses Tages gebildet sein, um dann für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen. Inzwischen traf General Lukachich ein, um dem Erzherzog Meldung zu erstatten. Er kam nur auf eine Minute ins Zimmer. Wir begrüßten einander nicht.

Graf Hadik sprach, abgesehen von seiner Demissionsanmeldung, die mit wenigen Worten erledigt war, nichts weiter. Kunfi versicherte dem Erzherzog, daß es mit Hilfe der Sozialistenpartei gelingen werde, die Ordnung aufrechtzuerhalten, womit die ganze Beratung eigentlich beendet war. Sie glich einer Kapitulation und dauerte kaum eine halbe Stunde.

Kunfi eilte nun ins „Astoria“, um das Vorgefallene dort zu berichten, während ich mich mit dem Erzherzog zurückzog, um die Lage,



die Zeremonie der Eidesleistung und deren voraussichtlichen Zeitpunkt usw. zu besprechen. Sodann informierte mich der Erzherzog über die Vorgänge in Wien.

Es war noch früh am Morgen, als ich zu Fuß von der Ofener Burg in die Stadt hinabging. Der Regen hatte aufgehört, auch der Nebel war verschwunden, die Sonne schien. Ein Journalist namens Ludwig Halász schloß sich mir an, und von ihm erfuhr ich, daß der Nationalrat, einer feierlichen Aufforderung des Bürgermeisters folgend, das Hotel „Astoria“ verlassen und im Stadthause ein würdigeres Lokal gefunden hatte.

Als ich die Treppen des Burggartens hinabstieg, ging leuchtend die Sonne auf. Dieser langsame Spaziergang über die Treppen des Burggartens bleibt meine schönste Erinnerung an die Revolution. Dieser Spaziergang und dann der Tag von Kápolna, da ich den Boden der Károlyi-Güter an das ungarische Volk verteilte. Es gab später manch großen und erregten Tag, doch keiner war mit diesen beiden vergleichbar. Ludwig Halász hielt sich an meiner Seite und sprach unausgesetzt. Ich weiß nicht mehr, was er sagte — wahrscheinlich bat er um eine Stellung — ich weiß nur, daß er mich störte. Ich dachte an meine Ahnen, an meine Großmutter Karoline: Wie glücklich wäre sie gewesen, hätte sie jetzt erleben können, daß der Triumph der ungarischen Unabhängigkeit sich an den Namen ihres Enkels knüpfte. Und meine Schwester Gery! Wie wäre sie mir freudejauchzend an den Hals geflogen! Es war mir, als sähe ich all diese lieben Toten vor mir.

Das Häusermeer zu meinen Füßen glänzte auf. Wie liebte ich Pest in dieser Minute — mehr als irgendeine Stadt auf der Welt. Mein Blick suchte unser Haus. Dieses Haus ist das Herz von Pest. So wie im Jahre 1848 schlägt auch heute dort die Pulsader der Revolution. Ich blieb einen Augenblick lang stehen, ich fühlte mich eins mit Budapest, ich hätte das vielgeprüfte Volk dieser Stadt in diesem Augenblick an meine Brust drücken mögen.

Ich erreichte die Brücke. Offene und heitere Gesichter blickten mich an. Gestern noch waren alle Gesichter finster und traurig. Ich fühlte trotz der schlaflosen Nacht nicht die geringste Müdigkeit. Als das erste, von Soldaten besetzte, mit weißen Herbstrosen geschmückte Lastauto an mir vorbeipolterte, war mein Gewissen ruhig. Ich fühlte, daß ich alles getan hatte, was getan werden mußte.



Beiseitezutreten wäre Fahnenflucht gewesen. Plötzlich überkam mich das Bewußtsein von der Größe der Ereignisse. Ich empfand das Ungeheure der Aufgabe, die ich übernommen hatte. Es galt das unabhängige Ungarn, dem ich mein Leben gewidmet hatte, erstehen zu lassen und die verhaßten Institutionen, die ich stets bekämpfte, zu zerstören. Neuerdings kamen mir Soldaten entgegen. Sie waren abgemagert, und die Uniform schlotterte um ihre Glieder. Ich blickte ihnen in die Augen: Das waren die Gesichter ungarischer Landarbeiter. Welches Schicksal erwartete sie, wenn sie nun heimkehren! Damals durchzuckte zum ersten Male, doch stärker als je, der Gedanke mein Hirn: Boden verteilen! Von der Stirn dieser Menschen die Sorge beheben! Ausgestoßene waren sie, und sie haben in den letzten Jahren Übermenschliches erlitten — man muß sie dafür schadlos halten! Boden allen Ungarn, denen kein Feld zu eigen! Ich danke Gott dafür, daß ich ausführen konnte, was ich mir damals gelobte. Bedenken hatte ich auch damals. Ich dachte an die Schläge, die auf Ungarn nach dem verlorenen Kriege niedersausen würden, doch diese Bedenken bekamen keine Oberhand über meine optimistischen Gedanken. Ich fühlte, daß jetzt gehandelt werden müsse, und ich fühlte, daß ich jetzt handeln würde. Ich fühlte meine Kraft.

Die Stadt jauchzte. Jedermann schmückte sich mit weißen Herbstrosen. Wir hatten gesiegt und ohne Blut gesiegt. Das wollte die weiße Blume besagen.

Gegen neun Uhr erreichte ich das Stadthaus. Auch hier empfingen mich glückliche Menschen. Als Ministerpräsident legte ich die Präsidentschaft des Nationalrates nieder, an meine Stelle wurde Johann Hock gewählt. Um diese Stunde herrschte auf dem Stadthaus und namentlich rings um den Nationalrat bereits ein lebensgefährliches Gedränge. Menschen, die gestern noch gegen uns gewütet hatten, beeilten sich nun, uns zu huldigen, uns ihren Eid zu leisten, um sich auch in der neuen Ära möglichst rasch sicherzustellen. Aber alle waren vom allgemeinen Jubel erfaßt. Die Parteien des Abgeordnetenhauses, die uns Kampf auf Tod und Leben angesagt hatten, rüsteten angesichts dieses alles hinweglegenden Volkswillens mit einemmal ab, und ihre Abgeordneten drängten sich in den Vorräumen des Nationalrates, um uns ungebeten und ungerufen den Treueid zu leisten. Das Gedränge nahm solche Dimensionen an,



daß wir uns von all diesen Übereiligen kaum befreien konnten, um endlich an die Beratungen der Kabinettsbildung schreiten zu können.

Sie ging rasch vonstatten. Da der Nationalrat seinen Sieg durch die Revolution erfochten hatte, kamen die, noch vor ein paar Tagen lautgewordenen Kombinationen, die sich auf eine Beteiligung bürgerlicher Politiker der Mitte bezogen, nicht mehr in Frage, und es konnte nur von jenen Parteien und Parteilosen die Rede sein, die sich dem Nationalrat, noch bevor er gesiegt, angeschlossen hatten. Das Portefeuille des Innern bot ich auf allgemeinen Wunsch dem anwesenden Grafen Theodor Batthyány an, der es auch sofort annahm. Das Portefeuille für Kultus und Unterricht hatte ich in erster Reihe Johann Hock zugedacht, der es aber mit der Motivierung ablehnte, seinen Prinzipien treu zu bleiben: Er wolle keinen Teil der Macht für sich in Anspruch nehmen, doch könne die Regierung in jeder Weise auf ihn rechnen. Hock war in jenen Tagen vielleicht der einzige, der nichts erbat, nichts annahm, aber alles anbot: Er stellte sein Wissen, sein Talent und seine ganze Arbeitskraft in den Dienst der Nation. Als Präsident des Nationalrates leistete er mit seinem weiten Horizont, seiner glänzenden Rednergabe, seiner Weisheit, seiner Erfahrung und seinem klaren Erkennen des nationalen Willens unserer Sache die wertvollsten Dienste. Ich bot also das Kultusministerium Martin Lovászy, das Handelsministerium Ernst Garami, das Ministerium für Volkswohlfahrt Siegmund Kunfi, das Ackerbauministerium Barna Buza, und das Volksernährungsministerium dem Staatssekretär Franz Nagy an. Minister ohne Portefeuille für die Nationalitäten wurde Oskar Jászi. Die Bildung des Ministeriums des Äußern sollte folgen. Wir wußten auch noch nicht, wer Finanzminister, Justizminister und Honvédminister werden solle. Ich übertrug die Leitung des Finanzministeriums vorläufig Paul Szende als Staatssekretär, der als Direktor des Landes-Handelsverbandes in Fachkreisen große Autorität genoß und als einer der Führer der radikalen Bürgerschaft sehr populär war. Am Vormittag waren diese Portefeuilles noch unbesetzt, und erst nachmittags schlug Kunfi vor, das Honvédministerium dem Artillerieobersten des Generalstabes Béla Linder anzubieten, den die soziale Partei seit langem nicht nur als hervorragenden Soldaten, sondern auch als Mann von sozialer Denkungsart kannte. Linder, den auch Graf Batthyány empfahl, war erst gegen Abend aufzufinden und



erklärte sich dann bereit, die schwere Aufgabe zu übernehmen. Das Justizministerium bot ich, auf Empfehlung Jászis, dem Universitätsprofessor Karl Szladits an.

Erst mittags kam ich endlich wieder in meine Wohnung nach Hause, um, nachdem ich vierundzwanzig Stunden auf den Beinen gewesen war, wenigstens ein Bad zu nehmen. Von Schlafen konnte natürlich auch jetzt keine Rede sein. Ich verzehrte in Gesellschaft meiner Frau und meines Sekretärs das aus einer Eierspeise bestehende Mittagessen, als der in meinem Hause wohnende Graf Armin Mikes bei mir eintrat. Er zeigte große Freude darüber, daß es dem Nationalrat gelungen war, die Unabhängigkeit und Freiheit der Nation ohne Blutvergießen zu erkämpfen, und daß ich an die Spitze des Landes geraten sei. Er erkundigte sich auch wohlwollend nach meinen Plänen und danach, wie ich das Kabinett zusammengestellt hatte. Ich sagte ihm, wen ich bisher zur Teilnahme an der Regierung aufgefordert hatte. Mikes äußerte Befriedigung darüber, daß das Kabinett nur zwei Sozialisten enthalte, und als er hörte, daß noch ein, zwei Portefeuilles unbesetzt seien, darunter auch — im Hinblick auf die ungewöhnliche Situation — das Ministerium a latere (um die Person des Königs), empfahl er mir für dieses sehr warm den Grafen Paul Teleki, der zwar als Abgeordneter der Andrassy-Partei angehöre, aber ein junger Mann von so demokratischer Denkungsart und so großem Wissen sei, daß er sicher die Eignung habe, in meine Regierung einzutreten. Er erzählte ferner, daß Teleki just bei ihm zu Gast sei, und daß er — Mikes — als er die großen Ereignisse des heutigen Tages mit ihm besprach, entschieden den Eindruck gewonnen habe, daß Teleki unbedingt unser Mann sei. Endlich bat er mich, den Grafen Teleki, der zur Zeit Präsident des Kriegsfürsorgeamtes sei, und diese Stellung auch behalten wolle, in diesem Amte zu bestätigen. Kurz darauf erschien Graf Paul Teleki und gratulierte mir sehr herzlich. Ich bot ihm sofort die Präsidentenstelle des Kriegsfürsorgeamtes an, die er auch unter der früheren Regierung innegehabt hatte, und er nahm diese bereitwilligst an.

Im Auftrage des Grafen Stefan Tisza war Baron Alexander Vojnics bei Theodor Batthyány erschienen, um ihm mitzuteilen, daß Stefan Tisza der Arbeitspartei mitteilen ließe, sie möge es als vaterländische Pflicht betrachten, sich um den Nationalrat zu scha-



ren und ihn in seiner Arbeit zu unterstützen. Auch Tisza selbst wolle in diesen schweren Tagen die Regierung Károlyi unterstützen. Endlich bat Vojnics den Grafen Batthyány, die angebotene Dienstwilligkeit Tiszas eventuell in Anspruch zu nehmen. Batthyány nahm die Nachrichten zur Kenntnis, ließ aber Tisza sagen, daß es ihm bei der augenblicklichen Volksstimmung nicht angebracht erschiene, wenn Tisza irgendeine öffentliche Rolle übernehme, und daß Graf Tisza am klügsten täte, wenn er sich vorläufig still verhielte. Am besten, er reiste in die Provinz — sobald sich die Gemüter beruhigt hätten, und der Haß gegen ihn abgeflaut sei, könne bei Abnahme der revolutionären Stimmung allmählich von Verhandlungen mit den früheren Politikern die Rede sein.

Von diesen früheren Politikern standen neben Tisza Szterényi, Windischgrätz und Vázsonyi im Mittelpunkt des Volkshasses. Namentlich die beiden letzteren, dann auch die Generale Szurmay und Lukachich wurden jetzt immer häufiger unter wütenden Flüchen und Drohungen genannt — die beiden Generale, weil sie auf das Volk schießen lassen wollten. Als ich hiervon Kenntnis erhielt, verfügte ich unverzüglich, daß die Polizei für den Schutz und die persönliche Sicherheit dieser Männer so lange Sorge tragen möge, bis die Revolutionsstimmung sich gemildert habe. Damals erfuhr ich, daß Tisza bereits von Gendarmen bewacht werde, und daß für die Sicherheit Szterényis und Vázsonmyis auf meinen Befehl gesorgt werden würde. Auch Graf Batthyány als Minister des Innern befahl im eigenen Wirkungskreise alle Schutzmaßnahmen und teilte auch mit, daß er Tisza empfohlen habe, zu verreisen.

Nachrichten aus Wien besagten, daß Andrássy im Mittelpunkt so lodernden Hasses stehe, daß sein Leben kaum gesichert sei. Sein Schicksal machte mir schwere Sorgen, und ich hätte ihn gern je eher in Ungarn unter meinem Schutz gewußt. Da es aber nicht ratsam schien, daß er nach Pest komme, so dachte ich, daß auch er irgendwo in der Provinz ruhigere Zeiten abwarten solle. Es war auch zu befürchten, daß er auf der Reise von Wien erkannt und durch revolutionäre Soldaten oder Volksmassen gefährdet werde, und deshalb mußte man für seine Sicherheit und womöglich auch für sein Inkognito sorgen. Andrássy kam zu Schiff nach Pozsony (Preßburg) und wurde von dort auf mein Geheiß im Auto nach Dénesfa gebracht.



Um vier Uhr nachmittags hielten wir mit den designierten Mitgliedern der Regierung im Stadthause eine Konferenz ab, auf welcher wir die nächsten Agenden und unser Programm besprachen. Während wir noch berieten, rief man mich aus dem Zimmer und bat mich, unverzüglich im Auto ins „Astoria“ zu fahren, da dort üble Dinge vorgingen. General Lukachich war von Soldaten gefangen genommen und in das frühere Lokal des Nationalrates gebracht worden. Als die vor dem Hotel angesammelte Menge dies erfuhr, verlangte sie tobend, daß man ihr den unbarmherzigen General ausliefere, der in den letzten Wochen viele Deserteure hinrichten ließ, und von dem vor der Revolution jedermann wußte, daß er bereit war, ein Blutbad zu veranstalten. Zum Glück bewahrten unsere Leute im „Astoria“ ihre Geistesgegenwart. Da sie aber nicht imstande waren, die Menge, die auf ihre Worte nicht hörte, zu beruhigen, hatten sie den Einfall, mich schleunigst herbeizurufen, damit die unblutige Revolution nicht nachträglich befleckt werde. Ich begriff die Situation und beschloß, vom Balkon des Hotels zu der Menge zu sprechen. Mein Erscheinen weckte brausende Eljenrufe und Applaus, und dieselben Leute, die eben noch den Kopf Lukachichs gefordert hatten, tobten, alles vergessend, vor Begeisterung. Ich begann zu sprechen, um ihre Aufmerksamkeit noch eine Weile lang zu fesseln, während General Lukachich in einem Nebenzimmer seine Uniform mit Zivilkleidung vertauschte. Dann brachte ihn der Apotheker Alexander Szántó, derselbe, der mir ein Jahr früher in der Schweiz Dienste geleistet hatte, mit seinem Freunde Koloman Molnár und mit Géza Supka durch einen rückwärtigen Ausgang ins Freie und nach seiner nahen Wohnung, wo sich der General verborgen hielt.

Szántó, der bisher Lukachich gar nicht gekannt hatte, ließ sich hierzu nur auf meinen Wunsch herbei. Während ich noch sprach, wandte ich mich an die hinter mir Stehenden, um zu erfahren, ob ich meine Rede schon beschließen könne, und ob Lukachich bereits in Sicherheit sei. Man flüsterte mir zu, ich möge noch eine Minute lang weiter sprechen, der General werde eben hinuntergebracht, aber solange er nicht völlig in Sicherheit sei, müsse man Vorsicht walten lassen. Erst als man mir sagte, daß alle Gefahr vorüber sei, beendete ich meine Rede, die gar keinen anderen Zweck gehabt hatte, als den Rückzug Lukachichs zu ermöglichen. Soweit ich mich



erinnere, war auch Paul Kéri Zeuge dieser Szene, und ich entsinne mich genau, daß er die Rettung Lukachichs durchaus gut hieß, und daß er, der begeisterte Kombattant der Revolution, glücklich aufatmete, weil es gelungen sei, ein Menschenleben zu retten. Damals konnte ich mich selbst davon überzeugen, wie fern diesem Mann jeder Gedanke an Blutvergießen lag. Diese „blutigen Revolutionäre“ hätten gegebenenfalls Tisza natürlich ebenso gerettet wie Lukachich.

Als Lukachich in Sicherheit war, begab ich mich mit den Mitgliedern der Regierung vom Stadthause in die Burg, um den Eid in die Hände des Erzherzogs Josef zu leisten. In der Vorhalle des erzherzoglichen Palais mußten wir ein wenig warten, und dort traf uns die Nachricht, daß Stefan Tisza in seiner Villa ermordet worden sei. Wir waren alle tief betroffen. Er war zwar unser Gegner, doch just in den letzten Tagen hatte er keine große Rolle mehr gespielt und sich selbst von den politischen Ereignissen losgelöst. Fünf Minuten vor der Zeremonie der Eidesleistung erreichte uns diese Nachricht, und Karl Szladits war so entsetzt, daß er dort an Ort und Stelle das ihm angebotene Justizportefeuille ablehnte und sich augenblicklich aus dem Staube machte. Auf dem reinen Schilde unserer herrlichen Oktoberrevolution war Tisas Ermordung der erste Blutfleck. Wir waren uns vollkommen darüber im klaren, daß diese unbedachte, der hemmungslosen Volksleidenschaft zuzuschreibende Tat der siegreichen Revolution nicht von Nutzen sei. Seit Tisza in jener denkwürdigen Sitzung des Abgeordnetenhauses, in welcher er den Bankerott seiner Politik zugab, freiwillig die Waffen gestreckt und seither überdies dem Nationalrat seine Unterstützung zugesagt hatte, konnte ihn niemand für einen Gegner halten, an dessen gewaltsame Beseitigung auch nur gedacht werden durfte. Es ist meine tiefe Überzeugung, daß kein einziger Politiker, kein einziges Mitglied des Nationalrates von diesem Mord vorher Kenntnis hatte, und daß er ausschließlich die Tat einiger verbitterter, vom Sturm der Revolution erfaßter Frontsoldaten war, deren Haß gegen Tisza älteren Datums sein mochte, doch nun erst hervorbrach, da sie vermeinten, die ersten Minuten des Friedens und der Freiheit dazu benutzen zu dürfen, um mit ihm abzurechnen. Ich muß hier bemerken — was ich übrigens schon erwähnte —, daß der Nationalrat keinerlei Beziehungen zum Soldatenrat unterhielt und



nicht nur keinen Einfluß auf dessen Arbeit nahm, sondern von dieser nicht einmal Kenntnis besaß. Doch ist es nach allem, was die Gerichte des „Kurses“ zutage förderten, nicht wahrscheinlich, daß der Soldatenrat an der Ermordung Tiszas irgendwie beteiligt war. General Lukachich war nicht weniger verhaßt, ja er gehörte zu den gefährlichsten Feinden der Revolution, trotzdem konnten wir, da wir die Möglichkeit dazu hatten, sein Leben retten, und das Volksurteil wurde an ihm nicht in so fürchterlicher Weise vollstreckt wie an Stefan Tisza. Von allen verhaßten Politikern und Soldaten kann sich keiner darüber beklagen, daß ihm auch nur ein Haar gekrümmt wurde. Unsere Revolution war eine pazifistische Revolution. Sie entsprang den reinsten, den edelsten, nationalen und menschlichen Gefühlen, und diese einzige Tat der Verbitterung kann ihr Bild vor der Geschichte nicht verdunkeln.





Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München



# **GEGEN EINE GANZE WELT**

VON

**MICHAEL GRAF KÁROLYI**

**MEIN KAMPF  
UM DEN FRIEDEN**



1 9 2 4

**VERLAG FÜR KULTURPOLITIK  
MÜNCHEN**









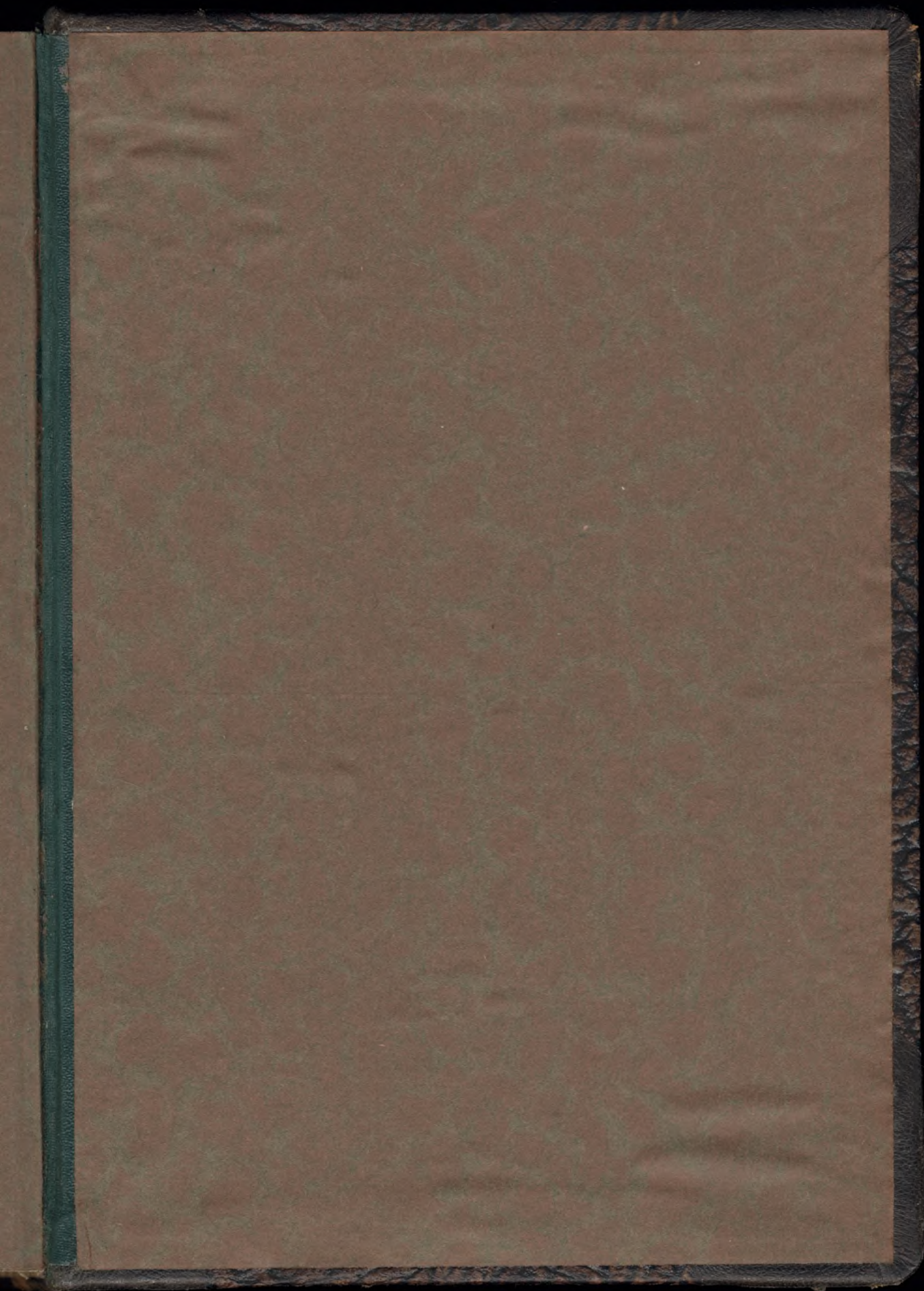


Myo

23181

(24)











KÁROLYI  
GEGEN EINE  
GANZE WELT



.....M.....  
45.936 OSZK

.....